Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

Hundertundvierzehnter Band

Juli / September 1921

BERLIN

[illegible]rlag der Zukunft

Großbeerenstraße 67

Inhalt

Die Zukunft

Berlin, den 2. Juli 1921

Das Zweite Gesicht

Jenseits von Gut und Bös

In den Reden meiner Ankläger, die kein wahres Wort vorbrachten, war keine Lüge mir wunderlicher als die Warnung, von mir, der ein höchst gewandter Redner sei, Euch etwa bethören zu lassen. Die so sprachen, mußten ja wissen, daß ich nach ihnen reden und meine Unbeholfenheit in Rednerskunst zeigen werde. Sie schämten sich gar nicht, sogleich von mir widerlegt zu werden: und erwiesen dadurch noch deutlicher als auf jede andere Art, bis in welchen Grad von Unverschämtheit sie gediehen sind. Hätte ich hier Entschuldigung versucht, geklagt, gejammert und so geredet, wie Ihr, Richter, von Angeklagten zu hören gewöhnt seid und am Liebsten hört, dann hätte ich wohl meiner Sache genützt. Dieser Weg aber wäre meiner unwürdig gewesen. Ich will lieber anständig handeln und sterben als um den Preis unedlen Thuns mein Leben erkaufen. Auch in der Schlacht kann Einer, der die Waffen wegwirft und mit flehentlicher Bitte sich an die Verfolger wendet, oft dem Tod entrinnen. Nicht dort, nicht vor Gericht wird, wen nur würdiges Leben werthvoll dünkt, solche Mittel anwenden. Der Gemeinheit entrinnen wir schwerer als dem Tode; denn ihr Lauf ist viel geschwinder als des Todes. Mich, einen langsamen Greis, hat der Tod eingeholt und ergriffen; meinen Anklägern war die Gemeinheit auf den Fersen und hat sie, weil er noch schneller als diese rüstig Schnellen war, ge-

packt. Mich habt Ihr, sie hat der Spruch der Wahrheit für schuldig erklärt. Ich gehe in den Tod; sie gehen in den Ruf niederträchtiger Ungerechtigkeit. Und wir müssen uns, Beide, in den Richterspruch bescheiden." So spricht von seinen Anklägern, zu seinen Richtern der platonische Sokrates, ein Mann über Siebenzig, der Weiseste in Athen, ein längst nur noch auf Edelfruchtacker des Geistes Heimischer. Peitscht Ankläger und Richter mit den roth striemenden Wörtern Lüge, Gemeinheit, Niedertracht; und wendet sich, mit schon wieder geschwichtigter Seele, dann von ihnen nach dem dräuenden Gruß: „Wer von uns dem besseren Schicksal entgegengeht, weiß nur droben der Gott." Von allen uns überlieferten Reden Angeklagter, Verurtheilter ist diese die schönste. Der, wie Jesus aus Nazareth, der Jugendverführung, Volksverführung Angeschuldigte wendet den Spieß und richtet die Spitze gegen die außen zierlich bepinselte, innen gepolsterte Brustwand der nur von der Sorge um Geld und Gut, Erwerb und Vortheil Bewölkten. Der Angeklagte wird Ankläger, der Verdammte Richter im Bereich seiner Welt. Den Drang, diese herrlichste aller Apologien wieder zu lesen, aus dem eklen Dunst unseres Staatsunwesens wieder zu dem Grat aufzuschauen, wo die Gestalten der Platon und Sokrates, unsterblich, von einander unlöslich, die Jahrtausende überdauern, danke ich dem tiefen Eindruck, den der Abschluß des Verfahrens gegen den Kommunisten Max Hölz in mir hinterließ. Der Rückblick auf die Wegesstrecke ermuthigt nicht, auf steten Vorschritt, unhemmbare Evolution der Menschheit „in Ruhe und Ordnung" zu hoffen. Nicht von Krieg, Umstülpung oder Zertrümmerung der Staatsformen, nicht vom erfolgreichsten Aufstand kam uns heilsame Weltänderung; nur (memento, Lenin!) von der Technik. Dampfbahn und Dampfschiff, Elektrolicht, elektrifizirtes Fahrzeug unter, auf, über der Erde, maschinirtes Großgewerbe, Mechanismen jeglicher Art: Dies ist unser. Doch nicht einmal das Außen des Massenlebens ist, in Breite und Tiefe, überall besser geworden. Kein Hellene, gewiß auch kein Perser hat so jämmerlich gehaust, so hoffnunglos gefront wie das Gekribbel im dunkelsten London, die Millionen in den Elendsquartieren aller Riesenstädte. Und von dem öffentlichen Recht wich längst schon der Schatten

selbst gotthaften Waltens. Jeder Tag lehrt, wie wenig Religion, gar auf deutschem Boden, wo das Christenthum nie unter die Deckschicht drang, niemals die Seele eroberte, vermocht hat. Und die Rechtssittlichkeit der deutschen Scheinrepublik von heute stänke einem Sokrates wie die schmutzigste Pfütze. Den weisen Erzieher richtet die Polis, der Staat. Weil in der Schaar ehrenwerther Bürger, die den Gerichtshof bildeten, die Zahl der von der Anklage Ueberzeugten die der Anderen um sechzig Köpfe überwachsen hatte, ward er schuldig gesprochen. Weil er, noch einmal, nun über die Frage nach Strafart und Strafmaß, zum Wort zugelassen, für sich das Recht auf Speisung im Prytaneion, des Bürgers höchste Ehrung, heischte, sich aber auch ironisch erbot, als bettelarmer Mann die von Platon, Kriton und deren Freunden gern vorgestreckte Bußsumme zu zahlen, schwoll die Mehrheit der humorlos gegen ihn Wüthenden und verurtheilte ihn zum Tod. „Wie dürfte ich, der gewiß ist, nichts Unrechtes gethan zu haben, von mir sprechen, als habe ich harte Strafe verdient?“ Zum dritten Mal darf er, ohne Hemmungversuch der Richter, reden, freimuthig wiederum die Gemeinheit und Niedertracht der Ankläger, die Kurzsicht der Richter rügen; und bis in den letzten Wank der durch das Harren auf des Heiligen Schiffes Heimkehr aus Delos weit hinausgeschobenen Todesstunde im Gespräch mit den Freunden das Hirn in Funkengestiebe wetzen.

Zweitausenddreihundert Jahre ists her. Gerichtsverhandlung ist lange schon nicht mehr ein düsteres Fest. Richten ein Alltagsgeschäft. Man „wird“ Richter, wie man Ingenieur, Bankschreiber, Nährmittelhändler, Staatsbureaukrat, Börsenmakler wird: um sein Brot und Kleid zu verdienen; treibt dreißig Jahre lang oder länger das Gewerbe, „Recht zu sprechen“. Schaudert Dich schon? Höre erst weiter. Herr Ebert, das durch Hochverrath an die Reichsspitze gelangte Haupt der internationalen, revolutionären, völkerbefreienden Sozialdemokratie, hat sich zu thun erdreistet, was kein Kaiser, der frechste nicht, je gewagt hätte, weils aus einer Partei wenigstens, der internationalen, revolutionären, durch Aufruf zu Volkserhebung ihm gewehrt worden wäre: hat die mühsam, in einem Jahrhundert hart schwielenden Ringens, erkämpften dürftigen Rechtsbürgschaften da gerade, wo sie unentbehrlich sind, im

Bezirk politischer Vergehen und Verbrechen, durch Allerhöch-
sten Ukas weggeschnitten und Allmacht über Leben, Frei-
heit, Bürgerrecht Ausnahmegerichten zugesprochen, deren
Dreimännerkollegium an keine Rechtsschranke gebunden,
deren Spruch nicht durch Berufung oder Revision wandel-
bar ist. „Pollice verso" werden hier Urtheile fabrizirt; drehen
Zwei von Dreien den Daumen abwärts, so ist Dein Kopf,
mein Junge, verloren; thuts nur Einer, so darfst Du, vielleicht,
im Zuchthaus faulen und Tuberkelbazillen fressen. Im Laufe
weniger Wochen haben diese Gerichte Zuchthausstrafen „im
Gesammtbetrag" (nur Kaufmannssprache taugt hier) zweier
Jahrtausende verkündet. Und den Sozialdemokraten-Parvenu,
der diese Schande ins deutsche Land gebracht hat, umwe-
delt, umräuchert der Dreibund Wirth-Hamm-Rathenau; und
keine „revolutionäre" Partei bäumt sich dawider auf, kein
Richter, Staats- oder Rechtsanwalt weigert die Beihilfe zu
Gestaltung solchen Zerrbildes von „Rechtspflege". Wars
Uebertreibung, da ich schrieb, in diesem Land sei die po-
litische Sittlichkeit unter die eines Negerdorfes im finster-
sten Afrika gesunken? Deshalb jauchzte jedes empörte Herz,
als die Holzpapiernen so dumm waren, nicht zu verschwei-
gen, daß Hölz seinem Schlußvortrag die Anrede vorausge-
schickt habe: „Hoher, hochverehrter, hochehrwürdiger Aus-
nahme-Sonder-Gerichtshof!" Das ist Shakespeare. Jacques,
Philipp Faulconbridge, Richard Gloster, Jago, Scheilock, Fal-
staff, Coriolanus: die tiefsten Humoristen des Briten könn-
ten so sprechen; in vier Wortgebilde so die grause Komik,
den ganzen Aberwitz eines Zustandes herbergen. Vergleichet,
wie schlecht der so hitzig um Shakespearenachahmung be-
mühte Jung-Schiller den Ton trifft. Auch den männischer be-
gabten Lenz, Büchner, dem Herodes-Hebbel und allen Nach-
fahren gelang er niemals so vollkommen. Götzens saftige Ein-
ladung an die Kaiserlichen ist nur geniale Verwendung einer
Volksthumszote. Daß es Einer vermochte, dem nie auch
nur zum Vorhof des Dichtungreiches das Thor aufgethan
ward, ist kein kleines Wunder. Schließet für zwei Minuten das
Auge. Ein unter diesen Umständen Angeklagter, als Mensch-
heitauswurf von tausend Thürmen Verschriener, schon, von
listiger Absicht auf Entwürdung, in den Zuchthauskittel Ge-

zwungener, dessen Kopf der Ankläger gefordert hat, steht auf und spricht, aus dem Bewußtsein souverainer Ueberlegenheit: „Hoher, hochverehrter, hochehrwürdiger Ausnahme-Sonder-Gerichtshof!“ Dies wird bleiben. Und auf festerem Grund als vor acht Tagen darf ich, nach Hölzens Schlußrede, wiederholen: Karl Moor von Shakespeare.

Der Gerichtshof hat ihn des Hochverrathes und des Totschlages schuldig erkannt und auf Lebenszeit ins Zuchthaus verurtheilt. Nach deutscher Prozeßordnung wäre er vors Reichsgericht oder vor Geschworene, vor die Auslese der besten Juristen oder vor Rechtsgenossen aus dem Volke gekommen, denen, Beiden, das Thatrichten nicht Alltagsbeschäftigung ist. Genosse Ebert wies ihn vor drei Zufallsrichter, an deren reinem Willen Zweifel nicht erlaubt, deren Spruch aber von keiner Instanz nachprüfbar ist. Mir scheint er Fehlspruch. Daß Hölz „gewaltsame Aenderung der deutschen Verfassung unternommen“ hat, also des Hochverrathes schuldig ist, wird nicht bestritten. Sein Unternehmen hatte keinen, das der Herren Ebert und Scheidemann hatte vollen Erfolg. Dreißig Monate danach die Höchststrafe für Einen, der aus edlerem Drang, ohne Gewinnsucht, mit täglichem Lebenseinsatz das Selbe versuchte und den, nach dem Gesetz, der Richter sogar zu fünfjähriger Festunghaft verurtheilen konnte? Alles seit zwei Jahren Geschehene schrie nach Zubilligung mildernder Umstände an einen Sozialisten, Kommunisten, der von Pseudogenossen den ganzen Bezirk seines Ideals so schmählich verschmutzt sah. Aber Härte ist noch nicht Unrecht. Doch unverzeihliches die Vollwerthung, schon die Hinnahme von belastender Zeugenaussage, für die öffentlich, sogar (hört!) durch Zettelanschlag in Gefängnissen, Geldlohn von einem hohen Polizeipräsidio angeboten worden war. Vor Sträflingen eine Prämie für Zeugniß wimpeln, das die Verurtheilung eines bestimmten Menschen erwirken kann: auch diese Schmach wurde erst durch Eure „Revolution“ möglich. Kein Richthofen, Stubenrauch, Jagow hätte sich dahin erniedert; und wers gewagt hätte, wäre, so lange es in Deutschland und Preußen eine kräftig Freiheit und Menschenrecht schirmende Opposition gab, in Vehmnacht geweht worden. Diese Auslobung müßte zu Entkräftung des ganzen Verfahrens genügen.

Nicht den schäbigsten Taschendieb brächte, trotz Vorstrafe, ein bezahltes Zeugniß ins Loch. An den Totschlag glaube ich nicht. Hölz, der nichts Wesentliches leugnete, nur einmal, gegen den Verdacht, er habe je ein Kind mißhandelt, wild ausschlug und nach Verkündung der Todesstrafe geradezu lechzte, hätte Mord und Totschlag zugegeben. Lügnerische „Stimmung“-Vorberichte drängten uns in den Wahn, er sei durch Blutmeere geschritten. Der Gerichtshof hielt einen Totschlag, einen, für erwiesen. Und wie war das einzige Zeugniß, das ihn, selbst nach der Meinung des Anklägers, bewies, erlangt worden? Der Staatsanwalt hatte die Witwe des Erschossenen in Hölzens Haftzelle geführt und sie dort gefragt, ob Dieser ihres Mannes Mörder sei. Eine Frage von stärkerer Suggestivkraft ist kaum zu ersinnen. Unstillbaren Schmerzes Pein, Sehnen nach Sühnung des Verbrechens, das zwei Leben zerstört, das Glück einer Familie vernichtet hat, seelische Einwirkung der Gefängnißatmosphäre, zwischen Riegel und Gitterluke ein schwerer Schuld schon Ueberführter, mittelbar, als Haupt des Rebellenhaufens, auch an der Einzelthat sicher Mitschuldiger, nur dieser Eine, im Sträflingskleid, dem scheu gefürchteten Anwalt des Staates höchst verdächtig: kein unbefangener Kriminalist von moderner Fachbildung ließe die Antwort auf eine so gestellte Frage als vollwerthig gelten. Ist, was in den letzten Jahrzehnten die Psychologie der Zeugenaussage erschürft hat, noch nicht bis Moabit gedrungen? Sechs, zwölf Männer mußte der Staatsanwalt schaaren und vor ihnen die Witwe fragen: „Ist hierunter Einer, den Sie, ohne Zweifelsanhauch, mit fester, zu eines Eides Gebälk brauchbarer Gewißheit, als den Töter Ihres Mannes bezeichnen können?“ Dann konnte die Antwort Baugrund für ein Urtheil werden. Die gegen Hölz angewandte Methode der Thäterrekognition ist nur noch dunkelsten Landes Brauch. Ein durch langjährige Diensterfahrung, durch Selbststudium und ungemeine Verstandesschärfe zu Gutachten berufener Kriminalkommissar, Herr Dr. Kopp, dem als Zuhörer eines Verhandlungtages die Meinung entstanden war, dem vogtländer Hauptmann werde wohl über Gebühr viel aufs Kerbholz gekreidet, hatte sich den Vertheidigern erboten, die Mängel und Fehlerquellen solcher Rekognition vor

Gericht zu beleuchten. Seine Vernehmung wurde von Gerichtshof und Staatsanwalt abgelehnt (von dem Herrn Prokurator mit der, wie Freund Mittelstaedt gesagt hätte, „abwegigen“ Begründung, Gutachten des Untergebenen gegen Vorgesetzte seien ungehörig; der Kommissar ist aber der Staatsanwaltschaft eben so wenig „untergeben“ wie der Untersuchungrichter, der nach ihrer Weisung handelt). In einer Sache, die um Leben und Tod geht und von keiner Instanz nachprüfbar ist: abgelehnt. In Pausch und Bogen, vielleicht, Kriminalbeamtenschaft, die an liebreich ernstes Studium der Menschenseele Zeit vergeudet, statt sie nur zu „Erledigung des Dezernates“ zu nutzen? Höhnisch lacht in seinem Käfig Hölz auf. „So ist Ihr Recht! Nur ja sich auf nichts einlassen, wodurch ein Bischen Wahrheit ans Licht kommen könnte. Der Schwindel muß klappen; dann ist Alles in Ordnung.“ Schluß der Beweisweisaufnahme. Vier Vorträge. Dann spricht er selbst.

Die Rede ist, leider, noch nicht im Wortlaut veröffentlicht worden und ich kann deshalb nur ein paar merkenswerthe Sätze draus wiedergeben. Schon nach der Anrede droht der Vorsitzende, ihm das Wort zu entziehen. „Das können Sie. Denn Sie haben die Gewalt. So lange aber, wie Sie mich reden lassen, sage ich, was ich will, was ich empfinde, nicht, was Ihnen paßt. Auch nicht, um mich zu vertheidigen. Wie käme ich dazu? Ich klage die bürgerliche Gesellschaft an; ob sie mich Angeklagten nennt, ist mir gleichgiltig. Als Kind sah ich im Puppentheater meines Dorfes den Prozeß Dreyfus aufführen. Jedesmal, wenn ich in diesen Saal geführt wurde, stand das Bild von der Bühne vor dem Auge meines Geistes. Sie gleichen ganz und gar den schwarzen Richter-Marionetten von damals. Ich will Sie jetzt nicht etwa persönlich beleidigen. Sie haben eben kein Herz. Sie sind Holzpuppen ohne Gefühl. Im Verein mit dem Bürgerthum, das ihm Honorar zahlt, schreit der Staatsanwalt, hier werde gegen eine Bestie verhandelt. Deshalb will ich Einiges über meine Persönlichkeit sagen und die Bestie, die Sie verurtheilen wollen, so seziren, daß Sie wenigstens ein Bild von ihr haben.“ Auf dem Dorf, streng, in Kirchenfrommheit, ohne wärmende Liebe, erzogen. Harte Arbeit. Vorbereitung für die Technische Hochschule. Patriotisch begeistert. Meldet sich freiwillig für den

Kriegsdienst. Die große Enttäuschung schleicht erst, saust nun heran. Platzen der schillernden Lügenblase. Der Husar wird Rebell. Da ringsum alle Leuchtfeuer erloschen sind, sei also Sturm. Propaganda, Verfolgung, Unterschlupf in Versteck, neue Hetzjagd, Verhaftung, Flucht, Gewöhnung an illegales Wirken in pechschwarzer Nacht, Selbstbetrachtung als lebender Leichnam. „Erst vor zwei Jahren kam mir die Erkenntniß, daß wir Revolution nicht ‚machen‘, nur fördern können. Das habe ich, als ihr einfacher Soldat, nach bester Kraft versucht. Immer und überall bin ich für die Befreiung unterdrückten Lebens eingetreten. Bis heute hatte Deutschland noch keine Revolution. Aber sie kommt, weil sie Nothwendigkeit ist. Und zu ihrer Beschleunigung haben Sie durch diesen Prozeß mehr gethan, als ich je thun konnte. Im Befreiungskampf habe ich, wie Sie in Ihrem Eroberungskrieg, jedes erlangbare Mittel angewandt; und noch vor zwei Jahren, als ich glaubte, der Kommunismus lasse sich ohne Gewalt durchsetzen, hätte ich mich gescheut, einem Menschen, wie ich jetzt einer bin, die Hand zu reichen. Aber haben die revolutionären Arbeiter je einen König, Prinzen, General, Parteiführer getötet? Unzählige der Unseren sind gemordet worden und die Ueberlebenden füllen die Gefängnisse. Um diese eingesperrten Genossen zu befreien, kam ich nach Deutschland zurück. Wenn ich einen Menschen getötet hätte, würde ichs nicht leugnen. Die Zuversicht, daß Millionen aufstehen werden, giebt mir die Ruhe und Kraft, auf mich zu nehmen, was Sie mir anthun wollen. Ich fürchte den Tod nicht. Sie sagen, daß auch Sie sich nicht fürchten. Schön. Aber die bürgerliche Gesellschaft fürchtet sich, sie ist unsagbar feig; sie ahnt wohl, daß ihr Treiben eine Revolution entfesseln muß und wird, die an Grausamkeit die französische und die russische weit übertreffen kann. Sie selbst zwingt ja das Proletariat zu äußerster Grausamkeit. Fragen Sie doch, wie viele Proletarier Ihre Sipo getötet hat! Das aber wollen Sie nicht wissen. Vor Ihrem Urtheil fühle ich mich wie vor einem Schulexamen. Wenn Sie mich freisprächen (was Sie ja gar nicht können), würde ich mich schämen. Verurtheilen Sie mich zu zehn Jahren Zuchthaus, so wäre Das für mich Censur Nummer 4; lebenslängliches Zuchthaus wäre schon Nummer 1, Todesstrafe

aber 1a. Nach einem Freispruch würden wir entweder alle Vier erschossen oder Sie müßten sich aufhängen, weil Sie sich vor Ihren Klassengenossen nicht mehr sehen lassen dürften, und ich müßte mich vor dem revolutionären Proletariat zu Tod schämen. Die bürgerliche Ehre, die Sie mir absprechen wollen, besaß ich nie; sie bedeutet für mich: Monocle, voller Bauch und hohler Kopf. Ich kenne nur die proletarische Ehre: und die können Sie mir nicht absprechen. Sie reden immer von Gerechtigkeit; beweisen Sie uns die doch mal dadurch, daß Sie gegen Ihre Klassengenossen eben so harte Urtheile sprechen wie seit Jahren gegen Proletarier." Er wird vom Vorsitzenden unterbrochen; nach der Urtheilsverkündung ruft er: „Es kommt der Tag der Freiheit und der Rache! Die Justiz ist eine Hure und Sie sind ihre Zuhälter!"

Das Letzte ist schon allzu schrill; schmeckt, nur Dieses, nach Programma. Ein Blutjunger (Knäblein noch, als Allteutschland die für Dreyfus, Picquart, Labori, Clemenceau und andere Revanchards mitleidig überströmenden Augen trocknete), hinter dem die Kerkerthür ins Schloß fiel, dem soeben verkündet ist, nie wieder dürfe er frei die Glieder regen, nie als Mensch unbewacht sich der Menschengemeinschaft freuen, keines Weibes Hüfte an seine pressen, dreißig Lenze, vierzig Winter gar auf dem Schemel verhocken, brüllt auf, wie ein wund in den engen Käfig gepeitschtes Thier, und tröstet sich für Minuten mit gellem Racheruf, an dessen Wirksamkeit er selbst nicht glaubt. Zuvor aber war ein Aufschrei, der noch vom Papier aus tief in das Mark der Seele schnitt. Der vorsitzende Richter hatte die Pflicht vergessen, auf diesem Stuhl, was auch geschehe, Mahadöh zu sein, menschlich Menschen zu sehen und niemals sich in Wuthausbruch zu entzügeln. Er ließ sich in den ungotthaften Aerger des in kleiner Würde Gekränkten hinabgleiten und pfauchte Hölz an: „Sie sind ein ganz unverschämter Lümmel, und wenn Sie sich jetzt nicht anständig benehmen, lasse ich Ihnen Fesseln anlegen!" Der Ruf riß weltbreite Kluft auf. „Verleumderischer Schurke", „ehrloser Verbrecher" oder irgendwie Aehnliches wäre nicht gelinder, nicht richterlicher, also gotthafter gewesen; kaum eher verzeihbar. Doch wer diesen leidenschaftlich Frechen, aus Urtriebes Abgrund luziferisch

Aufbrüllenden, wie einen in Gedräng den Nachbar knuffen-
den, tretenden Knoten, einen unverschämten Lümmel nennt,
Der hatte keinen Hauch seines Wesens, seines persönlichen
Pathos gespürt. Der Angeklagte nutzt, unbewußt wohl, den
Fehler; kann sich hoch über den Richter recken, der sich offen
ihm nun als Feind gezeigt hat. Aus dem Verschlag streckt er
die Arbeiterhände so jäh vor, daß die blauen Drellärmel mit
grauer Stulpe den Unterarm blößen. „Hier! Fesseln Sie mich
doch! Sie haben ja die Gewalt. Und rufen Sie auch gleich den
Scharfrichter herein. Ich zittere Ihnen nichts vor; und dann
ist die Komoedie wenigstens zu Ende.“ In Alledem ist tiefe-
rer Athem aus Natur, ist weniger Selbstspiegeldrang als in
Dantons berühmter Vertheidigungrede. Der Gliederbau ist
nicht so klar, die Worthaut nicht so straff und glatt über
das Gerüst des Wirkungwollens gespannt wie in dem viel-
bewunderten Vortrag des Sozialisten Friedrich Adler, der den
Grafen Stürgk, als einen Miturheber des schimpflich verloge-
nen wiener Ultimatums, also des Krieges, erschoß und, auch
aus der Schillerzone, „gesättigt mit der Bildung des Jahr-
hunderts“, wie der schlesisch-mosaische Dantonide Lassalle,
vor seine Richter trat. Hier aber ist, was die Anderen suchen,
doch nur manchmal erhaschen: Demos. Gar nichts Sokrati-
sches. „Da auch ich, nach Homers altem Wort, nicht dem Wald
oder Fels entstamme, sondern einer Menschenfamilie, auch
mir drum Verwandte leben, konnte ich etwa meine Söhne,
die zwei Knaben oder den Jüngling, hierherbringen, um mit
ihrer Hilfe von Euch, Männer Athens, Freispruch zu erbitten.
Nichts aber durfte ich thun, was meine Ehre, Eure, die der
ganzen Stadt herabsetzen könnte. Ob mein Ruf fest begrün-
det oder mir zugefallen ist: nach allgemeinem Glauben ist
nun einmal in Sokrates Etwas, das ihn über die meisten
Menschen hebt. Manchen sonst Hochmüthigen sah ich, freilich,
vor Gericht sich betragen, als sei das Sterben entsetzliche
Qual und als würde er ewig leben, wenn Ihr ihn nicht zum
Tod verurtheiltet. Solche Männer bringen ihrem Staat nicht
Ehre; der Fremde, der sie erblickt, muß staunend sehen, daß
gerade vielfach gerühmte, für Staatsämter und hohe Posten
aller Art auserwählte Athener sich so weibisch zeigen. Wer
solche Rührstücke auf die Szene bringt, liefert unseren Staat

dem Spottgelächter aus; und Ihr müßtet ihn eher verdammen als Einen, der sich gelassen giebt. Durch Bitte Einwirkung in das Herz des Richters zu versuchen und Freispruch zu erstreben, dünkt mich nicht würdig. Nicht verschenken soll der Richter das Recht, sondern es wahren; sein Eid bindet ihn, nach dem Gesetz, nicht nach Gunst und Vorliebe, als ein von Gründen Ueberzeugter, nicht als ein von Bitten Erweichter, das Urtheil zu fällen. Durch den Versuch, Euch durch Bitten mir günstig zu stimmen, würde ich mich und Euch von dem Glauben an Götter entfernen: durch meine Vertheidigung also selbst die Anklage, ich sei gottlos, als wohlbegründet erweisen. Ich aber, Athener, glaube an Götter, inbrünstiger als irgendwer unter meinen Anklägern; und stelle Euch und dem Gott anheim, über mich so zu entscheiden, wie es für mich und für Euch am Besten ist." Eines Greises lächelnde Seele spricht. Still leuchtet der Sternenhimmel über einem Athen, aus dem es heute uns fast indisch anweht, wie Vedenduft, der den Kämpfer Sokrates, den Retter des Alkibiades aus Schlachtgetümmel, und Xenophons nüchternschlichteres Bild des Hebammensohnes uns vergessen läßt. In Deutsch-Moabit zackt anderer Humor das Sturmgewölk und den Blutdunst. Doch das schmale, bürgerlich getäfelte Zimmer des Landgerichtes taugt zu solchen Vorganges Szene wie Kammermusik in die Arena. Da wir den Halbring auf dem Areshügel, mit Pnyx, Felstreppe, Blick auf den Tempel des Kriegsgottes und die Akropolis, nicht haben: denket Euch den Schloßplatz als Agora, unter dreihundert frei ausgelosten Richtern nur hundert Proletarier, wärs auch meist feinstes Gewächs von der Sonnenseite wohlhabender Gewerkschaft, ringsum, bis an Eosanders Portal, zu Gerson, Hertzog, in die Breite- und Burgstraße, das den Betrieben entströmte Volk jede vor Gericht wiederhergestellte Handlung miterlebend, jeden Bericht durstig einsaugend, jeden Zeugen, bis in Herzschlag und Nierenathmung, mit Ohr und Auge betastend. Kein grüner, kein blauer Schutzmann; weder Sipo noch Schupo. Der Angeschuldigte und sein Volk. Unter freien Himmel nicht nur die von dem Angeklagten roh befehdete, ihm drum erzfeindliche Klasse zu Urtheil geschaart: auf Richtersitzen und im Chor auch der unübersehbare Schwarm seiner Rechtsgenossen,

Glaubens- und Leidensgenen vernehmlich. Wähnt Einer, daß hier, wo Filmhelmsland in Preußen einbrach, Schlüters Kurfürst den Gewitterkopf über Begas-Berninchens Theaterbrunnen steift, der Richterspruch wie der moabiter gelautet hätte?

Das Daimonion des Grabenhusars war unbekümmert von akustischem Gesetz und schleußte ins getäfelte, mit Hoffensgrün bepinselte Strafkämmerchen Rede, die einen Markt oder Areshügel überströmen mußte. Dadurch wurde der Schimpfsucht die Arbeit erleichtert, den seelisch Tauben der verstopfende Ohrenschmalzpfropfen noch tiefer ins Labyrinth gestoßen. „Hölz hat nichts als ein großes Maul und nur juristisches Unterscheidungvermögen kann der Stimme des Volkes widersprechen, die den Kopf dieses Mordbrenners fordert." (Welches „Volkes", wird verschwiegen; weislich, weil dieses Volk nur in der Setzmaschine athmet. Petitio principii: was zu erweisen wäre, wird für ein Erwiesenes ausgegeben.) Ein gelernter Pazifist, der sich heldisch dünkelt, wenn er den Bolschewiken mit seinen verschwitzten Fußlappen die Nase prügelt, kräht, Hölz sei ein „Besessener", der nichts Anderes könne als rauben und schimpfen. Alas, poor Yorick! Ein Tüchtigerer, der Psychoragout anrichten möchte, legt den borstigen Rebellen auf eine Wägschale, auf die andere allerlei Anstandsbegriffe aus der Guten Stube des Bürgers, Geschmack, Maß, Schönheit, und tischt dann, als des Abwägens, Zerhackens, Fettens, Salzens, Zerrührens Ergebniß, die dicksämige Kunde auf, „Machthunger" habe den Mann in Verbrechen getrieben. Besessen schien vielen Athenern der Paulus, der auf dem Aereiospagos zu ihnen sprach; und daß der Galiläer nur nach Macht, nach der Herrschaft über die Judenheit strebe, stand der Bourgeoisie Jerusalems über jedem Zweifel. Aerger noch als die Stocktauben, deren sanfteste Stimmen hier zu Wort kamen, triebens die sternheimischen Schippels, die, als Besitzer von Parteimitgliedbüchern und Gewohnheitgäste an „Zahlabenden", sich noch immer für Sozialisten halten. Zwar entsprangen die Flüßchen ihrer Wissenschaft dem papiernen Quellengebiet des Kommunistischen Manifestes (so nanntens die Väter selbst); zwar hat ihr Heiliger Marx vor einundsiebenzig Jahren allen Tadlern „sogenannter Excesse und Exempel der Volksrache" mit derb zugreifender Hand den Kopf gewaschen. Thut nichts;

der Kommunist wird verbrannt. Denn auch röthliche Kunden-
fänger stehen auf dem Grundsatz, daß „gegen die Konkur-
renz alle Mittel gelten“. Und Kriegsmoral ist eine Konserve,
die durch sorgliche Kaltpackung und Zuthat von Schwefel-
säure, Salpeter, Alkalien jeglicher Art bei uns vor Schimmel-
pilz und Zersetzung geschützt ist. Da die selben Sachver-
ständigen, die im Kohlrübenwinter jede Klage über Nahrung-
noth als Märchen „erwiesen“ und bescheinigten, nie sei die
Gesundheit der (nicht mehr überfütterten) Stadtkinder besser
als in der milch-, fett- und fleischlosen Zeit gewesen, jetzt,
wo Alles zu haben ist und an einem Derbynachmittag auf
dem hamburger Rennplatz über sieben Millionen Mark aus-
gegeben werden, um Weltalmosen „für Deutschlands unter-
ernährte, hinwelkende Kinder“ betteln, staunt nur Thorheit
darüber, daß auch die Rechtspflege, in Gerichtssaal und Presse,
Klassenkriegsmittel blieb. Von Max Hölz aber, der im Feld
morden und plündern, Bürgergesetz verlachen, Geiseln grei-
fen, Standrecht verkünden lernte, von diesem fürs Vaterland
Verschütteten, der, ganz wach unterm Erdschollenhügel, zu
sterben glaubte, just von ihm wird gefordert, daß er jeden
Gifttropfen der Kriegsmoral aus dem jungen Blut geworfen
habe. Wie Karl Moor dürfte er, aus dem tiefere Geistigkeit
lodert als aus allem Wortgefunkel des in Genieschein aufge-
plusterten Räuberhauptmannes, seine Splitterrichter „falsche,
heuchlerische Krokodilenbrut“ schelten; wie Götz dem Ge-
richtsrath, der ihn Räuber heißt, das Wort in die Kehle zu-
rückstoßen, daß ers fresse oder dran ersticke. „Ich bin in
einer ehrlichen Fehde begriffen. Nicht um leidigen Gewinn-
stes willen, nicht, um Land und Leute unbewehrten Kleinen
wegzukapern, bin ich ausgezogen. Du könntest Gott danken
und Dich vor der Welt groß machen, wenn Du in Deinem
Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um wel-
cher willen ich gefangen sitze. Das wäre ein Leben, wenn
man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dransetzte!“
Der Berlichinger wollte die aufrührerischen Bauerrotten zum
Sieg ihrer Rechte und Freiheiten führen, wenn sie sich ihm
fest verpflichteten, „von Uebelthat und schändlich rasen-
dem Wesen abzustehen“. Hölz ist nicht Götz; aber Wil-
helms Deutschland war auch nicht Maximilians. Mußte

nicht das Erlebniß dieses Krieges, dieser gepanzerten, Flammen, Granaten, Stickgas ausspeienden Lügengeschwader links und rechts gerade die kräftigsten Seelen, die feurigsten Köpfe zum Bruch rostiger Rechtstafeln aufreizen, den deren Pfründner stets zu Verbrechen stempeln? Kann genialische Einfalt sich gegen den Ruf der Pflicht zu Zertrümmerung einer „Ordnung" täuben, die, statt Bedürfniß zu stillen, nur auf Profitsmehrung sinnt, Vorrath versteckt oder vernichtet, um die Preise nicht sinken zu lassen, und mit vollen, oft übervollen Lagern Millionen Armer Hemd und Laken versagt? Dreihundertsechzigtausend Arbeitlose in Deutschlands Junibilanz, trotzdem eine Viertelmillion von der „produktiven Fürsorge" genährt wird und unzählige Kurzarbeiter von Drittel- und Vierteleinkunft zehren: aus diesen Herden eitert die Wuth, die in Hölz und Genossen kocht. „Ubi pus, ibi evacua": lehrt alte Heilwissenschaft. Erst nach des Herdes Reinigung quillt nicht mehr Eiter. Richtblock und Zuchthaus sind Pfuschermittel; tilgen Symptome, doch niemals die Ursache des Wehs und gewaltsamen Ausbruches. Der Kettenkokkus überdauert die Eisenbartkur. Aus dem finster engen Gewölbe des götzischen Vehmgerichtes summt in gedämpftem Baß die Mahnung: „Dessen Herz rein ist, dessen Hände rein sind, zu schwören auf Strang und Schwert, Der klage bei Strang und Schwert!" Der allein darfs. Anderer Klage, gar Urtheil wird Frevel. Waren Herz und Hände Derer rein, die über Hölz den Stab brachen? „Richter, die Ihr richtet und strafet, Gott gleich, bewahret Euer Herz vor Missethat und Eure Hände vor unschuldigem Blut!" Also spricht der Vermummte, der über Goethes Vehmhof schaltet.

Nicht jeder Kommunist war oder wird je ein Hölz.

„Liebe Marie, liebe Anna, lieben Schwestern!

Für Eure Briefe vom .... meinen allerbesten Dank, ich habe mich riesig gefreut, daß Ihr armen, kleinen Mädels mich nicht vergessen habt. Und wenn Ihr mir nur einen Umschlag gesandt hättet mit einem Gruß darin, ich hätte mich eben so gefreut.

Doch der Inhalt Deines Briefes, liebe Marie, lohnt sehr, darauf einzugehen. Es thut mir eigentlich so ein Bissel weh, wenn ich sehen muß, wie Du, meine Schwester, die vor nicht allzu langer Zeit mit Herz und Hand dabei war, in Folge der Mühsale, der Mißerfolge von der proletarischen Sache Dich ab-

zuwenden beginnst. Ja, liebes Mädel, dieses Ringen des Proletariates ist kein Jugendtraum, für den man sich eine Zeit lang begeistern kann: Das ist ein harter, unsäglich blutiger und grausamer Kampf, und diesen mitzukämpfen, bis zum Ende der eigenen Kraft, Das heißt, bis Du fällst, erfordert eine Riesenkraft; und diese Kraft, liebe Marie, wenn ich individuell sprechen soll, die sollen Du und ich nehmen aus der Erkenntniß von den Dingen um uns. Das bedeutet also, wir müssen ein starkes geistiges Fundament in uns haben, von dem wir Alles, was an uns herantritt, aufnehmen können; wenn dieses nicht da ist, dann fällt oder beugt sich das schwache Rohr und der Sturm drückts auf die Erde, wo es verfault mitsammt der am Boden liegenden, sich wälzenden und verfaulenden bürgerlichen Gesellschaft. Darüber hinwegragen mußt Du, vor Allem mit Deiner geistigen Kraft. Aber ich verstehe Dich, liebe Marie, ich weiß, warum Du es nicht kannst. Man hat Dich verpflanzt in Deinem Leben auf einen dürren Boden, an den Du nicht gewöhnt bist, und da mühst Du Dich ab mit Deinen schwachen Kräften, um dem Leben gerecht zu werden. O, Marie, ich weiß, welch schweres Ringen um das nackte Leben gerade Ihr drei Mädels kämpft, und ich begreife, wenn in stiller bitterer Resignation Euch die Galle hochkommt ob dieses erbärmlichen Lebens. Aber bedenket, daß Ihr nicht allein auf der Welt seid. Tausende tragen Euer Los; geht zu ihnen, zusammen kommts leichter an, das harte Los zu tragen, zu kämpfen. Nicht sektiren!

Mach Dir das Leben nicht schwer. Wann wir uns wiedersehen? Vielleicht will es das Schicksal eher, als Du denkst. Das ist auch ein großer Fehler, den Du nicht lassen kannst: nicht so weit, nicht auf Jahre voraus denken, wenn Du es nicht kannst, sondern Alles in Ruhe an Dich herankommen lassen und dann fest zupacken, keine Zukunftsträume, keine Schlösser bauen; wenn sie zerfallen, bist Du enttäuscht und jede Enttäuschung nimmt Dir Kraft. Und Ihr zwei Mädels braucht sie am Meisten; es fällt Euch nichts in den Schoß, Ihr müßt schwer darum kämpfen und ringen, was Ihr vom Leben fordert! Nicht jammern, liebes Kind, wann wir uns als freie Menschen wiedersehen. Ist es für Dich nicht beschämend, daß ich Dir aus dem Kerker Lebenswillen und -Kraft senden muß, ich, der ich in meiner Zelle beinahe entkräftet nach jeder Viertelstunde eine halbe Stunde Pause machen muß beim Schreiben, weil die Hände den Dienst versagen und weil mir das Herzblut in den Kopf steigt und Alles schwarz vor den Augen macht? Helft mir, liebe Geschwister, mein Kreuz tragen.

schreibt mir, daß Ihr kämpfend in die Lücke getreten seid, aus der ich herausgerissen: und ich werde glücklich in meiner Zelle auf und ab wandern und werde mich freuen über jede Zeile, die mir davon berichtet; wie ein Kind will ich mich freuen. Schreibt, so oft Ihr könnt, abwechselnd an mich von Euren Sorgen und Leiden, von Euren Niederlagen und Euren Erfolgen, ich werde Euer Leben miterleben, und ich werde dann nicht fühlen, daß ich hinter Gittern sitze . . .“

Das schrieb Herr Utzelmann. Und auf dem Kommunistenblatte, das den Brief veröffentlichte, stand auch dieser:

„Lieber Freund!

Ich will nun auch mal wieder Etwas von mir hören lassen. Stehe als Unteroffizier an der Front und habe es hier herrlich. Habe täglich 50 M. Löhnung und ein Essen, was das Herz begehrt. Die Deutschen geben hier Alles, das Hemd geben sie vom Leibe. In den Wirthschaften Alles frei, da kannste saufen bis zur Bewußtlosigkeit, und die Mädels geben auch Alles her. Ich kann Dir was flüstern! Bin zur Zeit in Ruhe und thu mich köstlich amusiren. Willst Du nicht auch kommen und Dich gesund machen? Wir sehen aus wie eine Räuberbande. Der Eine ist als Soldat angezogen, der Andere in Civil, Strohhut und Dgl., und ich mit meinen Segelschuhen. Will nicht eher zurück, als bis ich richtig gesund bin, Das heißt: richtig geräubert habe, und Das kann man hier bei den Polaken; Diese nehmen den Deutschen Alles weg. Ich bin nur scharf auf Banknoten und Dgl. In meiner Gruppe sind alles berliner Jungens. Ich will schließen, denn ich will zum Saufen gehen. Es sind wieder 30 Cognac gestiftet worden, denn Das ist hier das Hauptgetränk. Grüße Nelly von mir und Deine Eltern und Geschwister.“

Das kommt aus Oberschlesien. Ist das Halleluja eines Kernpatrioten, der die Heimath schützt, „Ruhe und Ordnung“ sichert. Dünkt Euch eine Welt gesund, die Solche hätschelt, auf Solcher Hilfe angewiesen ist und die inbrünstig um Veredlung des öffentlichen Wesens, der wahren res publica Bemühten, schon die sanften Utzelmänner in den Verbrecherpferch ausscheidet? Hier ist echtes Gefühl und menschenfrommer Verstand, ein Bruder, der, im Vollsinn des großen Wortes, Vater werden, die von Verantwortung trächtige Pflicht des Erziehers auf sich nehmen dürfte, und „Maieutik“, die sokratische, von Phainaretes Sohn gerühmte und angewandte Kunst, durch klug besonnene, schicklich gestellte Fragen aus

Vernunftfinsterniß die schlummernde Erkenntniß zu wecken, wie dem Dunkel des Mutterschoßes die behutsame Hebamme das Kind in Eigenleben entbindet. Hier ist nicht das Licht noch der Schatten irgendwelchen Genies, drum auch nicht dessen flüchtige oder langwierige Versteigung ins wüst Ueber- und Widermenschliche; höchstens Xenophon, kein Anhauch von Platons Firnen. Weder der urwüchsig wilde Humor noch die Kalorienfülle, womit Hölz erquickt und erschreckt, entzückt und entsetzt. Gnadengeschenk eines Gottes an den aus Verschüttung Wiedergeborenen? Ihr nennts großmäulige Frechheit, wittert, instinktlos, drin einen Grund zu Strafverschärfung, vergesset gern, wie Euer Krieg die Seelenrümpfe ungeschlachter Jugend zugerichtet hat, zurichten mußte. Und die wider Hölzens Haupt gehobene Faust entballt sich, um (noch einmal erinnere ich daran) sechs Minuten von der moabiter Richtstatt dem schlesischen Weber und Reservemann Moritz Jäger Beifall zu klatschen, Einem, der auch Husar gewesen, Elendsrächer, Aufrührer, Plünderer geworden ist, den revolutionären Kämpfer einen Ehrenmann, den von Revolution Schwatzenden ein Großmaul heißt und aus dessen Rachelied die Strophe gellt: „Ihr Schurken all, Ihr Satansbrut, Ihr höllischen Kujone, Ihr freßt der Armen Hab und Gut und Fluch ward Euch zum Lohne!" Spottet Euer selbst und wisset nicht, wie. Fiel Euch nie auf, daß die Sturmvögel Eures Dichterwaldes behaglich mit jedem Wind segeln, im ungefährdet warmen Gebirgsschloß Kriegslieder zu Deutschlands Ehre ausschwitzen, an der Marmorkrippe, bei Sekt und Burgunder mit Thiergärtnerinnen („Ich glaub' als ernschtlich, jetzt müsse wir theile, 's wird Zeit") die Noth der Masse bestöhnen, mit Ayala das Morgenroth des Kommunismus begießen, doch für Freiheit und Menschenrecht nie ein Fingerchen krümmten, gar ihnen das winzigste Opfer brachten, immer auf der Gewinnseite des Erlebens schmunzelten? „Der höchste Instinkt der Reinlichkeit stellt den mit ihm Behafteten in die wunderlichste und gefährlichste Vereinsamung, als einen Heiligen; denn eben Das ist Heiligkeit: die höchste Vergeistigung des genannten Instinktes. Das Mitleiden der Heiligen ist das Mitleiden mit dem Schmutz des Menschlichen, Allzumenschlichen. Und es giebt Grade und Höhen, wo das Mitleiden selbst von

ihm als Verunreinigung, als Schmutz gefühlt wird. Wer das Hohe eines Menschen nicht sehen will, blickt um so schärfer nach Dem, was niedrig und Vordergrund an ihm ist, und verräth sich selber damit." Vom Gletscher sprachs Nietzsche.

Tawarisch Enver

Jenseits von Gut und Böse stehen auch, sichtbar oder unsichtbar, die Männer, die in Angora jetzt mit Gott und der Welt zetteln und von denen die Pfahlblindheit deutscher Patrioten das Heil, die Erlösung aus der Schlinge des „Feindbundes" erhofft. War nicht der biedere Talaat, der die Läpperei ausgeklügelt grausamen Millionenmordes mit schmerzlos schnellem Tod büßen mußte, unser treuer Freund, ists nicht sein Metzelgenosse Enver, der, Allah und Mohammed sei Dank, noch reisig lebt? Die von solchem Gaukelspiel Gefoppten zu ernüchtern, habe ich die Botschaft übersetzt, die der Ueberlebende des würdigen Paares im September 20 an die Orientkonferenz der Dritten Internationale richtete.

„Genossen! In meinem und meiner Genossen Namen habe ich der Dritten Internationale dafür zu danken, daß sie uns Bekämpfern des Imperialismus die Gelegenheit bot, uns hier in Baku zu versammeln. Als Gegner des Imperialismus und des Kapitalismus, denen es nicht genügt, uns zu berauben, ganz auszuplündern, nein, die uns völlig vernichten, das Herzblut aussaugen wollen, sind wir glücklich, heute, den verlogenen Politikern zu Trotz, treu der Dritten Internationale verbündet zu sein, der die Wahrheit über Alles gilt. Als die Türkei in den Krieg eintrat, war die Welt in zwei Lager geschieden. In dem einen stand das alte Rußland, zaristisch und imperialistisch, mit seinen Bundesgenossen, in dem anderen das nicht weniger imperialistische Deutschland mit seinem Klüngel. Weil das Zarenreich, England und Andere uns würgen, erdrosseln wollten, gingen wir in das Lager der Deutschen, die uns immerhin das Leben zu lassen versprachen, und kämpften in Reihe und Glied mit ihnen. Doch die deutschen Imperialisten wollten uns, denen einzig und allein um die Wahrung ihrer Unabhängigkeit zu thun war, nur ausnutzen, um an das Ziel ihrer Räuberpolitik zu gelangen. Uns trieb nicht imperialistischer Drang aus stillem Leben in

die starren Wüsten Tripolitaniens und zu den armsäligen Be-
duinenzelten, wo wir die schwerste Zeit unseres Lebens durch-
machen mußten. Wir wollten Tripolitanien erlösen, das Land
dem eingeborenen Volk zurückgeben: und nun, nach neun
Kampfjahren, können wir in hoher Freude verkünden, daß die
Austreibung der italischen Imperialisten gelungen ist. Mit
keiner anderen Absicht blicken wir auf Aserbeidschan; auch
dieses Land soll dem Volke gehören, das drin wohnt. Genossen,
während des Weltkrieges hatte ich das höchste Amt. Tief, Das
schwöre ich Euch, bedaure ich, daß wir gezwungen waren, Schul-
ter an Schulter mit den deutschen Imperialisten zu kämpfen.
Ich hasse diese Leute und fluche ihnen eben so leidenschaftlich
wie dem Imperialismus und den Imperialisten Englands. Nach
meiner Ueberzeugung müssen Alle von der Erde vertilgt wer-
den, die nach Bereicherung mächtiger, nicht arbeitender Men-
schen streben. So stehe ich zum Imperialismus. Hätte Ruß-
land am Tag der Kriegserklärung sich so gezeigt, wie es heute
ist, hätte es schon damals sich zu den Zielen, die ihm jetzt
vorschweben, bekannt, dann, Das betheure ich Euch, wären
wir sofort, mit all unserer Macht, auf seine Seite getreten.
Ich will mich noch deutlicher ausdrücken. Wir hatten schon
beschlossen und begonnen, in Gemeinschaft mit dem Ruß-
land der Sowjets zu handeln. Yudenitsch stand dicht bei Pe-
trograd, Koltschak hielt den Ural und Denikin bedrohte von
Süden her Moskau. Die Entente setzte all ihre Kräfte in Be-
wegung; ihre Hauptträger hofften, das Spiel wende sich ihnen
zu Gunst, rieben die Hände und zeigten die Raubthierkrallen.
So war die Lage, als wir Euch Russen Hilfe zu bringen ver-
suchten. Wenn die Stürme im Schwarzen Meer nicht die Maste
meiner Schiffe gebrochen und mich zurückgeworfen, wenn die
Kerker von Kowno und Riga sich nicht aufgethan, die Flug-
schiffe, in denen ich saß, nicht durch Absturz mich gehemmt
hätten, wäre ich in Rußlands gefährlichster Stunde bei Euch ge-
wesen und jetzt nicht genöthigt, Euch, zu Ueberzeugung einzel-
ner Genossen, diese unfruchtbaren Geschichten zu erzählen. Ihr
wißt, daß wir im ersten Theil des imperialistischen Weltkrieges
siegreich waren. Besiegt wurden wir, nach meiner Auffassung
in diesem Raubkrieg überhaupt nicht; durch die Meerengen-
sperre wurde die Türkei ja eine der Kräfte, die den Zusam-

menbruch des unersättlichen Zarthumes erwirkten. An dessen Stelle trat Sowjet-Rußland. Die Türkei hat also zur Bahnung des neuen Weges mitgewirkt, der zur Befreiung der Menschheit führt. Das nenne ich einen Sieg: weils den Interessen der bisher Unterdrückten dient. Dieser Sieg, unserer, der Unterdrückten, wird sich vollenden und die Imperialisten und Kapitalisten entwaffnen, zerschmettern. Wir führen die Sache der Mühsäligen und Geplagten, fechten für das Selbstbestimmungrecht der Völker und sind gegen den Krieg, gegen das abscheuliche Menschengemetzel zum Zweck der Machtmehrung. Um uns ewigen Frieden zu sichern, reihen wir uns in das Heer der Dritten Internationale und sind bereit, gegen alle Hemmnisse den blutigsten Krieg bis an sein Ziel zu führen. Weil uns das Glück der Arbeiterklasse am Herzen liegt, bekämpfen wir alle Spekulanten, heimische und fremde, die Menschen ausbeuten. Nur ein bewußt denkendes Volk kann Wohlstand und Freiheit erwerben. Hell muß es in unserem Land werden; Wissen und Arbeit Gemeingut, Gemeinpflicht für Mann und Weib. Ich zeige Euch hiermit an, daß die revolutionären Organisationen in Marokko, Tunis, Tripolis, Egypten, Arabien, Kurdestan, die mich hierher abgeordnet haben, in herzlichster Eintracht mit uns sind. Auch sie fest überzeugt, daß nur der höchste Aufwand revolutionärer Kräfte und Mittel den uns umdrohenden wilden Bestien die Zähne auszubrechen und sie ungefährlich zu machen vermag. Alle Hände, Genossen, langen nach dem selben Ziel. Ich drücke die Hand Aller, die entschlossen sind, in diesem Kampf auszuharren, der lange währen, aber nur mit unserem Sieg enden kann. Diesen Sieg ersehne ich mit Euch. Es lebe der Bund aller Bedrückten! Und in den Staub mit all den Räubern, die vor diesem Bund heute schon zittern!"

Auch ein Kommunist. Herr Utzelmann mag sich einpökeln, Maximus Hölz flink sich auf der Flucht erschießen lassen: neben diesem Wettbewerber um Massenbeglückung kämen sie niemals auf. Der ist immer „in den Boden der gegebenen Thatsachen verankert." Gestern mit dem Werkzeug finsterster Despotie die Heimath geknechtet, das christliche Armenenvolk hingeschlachtet, dem berliner Khalifen und seinen frommen Feldherren Komplimente gedrechselt, auf

Siegerstraßen und Schleichpfad die Tasche gefüllt. Heute der Kommunistischen Internationale verlobt, Tawarisch (Genosse) Trotzkijs, übervoll von Haß und Fluch wider die deutschen Räuber, die wilden Bestien, denen morgen die Raffzähne ausgebrochen, die Sehnen des Wollens zerschnitten werden. Da sie kein Gold mehr haben: in den Staub mit den Kapitalisten und Imperialisten! Genau so eng war Held Talaat den Moskauern verbündelt. Die täuschen sich nicht über den Werth des Gesindels, nutzens zu Belästigung des Britenreiches, dem dann leichter was zu erpressen ist, und lachen über die Eselei europäischer Diplomatie, die sich vom quengelnden Futterneid einer Parisersippe und von dem Larissastrategen und Reichsminderer Tino am Ende gar um die beste Kriegsfrucht prellen, die Befreiung Europas von keimlos schmählicher Türkenherrschaft abschwatzen läßt. Daß unsere Kernigen, die für Spanien gegen Amerika, für den burisch schlauen Säckler Krüger gegen Britanien, für Japan gegen Rußland, für Habsburg, Jungtürken, Coburgisch-Bulgarien gegen den slawischen Riesen das Panier hoben, jetzt für Angora und die dort verklumpten Maraudeurs des Bolschewismus sind, fällt dem Kenner ihres Wesens nicht mehr auf. Immer, mit aufgerissenem Filmheldenauge, im falschen Kahn. Wie aber reimt das Geheul über den „Mordbrenner" aus Vogtland auf die Hymne für den Tawarisch-Pascha? Neulich, heißts (wo mans wissen könnte), war er in Deutschland und hat Munition eingehandelt. Kleine Anfrage: Von wem für wen?

Die guten Hirten

1. „Wer Etwas in der Welt bedeuten will, muß Machtmittel in seiner Hand haben. Sonst wird er an die Wand gedrückt und zu Boden getreten und wie ein Hund behandelt. Das erleben wir ja alle Tage an unserem eigenen Leibe. Weil wir die Waffen aus der Hand gegeben haben, sind wir ein Sklavenvolk geworden, über dem man die Peitsche schwingt und dem

„Die Gewalt hat nicht nur alle Großgrundbesitzer und Industriellen in Sowjetrußland enteignet und ihr Eigenthum dem Proletariat nutzbar gemacht. Die Gewalt hat auch dazu beigetragen, die Wohnungfrage zu mildern. Denn mit Gewalt wurden die großen Villen und Schlösser den wohnunglosen Arbeitern zur Verfügung gestellt. Die Gewalt hat weiter den proletarischen Staat gegen eine Welt

man den Fuß auf den Nacken setzt. Wir können nicht einmal das Bischen Land schützen, das uns geblieben ist. Der freche Pole dringt über die Grenze und mordet und plündert und brandschatzt in Oberschlesien. Was hilft uns da alle unsere Sanftmuth und unser Bitten und Beschwören? Wir werden einfach ausgelacht. Was nützt es uns, wenn das Recht auf unserer Seite ist, wie die Abstimmung in Oberschlesien ganz klar und deutlich erwiesen hat? Macht geht vor Recht. Die Gewalt thun, reißen das Land an sich. Aber die Sanftmüthigen haben das Nachsehen. In dieser Welt gelten eben andere Gesetze als im Reich Gottes." (Geheimer Oberkonsistorialrath Dr. Conrad in dem Evangelischen Gemeindeblatt für die Dreifaltigkeitgemeinde zu Berlin vom zwölften Juni 1921.)

innerer und äußerer Feinde vertheidigt. Die Gewalt hat dem Proletariat die Büchereien, Museen, Universitäten und Theater geöffnet. Die Gewalt hat einen umfangreichen Mutter- und Säuglingschutz einzuführen vermocht; sie hat herrliche Kindergärten und Schulen für die heranwachsende Generation bereitet. Die Gewalt sorgt dafür, daß Alle arbeiten müssen, nach dem Grundsatz: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Die Gewalt hat das Proletariat aus niederträchtiger Unterdrückung und Ausbeutung durch die Kapitalisten befreit. Bald werden Millionen Proletarier den ohnmächtigen Predigern der Gewaltlosigkeit mit Heine zurufen: Geht, legt Euch schlafen, alte Fabelwesen; wir können uns auch ohne Euch erlösen!" (Der Kommunistische Gewerkschaftler, Berlin, am elften Juni 1921.)

2. „In Oberschlesien sind die polnischen Aufständigen Sieger auf der ganzen Linie. Die Interalliirte Kommission hatte sich feierlich für die Ruhe und Sicherheit in Oberschlesien verbürgt. Aber als die Polen losschlugen, zogen sich ihre Truppen heldenmüthig und tapfer zurück; reguläre Truppen, ausgerüstet mit allen Mitteln moderner Kriegführung, vor den aufständischen Banden! Und dann begann ein Spiel, das an Schamlosigkeit seinesgleichen sucht. Der Belagerungzustand wird proklamirt. Das Waffentragen wird mit den strengsten Strafen bedroht. Aber die polnischen Banden gehen ungehindert durch Stadt und Land, das Gewehr über der Schulter. Die französischen Soldaten tauschen mit ihnen Cigaretten, helfen mit ihrer Munition aus und halten zwischendurch Haussuchung nach Waffen bei den Deutschen! Deutschland muß seine Grenze sperren. Keiner von Denen, die den bedrängten Oberschlesiern in ihrer

Noth helfen wollen, darf in das Land. Derweile holen sich die polnischen Banden von Polen Alles herüber, was sie brauchen: Kanonen, Panzerzüge, Minenwerfer, und vor Allem Soldaten, Soldaten, Soldaten! Das ist Gerechtigkeit! Als es sich darum handelte, bei den Berathungen in Versailles Oberschlesien den Polen zu übergeben, wurde das Land für ein untheilbares Ganzes angesehen. Nachdem dies untheilbare Ganze nun die Mehrzahl seiner Stimmen für Deutschland abgegeben hat, ist es plötzlich theilbar und auch die unmöglichsten Pläne sind nicht zu kühn, um die werthvollsten Bezirke doch noch an Polen geben zu können. Das ist Gerechtigkeit! Wo findet ein Deutscher Gerechtigkeit auf dieser Welt? Das britische Imperium (fast die Hälfte der bewohnten Erde) ist ihm verschlossen. In Frankreich läuft er Gefahr, auf offener Straße angespien zu werden. Amerika ist erfüllt mit einem Uebelwollen gegen alles Deutsche, das kaum übertrieben werden kann. In der Schweiz triumphiren die Franzosenfreunde. Am Mittelmeer findet keines Deutschen Fuß eine Stätte. Die ganze slawische Welt ist aufgepeitscht durch Haß gegen alles Deutsche. In Dänemark lauter Feindsäligkeit. In Holland Zurückhaltung. Auch in Schweden, bei aller rührenden Liebe, doch viel unverhohlene Abneigung. Willst Du Gerechtigkeit finden, mein armer Deutscher, so mußt Du vor Gottes Thron gehen. Da findest Du, was hier Dir Niemand giebt: nicht nur Gerechtigkeit, sondern Barmherzigkeit. Da allein! Da allein!"

Auch Dieses schrieb ein berliner Pfarrer, Herr Dibelius, ins Gemeindeblatt. Die Deutschen sind ein gepeitschtes Sklavenvolk, das nur noch ein Bischen Land hat, mit seinem Rechtsanspruch ausgelacht, schamlos drum betrogen, in Frankreich angespien, auf der ganzen Erde gehaßt oder verachtet wird, das Britenreich nicht betreten darf und, um gerechtes Urtheil zu hören, vor Gottes Thron treten, zuvor also durch den Tod schreiten muß. So sprechen, auf offenem Markt, Hochwürdige, an deren gutem Glauben kein Kindszähnchen halbflüggen Zweifels nagen und die Niemand verdächtigen darf, mit kalt eingeschwefelter Kriegsmoral widerchristliche Rachsucht aufpäppeln zu wollen. Die Hirten wurden betrogen; und ihr Stab treibt die Heerde in Irrens sternlose Nacht. Nicht einmal das im Ton petrisch fester Gewißheit über die oberschlesische Nothzeit Gesagte ist haltbar. Deutschland hatte dort ein starkes Heer, das (leider: sonst wäre zwischen Franzosen und Briten die Kluft nicht, uns zu Leid, schmaler

geworden) nicht nur aus Oberschlesiern bestand. Und wie früh dort umsichtig vorgesorgt war, werde durch die harmlosesten der Erlasse, die mir zuflogen, den Hirten, der Heerde zu Nutz und Klärung hier erwiesen.

„....., 7. Mai 1921.

Sobald die Reichsregirung die Bevölkerung zum Schutz des Kreises förmlich aufbieten sollte, wird Jeder, der dem Rufe Folge leistet, durch eine Armbinde als zur Reichswehr gehörig kenntlich gemacht. Während der Dauer seiner Verwendung würde er dann hinsichtlich Verpflegung, Löhnung und Versorgung den Reichswehrsoldaten gleichstehen. Ich bemerke ausdrücklich, daß ein derartiger Aufruf der Reichregirung zur Zeit noch nicht ergangen ist. Um einen Ueberblick über die Abwehrkraft des Kreises zu erhalten, ersuche ich die Herren Gemeinde(Guts-)vorsteher, mir sowie dem Herrn Amtsvorsteher innerhalb drei Tagen zu berichten: Wie viele wehrfähige Männer sich bereit erklärt haben: a) zum Schutz des eigenen Dorfes, b) zum Schutz des Kreises, c) wie viele von den unter a und b Aufgeführten im Besitz von Schußwaffen sind. Die Herren Gemeindevorsteher werden ermächtigt, nach erfolgter Gründung des Ortsschutzes die von ihnen verwahrten ehemaligen Einwohnerwehrgewehre und Munition an geeignete Persönlichkeiten gegen schriftliche Quittung und die Verpflichtung zu jederzeitiger Rückgabe auszuhändigen."

„....., 10. Mai 1921.

Einwohnerwehrmänner, die aus anderen Gemeinden zur Vertheidigung einer bedrohten Ortschaft ausgerückt sind, treten ohne Weiteres unter das Kommando des örtlichen Führers der eingesetzten Schutzpolizei.

Waffen werden voraussichtlich nur in beschränkter Zahl zur Verfügung gestellt werden können. Dagegen können Infanteriemunition und Handgranaten durch Vermittelung der Amtsvorsteher angefordert werden.

Einwohnerwehrleute, die sich zur Verstärkung der Schutzpolizei oder zur Sicherung der Ortschaften gemeldet haben, sind bei Ausübung des Dienstes möglichst durch ein Abzeichen (Binde) kenntlich zu machen."

„....., 28. Mai 1921

Die Schutzpolizei des hiesigen Kreises ist jetzt derartig verstärkt worden, daß sie unter gewöhnlichen Verhältnissen der Unterstützung durch Einwohnerwehr nicht mehr bedarf. Der

durch Einwohner gebildete Ortsschutz tritt daher zurück. Ich erachte es jedoch als selbstverständlich, daß er sich in Stunden der Gefahr wiederum zur Vertheidigung von Haus und Hof den zuständigen Stellen zur Verfügung stellen wird. Die im Ortsschutz thätig gewesenen Einwohner behalten bis auf Weiteres die empfangenen Gewehre nebst Munition. Handgranaten sind jedoch unverzüglich an den Gemeinde-(Guts-)Vorsteher abzuliefern, der sie in sichere Verwahrung zu nehmen hat. Die vorläufig noch im Besitz von Waffen und Munition belassenen Einwohner sind verpflichtet, diese nach Aufforderung unverzüglich dem Herrn Gemeindevorsteher gegen Quittung abzugeben. Die Aufforderung zur Waffenabgabe wird erfolgen, sobald die aus dem oberschlesischen Aufstand drohenden Gefahren als beseitiegt gelten können."

Schlimm genug haben im Musterland preußischer Kolonialkultur Polen gehaust, allzu oft Franzosen das Recht des Bürgers, die Pflicht des Bürgen verletzt. Aber wir wollen doch nur Wahrheit sprechen und nicht mit unreinen Herzen und Händen bei Strang und Schwert klagen. Keine Abstimmung konnte „unser Recht ganz klar und deutlich erweisen"; nie wurde „in Versailles" (der Pastor meint Paris) Oberschlesien für untheilbar erklärt. Nur das den Oberschlesiern, die für Polen gestimmt haben (vierzig von je hundert), gebührende Land wird ernsthaft verlangt. Und der Friedensvertrag, der manche Möglichkeit zuläßt, schließt gerade nur die Untheilbarkeit aus. Die Maieutik sokratischer Griechen, Katechetik paulinischer Christen dürfte Pfarrern nicht Fremdland sein.

Zwischenaktspolitik

„Am neunundzwanzigsten Mai 19 schrieb die Deutsche Delegation an die Friedenskonferenz: ‚Es liegt im eigensten Interesse der Verbündeten und Verbundenen Mächte, Oberschlesien bei Deutschland zu belassen; denn Verpflichtungen aus dem Weltkriege kann Deutschland höchstens mit, niemals aber ohne Oberschlesien erfüllen. Schon aus diesem Grund vermag Deutschland in die Abtretung Oberschlesiens nicht zu willigen.' Der Einfall war so schlau, daß seine Wiederaufnahme zu erwarten war. Wir haben den Satz ja auch immer wieder gehört. Dennoch ist er falsch. Zum Beweis brauchen wir keine tiefsinnigen Untersuchungen und Sophistengründe. Ein paar Zahlen werden genügen. Kein Zweifel: Deutschland

Pflichtenlast ist so schwer, daß Phantasie unzulänglich ist, sie zu erwägen; so ungeheuerlich wie die Verwüstung, der es, kalten Blutes, die von ihm eroberten Länder ausgesetzt hat. Doch nicht davon soll die Rede sein, sondern von dem Verhältniß, in dem Oberschlesiens Verlust zu Deutschlands Zahlungfähigkeit stünde. Wir wollen uns hier nicht in umständlich-abgründige Errechnung des deutschen Nationalvermögens verlaufen, sondern auf geradem Weg zu den Quellen gehen, die offiziellen Aufschluß geben. Zunächst halten wir uns an die Wehrbeitragsstatistik in den ‚Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches'. Solche Beweisstücke sind drüben nicht selten; der Deutsche hat von Natur den Hang in Statistik und viele Gelehrte haben sich lange mit Eifer des Schätzens, Katalogisirens und Etiquetirens beflissen. Im Durchschnitt ergaben diese Schätzungen für das Deutsche Reich von 1913 das Vermögen von 270 und für Oberschlesien den Werth von 3½ Milliarden Mark. Das heißt: Oberschlesiens Werth beträgt 1,37 Prozent des deutschen Vermögens, und wer diese Provinz dem Reich entrisse, nähme ihm 1,37 Prozent seiner Habe. Dieses 1913 errechnete Verhältniß kann nicht mehr ganz, muß aber noch fast richtig sein: denn Deutschland hat heute zwar weniger Erdfläche, also Besitz als 1914, soll ja aber auch nicht das ganze Oberschlesien verlieren, sondern nur den vom Versailler Vertrag den Polen zugeschriebenen Theil. In dem ‚Statistischen Jahrbuch für den Preußischen Staat' finden wir belehrende Ziffern. Aus dem ganzen Reich erbrachten Einkommen-, Zuschlag- und Besitzsteuer: 54, 104, 50 Milliarden; aus Oberschlesien: 1½, 2½, 1. Nach dem Durchschnitt dieser Angaben erbrachte Oberschlesien 1,50 Prozent der direkten Steuern. Das ist ungefähr das selbe Verhältniß wie das zuvor angegebene. Eine zweite Bestätigung liefert die Handelsstatistik. In einem lesenswerthen Aufsatz über Oberschlesien beziffert Herr Anton Olszewski, einst Minister für Gewerbe und Handel, den Werth aller 1913 aus der Provinz exportirten Güter auf 250 Millionen Mark; die Gesammtausfuhr des Reiches überstieg in dem selben Jahr 10 Milliarden. Das Verhältniß war also: 2,5 Prozent. Da Ein- und Ausfuhr Deutschlands jetzt ungefähr in gleichem Maß eingeschränkt sein dürfte, kann der Verlust der Provinz das Handelsgleichgewicht im Reich nicht stören und der Wechselkurs nicht darunter leiden. Wozu ein

Blatt vor den Mund nehmen? Der Durchschnitt der drei Pro-
zentualziffern, die wir fanden, ergiebt 1,79 Prozent, von den
270 Milliarden Gesammtvermögen also 4 Milliarden 600 Mil-
lionen. Das würde Oberschlesiens Verlust das Deutsche Reich
kosten. Bedroht solcher Verlust Deutschlands Leben und Zahl-
ungfähigkeit? Die Sorge des von der Ziffernantwort noch nicht
Befriedigten kann ein vielgenannter Deutscher, Herr Dr. Helffe-
rich, schwichtigen. Der zeigt in seinem Buch ‚Deutschlands
Volkswohlstand 1888 bis 1913‘, daß vor dem Krieg der Reichs-
besitz in jedem Jahr um 10 Milliarden Mark zunahm. Ist diese
Zunahme, nach dem Krieg, fürs Erste um die Hälfte verringert
worden, so braucht, dennoch, Deutschland nicht mehr als ein
Jahr zu Ausgleich des durch Oberschlesiens Hingabe entstan-
denen Verlustes. Der ist also, wie wir deutlich sehen, ohne
irgendwie beträchtliche Wirkung auf seine Zahlungfähigkeit.
Kann es nicht zahlen, dann wird auch die Erhaltung Oberschle-
siens ihm nicht die Möglichkeit zu Abtragung seiner Schuld ge-
ben. Man sollte dem Reich 5 Milliarden, die von seiner Schuld-
summe abzuschreiben wären, als Preis für die Provinz anbieten:
der Blindeste würde dann sehen, daß die berliner Unruhe aus
ganz anderen Gründen kommt; daß der Verlust der oberschle-
sischen Zechen und Hütten nicht das Vermögen, sondern die
Kriegsindustrie Deutschlands mit tötlichem Streich bedroht.
Diese Wahrheit darf den Diplomaten der Entente niemals aus
dem Blickfeld schwinden, wenn ihr Wille ernstlich zu Siche-
rung des Weltfriedens entschlossen ist.“

Das stand vornan im pariser „Figaro“; und könnte, wenns
unerwidert bliebe, gefährlicher werden als alles in Pastoralien
gebauschte Uebel. Sind die Ziffern selbst richtig: Deutschland
kann nicht ein Siebentel seiner Steinkohle, des fast einzigen
leicht verkäuflichen Rohstoffes, entbehren. Und verlöre es nur
Rybnik und Pleß, so wäre ihm das beste Koksgebiet, dem In-
dustrielande das reichste Schachtrevier, die Sicherung lange
unausschürfbarer Zukunft genommen. Vor der Julimitte soll
im Obersten Rath die Entscheidung fallen. Ein im Hauptbe-
reich der alten Industrie polnisches Oberschlesien müßte Euro-
pas Ostflanke lähmen; in einem zerrissenen sänke die Leistung
blitzschnell; ein ungetheiltes ist weder mit dem Wortlaut des
Friedensvertrages noch mit den Stimmzahlen vereinbar. Der
Vertrag spricht zwar auch nicht von Aufschub endgiltiger Ent-

scheidung; verbietet aber nicht die Nachtragsfrage, ob das Mischvolk einen eigenen Staat, unter internationaler Aufsicht, bilden wolle. Erkennt es darin das einzige Mittel zu (mindestens befristeter) Wahrung der Einheit, ohne die es nicht gedeihen kann, so wird die Zunge aller Unbefangenen, deutsche und polnische, für die Wahl dieses Ausweges stimmen. Solche Provisoriumswahl könnten beide Anrainer verschmerzen. Europa würde durch sie nicht geschädigt. Und Frankreich stünde vor einem in Privatwirthschaft zurückgekehrten, zu Schuldzahlung entschlossenen Rußland nicht als der Polenmäster, gegen den sichs den Deutschen verbünden muß; und wo die pariser Regirung selbst zu Aufsicht mitwirkt, vergißt sie rasch wohl die allzu wilhelmische Paradegranate, auf deren Mittelschild jetzt General Le Rond täglich zehnmal die Warnung liest, bis in den Mai 1916 habe die oberschlesische Waffenschmiede vier Millionen Schwergeschosse ins Feld geschickt. Fehlt aber zu dieser (längst hier empfohlenen) Lösung der Muth: auch was in Boulogne oder Paris in Erztafeln geätzt wird, offenbart sich bald als Provisorium. Angora, Oppeln, Nebengebündel furchtsamer oder feiger Regirer, Sozialistendreibund gegen den durch unkluges Anschlußgeschrei in Bruderliebe zu Frankreich geschreckten Grafen Sforza: all Dies und anderes überlaut Hörbare ist Zwischenaktszerstreuung. Erst aus der panbritischen Reichskonferenz, dem in Washington Beschlossenen, im Kreml als unvermeidlich Erschauten wird Schicksalsbereitung. Gelingt der Gigantentrust, den Botschafter Harvey ankündete, den der amerikanische und der australische Hughes, Lloyd George und Smuts, Grey und Henderson wollen, dann muß neben den Riesenpool British Empire-United States, dem Südamerika nicht lange fern bleiben kann, ein mongolischer, China-Japan, und ein eurasisch-russischer sich ballen. In diesen Bund der Rassen, der die Erde entwaffnen, entseuchen, von Basaltschutt säubern, Orient und Occident, endlich, versöhnen könnte, fände nur ein geeintes Europa Einlaß, nicht der Knirps, der ein Bündel geflickter Vaterländer und den mageren Ertrag sonnenloser, zerklüfteter Wirthschaft mitbrächte. Morgen Nothwendiges heute erkennen und dazu in Bereitschaft sein: Das nur ist Politik. Und wer schlummernde Vernunft in Erkenntniß wecken will, Der muß in der rechten Stunde die rechte, den Schoß der Seele belichtende Frage stellen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 9. Juli 1921

Nach sieben Jahren

Die Sanktion des Hasses

Frankreichs Parlament, dessen Ausschuß regirt, hat als seinen Willen gekündet, die Vollstreckung der in der londoner Märzkonferenz beschlossenen Strafen dürfe erst enden, wenn alle Pflichten, deren Leistung diese Strafen erzwingen sollten, von Deutschland wirklich erfüllt seien. In der Fülle des seitdem über diese „Sanctions" Geredeten und Geschriebenen war allerlei Verständiges, viel Unnöthiges, manches Schädliche (Beispiel: die grelle Beleuchtung des franko-britischen Meinungspaltes, die, nachgerade könnte mans wissen, immer nur dessen Verengung bewirkt). Der, wie mir scheint, wichtigste Gegengrund wurde nicht gezeigt. Welche Pflicht sollte denn durch den Strafdruck erzwungen werden? Nach dem Wortlaut der Rügerede des Herrn Lloyd George nur die, das von den Westmächten zu Erfüllung des Friedensvertrages Geforderte anzunehmen; nicht aber die Pflicht zu dessen Ausführung, die sich ja über Jahrzehnte hinstrecken muß. Die Annahme war, von dem Kabinet Fehrenbach, geweigert worden und die Sanctions sollten den berliner Widerstand brechen. Auch Aristeides Briand, der den Einwand, der Friedensvertrag erlaube den Vordrang nach Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nicht, mit der Berufung auf das gemeine Recht zu entkräften suchte, das dem Gläubiger gegen störrige Schuldner Pfandnahme gestatte, auch dieser lächelnde Gerichtsvollzieher ging in seinen Reden nur von dem Gedanken aus, Deutschland werde

sich zur Annahme der londoner Bedinge entschließen, wenn der Machtsitz seiner Schwerindustrie den Druck der Besatzung und Zollgrenze spüre. Die Bedinge sind angenommen worden und die Erfüllung hat begonnen. Die Weiteranwendung von Mitteln, deren Zweck erreicht wurde, ist sinnwidrig und verletzt das einfachste Rechtsgefühl. Der Juniglaube französischer Regirer, der Strafvollzug solle Leistung, nicht Bereitschaftgelöbniß, erzwingen, ist eben so irrig und gefährlich, wie der auf Bahnhöfen verkündete Märzglaube des Herrn Simons war, durch die Abstimmung sei entschieden, „daß Oberschlesien bei Deutschland bleiben soll und muß und wird". In beiden Fällen wurde die Meinung großer Länder vom hellen Weg der Wahrhaftigkeit in Nacht und Morast verleitet. Kein Redlicher kann leugnen, daß die (von Vernunft, also Politik, schon damals empfohlene) Erklärung deutscher Bereitschaft im März den Beschluß, mindestens die Ausführung der Sanctions gehemmt hätte. Kann ihr Zweck klarer bewiesen werden? Unbestreitbar ist, freilich, daß der Reichstag, der die nach dem Mißlingen anderen Versuches in die Form eines Ultimatums gebrachten Vorschriften zu Ausführung des Friedensvertrages annahm, geschärfter Versäumnißstrafe, der Besetzung des Ruhrbeckens, vorbeugen wollte. Er war aber überzeugt, konnte und mußte, auch ohne Geflüster aus Botschafterhäusern, überzeugt sein, das rechte Rheinufer von militärischer, die ganze deutsche Rheinlandswirthschaft von ökonomischer Fremdvormundschaft durch seinen Beschluß zu erlösen. Und wäre dieser Beschluß nicht in unwürdiger Hast zu Stand gekommen und in den Wehenstunden unser Auswärtiges Amt kopflos gewesen, dann hätte es zuvor über den Vollstreckungablauf der Märzstrafe Gewißheit erstrebt und, ganz sicher, erhalten. Noch aber galt Unkundigen diese Strafe als eine, deren Unwirksamkeit jeder Kontorlehrling belächeln dürfe. Noch immer: Kriegstaktik. „Fochs berühmte Reserven sind längst aufgerieben": meldete einst der amtliche Bericht; dann brachen sie aus dem Walde bei Villers-Cotterets. „Da die Amerikaner weder fliegen noch schwimmen können und ihren Schiffen unsere Tauchboote den Weg sperren, bringen sie keinen Mann auf den Kriegsschauplatz": also sprach Minister Hergt; dann brachte jeder Monat eine Viertelmillion. „Mit den Sanktionen schneidet die Entente nur sich selbst, nicht uns, ins Fleisch;

wir können sie so lange aushalten, wie uns beliebt": Bank-
direktoren, die in Wortpatriotismen Beträchtlicheres als in
Wirthschaftprognose leisten, und „Sachverständige" aus ähn-
licher Mehlsorte schrien es ins Land. Selbsttäuschung oder
Trug „im vaterländischen Interesse" währt unter militärischem
Meinungzwang länger als in censurloser Friedenszeit. Doch
erst in der zweiten Juniwoche kamen von den Ausschüssen
für Industrie und Handel des besetzten Gebietes laut drängende
Gesuche, alles zu schleuniger Befreiung von den Sanktionen
irgend Mögliche zu thun. Der Absatz stocke, der Versand
sei um ein Drittel des Rechnungwerthes gesunken, die Fluth
der Auftragswiderrufe steige, die Zollgrenze zwischen Er-
zeugung- und Verarbeitungstätte belaste die Produktion, viele
Betriebe seien schon eingeschränkt, müßten morgen einge-
stellt werden, das Schieberwesen blühe fröhlicher als je und
verpeste mit seinem Giftstaub ringsum die Geschäftsmoral.
Wars nicht, Alles, vorauszusehen und entmakelt berechtigter
Tadel des Franzosenfehls die schuldigen Deutschen?

Das berliner Märzmanöver war Rücksprung auf den er-
sten Irrweg der Kriegszeit, über dem das Motto leuchtete: „Wir
dürfen und können Alles und alles gegen uns Unternommene
bleibt nichtiges Stümperwerk." Frau Hybris in Spartaner-
gewand. General Ludendorff, ein (nur in Sonnenlicht, nur
im Aufstieg) starker Wille, ungemein begabter Fachmensch,
doch ohne irgendwelche Kenntniß der Volkheitbedürfnisse,
ohne die fernste Ahnung von Psychologie, fordert das Men-
schen auf die Länge Unmögliche. „Unbedingtes Ausnützen
aller unserer Kräfte. Die Sonntagsarbeit ist einzuführen. Ener-
gische staatliche Ausbildung der männlichen Jugend vom
sechzehnten Lebensjahr an für den Militärdienst. (Auch, ver-
steht sich, in der Zeit nach dem Krieg.) Schließung von Uni-
versitäten, Seminaren und ähnlichen Anstalten, so weit es
das unabweisbare Bedürfniß der einzelnen Berufe (Aerzte)
zuläßt. Kinos, Theater, Restaurants, Musikkapellen, Mode-
geschäfte, Waarenhäuser, Friseure, alle für den Krieg unwich-
tige Betriebe sind stillzulegen. Für die gesammte Bevölker-
ung wird Arbeitzwang, etwa in Verbindung mit Nahrung-
ansprüchen, eingeführt. Alle zur Zeit Untauglichen, die an
heilbaren Krankheiten, Herzschwäche, Sportherz, Körper-
schwäche und Aehnlichem leiden, sind in besondere A

theilungen einzustellen, die an geeigneten Orten einer Ge-
sundungskur unterworfen werden. (Damit sie dann Front-
dienst leisten können.) Die Erhöhung der Preise für ratio-
nirte Lebensmittel muß verhindert, die Senkung der Preise
für Schuhe, Kleider und andere Gebrauchsgegenstände muß
erreicht, der Schleichhandel beseitigt, der unzulässig hohe Un-
ternehmergewinn erfaßt werden." Auf Berichte über schlechte
Stimmung und Moral erwidert er: „Hieran sind die hohen
Löhne neben der zu großen persönlichen Freiheit schuld. Die
Leistung der Arbeiter ist stellenweise um dreißig bis vierzig
Prozent gesunken. An der Ernährung liegt es nicht; es ist
vielmehr passiver Widerstand." Im letzten Kriegssommer for-
dert er: „Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle Männer vom
fünfzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahr. Hilfdienstpflicht
sollte Mittel geben, Frauen restlos zu erfassen. Viele thun
heute noch nichts; müßten dazu gezwungen werden." Und
können sies nicht, dann muß „diese Thatsache auch öffent-
lich deutlich zum Ausdruck gebracht und der verderblichen
Agitation auf Gleichstellung in allen Berufen und damit na-
türlich auch in politischer Beziehung ein Riegel vorgescho-
ben" werden. In den von ihm veröffentlichten „Dokumenten
der Obersten Heeresleitung" bekennt der General sich stolz zu
all diesen Erlassen und Forderungen. Er war nicht allein schul-
dig; Trugberichte und vergottende Schmeichelrede hatten ihn
in die Wahnvorstellung verführt, solche Phalangenordnung,
neben der Fouriers Phalanstère wie ein Eden prangt, sei lange
haltbar. Bedenket, daß Herr Rathenau, Ritter des Rothen Adler-
ordens Zweiter Klasse und Leiter der Rohstoffabtheilung im
Königlichen Kriegsministerium, jetzt Republikaner, Demo-
krat, Bewunderer des Herrn Ebert und Aufbauminister, dem
Feldherrn schrieb, er „fürchte nichts so sehr wie eine plötz-
liche Nachgiebigkeit gegen England, das uns gegen Heraus-
gabe von Belgien den Frieden und ein gefährliches Bünd-
niß bietet. Wir müssen den Willen und die Kraft haben, mit
England bis zu Ende zu kämpfen. Wirthschaftlich halten wir
Das aus." Die Prophetie des in vielen Dutzenden beträcht-
licher Aufsichtrathsstellen Bewährten, der Seekrieg werde höch-
stens bis Ende 1916 dauern und inzwischen unser Verhältniß
zu Rußland in Ordnung sein, wird auf den Sieger von Tannen-
berg (den wahren: Ludendorff) nicht allzu stark gewirkt haben.

Viel stärker gewiß, daß ein heller Industriekopf und Bankdirektor ihm zurief, Deutschlands Wirthschaft halte Krieg gegen England „bis zu Ende“, also bis in den Siegestag, aus. Und so rasselnde, mit dem heiligen Oel der Verehrung gesalbte Briefe waren nicht selten. Daher die Losung: „Wir dürfen und können Alles und alles gegen uns Unternommene bleibt nichtiges Stümperwerk.“ Die wurde nach der militärischen Niederlage, sub auspiciis Matthaei Erzberger, durch die andere ersetzt: „Fasset uns nicht an, setzet den Fuß nicht auf unseren Boden, denn er und wir sind verseucht und schon von flüchtiger Berührung holet Ihr Euch den Bolschewismus!“ Da nach den gouvernementalen Massenmorden an Isar, Spree, Ruhr und anderen Ufern auch diese Schreckparole nicht mehr wirkte, ersannen Schlauköpfe das dritte und längste der Irrlichtmotti. „Wir wollen die Sieger entschädigen“, hieß es nun, „wollen alles Schlimme wieder gut machen, könnens aber nur, wenn Ihr uns dazu die Mittel lasset, nicht Soldaten, Schiffe, Vieh (Milchkühe), Lokomotiven, Wagons, Waffen, Westpreußen, Danzig, Memel, Nordschleswig, Oberschlesien nehmet. Sonst ist Vertragserfüllung, bei allen Göttern, dem besten Willen unmöglich.“ Ists schon vergessen? Nicht von Allen das Gestöber der Proteste, Beschwerden, Betheuerungen, denen bald, ernsten Deutschen zu Scham, Niemand mehr horchte. „Unmöglich, unausführbar, unerfüllbar“: Woche vor Woche. Jedesmal drückten sie dann drüben: und Alles wurde möglich, ausgeführt, erfüllt. Nur an die einstweilen letzten Beispiele sei hier erinnert. Am zwölften März sagte Minister Simons im Reichstag: „Nach den Sanktionen werden wir unser Angebot von London nicht wiederholen, sondern nur auf der für uns erheblich verschlechterten Basis verhandeln können.“ Also: noch weniger bieten als in London. Die Westmächte forderten „erheblich“ mehr, als sie im zweiten londoner Vorschlag gefordert hatten: und wir gelobten prompte Erfüllung. Dieses Gelübde, hatte Herr Rathenau ins Berliner Tageblatt geschrieben, würde bewußte Unehrlichkeit sein. Als es geleistet war, trat er überselig an die Spitze des Ministeriums, das, vor allen anderen, die Nation auf den Weg dieser bewußten Unehrlichkeit zu führen hat. Der blaugrüne Mandril würde von solcher Selbstanzeige schamroth. Mußte nicht, da jeder Druck, Zwang, Schreckschuß schon sich als wirksam erwies, in den Franzosen der Glaube ent-

stehen, ohne solche Einschüchterungmittel sei von den Deutschen nichts zu erlangen? Je derber Paris drückte, desto weicher wurde Berlin. Und wer giebt aus freiem Willen den Schraubstock hin, der ihm brauchbare Arbeit leistete? Seit dem Waffenstillstand wurde hier, Manchem wohl zu oft, der Rath wiederholt, Alles zu gewähren, was die Gerechtigkeit fordert und das Vermögen gestattet, und nicht eines Hohlsaumes Breite dem Glauben zu lassen, durch Drohung oder Druck sei eines Quäntchens Uebergewicht zu erlangen. Unsere Regirer, rothe und blaue, wolltens, leider, anders; ließen das Unweigerliche von Zangen sich, Stück vor Stück, abzwicken: und handelten, mit der Annahme all der harten Bedinge, statt der Anerkennung guten Willens, die Meinung ein, nur mit Gewalt seien sie in Rechtsgewährung zu bringen. Wird, endlich, auf Hieb und Stich mit solchem Flederwisch verzichtet? Das Spiel mit Oberschlesien, „ohne dessen ungetheilten Besitz wir nicht zahlungfähig wären", schleppt sich in den sechsundzwanzigsten Monat. Nach dem wiesbadener Gespräch noch mußte Herr Loucheur klagen, der Emsige, der ihn ins Schlepptau nehmen wollte, habe durchaus nach Erörterung der oberschlesischen Frage getrachtet, „die, als eine politische, doch nicht in den Amtsbereich des Aufbauministers gehört". Die Wegräumung der Rheinzollgrenze wurde als Pflaster für die oberschlesische Wunde aufgespart. Den Entschluß, Frankreichs Truppen aus den drei Kohlenhäfen zurückzuziehen, hemmte der kriegerische Lärm und das Rabengekrächz der Kyffhäuserfeier, dann der allgemein befremdende Ausgang der leipziger Prozesse und die Meinung, dem Kabinet Wirth werde bald eine nationalistische Regirung (Stegerwald & Co.) folgen, gegen deren Trutzgelüsten die Vertragspartner alle wuchtigen Waffen in der Hand behalten müssen. Die Reichstagsdebatte, gar vor dem Erfüllungtermin des ersten Julitages, war nutzlos; schlimmer, also schädlich, die ebertische Wiederholung der zehnmal als falsch verlachten Angabe, Oberschlesien sei „altes deutsches Land".

Von solchen Kniffen und Pfiffen ist nichts zu hoffen. Nichts mehr von dem Wahn einer Gottähnlichkeit, der Alles erlaubt ist, von Nachbarsscheu vor Infektion noch von Nöthigungversuch, der flennt: „Laß mir die abgepfändete Perlenkette, das Erbstück aus Urväterzeit, oder ich kann Dir die Schuldsumme nicht zahlen." Den Franzosen kann nicht (noch we-

niger den geradlinig denkenden Briten) verborgen sein, aus welcher dicken Wolke finsteren Grolles heute das Rheinvolk auf die Eindringerschwärme blickt, die so lange nun schon in seinen Häusern nisten, ihm die breitesten Räume, das beste Geräth wegnehmen, mit Herrenallure, Weibergedüftel, Puderpapier das Antlitz der Heime zerfurchen, verstauben, entadeln, dieses Unwesen noch, mindestens, dreizehn Jahre forttreiben wollen und nun auch auf dem rechten Ufer des Nordpaktolos sich behaglich einnisten. Dieses Grolles würden sie gern ledig. Weil aber die berliner Regirung, die noch vor einem Jahr um die Hälfte des jetzt ausbedungenen Riesenbetrages, noch in London um zwei Drittel billiger das Reich von der Entschädigungpflicht loskaufen konnte, erst in engster Klemme des Zangenmaules sich dem Gläubiger willfährig zeigte, legt er das heilsame Werkzeug, so lästig ihm das dadurch bewirkte Aergerniß wird, nicht wieder aus der Hand. Wird das Wunder, bis in den Aufgang des Erntemondes die erste Goldmilliarde voll zu zahlen, den Deutschen gelingen? Wie werden sie die Theilung Oberschlesiens aufnehmen? Schlägt danach nicht die von den Nationalisten ersehnte Stunde des Feldgeschreies: „Das also habt Ihr, schlappe Kerle, mit Eurer ewigen Nachgiebigkeit erlangt" (in die, was nicht gesagt wird, auch die Helfferiche und andere Erzrecken gedrängt worden wären)? Wandeln sich dann nicht über Nacht die Stahlhelme, Trutzbünde, Arbeitgemeinschaften, Turnvereine, Sterbekassen etc. pp. in militärische Verbände und deren Finanzämter? Weil wirs fürchten müssen, halten wir die Pfänder fest, die wir haben; und sorgen, für jeden Fall, so deutsch-tüchtig vor, daß nach dem Sinken der Rheinzollschranken in dem besetzten Land Wein, Cognac, Liqueurs aller Art, Seide, Spitzen, Kleider, Hüte, Parfums, Seife, Chocolade, Cigaretten, Putz und Tand in Riesenstapeln liegen, die Deutschland uns abkaufen muß. So (ungefähr) flüstert die Franzosenmeinung, die über die Gefahr des ins Rheinland und in Schlesien gesäten Hasses und über die Schwächung des deutschen Entschädigervermögens durch Massenaufdrängung von Luxuswaare sich selbst, le coeur léger, täuscht. An (nicht grundlosen und durchaus höflichen) Tadel der ersten Rosen-Vorlesung reiht, im „Temps", Frankreichs Außenminister die mahnende Erinnerung, der Zweck der Sanctions sei gewesen, Deutschlands Bereitschaft zu Ent-

schädigung, Entwaffnung, Gerichtsverfahren gegen die von den Westmächten Angeklagten zu erlangen. Richtig: die Bereitschaft. Da sie erwiesen ist und im dritten Friedensjahr auch ein noch mächtigerer Vertragspartner den anderen nicht mehr wie einen halb, mit Bewährungfrist, begnadigten Verbrecher behandeln dürfte, muß gerechte Vernunft schleunig Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf von der Einquartierlast, die rheinische Wirthschaft von der würgenden Zollkette befreien. Deutschen Regirern aber müßte dieses Erlebniß die vierte Losung, die einzig auf die Dauer nützliche, einhämmern: „Wäge, ehe Du Dich zu Handlung entschließest, nicht nur den Vortheil, den sie Dir bringen, sondern auch die Wirkung, schon die akustische, die sie auf Denken und Wollen Anderer, Deinem Gedeihen Wichtiger, erlangen kann; denn Du bist Theil eines Alls."

Blinde Blindenführer

Welche Unheilssumme aus dem Fehlen dieser Wägung angeschwollen ist, wird Deutschen wieder beim Lesen der Erinnerungen offenbar, die Herr Jules Cambon, Frankreichs letzter Botschafter am berliner Kaiserhof, in der Revue de France veröffentlicht. Weil mir lehrreich scheint, in klarem Umriß zu zeigen, wie dieser nüchtern gescheite, redlich und still Jahre lang um würdige Verständigung bemühte Franzos in Berlin verärgert, in Mißtrauen gezwungen, gefoppt, in seinem pariser Personalkredit geschädigt wurde, habe ich ein paar Bruchstücke daraus ins geliebte Deutsch übertragen.

„Eines Tages besuchte ich den Staatssekretär Von Kiderlen-Waechter. Bei all seinen Fehlern war in ihm ein gewisser Drang nach (manchmal ein Bischen brutaler) Ehrlichkeit; unter all den Deutschen, mit denen ich amtlich zu thun hatte, war kaum noch Einer, mit dem ich, Alles in Allem, so gut auskam. Auge in Auge sagte ich ihm: ‚Welcher Teufel ritt Sie eigentlich in die Geschichte von Agadir? Warum machten Sie Das? Was trieb Sie und was trugs Ihnen ein? Sie haben das Verhältniß unserer beiden Länder arg getrübt, beinah einen Krieg entfesselt, in Frankreich das Nationalistengefühl erregt und überreizt, in England Mißtrauen geweckt, sogar Feindschaft gesät: und das Ergebniß von Alledem? Selbst hier wüthet die Oeffentliche Meinung gegen Sie. Deutschland glaubt sich herabgesetzt und ist überzeugt, eine Schlappe erlitten zu haben. Warum also haben Sie das Kanonenboot

nach Agadir geschickt?‘ Er besann sich ein paar Sekunden und sagte dann: ‚Ich will Ihrer Frage ganz offen antworten. Im vorigen Frühjahr war unser Kronprinz zur Fuchsjagd nach England gegangen. Sie wissen, wie die Engländer sind, wie sie die Wirthspflicht auffassen und den Gast bezaubern. Der ganze Aufenthalt des Kronprinzen wurde ein einziges Fest. Politiker, Minister, Salonmenschen, die elegantesten Weiber, die ganz besonders, warben um die Ehre, ihm vorgestellt und zu seinen Empfängen geladen zu werden. Alle Reden, die er hörte, trieften nur so von Sympathie mit, von Schmeichelei für Deutschland. All diese Huldigungen, Feste, Loblieder hatten ihm buchstäblich den Kopf verdreht (der übrigens nicht allzu fest sitzt). Er hatte Alles für bare Münze genommen und brachte von der Reise die Ueberzeugung mit, kein anderer Fürst sei in England so populär wie er, die Mehrheit der Briten liebe Deutchland herzlich, sei stets bereit, ihm zu helfen, und Frankreich dürfe nicht darauf rechnen, in Streit mit Deutschland jemals englischen Beistand zu finden. All Das erzählte er dem Kaiser, unterstrich, versteht sich, jede Einzelheit noch dick: na, und da sind Sie nun auf dem tiefsten Grund der Agadir-Sache‘ . . . Wie der Kaiser das Attentat von Sarajewo erfuhr, ist noch nie richtig dargestellt worden. Mir hats Einer, der dabei war, ein paar Tage später erzählt. Der Kaiser war auf seiner Yacht, die in der kieler Regatta mitlief. Wie immer: geschäftig, aufgeregt; er gab Befehle und leitete selbst die Bootsmanöver. Plötzlich naht, mit Volldampf, eine Pinasse; rennt gerade auf die Yacht los und will ihr was sagen. Mit gebieterischem Wink sucht der Kaiser sie wegzuscheuchen. Sie achtet nicht drauf und kommt näher. Als nur noch ein paar Meter sie von der Rennyacht trennen, giebt der neben dem Steuermann stehende Admiral Müller pantomimisch zu verstehen, daß er Etwas zu übergeben habe, hält ein Papier hoch, steckts dann mit auffälliger Geberde in sein Cigarettenetui und wirft das geschickt aufs Deck der Yacht. Ein Matrose hebts auf und bringt es dem Kaiser. Wilhelm öffnet das Etui, zieht das Telegramm heraus, entfaltets, wird blaß, läßt die Depesche fallen und sagt nichts weiter als: ‚Nun muß ich von vorn anfangen!‘ Dann befiehlt er, zu wenden und die Regatta aufzugeben . . . In der zweiten Julihälfte, als ich aus Paris nach Berlin zurückgekehrt

war, erfuhren wir nichts von Oesterreichs Absicht und von der Note, die es an Serbien schicken wolle. Auch aus dem vielbesprochenen Kriegsrath, der am fünften Juli in Potsdam gewesen sein sollte, sickerte nicht das Allergeringste durch. In Geheimnißwahrung habens die Deutschen ja zur Meisterschaft gebracht. Ein Umstand beängstigte mich: zwar sah ich fast täglich den Staatssekretär Von Jagow, unsichtbar war für mich aber Herr von Bethmann, mit dem ich sehr gut stand und mit desen Familie meine Frau und Tochter intim verkehrten. Bethmann, der ein Bischen naiv war (sein weltberühmtes Wort vom Papierfetzen hats bewiesen), mochte wohl fürchten, er würde sich nicht ganz in der Gewalt haben und von Dem, was sich im Dunkel spann, mich Etwas ahnen lassen. Jedenfalls schlug das wiener Ultimatum wie Donner ein. Als ich die Note überflogen hatte, stand meine Ueberzeugung fest: nun werde uns nicht mehr gelingen, den Konflikt zu vermeiden. Dennoch mußten wir alles zu Vermeidung irgend Mögliche thun. Da Deutschland offenbar entschlossen war, uns anzugreifen, blieb uns nur übrig, es dem Auge der Welt als den verantwortlichen Urheber des Krieges zu erweisen. Den verhängnißvollen Fehler von 1870 durften wir nicht noch einmal machen. Das war in den folgenden Tagen mein Leitgedanke; all mein Thun und Streben ging von diesem Grundsatz aus. Wir mußten uns angreifen lassen. Das war nothwendig, weil wir sonst nicht auf Englands Beistand rechnen durften. Am Ende eines langen Gespräches, schon an der Thür, sagte ich Herrn von Jagow gerade ins Gesicht: ‚Darf ich als Mensch zum Menschen sprechen?‘ Er gab seine Zustimmung. ‚Dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Unternehmen höchst thöricht ist. Gewinnen können Sie daraus nichts; aber viel verlieren. Frankreich wird sich ungemein viel besser vertheidigen, als Sie glauben. Und Sie dürfen gewiß sein, daß England den groben Fehler von 1870, wo es uns niederschlagen ließ, nicht wiederholen wird. Sie können mir glauben; ich schwatze nicht ins Blau hinein und Sie werden zugeben, daß ich zu den zehn Europäern gehöre, die am Meisten über die internationale Lage wissen. Ich versichere Sie, daß materielle und sittliche Gründe England zu Eingriff zwingen und daß es nicht zögern darf, mit uns zu gehen. Haben Sie die entsetzlichen Folgewirkungen des Ereignis-

ses erwogen? Allein, nur mit einem wurmstichigen Reich als Bundesgenossen, werden Sie gegen den ganzen Erdtheil stehen.‘

Jagow blickte mich mit leisem Spottlächeln an und erwiderte: ‚Sie haben Ihre Nachrichten, wir haben unsere; und die lauten ganz anders. Wir sind der englischen Neutralität vollkommen sicher.‘ Ich ging. Vor der Heimfahrt in die Botschaft suchte ich, wie immer, meinen englischen Kollegen auf, Sir Edward Goschen, mit dem ich in lückenloser Eintracht arbeitete. Wir tauschten alle Informationen aus und erlangten so, durch stets erneute Vergleiche und Nachprüfungen, ziemlich genaue Kenntniß aller Vorgänge. Ich wiederholte ihm das Gespräch mit Jagow; die Schlußsätze wörtlich. Er antwortete: ‚Ueber die Haltung meines Landes denke ich genau wie Sie; leider habe ich nicht die Vollmacht, es auszusprechen.‘ Das war das große Unglück, war die Tragoedie dieser Woche. Wenn Deutschland gewußt hätte, daß es vom ersten Tag an gegen England zu fechten haben werde, dann hätte es, nach meiner festen Ueberzeugung, den Konflikt nicht heraufbeschworen. Doch es schmeichelte sich mit der Hoffnung, England werde entweder gar nicht eingreifen oder zu spät, wenn Frankreich schon niedergeworfen sei, sich in Entschluß aufraffen. Am neunundzwanzigsten Juliabend drückte, in dem potsdamer Kriegsrath, dem der Kaiser vorsaß, der Generalstab mit aller Wucht den Beschluß durch, die Mobilmachung nicht länger aufzuschieben. Die letzten Widerstände und Zögerungen der Civilisten wurden von den Generalen überrannt. Am nächsten Tag sollte die Mobilmachung befohlen werden. Von diesem Kriegsrath fuhr Bethmann noch nachts in aller Hast zu Goschen. Er zeigt ihm, in kaum noch verhüllenden Worten, die unmittelbar bevorstehende Katastrophe und sucht durch hohes Angebot die britische Neutralität zu erkaufen. ‚Wenn England dem Streit fern bleibt, verbürge ich ihm im Namen der Kaiserlichen Regirung, daß Deutschland nach seinem Sieg den Franzosen auf unserem Erdtheil kein Landstück nehmen wird.‘ Für Frankreichs Kolonien will er nicht die selbe Verpflichtung übernehmen. Was Belgien betreffe, so werde Deutschlands Handeln von dem Frankreichs abhängen. Goschen gab mir sofort Kenntniß von diesem Gespräch, das meine Beklemmung mehrte. Am nächsten Mittag, um Zwei, meldete ein Extrablatt des halboffiziösen

Lokalanzeigers die Mobilmachung von Heer und Flotte. Ein ganzes Geschwader von Ausrufern verbreitete, bis in entlegene Straßen, die noch feuchten Blätter, die von der Menge verschlungen wurden. Eine Stunde danach wurde das Extrablatt, auf Befehl der Regirung, in Beschlag genommen; und Jagow selbst rief mich an, um mir zu sagen, die Nachricht sei falsch; er bat mich, diese Thatsache so schnell wie möglich meiner Regirung zu melden. Ich glaubte der Ableugnung nicht, sondern blieb überzeugt, daß die Mobilmachung am Abend zuvor beschlossen worden war, daß man aber im Hinblick auf allerlei Umstände (Telegrammwechsel zwischen Kaiser und Zar, Englands noch bedeutsamere Erklärung, daß es sich volle Handlungfreiheit wahre) die Ankündung des ernstesten Schrittes noch einmal aufgeschoben habe. Am nächsten Morgen, es war der letzte Julitag, läßt Jagow mich zu sich bitten und sagt, zu seinem lebhaften Bedauern sei, im Angesicht der russischen Gesammtmobilisation, Deutschland zu ernsten Vorsichtmaßregeln genöthigt und deshalb der Zustand der Kriegsgefahr verkündet worden. In Petersburg sei angezeigt worden, wenn Rußland nicht sofort, auf der österreichischen und auf der deutschen Front, demobilisire, müsse auch Deutschland sein Heer mobilisiren. Dem Deutschen Botschafter in Paris sei befohlen worden, diese Beschlüsse zu Kenntniß der Französischen Regirung zu bringen und sie zu fragen, welche Haltung sie im Fall deutsch-russischen Konfliktes wählen werde. Von dieser Stunde an wurde meine Lage immer schwieriger. Die deutschen Behörden verzögerten oder unterschlugen die an mich gerichteten Depeschen und ich empfing deshalb kaum noch eine Instruktion. Um der britischen Regirung durch unverwischbaren Eindruck zu erweisen, daß der Krieg nicht von uns gewollt sei, hatte ich Paris ersucht, mir die Pflicht der Pässeforderung zu ersparen; ich müsse ruhig warten, bis man mich vor die Thür setze. Auch die Depesche, worin, am dritten August, Ministerpräsident Viviani mir mittheilte, der Deutsche Botschafter habe ihm die Kriegserklärung gebracht, seine Pässe gefordert und ich solle nun meine fordern, wurde von den kaiserlichen Behörden unterschlagen. Ich hatte also keinen amtlichen Schritt zu thun und wartete, bis die Deutsche Regirung selbst mir zu verstehen gebe, ich solle gehen."

Die Einfalt eines Kanzlers, der annimmt, was er in dieser

Situation dem Botschafter Englands ausplaudere, werde nicht sofort auch der Franzos hören, würde man einem Romanschreiber oder Dramatiker nicht glauben. Im Fall Agadir hat Kiderlen natürlich nur die halbe Wahrheit gesagt; nur die ihn nicht belastende. Der Trieb seines schon kranken Hirnes, eine Hauptrolle zu spielen, Epoche zu machen, seinen Namen in die Weltesche zu kerben, hat viel kräftiger noch als die durch den unreifen Bericht des Kronprinzen entstandene Hofstimmung zu dem Panthersprung an Marokkos Atlantisküste gedrängt. Sein Hirn war schon krank. Ein paar Wochen nach dem Agadir-Lärm, der ihn den Franzosen als Schwarzen Mann offenbart hatte, fuhr er mit einer Ausländerin nach Chamonix, auf französischen, nicht, wie er wähnte, schweizerischen Boden. Dort wurde das Paar heimlich photographirt; wurde obendrein noch ein Brief Kiderlens gefunden, den die Dame auf dem Nachttisch vergessen hatte und der politische Anspielungen verfänglicher Art enthielt. Glückszufall fügte, daß in dem selben Hotel ein mir bekannter Rechtsanwalt war, der mich telegraphisch fragte, ob er Eingriff versuchen solle, und dessen Geschicklichkeit, nach meiner eindringlich mahnenden Antwort, gelang, den Brief an sich zu bringen und den drohenden Skandal zu vermeiden. Noch leichter ließ die pariser Zeitung, wie zu ihrer Ehre gesagt sein muß, sich zum Verzicht auf die Veröffentlichung der Photographien bestimmen. Der persönlich mir nicht, nur aus Holsteins Dauerhymnen bekannte Staatssekretär, den ich schon einmal vor einem Skandälchen bewahrt hatte, war ungemein dankbar; doch die Voraussicht, daß seine alkoholische Politik mich auch weiter in Gegnerschaft zwingen werde, empfahl, dem angebotenen Dankbesuch auszubiegen. Der hoch über den Durchschnitt begabte, doch zu selbständigem Handeln noch weniger als sein Freund Holstein berufene Schwabe hatte sich in Bukarest, wohin Philis und Wilhelms Ungnade ihn für lange Jahre verbannt hatte, allzu tief in Alkohol und den Qualm schwerster Havannas eingenebelt. Der tolle Einfall, als Zielmännchen auf jeder Budenscheibe Frankreichs mit einer Freundin, die international wichtige Briefe vertrödelte, nach Chamonix zu gehen, erwies den Vorschritt der Krankheit, die sein letzter Arzt mir später, als ich sie (erst nach seinem Tod, versteht sich) hier erwähnt hatte, bestätigte. In gesunden Tagen hätte kein Kaiser,

kein Kronprinz ihn zu dem Schwabenstreich von Agadir anzutreiben vermocht. Seine Ernennung war auf den oft wiederholten Wunsch des hilf- und rathlosen Bethmann von Wilhelm schließlich mit dem fritzisch frisirten Satz bewilligt worden: „Wenn Sie sich also auch diese Laus noch in den Pelz setzen wollen, meinetwegen!“ Von dem zimperlichen Damenhofe wurde er, als ein „Unsittlicher“, schroff abgelehnt. Tröstete sich zwar mit dem hoch zielenden Wort seiner berühmten Spötterzunge: „Kinder, von der Homosexualsorte habt Ihr nachgerade doch genug Exemplare; lasset Euch auch einmal, der Abwechselung wegen, einen Normalen gefallen.“ Doch auf schwankem Sitz war die Versuchung, durch eine „That“ sich als unentbehrlich, als den providentiellen Mann zu bewähren, stärker als auf festem; und weil im Hirn die Bremse schon rostig war, wurde aus Thatendrang gefährliche Thorheit. Der Vorstoß an Marokkos atlantische Küste, der jähe Gestus, der anzudeuten schien, Deutschland suche einen Stützpunkt, von dem aus, wenns ihm passe, seine Flotte die Weizenzufuhr Englands abschneiden könne, hat noch ärgeres Unheil gestiftet als Wilhelms Fantasia in Tanger und die Tragoedie der Irrungen, die mit der pariser Mission des Herrn Rosen fast noch lustig begann und in Algesiras kläglich endete. Vergesset nicht, daß Londons „society“ dem jüngeren der zwei labilen Wilhelme gewiß nicht ungestümer geschmeichelt hatte als er ihr sammt dem Angedenken der Urgroßmama und der britischen Erbweisheit. Danach dieser Streich: Das roch nach dem Schwefelpfuhl höllischer Tücke. Der Pazifist und Deutschenbestauner Lloyd George zeigte uns, in einer berüchtigten Rede, zum ersten Mal die Igelstacheln. Das reine Herz des behutsamen Sir Edward Grey glaubte, den in sechs Jahren zum dritten Mal von Deutschland ernstlich bedrohten Franzosen nun, da die Drohung auch das Britenreich visirte, nicht länger die schmale Hoffnung weigern zu dürfen, die sein Briefwechsel mit dem Botschafter Paul Cambon aufblinken läßt. Agadir scheucht Italien nach Tripolis, das ihm, mit der Kyrenaika, entgehen konnte, wenn Deutschland auch nur einen Theil des Scherifenstaates an sich raffte und dadurch dem franko-italischen Vertrag über Marokko und Tripolitanien das Rückgrat brach. Italiens siegreicher Krieg gegen die Türkei entband den der Balkanstaaten. Und erst Serbiens Waffenerfolg in, Serbiens

Landzuwachs aus diesem Krieg ließ in Wien und Budapest den frevlen Wunsch nach Vernichtung des Bosniaken und Kroaten an sich lockenden Südslawenstaates aufwuchern. Die Coulissen für das Drama des Großen Krieges waren gestellt.

Mene Tekel

Nach dem Wunsch Wilhelms, den an der Wehr nur der Schimmer, an Gefahr nur das draus aufzugabelnde Nervenfutter reizte und dessen Zungengefüchtel stets der Trostgesang des furchtsamen Kindes war, wärs bei ewigen Generalproben („vor geladenem Publikum"), bei Kaisermanövern mit „glänzendem Kavallerieangriff" und „ins Meer geworfenen Feindesarmeen" geblieben. Damit aber begnügt auf die Länge sich kein übermächtiges Heer; kann sich eben so wenig damit begnügen wie der Schauspieler mit Bühnenmanöver ohne „richtige" Zuschauer. Nach dem Lieutenantskandal in Zabern hieß es auf den Höhen der Offiziercorps: „Da habt Ihr die Folge vierzigjährigen flauen Friedens. Das wagt der Pöbel nur einem Heer zu bieten, dessen Waffenthaten längst vergessen sind." Bei angewärmtem Bordeaux oder gekühltem Grünhäuser umplätschert langwieriges Corpsführergespräch die Frage, wie mans wohl anstellen müsse und könne, damit der allerhöchst Aengstliche den Krieg, „der doch nun einmal unvermeidlich ist", nicht bis in die „unseren Feinden günstige Stunde" hinausschiebe. Der unvermeidliche Krieg und die Gefahr, schwindende Stundengunst zu versäumen: die Verleitung in diese Fetischbegriffe ist dem Deutschen Reich Verhängniß geworden. Nicht erst im Juli 14; schon ein Vierteljahrhundert zuvor. Unwiderleglich wirds durch den Brief erwiesen, den, unter dem Diktat des Generalquartiermeisters Grafen Waldersee, Kronprinz Wilhelm, zu Erläuterung seiner einem wiener Diplomatenbericht aufgeflickten Randglossen, im Mai 1888 an den Reichskanzler Bismarck schrieb.

„Meine Randnoten, aus denen Eure Durchlaucht einen Ruf von meiner Seite nach einer Aenderung der bisherigen Politik herauszuhören glauben, wollen thatsächlich nichts Anderes als darauf hinweisen, daß die Ansichten der Politiker und die der Militärs über die Nothwendigkeit oder Vortheilhaftigkeit eines Krieges sehr stark auseinanderzugehen beginnen. Ich wollte außerdem andeuten, daß meiner Ansicht nach diese militärischen Anschauungen an und für sich nicht ungerechtfertigt sind . . . Ich bin ganz Eurer Durchlaucht Meinung, daß es

nach einem glücklichen Ausgang eines Krieges mit Rußland nicht unsere Sache zu sein braucht, die Kräfte dieses Landes ganz zu zerstören, denn ich glaube, daß dieses Land nach einem unglücklichen Krieg in Folge innerpolitischer Krisen ganz anders als jeder europäische Staat in einen Stand der Kraftlosigkeit verfallen würde. Ich erinnere daran, daß Rußland nach dem Krimkrieg durch zwanzig Jahre hilflos war und erst dann wieder in die Lage kam, eine aggressive Politik zu führen. Frankreichs militärische Kräfte waren nicht so weit zerstört worden, als daß es nicht unter den Augen, ja, sogar mit der Unterstützung des wohlwollenden und siegreichen Gegners eine neue Armee hätte schaffen können, mit der die Commune besiegt und die ganze Nation aus dem Ruin gerettet werden konnte. Die pariser Vertheidigungwerke, die in die Hand des Siegers gefallen waren, wurden nicht demolirt, ja, nicht einmal desarmirt. Weit davon entfernt, den Feind vernichtet zu haben (Bismarck schrieb an den Rand: ‚Vierzig Millionen! Und Europa?'), haben wir vielmehr den Keim von den ungeheuren Streitkräften bestehen lassen, die uns jetzt von Seiten der Republik zu Wasser und zu Land bedrohen. Das war ein Fehler vom militärischen Gesichtspunkte aus, aber politisch war es völlig im Einklang mit dem damaligen Stande der europäischen Angelegenheiten und daher in jenem Gesichtspunkte das Richtige. Je mehr Frankreich aufblühte, desto stärker wurde aber bei den Russen die Tendenz, und Das trotz der loyalen Gesinnung des Zars, ohne von Deutschland herausgefordert zu sein, auf den günstigen Augenblick zu passen, um im Verein mit der Republik über uns herzufallen. Diese bedrohliche Situation besteht fort als Folge der gemeinsamen Interessen der Panslawisten und des republikanischen Frankreich, Deutschland als ein Bollwerk der Monarchie zu überrennen. Zu diesem Zweck sind beide Nationen bestrebt, ihre militärischen Kräfte an den entscheidenden Fronten zu verstärken, obwohl dieses ungehörige Vorgehen von uns in keinerlei Weise provozirt ist und also nicht der geringste triftige Grund dafür besteht. Die kluge Politik meines verstorbenen Großvaters war unter Euer Durchlaucht Leitung in Folge Dessen darauf gerichtet, Bündnisse zu schaffen, welche wesentlich zu unserer Beschützung gegen einen Einfall unseres Erbfeindes im Westen beigetragen haben. Das legte dem russischen Herrscher nah, sich uns gegenüber freundlich zu verhalten, und so lange der gegenwärtige Zar thatsächlich die Macht hat, seinen Willen durchzusetzen, wird sich diese Wirkung auch weiter geltend machen. Sobald Das aber, was nach mancherlei Anzeichen möglich er-

scheint, nicht mehr der Fall wäre, dann wird Rußland aller Wahrscheinlichkeit nach nicht länger unserem Erbfeind fern bleiben, mit dem Ziel, den Krieg gegen uns zu beginnen, sobald die Streitkräfte beiderseits auf die nöthige Höhe gebracht scheinen werden, um uns ungestraft vernichten zu können. Unter solchen Umständen ist der Werth unserer Verbündeten für uns gewachsen. Sie an uns zu fesseln (,Hier ist der Keim für den Handelsvertrag von 1891 zu finden!' schreibt Bismarck auf das Blatt), ohne ihnen dabei irgendeinen wesentlichen Einfluß im Reich zuzugestehen, wird und muß die große und, wie ich zugestehe, die schwierige Aufgabe einer klugen deutschen Politik bleiben. Es muß aber bemerkt werden, daß ein Theil dieser Verbündeten römisch-katholisch ist und eine Regirungmaschinerie besitzt, deren absolute Zuverlässigkeit nicht garantirt ist. Deshalb können wir kaum auf eine längere Dauer der Alliance zählen und der Krieg, bei dessen defensiven Operationen die Verbündeten mitzuthun berufen sein werden, wird daher besser früher als später ausgefochten werden. (Ausrufungzeichen Bismarcks.) Unsere Gegner werden sicherlich nicht unterlassen, uns zu isoliren und uns unsere Verbündeten abspänstig zu machen... Rußland wird leicht im Stande sein, die für einen Krieg nothwendigen Voraussetzungen zu schaffen; die Oeffentliche Meinung würde jedoch sicherlich Deutschland als Urheber des Krieges ansehen. Es sei aber fern von mir, danach zu streben, die Kriegsgefahr näherzubringen. (Bismarck: ,Aber Waldersee!') Da der Krieg im Westen förmlich in Sehweite geführt werden würde und da entsprechende Vorkehrungen, wie Eure Durchlaucht selbst ausgeführt haben, im Westen größere Vortheile bieten würden als im Osten (Fragezeichen Bismarcks), wären die militärischen Autoritäten besonders dankbar für eine Politik, welche in dem Augenblick, wo der Krieg als unvermeidlich erkannt ist, thatsächlich die Sicherheit bieten könnte, daß er im Westen ausgefochten würde. (,Nur Das?') Ich bin übrigens jedenfalls der Ansicht, daß wir Krieg auf beiden Seiten haben werden, wenn es im Osten losginge. Andererseits aber können wir uns auch nicht mit absoluter Sicherheit vorstellen, daß Rußland, wenn wir genöthigt wären, gegen Frankreich loszugehen, uns gegenüber eo ipso passiv bleiben würde. Zu jeder Zeit, aber ganz besonders unter Verhältnissen, so wie sie im letzten Herbst geherrscht haben, ist es die Pflicht des Großen Generalstabes, unsere und unserer Nachbarn militärische Situation scharf im Auge zu behalten und sorgsam Vor- und Nachtheile abzuwägen, welche sich in militärischer Hinsicht bieten können. Die Ansichten aber, nicht

über die Politik, welche befolgt werden soll, sondern über die militärischen Maßregeln, welche ergriffen werden sollen, müssen zur Kenntniß des politischen Leiters gebracht werden, und zwar mit absoluter Offenheit und mit strenger Beziehung auf den militärischen Standpunkt. Darin liegt, meiner Ansicht nach, eine unumgängliche Unterstützung für die Führung gerade einer friedlichen Politik. (Bismarck schreibt: ‚Waldersees Politik! Wenn er sie führen würde! Und wer ist der Kanzler?')"

Heller konnte die Kluft zwischen der Politik des ersten Kanzlers und dem irrlichtelirenden Wahn des dritten Kaisers kaum bestrahlt werden. Hier liegt, auch dem über das rein (oder: unrein) Walderseeische hinausblickenden Auge, die Wurzel des Uebels blos. Hier erst wird Militarismus (Das heißt: die Sucht, das Staatsgeschäft nach dem in Heer und Flotte geltenden und, vielleicht, unentbehrlichen Wollenskompaß zu lenken) zur Herrschmacht. Ein Vierteljahrhundert danach ist aus dieser Wurzel der Baum des Bösen geworden, der alles deutsche Reichsleben überwölbt und an dessen Zweigen die Unheilsfrucht reift. In Warnschriften, die der Unbefangene den besten Diplomatenberichten, venezianischen und britischen, gesellen muß, hat Herr Jules Cambon schon im März, Juli und November 1913 zwar nicht die Wurzel, doch die Frucht klar erkannt und gezeigt. „Die Kaiserlichen Behörden sind unermüdlich in Erhitzung des Patriotengefühles. Tag vor Tag beliebt es dem Kaiser, das Gedächtniß an 1813 aufzufrischen. Gestern durchzog abends Militärmusik die Straßen Berlins und in Reden wurde verkündet, Deutschlands Lage ähnele der Preußens vor hundert Jahren. Daß man in der Stunde neuer Forderungen für die Armee das vaterländische Gefühl aufpeitschen werde, war ja zu erwarten; der Vergleich unserer Gegenwart mit 1813 ist aber Mißbrauch des Geschichtkalenders. Wer dem Willensaufruhr, der vor hundert Jahren das deutsche Volk wider den nach Weltherrschaft trachtenden Genius trieb, Vergleichsmöglichkeit sucht, fände sie nur in Frankreich, dessen Volk nichts Anderes erstrebt als Schutz vor Gewaltherrschaft. Dadurch aber wird nicht die Gefahr gemindert, die, in beiden Ländern, der Zustand der Oeffentlichen Meinung bereiten kann. Selbst unter sonst Vernünftigen heißts hier jetzt, Frankreich habe, mit seinen vierzig Millionen Menschen, nicht das Recht zu Wettbewerb mit Deutschland. Ein Reichstagsmitglied, kein Schreihals, rief neulich in einem Salon, daß Frankreich auf die dreijährige

Dienstzeit zurückgreife, sei ,eine Herausforderung, die wir nicht dulden werden'. Die Gesellschaft ist in Wuth, weil der ungeheure Aufwand des Vorjahres und alles in diesem Jahr fürs Heer Bewilligte wahrscheinlich noch immer nicht genügen wird, um Frankreichs Verzicht auf Fortsetzung des Rennens zu erwirken. Alles hatte auf unsere Schwachheit gehofft und nach jedem französischen Kolonialerfolg die Nation mit den Worten getröstet: ,Ganz schön; doch im Innern ist Anarchie, Zersetzung, sicherer Verfall.' Man täuschte sich selbst und täuscht die Oeffentliche Meinung. Jetzt gilt Vielen der Krieg als ,unvermeidlich'; deshalb müsse Deutschland ihn lieber früh als spät führen. Anderen scheint er aus wirthschaftlichen Gründen nothwendig. Uebervölkerung und Ueberproduktion drängen zu Erwerb neuer Absatzstätten; auch könne nur die Abschwenkung nach außen den Aufstieg demokratischer und sozialistischer Massen auf gefährliche Machtgipfel hemmen. Mancher fürchtet für die Zukunft des Reiches, glaubt, die Zeit arbeite für Frankreich, und möchte deshalb schnelle Entfesselung der Kriegsgewalt. Die Großbourgeoisie, deren Vertreter die Nationalliberalen, die Partei der Satten, sind, hat andere Gründe als die um Wahrung ihres Vorranges und ihrer Familieninteressen bangen Junker, den Krieg zu wünschen. Mit wenigen Ausnahmen wünscht sie ihn. Sie, die jetzt nur 45 Sitze im Reichstag hat, zählte nach dem Krieg 125, im Jahr 1874 sogar 155 Abgeordnete. Heute fühlt sie sich, zwischen Junkertrieben und liberalen Gedanken, unbehaglich, hat Häkeleien mit dem Arbeitervolk, deren Ursprungsland ihr Frankreich, der revolutionäre Herd alles Freiheitsehnens, scheint, und hofft vom Krieg die Lösung, die ihre kläglich unfähigen Führer den schwierigen Problemen in friedlicher Parlamentsarbeit nicht zu finden vermögen. Dazu kommen die Geschützlieferanten, die Stahlplattenfabrikanten, die Großhändler, die auf Riesenmärkte, die Bankiers, die auf Goldene Zeit nach gewaltiger Tributheimsung rechnen. All diesen Leuten schwebt der Krieg als ein gutes Geschäft vor. Im Bereich der Universitäten halten nur einzelne vornehme Geister sich fern von der Pflege kriegerischer Ideologie. Historiker, Philosophen, Publizisten und andere Verherrlicher der ,deutschen Kultur' wollen die Welt zwingen, auf deutsche Art zu empfinden, zu denken, und die geistige Vorherrschaft, die Frank-

reich, nach der Meinung Hellsichtiger, noch immer bewahrt, an sich reißen. Aus dieser Quelle schöpft die Phraseologie der Alldeutschen, nährt sich der Körper und die Gefühlswelt der Kriegervereine, Wehrvereine und ähnlicher Gebilde, deren Wesen ja allbekannt ist. Die aus Aerger nach Krieg Lüsternen, die gefährlichsten von allen, rekrutiren sich besonders aus dem Schwarm der Diplomaten, die von Deutschlands Oeffentlicher Meinung höchst unfreundlich beurtheilt werden. Am Bittersten ist die Verärgerung in den seit 1905 in franko-deutscher Verhandlung beschäftigten Diplomaten. Sie häufen die Anklagen gegen uns, addiren sie eifernd und werden in der kriegerischen Presse eines Tages ihre Rechnung vorlegen. Sie behaupten, geprellt worden zu sein, lechzen nach Rache und Einer aus dieser Schaar sagte während der Reichstagsdebatten über die neue Wehrvorlage: ‚Mit Frankreich wird ernsthaft erst zu reden sein, wenn Deutschland alle wehrfähigen Männer einberufen hat.' Auch der Kaiser steht auf dem Glauben, der Krieg sei unvermeidlich, und ist von der zerschmetternden Ueberlegenheit des deutschen Heeres und von seinem Sieg fest überzeugt. Er und sein Generalstabschef Moltke haben in der ersten Novemberwoche (1913) den König der Belgier in einem Gespräch einzuschüchtern, von Widerstandsversuch im Fall franko-deutschen Streites abzuschrecken getrachtet. Je schwerer die Jahre auf Wilhelm dem Zweiten lasten, desto fühlbarer wird in seinem Geist das Wirken der Familienüberlieferung, des rückständigen Höflingempfindens und, besonders, der im Offiziercorps herrschenden Ungeduld. Irgendwie ist er wohl auch eifersüchtig auf die Popularität seines Sohnes, der den Leidenschaften der Alldeutschen schmeichelt und betont, dem Deutschen Reich gebühre, nach seiner Macht, höhere Weltgeltung, als es jetzt habe. Der Kaiser ist heute der Denkweise nah, die er bisher wegschob." Ist, noch allzu harmloser Botschafter, Waldersees gelehriger Schüler und zugleich das Zwitterwesen, das in Gespräch und Briefen des Phili-Klüngels „das Liebchen" heißt und, dennoch, ohne Scham deutschen Kriegern befahl, in China hunnisch zu hausen und wehrlos Gefangene niederzumetzeln. Als ihn, nach der Ermordung Franz Ferdinands, die aufrichtig von der „Unvermeidlichkeit" des Krieges überzeugten Mi-

litaristen „an der dynastischen Puschel packten“, ließe ers am Liebsten noch einmal bei Generalprobe mit majestätischem Soffitengewitter bewenden. Damit ers nicht könne, wird am dreißigsten Juli 14, just am Tag der vollsten Kriegsherrnhose, durch ein Extrablatt des Berliner Lokalanzeigers die deutsche Mobilmachung in die Welt geschrien und dafür gesorgt, daß Swerbejews, des Russischen Botschafters, Meldung dieser Thatsache blitzschnell nach Petersburg kommt, sein (trotz dem berliner Kanzleischwatz: durchaus bündig klarer) Widerruf der inzwischen dementirten Nachricht aber verbummelt wird. Dieses Extrablatt, nicht die schmierige Suchomlinowtschina, hat Rußlands Mobilmachung erwirkt; sollte und mußte sie, nach dem Willen der in Berlin Mächtigsten, erzwingen. Auch sie war, wider die kindslistige Berufung auf zweiundzwanzig Jahre zuvor vom General Boisdeffre Gesagtes, nicht der Krieg. Am letzten Julitag telegraphirte der Zar an Wilhelm, er könne zwar, aus technischen Gründen, den Mobilmachungbefehl nicht zurücknehmen, verpflichte sich aber auf Ehrenwort, für die Dauer der austro-russischen Verhandlung über Serbien seinen Truppen Alles zu Abwehr herausfordernde Handeln streng zu verbieten. Und am ersten August ruft die vom Präsidenten Poincaré und von allen Ministern des Kabinets Viviani unterschriebene Proklamation ins Franzosenland: „Die Mobilmachung ist nicht der Krieg. Sie bietet, im Gegentheil, das in unserer Lage wirksamste Mittel zu Sicherung ehrenvollen Friedens. Frankreich ist zugleich entschlossen und friedlich; als die Heimath des Rechtes, der Gerechtigkeit harrt es in lückenloser Einheit, in stiller Zuversicht und wachsamer Würde.“ (Weil all Das wichtiger als der Tratsch von Boisdeffre und Suchomlinow ist, wirds von Offiziellen und Offiziösen verschwiegen.) Doch die „für die gute Sache“, ganz ehrlich, Verschworenen kannten ihren Kaiser. Der fällt immer auf die Seite der stärksten Beängstigung. „Die superklugen Esel des allerhöchsten Dunstkreises“ (also sprach Bismarck) wispern, Zar Nikolai habe „bekanntlich nicht die unbeugsame Willenskraft unseres erhabenen Herrn“, sein Ehrenwort deshalb nicht das Vollgewicht zulänglicher Bürgschaft, draußen sei offenbar Alles abgekartet, Anfangserfolg der Feinde könne das Reich in Lebensgefahr reißen. Aus Schlottern wird Entschluß. Mit Ni-

kolais und Greys Angeboten, den höchsten Trümpfen, in der Hand taumelt der Furchtsamste, der je auf deutschem Kaiserstuhl saß, aus Angst in den vermeidlichsten Krieg.

In England, Frankreich, Rußland hat ihn damals kein Mächtiger gewollt; und Denen, die ihn etwa für den Tag stärkerer Bereitschaft planten, das Ränkespiel zu verderben, war deutsche Staatsmannspflicht (die der Militaristendünkel nullt). Auch Frankreich war, nach der Wahlniederlage seiner Nationalisten, friedlicher als je seit 1871 gestimmt. Unkenntniß leugnets. Wer nicht den Marschall Foch am Sternkragen hat, ziept das Ohrläppchen des Herrn Poincaré. Der, hören wir zum hunderttausendsten Mal, sei unter den am Ausbruch des Krieges Mitschuldigen. Wenns bewiesen würde, ließe sich (ohne viel Nutzen heute, doch immerhin) darüber reden. Noch aber ist kein Flöckchen eines Beweises erbracht, noch nicht im Winzigsten das Zeugniß von Jaurès und einem Vertreter des Pazifistenbundes für Menschenrecht entkräftet worden. „Mehr als die Regirer vom Juli 14 hätten wir selbst nicht zur Wahrung des Friedens zu thun vermocht." Das sprach der Tribun, als er die Akten des Auswärtigen Amtes durchforscht hatte. Der Glaube an den wüthigen Nationalismus des Rechtsanwalts, Ministers, Präsidenten Poincaré erwuchs aus dem Kampf, den Herr Clemenceau, vor und nach der Wahl zum Staatsoberhaupt, gegen ihn führte. Diesen Jakobiner aus der Vendée sah Vorurtheil damals noch als einen Weltbürger, dessen Empfinden von Schlagbäumen nicht begrenzt werde; daß er wider Herrn Poincaré wegen dessen hitzigen Patriotengrimmes gestimmt und gefochten habe, glaubt längst kein Weiser, kein Narr mehr. Und da der Senator-Akademiker eines Tages wieder der Regirung vorsitzen wird, ists nicht nur zinsloser, sondern schädlicher Luxus, ihn (wie weiland Delcassé, der bis 1905 auch „Versöhnungpolitik" treiben wollte) durch Naserümpfen, Stichelrede, Schimpf noch tiefer in mißtrauischen Groll gegen Deutschland einzuwurzeln. Die, nicht gerade früh, diese Thorheit erkannt haben oder von („kontinentalpolitischer") Franzosenumwerbung durch „Beiträge zur Schuldfrage" selbst vor den Abonnenten entschuldigt sein möchten, lassen die Firma Foch & Poincaré ungeschoren und verschießen ihre Bolzen gegen Asquith & Grey. Aus schlecht verlöteter Konservenbüchse mufft, wieder einmal, die Anklage auf, anno 13 und 14 sei von

den zwei Britenministern wider besseres Wissen, also aus bewußtem Willen zur Lüge, im Parlament bestritten worden, daß England sich irgendwie, nicht durch Vertrag, doch fest, verpflichtet habe, den Franzosen „eine sehr große Armee zu Hilfe aufs Festland zu senden.“ Die Herren Asquith und Grey sprachen Wahrheit. Jeden Zweifel verscheucht der Brief, den am letzten Julitag 14 Präsident Poincaré an König George schrieb. Hier ist er. „Werther und großer Freund, die ernsten Ereignisse, die Europa durchlebt, verpflichten mich, Eurer Majestät die Nachrichten zu übermitteln, die der Regirung unserer Republik aus Deutschland zugegangen sind. Die militärischen Vorbereitungen der Kaiserlichen Regirung werden, insbesondere dicht an der französischen Grenze, von Tag zu Tag verstärkt und beschleunigt. Frankreich ist entschlossen, bis in die letzte Stunde alles zu Friedenserhaltung ihm irgend Mögliche zu thun, und hat sich deshalb bis jetzt in die unentbehrlichsten Vorsichtmaßregeln beschränkt; all seine Zurückhaltung und Mäßigung scheint aber das Tempo des deutschen Rüstens nicht zu verlangsamen; durchaus nicht. Trotzdem die Regirung der Republik nur dem Gebot weiser Vernunft gehorcht und die Oeffentliche Meinung sich still hält, stehen wir also, vielleicht, am Vorabend entsetzlichsten Geschehens. Aus Allem, was wir hören, ergiebt sich, daß der Krieg unvermeidlich würde, wenn Deutschland die Gewißheit erlangte, daß die Englische Regirung sich in einen Konflikt, in den Frankreich verwickelt ist, nicht einmischen werde; wäre aber Deutschland gewiß, daß die Entente Cordiale im Nothfall bis auf die Schlachtfelder wirksam wird, dann dürfte man mit größter Zuversicht auf ungestörte Erhaltung des Friedens hoffen. Nun wahren, ohne jeden Zweifel, unsere Vereinbarungen für Heer und Flotte der Regirung Eurer Majestät vollkommene Freiheit; und in den 1912 zwischen Sir Edward Grey und Herrn Cambon gewechselten Briefen haben England und Frankreich sich nur einander verpflichtet, im Fall europäischer Lufttrübung (tension) in Gespräch zu erwägen, ob Anlaß zu gemeinsamem Handeln sei. Doch in der Gefühlswelt beider Länder gilt Englands Eintracht mit Frankreich als so intim, unsere zwei Regirungen haben in Vertrauensgemeinschaft so unermüdlich sich um die Friedenswahrung bemüht und Eure Majestät haben so oft Ihre Sym-

pathie mit Frankreich bekundet, daß ich mich berechtigt glaube, in allem Freimuth meine Eindrücke, die zugleich die der Regirung und des ganzen Landes sind, in Worte zu fassen. An Sprache und Haltung der Englischen Regirung hängt, glaube ich, nun die letzte Möglichkeit friedlicher Lösung. Wir selbst haben, vom ersten Tag der Krisis an, unseren Bundesgenossen die Mäßigung empfohlen, von der sie seitdem nicht gewichen sind. In Eintracht mit der Regirung Eurer Majestät werden wir im selben Sinn weiter handeln und dabei die letzten Anregungen des Sir Edward Grey beachten. Geht aber aller eifernde Drang nach Versöhnung stets nur von einer Seite aus und können Deutschland und Oesterreich darauf rechnen, daß England nicht eingreift, dann wird Oesterreich unbeugsam auf seinen Forderungen stehen und eine austro-russische Verständigung unmöglich werden. Im Innersten bin ich überzeugt: je fester in dieser Stunde das diplomatische Handeln Englands, Frankreichs und Rußlands in Einheit gebunden scheint, desto fester darf auch unser Hoffen auf Friedenserhaltung sein. Eure Majestät wird mich freundlich von einem Schritt entschuldigen, zu dem nur das Sehnen nach endgiltiger Sicherung des europäischen Gleichgewichtes trieb. Ich bitte Eure Majestät, an mein herzliches Gefühl zu glauben." Am nächsten Tag antwortet der König und Kaiser George: „Werther und großer Freund, in vollem Umfang und im höchsten Maße schätze ich das Gefühl, das Sie trieb, so herzlich, so freundschaftlich mir zu schreiben, und ich bin für die offene und klare Darstellung Ihrer Ansichten dankbar. Sie dürfen gewiß sein, daß Europas Zustand mich mit Sorge und Angst erfüllt; Trost finde ich in dem Bewußtsein, daß unsere beiden Regirungen in der Gemeinschaft wahrer Freunde die friedliche Lösung der vorliegenden Probleme erstrebt haben. Ein Quell aufrichtiger Befriedigung flösse mir, wenn unser verbündeter Eifer Erfolg hätte; und ich lasse nicht von der Hoffnung, die furchtbaren, jetzt so nah scheinenden Ereignisse noch hindern zu können. Ich bewundere, in wie kaltblütiger Ruhe Sie und Ihre Regirung auf jede nicht unbedingt nöthige militärische Maßregel an der Grenze verzichten und jede Handlung vermeiden, die auch nur irgendwie als Herausforderung gedeutet oder verdächtigt werden könnte. Persönlich versuche ich auf jedem gangbaren

Weg, für alle Fälle eine Lösung zu finden, die den Beginn kriegerischer Operationen hinausschiebt und den Mächten Muße zu ruhiger Erörterung läßt. So lange auch nur ein Schimmer von Hoffnung auf freundschaftliche Verständigung bleibt, wird meine Anstrengung nicht ermatten. Die Ereignisse wandeln sich jetzt so schnell, daß es schwer ist, vorauszusagen, was die Regirung meines Reiches thun wird. Sie dürfen aber sicher sein, daß alle Gegenstände, an denen beide Völker interessirt sind, von meiner Regirung auch ferner in zwanglosem Freimuth mit Herrn Cambon erörtert werden."

Im Januar 1906, während der Schüttelfröste von Algesiras, haben die Herren Grey und Haldane Vorbesprechung mit dem französischen Generalstab gestattet. Im August 1912 erinnert Außenminister Poincaré den Kollegen Sasonow an Frankreichs Gelübde, nur nach deutscher Herausforderung die Waffen zu ergreifen. Drei Monate danach folgt der unverbindliche Briefwechrel Grey-Paul Cambon. Im Juli 14 ist England weder Russen noch Franzosen zu Beistand verpflichtet. Der Angstbrief des Präsidenten, eines zerquälten Herzens Aufschrei, beweists, die ausweichende Antwort des Königs bestätigts. Wer Ohren hat, hört aus beiden Briefen den Ruf tiefer Sehnsucht nach Friedenswahrung. Das selbe Sehnen verbot dem Sir Edward Grey die frühe Zusage britischen Beistandes, nach der, so fürchtete er, Rußlands und Frankreichs scheue Zurückhaltung rasch schwinden würde. Lernet, Gewarnte! Tadel der Franzosenfreude an steter Wiederholung der Vertragsstrafartikel („foederis sanctionen poenamque recitare": nennts Cicero) stünde uns besser, wenn nicht auch unser Kleid arge Flecke hätte. Die neusten sind aus Leipzig und Beuthen aufgespritzt. Rafft die Regirung sich in den Muth, den Deutschen, endlich, offen zu sagen, daß Friedensvertrag und Stimmergebniß ihnen nur zwei Fünftel von Oberschlesien zuweisen, oder läßt sie ihr Gesinde weiter lügen, bis Wirrköpfe, Abenteurer, Beutejäger den „unvermeidlichen" Krieg gegen Polen beginnen? Fast ists schon so weit. Auch Völker sinken, wenn sie vergessen, daß der vornehmste Theil der vom platonischen Demiurgos ihnen geschenkten Seele im Gipfel des Leibes lebt und aus Thierheit in Gottheit aufstreben oder vom Anhauch niederer Leidenschaft, der Gier oder des Hasses, ruhmlos nach Eintagssieg sterben muß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

	M	Pf	M	Pf
			204 665 295	29
Talonsteuer-Reserve			504 000	
Gewinn-Saldo			58 504 740	89
			263 674 036	18
Verwendung des Gewinnes:				
Einlage in die besondere Reserve			18 000 000	—
Rückstellungskonto für Bauzwecke			12 000 000	—
Fonds II für Altpensionäre			2 000 000	—
Rückstellung für den Pensionsversicherungsverein für höhere Beamte			1 500 000	—
Zuwendung an die Pensionskasse für die Angestellten			1 000 000	—
Dividende pro 1920 von 10 % auf die alten Aktien in Höhe von M 160 000 000.—	16 000 000	—		
und von 5 % auf die jungen Aktien in Höhe von M 60 000 000.—	3 000 000	—		
also insgesamt			19 000 00	—
Tantieme des Vorstandes, des stellvertretenden Vorstandes und der am Reingewinn der Bank beteiligten Direktoren			3 226 800	—
Tantieme des Aufsichtsrats			1 140 000	
Vortrag auf neue Rechnung			637 940	89
			58 504 740	89

Haben.

	M	Pf
Provisionen	112 560 431	62
Zinsen aus dem Konto-Korrent-Geschäft und aus Wechseln, aus dauernden Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen und aus Valuten	150 187 894	75
Gewinne aus Effekten	—	
Gewinne aus Finanz-Operationen	—	—
Verschiedene Eingänge	296 904	17
Gewinn-Vortrag von 1919	628 805	64
	263 674 036	18

Gewinn-Saldo . . . . . M 58 504 740,89

M 58 504 740,89

Berlin und Darmstadt, den 27. Juni 1921.

Bank für Handel und Industrie.

Die Direktion.

von Simson. Andreae. Bodenheimer. Bernhard. Beheim.

DEUTSCHE BANK

Abschluß am 31. Dezember 1920.

Besitz

Kasse	M.	1 183 373 311,01
Guthaben bei Banken	„	1 185 081 410,04
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	„	16 025 821 696,77
Verzinsliche Deutsche Schatzanweisungen	„	85 285 240,51
Report und Lombard	„	217 350 389,80
Vorschüsse auf Waren	„	535 705 583,82
Deutsche Staatsanleihen	„	6 747 730.17
	M.	19 239 365 362,12
Sonstige Wertpapiere	„	62 837 637,29
Beteiligung an Gemeinschafts-Unternehmungen	„	38 352 685,61
Dauernde Beteiligung bei anderen Banken und Firmen	„	76 717 012,80
Schuldner in laufender Rechnung	„	3 285 979 507,61
Forderungen an das Reich und die Reichsbank aus für Rechnung derselben übernommenen Verbindlichkeiten	„	178 284 410,30
Bankgebäude	„	47 640 000,—
Sonstiger Besitz	„	2,—
	M.	22 929 176 617,73

Verbindlichkeiten

Grundvermögen	M.	400 000 000,—
Rücklagen	„	378 085 653,13
	M.	778 085 653,13
Gläubiger in laufender Rechnung	„	21 580 004 280,15
Akzepte	„	154 071 251,22
Für Rechnung des Reichs und der Reichsbank übernommene Verbindlichkeiten	„	178 284 410,30
Dr.-Georg-von-Siemens-Fonds	„	8 958 041,95
Sonstige Verbindlichkeiten	„	44 704 358 53
Reingewinn	„	185 068 622,45
	M.	22 929 176 617,73

Niederlausitzer Kohlenwerke

Bilanz-Konto pro 31. März 1921.

Aktiva	ℳ	₰
Kohlenfelder- u. Abbau-Gerechtsame	15 430 000	
Grundbesitz	740 000	—
Bergbau- u. Abraum-Anlagen	4 500 000	—
Brikett-Fabrik-Anlagen	[illegible] 000	
Ziegelei-Anlagen	60 000	—
Elektr. Kraft- u. Licht-Anlagen	1 030 [illegible]	—
Werkstätten-Anlagen	250 000	—
Eisenbahn-Anlagen	360 000	—
Wohn- u. Wirtschafts-Gebäude	4 304 [illegible]	—
Mobilien, Geschirre u. Automobile	44	—
Speditions-Anlagen Fürstenberg a. d. O.	5 000	—
Kasse	[illegible] 91	68
Außenstände	78 138 300	05
Warenbestände	4 910 477	79
Hypotheken	[illegible] 750	
Vorausbez. Versicherungsprämien	104 214	73
Wertpapiere, Kautionen u. Beteiligungen	4 640 567	40
	124 278 201	[illegible]

Passiva	ℳ	₰
Aktien-Kapital	25 000 000	—
4½% Teilschuldverschreib. d. [illegible]	[illegible] 020 000	
4½% Teilschuldverschreib. d. Anl. v. J. [illegible]	3 434 000	—
4½% Teilschuldverschreib. d. Gew. A[illegible]	116 500	
5% Teilschuldverschreib. d. Akt.-Ges. [illegible] Blumroda	316 500	—
4½% Teilschuldverschreib. d. Gew. Germania v. J. [illegible]		
4½% Teilschuldverschreib. d. Anl. v. J. 1920	[illegible]	—
	15 000 000	
Reservefonds	9 638 695	[illegible]
Spezial-Reservefonds	[illegible] 000	—
Ausstehende ausgeloste Teilschuldverschreibungen und Zinsscheine	565 [illegible]	[illegible]
Ausstehende Dividendenscheine	26 650	—
Hypotheken	2 619 536	04
Talonsteuer-Rücklage	220 000	
Arbeiter-Unterstützungsfonds	221 617	06
Gläubiger	53 335 478	11
Gewinn	8 522 531	29
	124 278 201	65

Berlin, 25. Juni 1921.

Die auf **22%** festgesetzte Dividende gelangt **sofort** in **Berlin:** bei der **Deutschen Bank,** bei dem Bankhause **Jacquier & Securius,** An der Stechbahn 3-4, bei der **Gesellschaftskasse,** Potsdamer Straße 127-128 zur Auszahlung.

Otto Markiewicz

Bankgeschäft

Berlin NW 7 ❖ **Amsterdam** ❖ **Hamburg**

Unter den Linden 77 — Gänsemarkt 60

Anleihen und Renten - Erstkl. mündelsichere Anlagen

Devisen - Akkreditive - Kreditbriefe

Umwechslung fremder Geldsorten zu kulanten Bedingungen

Ausführung aller Bank- und Börsentransaktionen

Bereitwillige Auskunft-Erteilung über Industrie-Papiere

[illegible]zierungen ❖

Telegramme: Siegmarius Berlin — Markitto Hamburg / Zentrum 9153, 9154, 5058, 925, 5026

Abschluß per 31. Dezember 1920.

Aktiva		M	₰
Noch nicht eingezahltes Aktienkapital		9 375 000	
Grundstück Schlesische Straße 26		3 102 720	
Grundstück Schlesische Straße 27		1 519 000	—
Grundstück Bouchéstraße		124 700	
Fabrikationsanlagen und Maschinen usw.		1 600 000	—
Matrizen		690 999	82
Inventar		1	—
Modelle		1	
Patente		1	—
Kraftwagen		1	—
Gespann		1	—
Wertpapiere und Beteiligungen		2 586 639	56
Kautionen		52 905	—
Kassenbestand		214 234	49
Bankguthaben		849 968	11
Wechselbestand		208 850	97
Außenstände		15 072 015	39
Aval	M [illegible]		
Warenbestand		20 966 294	95
		76 733 833	21

Passiva		M	₰
Aktienkapital		25 000 000	—
Gesetzliche Rücklage		1 100 000	—
Agio auf Neu-Emission für spätere Verrechnung		4 065 588	65
Delkrederefonds		459 248	09
Hypotheken		835 000	
Nicht eingelöste Gewinnanteilscheine		35 710	—
Bankschulden		3 732 620	31
Aval	[illegible]		
Gläubiger		7 022 939	96
Rückstellungen		5 869 786	55
Rücklage für Neuanfertigung von Matrizen		992 149	70
Werkserhaltungsfonds		1 243 047	30
Reingewinn		3 215 242	65
		76 733 833	21

Die auf **20% = M. 200,-** festgesetzte [illegible] gegen Dividendenschein 1920 bei der **Nationalbank für Deutschland**, [illegible] **Deutschen Bank**, bei der **Dresdner Bank** und bei dem Bankhause **Schwarz, Goldschmidt & Co.**, hier, zur Auszahlung.

Berlin, den 28. Juni 1921.

Carl Lindström, Aktiengesellschaft

Der Vorstand.

M. Straus. Thomas, Bodansky. Seligsohn.

„Porta-Union“ — „Westfalia“

Vereinigte Cement- und Kalkwerke Aktiengesellschaft in Bremen.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

nom. M. 3475000,— neue Aktien

der

„Porta-Union“ — „Westfalia“

Vereinigte Cement- und Kalkwerke Aktiengesellschaft

3475 Stück zu M 1000,—, Nr. 2526—6000

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im Juni 1921. **Georg Fromberg & Co.**

Die Zukunft

Berlin, den 16. Juli 1921

Wir sind von gestern

Die falschen Punier

Seit der Zerstörung Karthagos, rief am sechsten Juli der Abgeordnete Helfferich in den Reichstagssaal, sei kein Volk nach der Niederlage mit so schändlicher Grausamkeit behandelt worden wie Deutschland von der Entente. Als ichs in der Zeitung gelesen hatte, ließ ich unwillkürlich das Blatt sinken. Alltagsgewohnheit hat uns gestumpft. Ueber irgendeine der tausend aberwitzigen Behauptungen, tollen Entstellungen, in Wolkenkratzerhöhe langenden Lügen, die uns umprasseln, noch zu staunen, schien unvorstellbar. Hier aber ist ein Gipfel, vor dem Pflicht zu verweilen zwingt. Weil der Funzelschimmer der Schulerinnerung in den Meisten wohl kaum noch glimmt, sei, was am Ende des Dritten Punischen Krieges in Libyen geschah, schnell ins Gedächtniß zurückgerufen. Karthago hatte keine Oberste Heeresleitung, die schlau genug war, der sicheren Zerschmetterung ihrer Truppen durch das drängende, den Staatshäuptern abgezwungene Angebot der Kapitulation auszubiegen und dessen Träger, den bürgerlichen Boten ihres Flehens, dann, als der Zweck erreicht war, wie einen elenden Verräther anzuprangern. So frechen Trug hätte der wache Verstand der Kaufmannstadt auch nicht geduldet. Vor Winterseindrang hat Publius Cornelius Scipio Aemilianus den Hafen erobert, das Lager bei Nepheris überrumpelt, ein ganzes Heer Wehrloser getötet und Haufen Gefangener weggeschleppt. Nun mag die Hungerblockade ihr Werk thun. Sie er-

mattet das Karthagervolk und winkt furchtbare Seuchen heran. Nur in der Etape der Feldherren wird noch gepraßt und in Prahlreden der sichere Endsieg verkündet. Erst im Frühjahr befiehlt Scipio, die innere Stadt anzugreifen, die (sagt Mommsen) „von der ausgehungerten Besatzung kaum noch vertheidigt wurde.“ Doch jedes der vor der Burg stehenden, oft sechs Stockwerke hohen Häuser ähnelt einer Festung; jedes muß drum einzeln erobert werden. Was drin lebt, wird niedergestoßen oder verbrannt; denn Scipio läßt die ganze Burgstraße anzünden und den Schutt für den Marsch seiner Mannschaft planiren. Die Bleibsel des Stadtvolkes, ein knappes Zehntel der Vorkriegszahl, erbitten und erlangen das nackte Leben. Der karthagische Feldherr Hasdrubal entläuft dem brennenden Heilgottstempel, in den er mit der Gattin und zwei Kindern geflohen ist, und winselt vor Scipio um Gnade. Die stolze Frau, die ihn vor dem Römer knien sieht, will solche Schmach nicht überleben und wirft erst die Knaben, dann sich selbst in die Flammen. Hasdrubal und Bithyas werden nach Italien geschickt und dort, als Internirte, glimpflich behandelt. Alle Gefangene, die nicht der Hunger und Schmutz im afrikanischen Lager frißt, werden in Sklaverei verkauft. Alle Tempelschätze, Weihgeschenke, goldene und silberne Geräthe, Barren, Münzen nach Rom verfrachtet. Was danach in Karthago bleibt, fällt Roms Legionären als Beute zu. Auf Befehl des Senates wird die Stadt, der Vorort Mapalia sammt allen Gemeinden, die bis zuletzt den Karthagern verbündet waren, „eingeebnet“, dem Erdboden gleich gemacht. Siebenzehn Tage lang lodert und schwelt der Brand. Ueber das ganze Gelände hin geht dann der römische Pflug; schallt, in düsterer Feierlichkeit, Roms Fluch: Nie wieder rage auf dieser Stätte ein Haus, niemals reife ein Kornfeld Menschen hier Nahrung. „Wo die fleißigen Phöniker ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt haben, weiden fortan römische Sklaven die Heerden ihrer fernen Herren. Die karthagische Landschaft wird eine römische Provinz (Africa); das Stadtgebiet Karthagos, mit Ausnahme eines an Utica verschenkten Striches, und das der übrigen zerstörten Ortschaften wird römisches Domanialland, welches man durch Verpachtung verwerthete. Die eigentlichen Gewinner bei dieser Zerstörung der ersten Handelsstadt des Westens waren

die römischen Kaufleute, die, sobald Karthago in Asche lag, in Schaaren nach Utica strömten und von dort aus nicht nur die römische Provinz, sondern auch die bis dahin ihnen verschlossenen numidischen und gaetulischen Landschaften auszubauen begannen.“ (Mommsen.) Also: kein Friedensschluß; spurlose Vernichtung des Staates, der Städte, aller Kultur; Ausrodung der ganzen Nation, deren Reste irgendwo in Sklaverei verkümmern, verschimmeln. Diesen Abschluß des Römerkrieges gegen die Phöniker wagt der Abgeordnete Helfferich unserem Frieden zu vergleichen, der hart, in manchem Stück unklug ist, doch keinem Siegerstaat auch nur einen Pfennig des Kriegskostenaufwandes einbringt. Nicht nur den Versailler Frieden, nein: die beträchtlich geminderten londoner Bedinge, in denen sogar der (Deutschlands Leistungfähigkeit unterschätzende) Professor Keynes den „Sieg der Vernunft“ aufleuchten sah und die den Kanzler Wirth und seine Leute erfüllbar dünken. Aus Karthago ward Wüste und Fremdviehweide. Deutschland hat zwei Jahre nach Friedensschluß fünfundvierzigtausend Millionen Mark Einkunftsteuer aufgebracht, mindestens eben so viel liegt auf Kontokorrent, als Kundengeld, in den Banken seiner Hauptstädte, die Sparkassen sind übervoll und Niemand weiß, was in ländliche Schränke, Truhen, Keller, Erdlöcher gespeichert ist. Nicht das winzigste deutsche Dörfchen ist vom Feind angetastet worden. Um nicht in Dividende gezwungen zu sein, die der Geldwerthminderung entspricht, verstecken Banken und Industriegesellschaften ihre Reserven und setzen ganze Maschinenstädte mit dem Buchwerth einer Papiermark in die Bilanz. Oder sie verschenken Riesensummen in Gestalt billiger Junger Aktien oder Aktionärprämien (Bonus). Der Umfang der Arbeitlosigkeit deutet auf Industriegefahr. In den größten Siegerländern auf schlimmere. Die Löhne, also auch die Preise, sind hoch aufgeschwollen. In den größten Siegerländern noch viel höher; in den „Times“ finde ich stets Anzeigen, die Hausmädchen fünfunddreißig bis vierzig Pfund Sterling als Monatslohn bieten (Das sind über elftausend Papiermark, fast hundertdreißigtausend im Jahr) und manchmal obendrein verbürgen, daß die so theuer Bezahlte ihr eigenes Zimmer mit Elektrolicht und reichliche Freiheit habe, auch nicht etwa Stiefel, Messer, Lampen zu putzen brauche. Das und alles Verwandte ist Folge des Krieges

und der von ihm bewirkten Umpflügung; kein Friedensvertrag hätte daran irgendwas zu ändern vermocht. Wie in Deutschland die Landwirthschaft und der Handel blüht, lehrt jeder Umblick. Im Hochsommer sind in Berlin dreißig Theater offen; unzählige Kinos, Singspielhallen, Dielen, Spelunken; in Luxusschänken die Gäste wie Sardinen in die Blechbüchse gestopft. So ists überall; bis in die einst stillsten Provinznester. „Ein Hummer gefällig? Zweihundertfünfzig Mark; ganz frisch.“ Warum nicht? „Geld spielt keine Rolle.“ Nie zuvor sah man so viele Autos; unter hunderttausend Mark im Jahr ist keins zu erhalten. An beinah jeder Ecke des Kurfürstendammes blinkt Karrosserie durch Spiegelscheiben. Sogar Stinnesier lassen sich in Bau und Vermiethung von Garage herab. Und Herr Helfferich wagt, in den Reichstag zu rufen, Deutschland sei von den Siegern wie Karthago behandelt worden.

Der vom Fluch der Unfruchtbarkeit geschlagene Mann, dem auf keinem Feld je, Kolonialamt, Türkei, Deutsche Bank, Schatzamt, Inneres, Moskau, der Nation Nützliches gelang, ist, dennoch, klug. (Sein Wissen, sprach ein nur mit common sense begabter Kollege, „hat quantitativen Werth, nicht qualitativen.“) Er weiß, daß die einundzwanzig Jahrhunderte, die seit dem Fall Karthagos gingen, gewiß Dutzende, wahrscheinlich Hunderte härterer Friedensschlüsse sahen, als unserer war; und er hat zu den zeitlich uns nächsten, Brest und Bukarest, deren grundloser Grausamkeit kein Unbefangener Versailles und London auch nur vergleichen kann, selbst mitgewirkt. Doch eben so genau weiß er, daß, durch Kurzsicht und eitlen Ehrgeiz, nicht etwa aus bewußt bösem Willen, er ein Hauptschuldiger an dem Absturz deutscher Reichsmacht geworden ist. Er kannte, wie Herr Muehlon bezeugt hat, schon lange vor der Niederschrift der wiener Ultimatumsforderungen Wilhelms Kriegstheaterplan und billigte ihn, trotzdem er sonst, noch im Krieg, oft sehr unwirsch über den Unernst des Allerhöchsten redete. (Ein paar Monate vor dem Krieg habe ich hier vor der fühlbaren Einwirkung des Bankdirektors Helfferich ins Auswärtige Amt gewarnt; vergebens: denn der blinde Pedant Bethmann sah in ihm „ein Genie“.) Seine nur auf Stimmungmache, Stimmungerhaltung berechnete Finanzpolitik, die Herr Erzberger mit vollem Recht die leichtfertigste aller in Deutschland je erblickten nannte, hat

uns einen Löwentheil des Steuerelends von heute beschert. Ohne seinen Umfall auf die Seite närrischer Marinerechenmeister wäre der hemmunglose Tauchbootkrieg, dessen Wahnsinn gerade er zuvor durch den Massenaufmarsch blanker Ziffern bewiesen hatte, nicht möglich geworden; hätte also Amerika nicht $3^1/_2$ Millionen Mann nach Frankreich geschickt. Kein politisch reifes Volk ließe ihn nach Alledem noch im Rath mitreden. In Deutschland ist er gefeierter Parteiführer; wird ihm das Gespann von der Deichsel gesträngt und sein Wagen von einer Begeisterung keuchenden Menge vors Hotel gezogen. Bethmanns Jammerpolitik war seine, war ganz und gar von ihm inspirirt: und der Schwarm wilder Bethmannhasser umjubelt ihn. Er hat, immer wieder, gekräht, der besiegte Feind müsse uns jeden Pfennig der Kriegskosten ersetzen und noch was drauf zahlen: und erdreistet sich nun, die londoner Bedinge neben die Scipios zu stellen. Ihm blieb nur die Wahl, reuig ins Dunkel zu kriechen, irgendwo ein wackerer Dutzendprofessor zu werden oder durch stetes Wehgeschrei von Verrath, Feindesinfamie, schlappen Regirern das nachhallende Gedächtniß der eigenen Sünde zu übertönen. Daß er, um sich zu behaupten, nicht anders handeln könne, röche jedes nicht politisch ganz instinktlose Volk. Auf unserer Erde gelingt so verschmitztes Gaukelspiel; heute noch wie in den Tagen des Tacitus, der aus Spottlust auf diesen Versutissimum sähe. (Wenn Der wirklich, wie Geheimräthe erzählen, einen Theil der hohen Pension, die er beim Widereintritt in den Reichsdienst, weil er „so viel aufgebe", sich ausbedang, jetzt aus den Fonds bezöge, über die der Präsident der verhaßten Republik gebietet, wärs ein beinah epischer Witz.) Der Versuch, ihn niederzubrüllen, ist zwecklos und unanständig. Jeder Gewählte erwarb das Recht, im Parlament zu sagen, was ihn gut dünkt. Warum aber antwortet nicht, endlich, Einer so, daß in dem Vorlauten der Trieb zu neuer Rede verlischt? Dazu ist Grobheit weder nöthig noch nützlich. Nur die Aufzählung all des erwiesenen Irrens und die Frage, ob Jemand, der auf den höchsten Posten immer falschen Rath gegeben habe, sich heute vermessen dürfe, nach dem Amt des Reichsmagisters zu langen. Schätzet die Gefahr, die aus so unverschämten Hetzreden quillt, nicht zu niedrig ein. Vor dem leipziger „Freisprecherpalast" werden Franzosen, die nicht den allergeringsten Grund dazu gaben, be-

schimpft. Der schlesische „Selbstschutz“ löst sich mit Kaiserhoch und „Heil Dir im Siegerkranz“ (ernsthaft: im Siegerkranz) auf. (In manchen Kreis werden still, auf Landrathsverfügung, je sechshundert Mann davon untergebracht. Der Staat zahlt jedem, wie bisher, fünfzig Mark, der Herberger acht für den Tag; wo sie arbeiten, erhalten sie nur freie Unterkunft und Kost. Das wird wahrscheinlich als „produktive Arbeitlosenfürsorge“ frisirt; ist schon jetzt aber der Erwähnung werth.) Der wegen Kapitalverschiebung mild verurtheilte Prinz Eitel Friedrich hält in Potsdam mit allem Pompklamauk ein Kapitel des Johanniterordens ab und „nimmt neue Ritter auf“, die, noch immer, dem König von Preußen unverbrüchliche Treue schwören. In Beuthen wird ein französischer Major, ein Führer der Truppe, die das alte Bytom der Polen vor dem Einbruch polnischer Insurgenten geschützt hat, aus der Menge, die soeben den einmarschirenden Briten knechtisch zujauchzte, den Franzosen Hohnlieder pfiff, hinterrücks erschossen: und statt diese feige Schandthat zu verdammen, nutzen große deutsche Zeitungen die Flucht des Meuchelmörders zu der erbärmlichen Verdächtigung, der Schuß sei „wahrscheinlich“ aus dem Gewehr eines Franzosen oder Polen gefallen. Das sieht der Rückblick auf eine Woche, nur eine, als Folgen der Reden, die den Westmächten ruchlose Grausamkeit und niederträchtige Tücke nachzischeln. Darf der Gerechte staunen und zetern, wenn Unwissende aus solchen Reden die Ermächtigung schöpfen, wider die Teufelsbrut aus Siegerland jedes erlangbare Mittel, auch das schmählichste, anzuwenden? Der Abgeordnete Helfferich sieht abermals nicht, was ist; erkennt nicht, was werden muß. Ballt sich der Weltzorn noch einmal gegen Deutschland, dann, erst dann, droht dem armen, blind verführten Volk ein Karthagerschicksal.

Vor sieben Jahren

Ein Leser des vorigen Heftes fragt, warum ich nicht erwähnt habe, daß schon im Frühjahr 1914 Großbritanien durch eine Marinekonvention an Rußland gebunden war. Antwort: Weil ich Unwahres berichtet hätte. Diese Konvention bestand nur auf Zeitungpapier. Seit, im Sommer 13, von Rom aus die österreichische Angriffsabsicht auf Serbien enthüllt, dann die widrig-läppische Posse vom „deutschen Fürsten-

thum Albanien" in Szene gesetzt war, entband die Furcht vor eines Morgens unvermeidlichem Krieg den Wunsch, zwischen den Mächten der Entente Cordiale und Rußland den Verbindungdraht fester zu ziehen. Am zweiten April 14 schreibt Sasonow an den Botschafter Iswolskij nach Paris, die Umwandlung der Triple-Entente in einen neuen, allem Erobererdrang fernen Dreibund scheine ihm eine wichtige Aufgabe dieser unruhvollen Zeit; das anglo-französische Abkommen könne, wenn Grey bereit sei, es den Russen (die es also noch nicht kannten) vorlegen zu lassen, gewiß die tragfähige Basis des Bundesgebäudes werden. Da Präsident Poincaré nicht in Paris ist, spricht Iswolskij zunächst mit dem Minister Doumergue und hört von ihm, daß zwar die Generalstäbe Englands und Frankreichs technische Pläne für den Fall gemeinsamer Abwehrhandlung ausgearbeitet haben, daß aber die Regirungen der zwei Westreiche durch keinerlei Verpflichtung an einander gebunden sind; Frankreich wünsche zunächst Berathung der drei Admiralstäbe und ein anglo-russisches Abkommen in der Form einer Marinekonvention. Die nur hält Sir Edward Grey für erwägenswerth; nicht ein Bündniß. „Sie sehen ja, daß wir mit Frankreich selbst noch heute kein Bündniß haben": sagt er, nach der Rückkehr aus Paris, wo den König George und ihn die Wärme des nationalen Gefühlsausbruches überrascht und tief erfreut hat, zu dem Russischen Botschafter Grafen Benckendorff. Am zwölften Mai. Doch er sputet sich nicht. Sechs Tage danach schreibt Benckendorff („vertraulich und ganz persönlich") an Sasonow, der Premierminister Asquith sehe nirgends unüberwindliche Hindernisse, habe aber den Plan noch nicht ins Kabinet gebracht, aus dem, von einzelnen Mitgliedern, wohl Widerstand zu erwarten sei. „Ein noch so vorsichtig gefaßter Bündnißvertrag, der hier ja veröffentlicht werden müßte, stieße, besonders bei den Liberalen, aber auch anderswo, auf so starken und offenen Widerstand, daß dadurch ein großer Theil der erstrebten politischen Wirkung vereitelt und das Bündniß entwerthet würde. Die von England uns und Frankreich gebotene Sicherheitbürgschaft würde kaum wesentlich verstärkt; der deutschen Propaganda aber, die den Berlinern jetzt wichtiger als zuvor scheint, ein viel günstigerer Boden bereitet. In aller Kürze möchte ich betonen, daß selbst der Engländer, der fest überzeugt ist, ein

Konflikt mit Deutschland werde, früh oder spät, unvermeid-
lich sein, die Vorstellung scheut, sein Vaterland durch Ver-
träge in Pflichten knüpfen zu lassen, deren Umfang und Fol-
gen noch nicht ermeßbar sind.“ In der Foreign Office wird
diese Scheu durch die Erinnerung an Wilhelms listig-täppische
Versuche gemindert, sich in das franko-russische Bündniß
einzudrängen und dessen Front drohend gegen England zu
wenden. Am zweiundzwanzigsten Mai, fast fünf Wochen nach
Sasonows Anregung, bittet Grey die Botschafter Bencken-
dorff und Paul Cambon zu sich und zeigt ihnen an, das Ka-
binet sei damit einverstanden, daß Rußlands londoner Ma-
rineattaché mit dem britischen Admiralstab die Möglichkeit
gemeinsamen Handelns im Nothfall bespreche, weil ohne
vorausgegangene Verständigung technische Hindernisse in der
Gefahrstunde die Aktion hemmen könnten. Sasonow ist von
der Bereitschaft Londons entzückt, sieht schon den Weg zu
Rußlands engerer Einknüpfung in den franko-russischen Bund
offen und meldet die Wünsche der russischen Admiralität an:
unauffällige Sendung englischer Handelsschiffe in Baltikums-
häfen, damit Rußland in günstiger Kriegsstunde die zu Truppen-
landung in Pommern nöthigen Transportkähne habe; Er-
haltung so starker Britengeschwader im Mittelmeer, daß die
Flotten Oesterreich-Ungarns und Italiens (petersburger Un-
wissenheit zählt es noch zu den möglichen Feinden) nicht
die Uebermacht erlangen und zu Angriff ins Schwarze Meer vor-
stoßen können; dazu die Erlaubniß, im Ostbecken des Mittel-
meeres die englischen Häfen eben so wie im Westbecken die
französischen als Stützpunkte zu benutzen, Verständigung
über Signale, Chiffres, Radiodepeschen, neue Instrumente,
Verbesserungen und Erfindungen der Technik; in bestimm-
ten Abständen persönlicher Meinungaustausch der beiden
Admiralstabschefs. Am sechsten Juni meldet der Marinebe-
vollmächtigte Kapitän Wolkow: „In einem Gespräch mit dem
Admiral Prinzen Ludwig von Battenberg merkte ich, daß
die englische Regirung unsere Sache durchaus nicht eilig be-
treibt und die Beschleunigung nur von Frankreich gewünscht
wird. Der Prinz hat den Auftrag, in Petersburg, wohin er
im August mit seiner Frau reist, die Frage mit dem Admi-
ralstab und dem Marineminister zu erörtern.“ Noch ist nichts
vereinbart: und schon steht das Marineabkommen als That-

sache in deutschen, danach, natürlich, auch in anderen Zeitungen. Grey ist verstimmt; und begrüßt den raschen Widerruf der Nachricht in der „Nowoje Wremja". Auf die Interpellation King und Bylas antwortet er im Unterhaus: „Vor einem Jahr hat der Premierminister hier gesagt, daß wir keinen Geheimvertrag haben, der im Fall eines Krieges zwischen Europäerstaaten die Freiheit der Regirung oder des Parlamentes irgendwie einschränken und England zu Eingriff in diesen Krieg zwingen könne. Diese Antwort ist heute eben so richtig wie damals. Mit keiner Macht ist seitdem irgendwelche Verhandlung, durch die das Wort des Herrn Asquith weniger wahr würde, zu irgendeinem Abschluß gebracht werden; keine Verhandlung dieser Art schwebt und ich halte für unwahrscheinlich, daß eine beginnen werde. Sollte aber ein Abkommen, durch das die Erklärung des Premierministers unhaltbar würde, vereinbart werden, dann wären wir, nach meiner Auffassung, verpflichtet, es dem Parlament vorzulegen; und Das würde auch, wie ich glaube, geschehen." Dem Botschafter Fürsten Lichnowsky, der sich vor der Abreise zur Kieler Woche verabschiedet, sagt er (mit Wissen Cambons und Benckendorffs): England habe mit Frankreich und Rußland weder ein Bündniß noch ein für den Kriegsfall bindendes Abkommen; die Meerengenfrage sei zwischen England und Rußland seit 1909 nicht mehr erörtert worden; doch wolle er dem Deutschen Botschafter nicht verschweigen, daß im Lauf der letzten Jahre das Verhältniß der drei Regirungen sehr intim geworden sei; über alle auftauchenden Fragen haben sie sich so aufrichtig ausgesprochen und verständigt, als ob sie Bundesgenossen wären; nicht ein einziges Mal aber sei in diesen Aussprachen irgendwelche Feindschaft gegen Deutschland, nie etwas der (so genannten) Einkreisungpolitik Aehnliches zu Wort gekommen. In Kiel, unmittelbar vor der Ermordung Franz Ferdinands, hörts Wilhelm von Lichnowsky. Der grünste Attaché würde Behutsamkeit draus lernen. Das Duo Wilhelm-Theobald ist unbelehrbar. Sasonow ist bereit, die Marinekonvention mit fester russischer Bürgschaft für Englands indisches Imperium zu erkaufen, das von Japan seit 1902 assekurirt ist, und bestimmt sogar seinen schüchternen Zar, selbst den Botschafter Buchanan an die Wichtigkeit schleunigen Verhandlungbeginnes zu mahnen. Aber Grey ist zu ehrlich, um

nach dem im Juni dem Parlament Gesagten im Juli sich in solches Geflüster einzulassen. Seit dem Tag von Sarajewo ist seine ganze Zeit obendrein von dem Drang nach Friedenswahrung ausgefüllt. Und schon am sechzehnten Juli bekennt er dem Grafen Benckendorff ernste Sorge. „Ich bin nicht ruhig. Wir dürfen nicht mehr darauf rechnen, daß Deutschland unter allen Umständen Friedensstiftung erstreben wird. Und die Zahl und Gewalt der Kräfte ist nicht groß, die einmal ausgebrochene nationale Leidenschaft zu zügeln vermögen."

In Berlin hat man den Berichten Lichnowskys, gegen den hurtige Maulwürfe gewühlt haben und den Bethmann, wie jeden möglichen Nachfolger, von dem Kaiser, dem Regimentskameraden aus der potsdamer Husarenzeit des Fürsten, weglotsen will, nicht mehr getraut. Staatssekreär Von Jagow bittet Ballin, der sich von Dapper in Kissingen „aufbügeln läßt", die Kur zu unterbrechen und in London zu erkunden, ob nicht doch ein anglo-russischer Marinevertrag abgeschlossen sei. Dringendes Ersuchen Seiner Majestät. Unser Botschafter erfährt keine Sterbenssilbe davon; wußte noch 1917 nichts von Ballins Mission. Der trifft schon am Abend nach der Ankunft bei seinem Freund Lord Haldane Sir Edward Grey; fragt ihn ohne Umschweif und hört: „Ich will Ihnen in voller Offenheit antworten. Wir haben, trotz Allem, was darüber gedruckt worden ist, kein Abkommen mit Rußland; haben auch noch gar nicht über die Marinefrage verhandelt. Von unseren Freunden kommen mancherlei Wünsche an uns. Wir können nicht alle erfüllen. Und Sie würden, Herr Ballin, der Sache des Friedens einen sehr werthvollen Dienst leisten, wenn Sie auch Ihre Regirung in den Entschluß bringen könnten, nicht alle Wünsche zu erfüllen, die ihr, jetzt, zum Beispiel, in der recht heiklen serbischen Sache, von ihren Freunden vorgetragen werden. Dann könnten wir wieder freier athmen." Auch Herr Winston Churchill, der Erste Seelord (dem, als er zur Kieler Woche kommen wollte, auf berliner Befehl unhöflich abgewinkt wurde) bezeugt, daß der Marinevertrag nur in der Presse spuke; und schüttet dem Hamburger sein Herz aus. „Seit Haldanes Mission in Berlin zum Scheitern gebracht wurde, bin ich sehr besorgt. Wenns so weiter geht, stolpern wir eines Tages in den Konflikt, den kein Vernünftiger wollen kann. Meine Seeoffiziere reden und schreiben

manchmal dummes Zeug. Tirpitzens, weiß Gott, nicht weniger. Ich selbst vergalopire mich leicht, wenn ein voller Saal mich mit Beifall spornt. Das sind doch, Alles, nicht Dinge von ernster Bedeutung. Ich bin gewiß, daß ich in Gespräch mit Eurem Tirpitz zu einer beide Reiche befriedigenden Verständigung käme. Ich weiß: er hält nichts von mir; sieht in mir einen Schaumschläger. Ich bewundere ihn trotzdem als einen Fachmann ersten Ranges. Können Sie, Herr Ballin, ihn denn nicht überreden, sich mal irgendwo mit mir hinzusetzen und mich wenigstens anzuhören? Ich bin überall und in jeder Stunde zu haben. Wir dürfen doch nicht warten, bis Europa an einer Ecke und bald danach an allen brennt." Im Palais Henckel sagts Ballin dem Großadmiral. Antwort: „Um Gottes willen! Mit dem Gauner will ich nichts zu thun haben."

Aus dieser in jedem Punkt statisch sicheren Darstellung erkennen Sie, Herr Frager: Die anglo-russische Marinekonvention lebte nur in Preßmärchen. Deshalb wurde sie hier gar nicht erst erwähnt. Rath: Glauben Sie berliner Offiziellen und Offiziösen nie wieder ein nicht als wahr erwiesenes Wort.

Die Unverschämten

Glauben Sie ohne tief gründlich ungläubige Nachprüfung aber auch keine Erzählung irgendeines Vorganges, alten oder neuen, den diese Leute öffentlich für erwiesen ausgeben. Seit in jedem Reichs- oder Staatsamt die Räume wachsen, das Haus sich dehnt, hat in manchem sich, über, neben und unter dem schwellenden Beamtenschwarm, allerlei Federvolk eingenistet; Leute, die in der gewählten Berufssphäre nicht recht vorwärts kamen, in dem stürzenden Kaiserreich den Futtertrog verloren, von Ruhesold und Nebeneinkunft beim Preisstand von heute nicht leben könnten und und drum von der Freundeshand kleiner Untersarastros in besseres Land geleitet wurden. Weil sie nicht in der Beamtenheerde mittraben, nur mit Vertrag oder, nach Vereinbarung, mit fetten „Diäten", „Spesen", Tagegeldern angestellt sind, heißen sie „unabhängig Sachverständige". Achtung: denn, was sie sagen oder schreiben, kommt (vastehste?) eben nicht aus dem Amtsbereich, sondern aus der freien Ueberzeugung kernhafter Männer und hat deshalb Anspruch auf Doppelkredit. „Was Ihr den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem

die Zeiten sich bespiegeln. Da ists denn, wahrlich, oft ein Jammer! Man läuft Euch bei dem ersten Blick davon. Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion mit trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen." Faust hat die Sippe gekannt. Wenn, ehe ihre Films angekurbelt werden, in Leuchtschrift die Ziffer ihres Diätenbezuges sichtbar würde, wäre der Kram leidlich; wüßte Herr Omnes, woran er ist. Jetzt wähnt er, heilig reine Weisheit zu schlürfen: und wird aus dem Kehrichtfaß bewirthet. Vor acht Tagen erinnerte ich hier an das Extrablatt des Berliner Lokalanzeigers, das am dreißigsten Juli 14 die Mobilmachung des deutschen Heeres meldete, und an die Thatsache, daß Swerbejews, des Russischen Botschafters, telegraphischer Widerruf dieser nach mindestens einstündigem Umlauf von Agow („dem von Jott verlassenen Staatssekretär") dementirten Nachricht auf dem Depeschenweg bei uns verbummelt wurde. Flink sprang die Löschmannschaft der offen oder verkappt Offiziösen mit Spritsschläuchen auf den Plan. Zuerst hieß es, die Behauptung sei neu, jetzt, nach sieben Jahren, erst in einer pariser Zeitung aufgetaucht und schon dadurch zwiefach verdächtig. Sie ist alt, Kernhafte. Noch im August 14 sagte mir ein russischer Monarchist vornehmen Namens: „Dieses verfluchte Extrablatt hat das ganze Unheil angestiftet." Und in Petrograd wurde sofort, in London, vom Sir Edward Grey, öffentlich im Oktober 16 davon gesprochen; unser braver Bethmann, der schon knietief im politischen Verbrechen watete und keiner Lüge mehr ausbiegen konnte, widersprach, natürlich, im Reichstagsausschuß. Auch Herr Markow, der den Pressedienst der berliner Russenbotschaft leitete, hat nicht „kürzlich", wie in berliner Zeitungen stand, sondern längst über die Sache ausgesagt. „Herr Markow von der Agence Russe kaufte den Lokalanzeiger und wollte seinem Botschafter schnell die schwergewichtige Nachricht ins Ohr rufen. Das Amt verbot ihm, nach seiner Gewohnheit Russisch zu telephoniren; er müsse am Apparat Deutsch sprechen. Der Botschafter, der die Nachricht für wahr halten mußte (denn der Lokalanzeiger, dessen Besitzer sich der besonderen Gunst des Kronprinzen erfreute, galt allgemein als eine Art militäroffiziöser Zeitung), meldete sie sofort durch Depesche nach Petrograd. Als aber Herr Markow den Widerruf

telegraphiren wollte, hieß es, die Depeschencensur sei angeordnet. Selbst die unchiffrirten Depeschen des Botschafters hatten mehrstündige Verspätung, während seine erste, die Mobilmachung meldende Depesche blitzschnell nach Petrograd gelangt war." (Ernest Renauld: „1914—1919; histoire populaire de la guerre.") Auf den Fall Markow gehen unsere Kernhaften nicht ein; auch, natürlich, nicht auf die Fragen, wie es möglich wurde, daß aus dem Hause Scherl, das in steter Verbindung mit dem Kronprinzenpalais, Generalstab, Kriegsministerium, mit dem Chef des Kaiserlichen Hauptquartiers, dem Hausminister August Eulenburg, mit Herrn von Chelius und anderen Hofgünstlingen stand, am Tage gefährlichster Spannung die verhängnisvoll „falsche" Nachricht kommen und ungefähr hundert Minuten lang unwiderrufen bleiben konnte; daß die schon recht wachsame Polizei, der Herr Traugott von Jagow, der Vetter des Staatssekretärs, vorstand, das Extrablatt bis in ferne Vororte ausschreien ließ und nicht nach zehn Minuten das Haupttelegraphenamt angewiesen war, nirgends die falsche Meldung durchzulassen. Der ganze Casus wird wie Kindsschwatz abgethan. Keine Spur von Verzögerung, sagen, mit dem milden Lächeln Ueberlegener, die Kernhaften; denn: Swerbejews Widerrufsdepesche hat für den Weg vom westberliner Post- ins Haupttelegraphenamt nur achtzehn Minuten gebraucht, auf dem Haupttelegraphenamt nur neunundddreißig Minuten gelegen und ist dann, weil die Leitung nach Petrograd „gestört" war, über Warschau, als letzte von zehn Depeschen, befördert worden. Auch Swerbejews zweites, chiffrirtes Telegramm, das zugleich mit dem ersten, en clair und viel früher abgeschickten, im Hauptamt eintraf, sei nur zehn Minuten länger als dieses liegen geblieben. Woraus sich denn sonnenklar ergebe, daß sämmtliche berliner Amtsstellen wieder mal in jeradezu vorbildlicher Weise ihre königlich preußische Pflicht und Schuldigkeit jethan haben. Der Zeitungfromme liest drüber hin und denkt: „Wieder 'ner Ententeente der Hals umgedreht." Soll man gegen die Verschmitzten sackgrob werden? Nein. Nur aussprechen, was ist. Nehmen wir einmal an, die Zeitangaben seien richtig; was ja, nach unserem „Kriegsbrauch im Landkrieg", durch schriftliche Eintragung durchaus nicht erwiesen wäre. In die Stunde sorgenvollster Unruhe schleudert das offiziöseste, höfischste aller

deutschen Blätter, das nicht eines Vortragenden Rathes Diarrhöe ohne Rückfrage melden würde, Hunderttausende feuchter Blätter mit dem Aufdruck, die Mobilmachung sei befohlen. Setzt sich dadurch einer Anklage, harter Verurtheilung, dem Verlust höchster und allerhöchster Gunst aus. 2^{25} nachmittags. Die Blätter werden den Ausrufern entrissen. Ungeheure Erregung. Alle diplomatischen Geschäftsträger telegraphiren die Schicksalskunde sofort dringend nach Haus. Kein in Rußland, wo auf unermeßlich weiten Strecken der Rekrutenaufruf nur durch den Stabstrompeter bewirkt werden kann, irgendwie Verantwortlicher darf nach dem Eingang der Meldung auch nur eine Minute zögern, noch vor dem Befehl des Zauderzars, der, vielleicht, nicht sofort erreichbar war, alles für die Mobilmachung Nöthige anzuordnen. Um Vier wird in Berlin dementirt. Warum nicht, allerspätestens, um Drei? Warum nicht direkt an die Deutsche Botschaft in Petrograd? Niemals hatte der deutsche Draht eine wichtigere Nachricht zu tragen als Swerbejews Widerruf der (im wahrsten Wortsinn) alarmirenden Meldung: und der braucht vom Telegraphenschalter des Postamtes bis zum Abgang aus Berlin eine ganze Stunde. Macht obendrein den Umweg über Warschau; weil die Leitung nach Petersburg gestört ist. Plötzlich; denn um Drei war sie noch „ungestört". Ward je ein Verbrechen durch derbere Indizien erwiesen? „Den Ruf trug ein geflügelter Merkur; ein lahmer Bote trug den Widerruf." Um den labilen Wilhelm aufzurütteln, brauchte man die russische Mobilmachung; nach ihr schrie auch, aus schlotterndem Kiefer, der Bethmann, weil er „nur mit der Erklärung, daß der Zarismus uns überfalle, die Sozialdemokraten bei der Stange halten könne". Für die Ermöglichung lückenlosen Beweises müssen wir den Kernhaften dankbar sein. Die Dreistigkeit aber, womit sie ihn flüchtig Lesenden als Gegenbeweis aufschwindeln wollten, müßte, endlich, dem Frommsten sich als Warnung einprägen. Wer aus Dauerausverkäufen theuer bezahlte Konserven oder „echten Bordeaux von 1917" ungeöffnet heimträgt, ist nicht so leichtfertig wie Einer, der unseren Offiziellen, Offiziösen ohne mißtrauische Nachprüfung ein Wort glaubt.

Ein baltischer Baron, der das zarische Rußland durchaus nicht zärtlich liebte, erzählte mir, in welchem Zustande tiefster Depression und Kümmerniß er Swerbejew nach der

Scherlmeldung fand. Im vorigen Heft berichtete ich, wie Herr
Jules Cambon und sein britischer Kollege die Nachricht auf-
nahm. Als Sir Edward Goschen im Auswärtigen Amt seine
Pässe forderte, schüttelte ihn Weinkrampf. So sah es in den
Botschaften der Hauptmächte in den Tagen des „schmählichen
Ueberfalles" aus. Auch die Mehrheit der französischen, eng-
lischen, russischen Journalisten, sogar die Vertreter der von un-
seren Alltagshetzern „Hetzblätter" gescholtenen Weltzeitungen
waren entsetzt; und mindestens bis in die Stunde britischer
Kriegserklärung glaubte kaum irgendwo ein Franzos an Sieg
seines Vaterlandes. Als Herr Hedemann, der (später an der Front
gefallene) Sondergesandte des „Matin", mich nachts, um Ab-
schied zu nehmen, anrief, deutete er in düsterer Stimmung an,
Frankreich könne einen neuen Frankfurter Frieden nicht über-
leben, und antwortete auf die Frage, ob er nicht glaube, daß die
Republik militärisch sehr gut vorbereitet sei, aus trockener
Kehle: „Ce n'est pas trop mal . . ." Unvergeßlich. Aus toten
Akten quillt, wären sie selbst durchaus von Redlichkeit betreut
worden, niemals der Vollstrom lebendiger Wahrheit. Wer, im
Vollbesitz aller Informationen, im dichten Gedräng der Er-
eignisse, das Werden miterlebt, die handelnden und die leiden-
den Menschen beobachtet hat, Der lacht der von feigen Schur-
ken ersonnenen, von Kindsköpfen geglaubten Mär, im Juli 14
habe Rußland, Frankreich, England den Krieg gewollt.

Kleine Anfrage: „Ist der Herr Reichskanzler bereit, zu
erklären, welches Gesetz ihn berechtigt, aus Reichsmitteln Leute
zu bezahlen, deren Aufgabe ist, die Fehler und Schandthaten
der Kaiserlichen Regirung wegzuleugnen, deren Sturz ihm
den Aufstieg ins höchste Amt gestattet hat?"

Schiffer-Patent

Herr Traugott von Jagow, der zuvor erwähnte berliner Po-
lizeipräsident, nahm im März 1920 aus der Hand des Herrn Kapp
das Portefeuille des preußischen Innenministers; und steht
seitdem unter der Anklage des Hochverrathes. Ich glaube nicht,
daß er verurtheilt werden kann; denn er hat nicht versucht,
die Verfassung des Reiches oder Preußens „gewaltsam zu
ändern", sondern, wie Herr von Hindenburg im November
1918 und nach ihm Mancher, „sich auf den Boden der ge-
gebenen Thatsachen gestellt". Die Herren Lüttwitz und Kapp

wollten fachkundige Minister einsetzen und die damals bedrohte Wahl des Reichspräsidenten durch Volksentscheid sichern; hatten die Verfassung nicht angetastet. Herr Ebert war mit seiner Kabinetsauslese bei Nacht und Nebel geflohen, nur der Justizminister Schiffer, als Parlamentär und Horchposten, zurückgeblieben; und die natürliche Folge des Reichspersonalwechsels war, daß auch in die Preußenämter neue Männer einzogen. Die Leser dieser Blätter wissen, daß all solche Spielerei mit Hochverrathprozessen mir, in einem vorgestern durch Hochverrath entstandenen Staatswesen, widrig ist und daß ich oft die Amnestie aller wegen politischer Verbrechen und Vergehen Verurtheilten und Angeklagten empfohlen habe. Dazu hat keine der drei Regirungen, die wir seitdem hinnehmen mußten, den Muth aufgebracht. Ueber die Amnestie der Kappisten entstünde links, über die der Kommunisten rechts (also von Ebert-Noske bis zu Wulle-Hergt) ein Gezeter; und daß die Zahl Derer, die, ohne enge Parteibindung, die Herrschaft von Recht und Vernunft wollen, je groß genug zu Stützung eines Kabinetsgebälkes werden könne, dünkt den Regirerklüngel unglaubhaft. Herr von Jagow blieb auf freiem Fuß. Da die Vollstreckung des Haftbefehles durch die Hingabe einer Bürgschaftsumme von fünfhunderttausend Mark gehemmt worden war, ging keinen Menschen die Frage an, was in Anwaltsschriftsätzen über Jagows Gesundheit und Haftfähigkeit stand; und daß Herr Schiffer daraus im Reichstag Citate pflückte, war höchst ungehörig. Der Justizminister, an old parliamentary hand, sonst nichts, haschte nach der im Reichstag stets locker sitzenden „allgemeinen Heiterkeit", die, hoffte er, die vielen objektiv unwahren Angaben, die er über die Sache gemacht hatte, sanft wegplätschern werde. Herr von Jagow war immer auffindbar, schrie nach der Hauptverhandlung, konnte sie aber bis heute nicht erlangen. Warum wohl nicht? Entweder hält der Oberreichsanwalt die Anklage für aussichtlos: dann müßte das Verfahren eingestellt werden. Oder der Justizminister wagt zwar nicht die Niederschlagung des Verfahrens, fürchtet aber die öffentliche Verhandlung. Das ist nicht unwahrscheinlich. Der kaiserlich treudeutsche Demokrat Schif-[illegible]er, den vor ein paar Jahren noch die sacht Liberalen als Basser-[illegible]gegner und „schwarzen Reaktionär" verschrien und der [illegible] nun als „schlecht Getaufter" auf der Antisemitenliste

steht, dieser tüchtige Vasall Wilhelms und intime Bewunderer Fritzens Ebert hätte gewiß gern den Unerschütterlichen gespielt, dessen starke Hand rechtwärts, linkwärts mit gleicher Festigkeit „zupackt." Gern. Leider bleibt ein Erdenrest, zu tragen peinlich. Wenn in der Hauptverhandlung erwiesen würde, daß der Justizminister, um den Rücktritt des Generals Lüttwitz und des Herrn Kapp zu erreichen, all den „Hochverräthern", nicht nur ihren Handlangern, Amnestie feierlich zugesichert hat? Das könnte den bequemen Sitz kosten, den dieser kompromißvergnügte Immerverhandler Deutscher Demokratie auch im Mai, unter dem Geseufz manches Fraktiongenossen, wieder für sich belegt hat. Er leugnet die Zusicherung. Will überhaupt nicht mit den Kappiden verhandelt, sondern „von ihnen nur Erklärungen entgegengenommen haben". Wer Anderes behaupte, sei ein Lügner. Daß irgendwo in dieser Sache gelogen wird, ist unbestreitbar. Um den Wurzelsitz des Schlinggewächses zu ermitteln, veröffentliche ich den Brief, den ich, nach neuer Empfehlung der Amnestie, in der zweiten Aprilwoche von dem Kapitän Ehrhardt erhielt.

„Mit Erstaunen habe ich in der letzten Nummer Ihrer ‚Zukunft' gelesen, daß Sie aus Gerechtigkeitgefühl für Oberst Bauer und mich eingetreten sind. Wenn in unseren politischen Anschauungen auch Berührungpunkte sind, insbesondere in sozialen Fragen, so glaube ich doch, zu wissen, daß wir in vielen Punkten Gegner sind. Um so höher schätze ich Ihr Eintreten ein. All die Kreise, die uns seiner Zeit zu der That drängten, die uns zujubelten, die ihre Vortheile dadurch gehabt haben, haben uns feig fallen lassen. Nicht ein Mann aus dem rechten Lager ist je in Wort oder Schrift öffentlich oder gar im Reichstag für uns eingetreten. Ich hoffe, daß all diesen jämmerlichen Bürgergestalten beim Lesen Ihrer Zeilen die Schamröthe ins Gesicht gestiegen ist. Ich hasse diese Kreaturen, denen jeglicher Bekennermuth fehlt. Es ist mir unangenehm, daß Befehle des Generals Von Seeckt veröffentlicht worden sind; ich weiß nicht, wie Sie dazu gekommen sind. Daß Ihr Eintreten keinen praktischen Erfolg für uns haben wird, ist sicher. So hart es auch für uns ist, ständig von Frau und den heranwachsenden Kindern getrennt zu sein, die ihren Vater so nöthig hätten, so lege ich doch keinen Werth auf irgendeinen Gnadenakt; ich will mein gutes Recht haben

vor dem unparteiischen Reichsgericht in Leipzig. Ich will aber doch erwähnen, daß seiner Zeit Herr Schiffer, der ausdrücklich betonte, daß er im Auftrag der Regirung spreche und daß er die Verantwortung für seine Worte übernehme, Oberst Bauer gegenüber die Verpflichtung der Amnestie übernommen hat, um einen Rücktritt Kapps und Lüttwitzs zu erreichen. Bei dieser Besprechung war ich zugegen. Ich habe mich für meine Person gegen diese Amnestie verwahrt. Herr Schiffer gab mir wörtlich zur Antwort: ‚Ich weiß, Herr Kapitän, daß Sie darauf keinen Werth legen; um weiteres Unglück zu verhüten, ist eine Amnestie jedoch erforderlich.‘ Auch Herr Schiffer hat, so weit mir bekannt ist, bisher kein Wort für uns gefunden. Kein Wunder, wenn in weiten Kreisen des Volkes die Achtung vor dem Charakter, der Wahrheitliebe und dem Gerechtigkeitsinn der Männer schwindet, die an leitender Stelle die Erziehung des Volkes lenken.“

Der Korvettenkapitän sieht die Welt von einem anderen Planeten als ich; daß er bewußt oder leichtfertig je Unwahres sage, ist, nach Allem, was ich, von oft bewährten Menschenerkennern, über ihn weiß, undenkbar. Obendrein wird seine Angabe durch das Zeugniß des Obersts Bauer, der das am Höchsten begabte und belastete Mitglied der Obersten Heeresleitung war, und durch andere Aussage gestützt. Und nur der Glaube an ihre Richtigkeit kann erklären, warum diese Männer zwar verfolgt, heim- und brotlos gemacht, in fünf Vierteljahren aber nicht ergriffen und vor den zuständigen Richter gestellt wurden. „Man“ scheut die Hauptverhandlung; und wenn „man“ ein Parteichen hinter sich hat und einer Mutualversicherung für Pfründenwahrung angehört, wird Wahrheit Kents verprügelter Hund und vor jedem Herd Oeffentlicher Meinung stinkt eine mopsig geräkelte Lüge. Kein Reichsinteresse würde durch die Heimkehr der Verfolgten gefährdet. Sie mit ihren ansehnlichen Kräften in Mitarbeit zu neuem Zweck zu rufen und zu gewöhnen, befiehlt Staatsmannspflicht. Der Skandal muß enden. Dies ist die letzte Warnung.

Oberschlesiens Rettung

„Hochverehrten Herrn Harden, Sie beschäftigen sich im ...en Heft wiederum mit dem Problem Oberschlesien und ... die beste Lösung in der Neutralisirung des Gebietes.

Diesen Gedanken sprachen Sie schon aus, ehe die Aussichten der Abstimmung sich abschätzen ließen, und Sie sind ja seitdem immer wieder auf das Projekt zurückgekommen. Gestatten Sie mir, Ihnen dazu ein paar Worte zu sagen. Ich bin nicht geborener Oberschlesier, aber seit vielen Jahren im Lande. Von dieser Zeit habe ich vier Jahre unter Industrievolk zugebracht und sitze nun schon lange unter Bauern. Mein Beruf (ich bin Volksschullehrer) hat mich in enge Verbindung mit dem wirklichen ‚Volke' gebracht, mit dem ich durch tausend Fäden verknüpft bin und das ich gründlich zu kennen glaube, gründlicher jedenfalls als mancher der Herren, die im Abstimmungskampfe auf deutscher Seite vornan standen und immer wieder daneben griffen. Wie leicht konnte es die deutsche Propaganda haben, wenn sie an die Stelle der Worte Thaten setzte! Hätte man nach den Grundsätzen gehandelt, die im Dezember 1918 der Volksbeauftragte Haase in Oppeln entwickelte, dann gab es für Polen, statt der vierzig, keine zehn Prozent der Stimmen. Nöthig war und ist: gründliche Reform der Verwaltung, Ersatz der land- und volkfremden Regirungbeamten durch Volkskenner, Gleichberechtigung in jeder Hinsicht, völlige Umgestaltung der Volksschule, vor Allem auch durchgreifende Agrarreform. Die ländlichen Besitzverhältnisse in Oberschlesien schreien ja zum Himmel. Aber wer sich für deren Aenderung einsetzte, konnte was erleben; ich habe es am eigenen Leib zu spüren bekommen. Statt solcher Reformen gab uns Minister Heine Herrn Hörsing. Der Stier wurde in den Porzellanladen losgelassen. Der frei erfundene Mythos vom ‚Schmied' ist dem Deutschen Reich theuer zu stehen gekommen. Man hat es den Polen wahrhaftig leicht gemacht; und Herr Korfanty brauchte kein diabolisch kluger Demagoge zu sein, um die Situation gehörig auszunutzen. Nun, freilich, ist die Karre gründlich verfahren. Wie sie flott machen? Das ‚untheilbare, zu Deutschland gehörige Oberschlesien', von dem Regirungmänner und Presse in nicht zu verantwortendem Leichtsinn immer noch sprechen, ist ausgeschlossen, nicht nur nach dem Friedensvertrag, den der Durchschnittsdeutsche ja nicht kennt, sondern auch aus psychologischen Gründen. Eine große, sehr große Zahl Oberschlesier geht einfach nicht mehr ins preußische ‚Vaterhaus' zurück, das man ihnen viel zu spät durch ein verklausulirtes Autonomieversprechen wohnlich zu machen versucht hat. Nach den Ereignissen der letzten Wochen erst recht nicht. Keine Beschönigung Dessen, was unter den Insurgenten verbrecherische Schufte an Deutschen verübt haben! (Auch drüben gab es viele Truppentheile, die musterhaft

Manneszucht hielten!) Aber dann auch kein Vertuschen Dessen, was deutsche Freischärler an Polen thaten! Ich spreche nur von Dem, was ich selbst gesehen habe und beweisen kann: Dutzende von Menschen aus den Häusern geholt und unter brutalen Mißhandlungen verschleppt, nur, weil sie Polen waren; Dutzende an die Wand gestellt, Verwundete und Gefangene ohne Gnade umgebracht, ganze Geschäfte, viele Wohnungen ausgeplündert. Der von Ihnen abgedruckte famose Brief des ‚Kämpfers für Recht und Freiheit‘ giebt nur ein schwaches Bild von dem wirklich Geschehenen. Das Freicorps ‚Oberland‘ unterhielt eine eigene Kriminalpolizei, die jeder Denunziation nachging; und weh den ‚Verdächtigen‘! Ich selbst bin, weil ich durch meine pazifistisch-sozialistische Weltanschauung, mein Fernhalten von allem nationalistischen Rummel verdächtig geworden war und weil ich (der Verbrechen größtes) seit Jahren mit gebildeten Polen befreundet bin, zweimal verhaftet worden und verdanke nur ein paar Glückszufällen, daß ich noch lebe. Andere (ach, wie viele!) haben nicht solches Glück gehabt. Nein: die rein deutsche Lösung ist, leider, jetzt ausgeschlossen. Eben so die rein polnische; die Polen ja übrigens nicht verlangt. Die Zerreißung des Landes würde sehr große Wirthschaftwerthe vernichten und ist aus den angedeuteten psychologischen Gründen gleichfalls unmöglich. Schon, weil die glatte Trennung in deutsches und polnisches Gebiet und Volksthum eben undurchführbar ist; immer blieben starke Minderheiten einer anderen Rasse unter Fremdherrschaft. Bei der Siedehitze, die heute der Haß erreicht hat, bedeutet Das den Bürgerkrieg in Permanenz, bedeutet Blut und Thränen und Verelendung. Nur der Weg, den Sie vorschlagen, ist gangbar; nur er kann aus der Wirrniß herausführen. Tausende Oberschlesier sehen Das heute ein und möchten diesen Weg beschreiten; dagegen sind eigentlich nur die unverbesserlich chauvinistischen Schreier aus beiden Lagern, die aber in dem Augenblick abgewirthschaftet haben, wo die Neutralisirung des Landes Thatsache wird. Die würde in ganz kurzer Zeit vermögen, was keine andere Lösung vermag: den Haß zu sänftigen, die Wunden zu heilen, vor Allem aber Jedem die Gewißheit zu bringen, daß die eine Rasse weder Knechtung noch Hintansetzung von der anderen zu fürchten habe. Die Furcht davor hat Polen und Deutschen die Waffe in die Hand gedrückt; gewiß nicht zum letzten Male. Und diese Furcht wird beiden Völkern nur genommen, wenn sie, frei von Berlin und von Warschau, in den Stand gesetzt werden, ihr Eigenleben zu leben und sich ihr

Haus zu bauen nach ihrem Willen. Unzählige wollen Das heute; dürften sies nur! Wäre bei der Abstimmung die Möglichkeit gewesen, weder für Deutschland noch für Polen, sondern für ein selbstständiges Oberschlesien zu stimmen: Der Oberste Rath hätte es leichter gehabt und viel Jammer wäre verhütet worden. Noch ist es nicht zu spät, das Versäumte nachzuholen und damit das Einzige zu thun, was überhaupt noch zur Rettung und Erhaltung Oberschlesiens möglich ist."

Diesem Brief eines deutschen Lehrers, der den Muth hat, zu sehen, was in Oberschlesien ist und wird, brauche ich nichts anzufügen als die Mahnung, nicht wieder, nach übelstem Kriegsbrauch, auf ein Wunder zu hoffen, das eine noch bessere Lösung bescheren werde. Die kommt nicht. Keine, die das wunde Land vor gefährlicher Zerstückung bewahrt oder gar morgen dem Deutschen Reich als ungetheilten, ungefährdeten Besitz zurückgiebt. Mein Vorschlag will befristetes Provisorium. Endgiltige Ordnung ist in Nordosteuropa nicht möglich, ehe erkennbar ist, was aus Rußlands Leib und Seele wird und ob in dem auferstandenen Polen die Kraft zu Erhaltung eines Staatswesens lebt. Wem taugt ein Definitivum, das aus Unsinn sprießt und nur Unheilsfrucht reift? Vernunft warnt, just heute, vor hastiger Bindung. Denn Weltwende naht.

Aus West steigt die Sonne

Herr Winston Churchill, der in seinem Kolonialamt eine Abtheilung für den Mittelorient schuf und im Frühjahr die Häupter der Britenverwaltung aus den Ländern dieses Orienttheiles nach Kairo zur Konferenz berief, hat am vierzehnten Juni in langer Rede den Weg trassirt, den Englands Orientpolitik gehen will. Am Ausgang des Krieges besoldete England dort 700 000 Mann (Militär und Civil); im Lauf dieses Jahres soll die Truppenzahl (auf zwölf Bataillons) und die Kostensumme für Sold und Verpflegung so herabgesetzt werden, daß, zum Beispiel, Mesopotamien das nächste Jahresbudget nur noch mit, allerhöchstens, zehn Millionen Pfund Sterling belastet. Die Stämme sollen nicht, wie von den Türken, zersplittert, sondern in Einheit zusammengefaßt werden; als Wipfel sähe England am Liebsten den Emir Feissal, dessen älterer Bruder, Emir Abdullah, über Transjordanien herrschen soll. „Der neue Araberstaat, den ein von den Arabern erwähl-

tes Oberhaupt in Eintracht mit der Nationalversammlung regiren wird, darf von uns Rath und Hilfe erwarten, bis er in Mesopotamien fest eingewurzelt ist, fremden Beistandes nicht mehr bedarf und wir die Last nicht länger zu tragen brauchen. Für die Vertheidigung Indiens ist Mesopotamien nicht von strategisch entscheidender Bedeutung. Wir müssen aber auf einzelne starke Araberhäuptlinge achten, die in Uebermacht streben und eines Tages die Heiligen Stätten des Islams gefährden könnten. Der Araberstaat wird seinen Regirungsitz in Bagdad haben, seine Truppen selbst löhnen und ein britischer Flugdienst Kairo-Bagdad, dem wir die nöthigen Flugzeuge liefern, wird jede irgendwo drohende Meuterei schon im Keime ersticken. In Palästina können wir nicht weniger als 5000 Mann halten; möglich sogar, daß wir die Zahl ein Wenig erhöhen müssen. Wir sind den Zionisten verpflichtet, in diesem Land ihnen eine nationale Heimstatt zu sichern. Nach altem Britenbrauch haben wir aber auch den Willen der Volksmehrheit zu erforschen; und diese Mehrheit ist hier musulmanisch und der Einwanderung feindlich. Daß im letzten Jahr 7000 Israeliten einwanderten, hat die Araber um so mehr beunruhigt, als die meisten Israeliten aus Rußland und Mitteleuropa kamen und die Absicht auf Judaisirung des Landes verkündeten. Die Araber Palästinas fürchten, in ein paar Jahren werde ihr Schicksal am Willen der Israeliten hängen. Da sie 500 000 gegen 65 000 sind, ist die Gefahr nicht so groß, wie sie ängstlichen Seelen scheint; und unser Oberkommissar, der selbst Zionist ist, wird den Gegensatz auszugleichen und zwischen Arabern und Israeliten Versöhnung zu stiften wissen. Unser Verhältniß zu der Scherifenfamilie von Mekka ist den Interessen Frankreichs durchaus nicht unbequem, sondern, im Gegentheil, geeignet, in Syrien den Franzosen Störung durch die ihnen, leider, noch nicht befreundeten Araber zu ersparen. In Frankreichs und unserer Orientbeamtenschaft ist ein unterirdischer Strom des Mißtrauens fühlbar, der die verantwortlichen Spitzen aber nicht bespült. Deren leichte Aufgabe wird die Eindämmung dieses Stromes, die Austilgung der Tadelsucht sein. Auch im Nahen Orient müssen Frankreich und England in Eintracht handeln; für beide Völker wärs ein großes Unglück, wenn der im letzten Jahrfünft entstandene Eindruck haften

bliebe, daß eins dieser Völker ohne Gefühl für den Rechtsanspruch der Araber, das andere den Türken grimmig verfeindet ist. Ein Unglück würde daraus: weil in der Stunde, wo wir Truppenzahl und Kostenaufwand minderten, alle nicht völlig versöhnten Kräfte sich einen und gegen uns wenden würden. Unser Ziel ist und muß bleiben: die feste Interessengemeinschaft der Araber mit Großbritanien und dessen Bundesgenossen. Die aber wäre unmöglich, wenn wir uns nicht mit Frankreich über ein friedlich haltbares Abkommen mit der Türkei verständigen können. Irgendein Schwachheitzeichen Englands oder Frankreich: und die Gelegenheit zu solchem Abkommen schwindet. Wir haben die Mittel zu Vertheidigung unserer wesentlichen Interessen, wir müssen zeigen, daß wir diese Mittel im Nothfall anwenden wollen; sonst endet niemals das üble Gemächel gegen die im Sieg verbündeten Großmächte, die eben erst das Osmanenreich niederwarfen. Scheinen wir den Türken schwach oder unfähig zu Wahrung unserer Rechte, dann erlangen wir niemals die friedliche Lösung, die wir aufrichtig wünschen, seit Monaten erstreben und die uns, Briten und Franzosen, einen Theil der Orientlast entbürdet. Ob diese Politik von Erfolgen gekrönt wird, kann erst die Zukunft lehren. Gewiß aber ist, daß die Handlungen, die das Ergebniß unserer Beschlüsse sein sollen, dem Zweck dieser Politik dienlich sind. Und deshalb hoffe ich auf die Zustimmung dieses Hauses.“ Die hat er rasch erlangt.

Dadurch aber ist noch kein Hinderniß von Britaniens Weg in den Nahen Orient weggeräumt. Seit Wilhelm das Britische Reich, die größte musulmanische Erdmacht, in der islamischen Welt zu überbieten trachtete und die Jungtürken diesem Streben willig schienen, entstand in Londons Downingstreet oder im hellen Kopf Kitcheners, der die Araber gut kannte, der (lange vor dem Krieg hier oft erwähnte) Plan, dem Türkensultan den Khalifat, den ihm vor vierhundert Jahren Gewalt und List erobert haben, zu nehmen und einen Khalifa einzusetzen, auf den England unter allen Umständen zählen und dem es die Obhut über seine indischen Mohammedaner, den Wall des asiatischen Kaiserreiches, anvertrauen könne. Muslimischen Aufruhr, aus dem Funken in die vierhundert Millionen Hindu flögen, könnte Englands

indisches Imperium nicht ungeschwächt überleben; deshalb ist ein in Konstantinopel von britenfeindlicher Strömung umspülter Khalif, mag er noch so still sich in Dunkel halten, dem Empire stete Gefahr. Wer darf Khalifa, Glaubenshaupt im Islam, sein? Die Schiiten, lasen wir, erkennen nur den Khalifat der Erben Alis an, der Mohammeds Neffe, Eidam und Freund war, den der Aliden; die Sunniten, die an die Sunna, das aus überlieferten Worten und Handlungen des Propheten abgeleitete Gesetz, nicht nur an den Koran, glauben, sehen auch in den ersten Khalifen, Abu Bekr und Omar, die echten Erben mohammedanischer Kirchengewalt (das Wort paßt nicht ins Islamische, vermittelt Westlern aber den ungefähr richtigen Sinn des Khalifatsbegriffes). Nur ein Mann arabischen Blutes kann Khalif sein, heißts hier; dort aber wird erwidert, der grausame Türkensultan Selim, der sich (nicht, wie Märchen erzählt, auf den Ruf des letzten Abbassiden) zum Glaubenshaupt machte, habe kein Tröpfchen Araberblutes in den Adern gehabt und dennoch sei er, seien vier Jahrhunderte lang seine Folger als Khalifen anerkannt worden. Zuerst von der islamischen Gemeinde, der Mohammed die bindende Entscheidung zugewiesen und die sich nach dem Tode des Propheten von dessen Familie abgewandt hat. Haben Großbritaniens gelehrte und erfahrene Orientalisten diesmal geirrt, die Kraft nationaler Ueberlieferung zu hoch, die rein islamisch-religiöser zu niedrig eingeschätzt? Nach mancherlei Schwanken und Tasten fiel Englands Wahl auf Hussein ben Ali aus dem alten Arabergeschlecht der Koreischiten, das die Ureinwohner der Heiligen Stadt Mekka umfassen soll. Hussein hatte den Ruf eines treu der Jungtürkensache Anhänglichen erworben und wurde deshalb von Enver Pascha vor zwölf Jahren als Statthalter des Khalifa nach Mekka geschickt. Dort gerieth er in den Bereich britischen Einflusses, erhob sich im April 16 wider den Khalifen, wurde durch Befehl aus Konstantinopel abgesetzt, blieb aber auf seinem Machtsitz, weil der Ersatzmann, ein Koreischit aus noch vornehmerer Familie, Mekka im Krieg nicht zu erreichen vermochte. Seitdem waren die Heiligen Stätten, war das Wallfahrtziel aller Mohammedaner aus dem Khalifat gelöst. Großherif Hussein nannte sich Emir al Mumenin, Beherrscher r Gläubigen, und in seinem Namen wurden in den Mo-

scheen die Gebete gesprochen. Die Wurzel des neuen Araberkhalifates schien sicher gebettet. Doch wider die Machtanmaßung des Großscherifs reckte der Zorn islamischer Rechtsgelehrten und Traditionalisten sich auf. Nur der von der Gemeinde erwählte Khalif, nur ein dem Gesammtislam Schutz und Schirm verbürgender Souverain, also ein Erbe von Selims Macht, dürfe sich den Beherrscher aller Gläubigen nennen. Hussein mußte nachgeben; und empfing von Britaniens Gnade den Titel „König des Hedschas". Seine Söhne, Feissal und Abdullah, wurden Herren über Syrien, Palästina, Transjordanien. Diese Familienmacht blieb immerhin etwas einem Nebenkhalifat Aehnliches. Nach dem Kriegsabschluß begann in Frankreichs Musulmanenkolonien der Widerstand. Hat ihn der Franzosenwunsch gespornt, Englands Uebermacht im Nahen Orient zu stutzen, nicht in Allmacht wachsen zu lassen? Mit ernster, fast bekümmerter Miene erklärten Frankreichs Vertreter den Briten, der einstimmige Wille der Mohammedaner in Algerien, Marokko, Tunis, Syrien zwinge die Republik, den Türkensultan als Khalifa anzuerkennen. Bis nach Egypten und Mesopotamien, ins Herz der Araberländer wirkte die Bewegung fort. Ueberall durfte in den Moscheen nur noch der Name des Khalifa von den Betern genannt werden. Sunniten und Schiiten eint die Furcht, durch Zersplitterung der religiösen Gewalt den Islam zu entkräften. Nach dem Vertrag von Sèvres (Westmächte-Türkei) darf aber der Sultan keinerlei Einwirkung in die Glaubensangelegenheiten der nicht zur Türkei gehörigen Staaten und ihrer Bürger erstreben; also auch nicht in die des Hedschas, wo Hussein thront. Der ist in diesem Gebiete der Heiligen Stätten, zwar nicht dem Titel nach, doch de facto, durch seine Macht Khalif. Kann ers bleiben? Wird islamische Inbrunst dulden, daß ihre Weihstätten unter der Herrschaft eines Mannes stehen, dem sie nicht von dem Oberhaupt aller Gläubigen anvertraut ward? Kann der Schattensultan bestimmt werden, ihn zum Statthalter zu ernennen, und würden die Nationalisten von Angora sich in solchen Beschluß fügen? Dem arabischen Khalifat sind die Gestirne nach dem Krieg ungünstiger, als England gehofft hatte. Der Zustand, der die Macht des Sultans-Khalifen vor der Pilgerstraße nach Mekka und Medina enden

läßt, kann nicht dauern. Die Angabe des Kolonialministers Churchill, das britische „Verhältniß" zu der Scherifenfamilie nütze auch dem Franzoseninteresse, könnte erst wahr werden, wenn dieser Familie, dem Vater in Mekka, dem dritten Sohn in Bagdad, der Verzicht auf alle Khalifatsrechte abgerungen wäre. Denn darum gehts; nicht um Sieg oder Niederlage der türkischen Nationalistenpartei noch gar um die Grenze des Griechenreiches, das, seit Herr Venizelos von thörichtem Undank gestürzt wurde, in West keinen starken Freund mehr hat. Frankreich will nicht, daß Britanien sich „seinen" Khalifa züchte. Und die dritte musulmanische Großmacht, Rußland, ersehnt den bis in Indiens Eingeweide wirksamen moskauer Khalifat mit Lenin als Beherrscher aller Gläubigen, der, um diesen Preis, sogar den duften Herrn Enver als Genossen und Bannerträger zu dulden bereit ist. Der schlau verwegene Mustapha Kemal hat also die Wahl; zweifelt aber gewiß nicht, daß die dem Außenscheine nach nationale Bewegung, die ihn in Macht trug, im tiefsten Grund, wie jede im Islam, eine religiöse ist und daß er ein Spiel, dessen Trumpf die Khalifengewalt wäre, mit feinster und leisester Meisterkunst fingern müßte.

Denket dieser Zusammenhänge, Deutsche, wenn des Obersten Rathes neue Tagung beginnt. Der ist zunächst an die Völkerbundesakte gefesselt, die (im Artikel 22[4]) allen dem Türkenjoch entwachsenen Stämmen nahe Selbständigkeit verheißt. Nun ist aber keine der Hoffnungen, auf die dieser Artikel und der Vertrag von Sèvres gebaut war, in Erfüllung gereift. Amerika hat, nach dem Regirungwechsel, dem ganzen Covenant of the League of Nation sammt allen Orientverträgen die Anerkennung versagt. Griechenland ist, fürs Erste, wieder konstantinisch, also unzuverlässig geworden. Die Moskauer haben den Versuch, sie von Süd her zu berennen, abgewehrt und die Truppenmacht der Denikin und Wrangel zerrieben. Und der orientalische Dreibund, die Wolleinheit Frankreichs und Italiens mit England, ist holder Traum geblieben. Als Husseins dritter Sohn, der pfiffige Feissal, nach der Heimkehr von der pariser Friedenskonferenz in Damaskus von jauchzenden Araberhäuptlingen zum „König on Syrien" ausgerufen worden war, wurde ihm dieser Titel en so rasch bestritten wie zuvor dem Herrn Papa der des

Beherrschers aller Gläubigen. In Syrien, sprach Frankreichs
Stimme, ist und bleibt General Gouraud Inhaber der höch-
sten Befehlsgewalt. Emir Feissal wanderte nach Bagdad (das
die Briten jetzt in großen Passagierflugschiffen von Kairo
aus in elf Stunden erreichen: merkets!); verkündete, nach
einem Besuch im Hedschas, daß die Scherifenfamilie dort un-
ausrodbar feste Wurzeln habe; und hofft gewiß, auf einem
der zwei alten Khalifensitze (Bagdad wars fast ein Halbjahr-
tausend lang) sich bis an seines Sehnens Ziel zu recken. Doch
je näher der Julitag rückt, der den Obersten Rath wieder
versammelt sehen soll, desto härter panzert Herr Briand seine
Kammerreden über Frankreichs Orientpolitik. Er ist der An-
walt der angorischen Regirung Kemals, die, bis den Griechen
etwa Zufallssieg lächelt, die in Konstantinopel hindämmernde
überstrahlt; scheint willig, der Türkei Ostthrakien mit Adria-
nopel zurückzugeben, und fordert laut schon jetzt die Wieder-
herstellung ihrer ungeschmälerten Souverainetät: ohne die
der Sultan den Khalifat nicht retten könnte. Die Erkennt-
niß, daß die Neuordnung der Machtbezirke im Nahen Orient
auch für die Zukunft Italiens (das kein starkes Hellas, keinen
englischen Khalifen will, aber von Adalia aus ein großes
Stück des kleinasiatischen Handels zu erwerben hofft) von
höchster Bedeutung ist, hat den franko-italischen Zwiespalt
geschlossen. Diesem Interessengesträhn entbindet sich Dop-
pelfurcht. Erste: daß die Westmächte noch länger die Türken
in Europa dulden, wo sie niemals irgendwie Nützliches ge-
leistet haben noch je leisten werden. Zweite: daß England,
um im Orient seinen Willen, der auch diesmal der weit-
blickender Vernunft ist, durchzusetzen, in Wesentlichem die
Zustimmung des in Europa stärksten Vertragspartners, Frank-
reichs, durch Nachgiebigkeit erkauft, deren Folgen Deutsch-
lands Leib spüren müßte. In dem aber rumoren Leipzig und
Beuthen, Karthager und Johanniter; Ewig-Gestrige.

Zu Hiob spricht Baldad, der Suhiter: „Wir sind von
gestern, wissen nichts und wie ein Schatten sind unsere Tage
auf Erden. Suche drum bei Denen Rath, die waren, und forsche
fleißig im Angedenken der Väter." Der bibelkundige Pres-
byterianer David Lloyd George hat der Lehre gehorcht; und
die Weisheit der Väter offenbarte ihm die richtige Fragestell-

ung, die sokratische, die schlummernde Vernunft in Erkenntniß zu wecken vermag. Wo blutet Britaniens gefährlichste Wunde? Auf der Grünen Insel. Wo ist auf der gesunden Haut des British Empire die reizbarste, also schwächste Stelle? In dem Pakt, der ihm, zu Schutz vor der russischen Militärmonarchie (die nicht mehr ist), zu leisem Trutz gegen Amerika (dessen Riesenmacht heute kein Bluff mehr ängstet), Japan verbündet. Wie ungern in Kanada, Kolumbien, Australien, Neuseeland, Neufundland, sogar in Südafrika und den ostasiatischen Settlements das Bündniß mit den Gelben gesehen wird, hat deutlich wieder die Reichskonferenz erwiesen, deren stärkste Köpfe freundschaftliche Verständigung mit Amerika heischen. Wodurch ward sie bisher gehindert? Durch das an jedem Geburtstag der United States wiederkehrende Erinnern, daß die Verkündung der Menschenrechte die Folge des Abfalles von England war; durch den Säkularzwist mit Irland, dessen Söhne in Amerikas Politik und Oeffentlicher Meinung sehr mächtig sind; durch den Vertrag mit Japan, der, trotz allen Desinfizirmitteln, schweflig nach neidigem Groll gegen Amerika riecht. Was braucht die vom Krieg in ein ungeheures Exportland fertiger Waaren umgewandelte Republik Washingtons, der das schlechte Geld des europäischen Festlandes nur unbeträchtliche Gütermengen abkaufen kann? Die weiten Flächen von Asien (und Rußland), breite Stücke von Australien und Afrika als Absatzmärkte. Aus vier Fragen ist Antwort geworden, die alle Nebel spaltet. Herr Lloyd George befriedigt die Iren durch Gewährung aller Rechte einer Dominion Ersten Ranges und stimmt dadurch den Präsidenten Harding zu Einberufung einer Konferenz, die alle an die Ufer des Stillen Ozeans brandenden Probleme in Frieden lösen und den Erdball entwaffnen soll. Gelingts: dann lebt im Hochland englischer Geschichte kein an Lebensleistung dem Premier von heute vergleichbarer Staatsmann. Dann bedarf Britanien nicht länger der japanischen noch der khalifischen Bürgschaft für Indien. Und Frankreich, als Pacificmacht, keiner Brustwehr gegen Deutschland. Dann wird aus Sintfluth, wirklich, neue Welt. Und, als Nebenprodukt dieser Erneuung, auf Titanengebot in Europa vernünftiger Friede.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

DRESDNER BANK.

Bilanz per 31. Dezember 1920.

Aktiva.	ℳ	ℳ
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken		665 017 849.60
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		6 767 932 223.95
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	6 767 932 223.95	
b) eigene Akzepte	—	
c) eigene Ziehungen	—	
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—	
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		894 573 333.85
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		235 061 336.85
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffung		456 789 660.05
davon am Bilanztage gedeckt		
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	288 389 634.10	
b) durch andere Sicherheiten	93 227 351.55	
Verzinsliche Schatzanweis. des Reichs u. der Bundesstaaten		53 789 477.65
		9 073 163 881.95
Eigene Wertpapiere		121 205 391.80
a) Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten	11 918 267.05	
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	9 450 343.20	
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	93 500 785.70	
d) sonstige Wertpapiere	6 335 995.85	
Konsortialbeteiligungen		71 577 149.30
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		77 211 035.85
Schuldner in laufender Rechnung		2 741 231 530.70
a) gedeckte	1 671 739 030.60	
b) ungedeckte	1 069 492 500.10	
außerdem Aval- u. Bürgschaftsschuldner ℳ 1 847 187 090.— hierunter Avalforderungen an Reich und Reichsbank ℳ 257 721 450.—		
Bankgebäude		61 585 415.95
Sonstige Immobilien		4 192 324.95
Mobilien-Konto		11 140 475.35
Pensionsfonds-Effekten-Konto		9 220 473.25
Effekten-Konto der König-Friedrich-August-Stiftung		95 205.—
Effekten-Konto der Georg-Arnstaedt-Stiftung		122 250.—
Saldo der Zentrale und auswärtigen Abteilungen mit unserer Niederlassung in London		20 030 784.60
		12 190 775 918.70

Passiva.	ℳ	ℳ
Aktien-Kapital-Konto		260 000 000.—
Rücklage A		51 000 000.—
Rücklage B		29 000 000.—
Talonsteuer-Rücklage-Konto		1 444 536.—
Gläubiger		11 582 010 352.95
a) Nostroverpflichtungen	22 674 190.30	
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite einschließlich der für Reich und Reichsbank übernommenen	140 702 666.70	
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	640 044 966.—	
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		
1. innerhalb 7 Tagen fällig	1 467 041 095.75	
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	542 737 322.25	
3. nach 3 Monaten fälljg	431 343 648.60	
e) sonstige Gläubiger		
1. innerhalb 7 Tagen fällig	6 973 031 349.15	
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	971 747 215.30	
3. nach 3 Monaten fällig	392 687 898.90	
Akzepte		108 928 259.65
Außerdem Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen (einschließlich der für Reich und Reichbank übernommenen) ℳ 1 847 187 090.—		
Eigene Ziehungen —		
davon für Rechnung Dritter —		
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank —		
Dividenden-Konto		1 292 988.—
Pensions-Fonds-Konto		9 747 841.05
König-Friedrich-August-Stiftung		107 294.85
Georg-Arnstaedt-Stiftung		153 362.35
Eugen-Gutmann-Fonds		2 065 377.10
Übergangsposten der Zentrale und Filialen untereinander		799 780.75
Reingewinn		144 226 126.—
		12 190 775 918.70

Die Zukunft

Berlin, den 23. Juli 1921

Völkerkampf um Leipzig

Der Friedensvertrag (Artikel 228, 29, 30) verpflichtet die Deutsche Regirung, alle von den Siegern des Bruches von Kriegsrecht und Kriegsbrauch Angeschuldigten auszuliefern und ihnen von den Kriegsgerichten der Verbündeten und Verbundenen Mächte das Urtheil sprechen zu lassen, auch wenn inzwischen gegen diese Angeklagten in Deutschland ein Strafverfahren schon eingeleitet oder durchgeführt worden ist. Diese Verpflichtung wurde am achtundzwanzigsten Juni 1919 in Versailles unterschrieben. Bis in den Juni 21 war in Deutschland gegen keinen solches „Kriegsverbrechens" Beschuldigten ein Hauptverfahren eröffnet worden; in zwei Jahren nicht ein einziges. Am dreizehnten Dezember 19 nahm der Reichstag den Gesetzentwurf an, der das Deutsche Reichsgericht als das Forum des Verfahrens gegen diese Angeklagten, auch der durch Amnestie von Verantwortlichkeit entbürdeten, bestimmte; und zwölf Tage danach ersuchte die berliner Regirung die verbündeten Westmächte, ihr die Aburtheilung zu überlassen. Dieser Wunsch wurde erfüllt, trotzdem Freiherr von Lersner, der in Paris der Deutschen Delegation vorsaß, die Annahme der Angeklagtenliste geweigert hatte. Dem Drängen Englands und Italiens gelang sogar, die Franzosen in Streichung der bekanntesten Führernamen zu überreden. Am dreizehnten Fe-

bruar 20 verkündete der Oberste Rath einen Beschluß, dessen Hauptsätze lauten: „Die Verbündeten bestätigen die Erklärung der Deutschen Regirung, sie wolle selbst die Schuldigen strafen (was ihr ja schon durch den letzten Satz im Artikel 228 [1] des Friedensvertrages gestattet ist). Sie weisen ihr die volle Verantwortlichkeit für die angebotenen Strafverfolgungen zu und werden aus dem Ergebniß schließen lernen, ob Deutschland den guten Willen zu Anerkennung der Verbrechensthatsachen und den ernsten Wunsch hat, zu ihrer Sühnung mitzuwirken. Sie behalten sich alle Rechte vor, die ihnen die Artikel 228 bis 30 geben, und werden, wenn, nach ihrer Meinung, die Urtheile der deutschen Gerichte die Absicht verrathen, Schuldige der Strafe entschlüpfen zu lassen, erwägen, ob sie die Fälle vor ihre eigenen Gerichtshöfe bringen sollen.“ Fünfundvierzig Fälle, die den Verbündeten besonders graß schienen, wurden auf eine erste Liste gesetzt, die belastenden Angaben beigefügt; und in dem Begleitbrief vom siebenten Mai stand: „Die Zeugen können, wenn sie es wünschen, nach Deutschland gehen, durch Zwang aber zu Aussage vor dem leipziger Gericht nicht bestimmt werden. Die Verbündeten sind bereit, alle von der Deutschen Regirung an sie gerichteten Ermittelungfragen beantworten zu lassen. Sie wahren sich das Recht, Delegirte nach Leipzig zu senden, die dem Zeugenverhör und der ganzen Verhandlung beiwohnen werden. Ausdrücklich wahren sie sich auch alle Rechte, die ihnen die Artikel des Friedensvertrages zusprechen und deren Anwendung ihnen frei steht, wenn die leipziger Urtheilssprüche sie unzulänglich dünken.“ Weil die Minister Fehrenbach und Simons von der Bezichtigung, den Verfahrensbeginn verzögert zu haben, sich mit der Angabe zu entschuldigen versuchten, die unentbehrlichen Unterlagen seien aus den Westländern schwer zu erlangen, wurde am neunten Juli 1920 auf der Konferenz in Spa das Protokol unterzeichnet, das dem leipziger Oberreichsanwalt das Recht zu unmittelbarem, also schleunigem Verkehr mit den Justizministern Belgiens, Englands, Frankreichs giebt. (Aus anderen Ländern war für die erste Liste keine Anklage geliefert worden). Als, fast ein Jahr danach, die Hauptverhandlungen begannen, hörten ihnen aus

diesen Ländern abgeordnete Juristen zu; ohne, versteht sich, irgendwie einzugreifen. In Parlamenten und Presse der drei Länder wurden die ersten Urtheile, Freisprüche und ganz geringe Strafen, „lächerlich" und „skandalös" genannt; auch mit noch härteren, giftigeren Worten bezeichnet. Die weithin, auch in einst neutrale Länder, verbreitete Meinung fand den klarsten Ausdruck in einem Artikel, den, unter dem Titel „Deutsche Justiz", der pariser „Temps" veröffentlichte. „Auf Antrag unserer zuständigen Instanz war General Stenger angeklagt worden, mehrfach die Tötung verwundeter, die Abschlachtung gefangener Franzosen befohlen zu haben. Danach war er in Vorsatz und That schuldig. Mit erdrückender Wucht bestätigten Zeugenaussagen, daß er selbst die Ausführung seiner Befehle überwacht und die Erschießung der Untergebenen angeordnet habe, deren unvorhersehbare Mitleidsregung irgendein Opfer seiner bewußten Barbarei entzogen hatte. Diesen Mann hat das leipziger Gericht freigesprochen. Nach den vorausgegangenen Freisprechungen von der Beschuldigung vorbedachter Verbrechen, deren Opfer Briten und Belgier waren, durfte Frankreich, der ‚Erbfeind', sich nicht mit der Hoffnung auf Gerechtigkeit schmeicheln, die seinen Bundesgenossen versagt worden war. In grauer Vorzeit, über die, wie wir jetzt annehmen dürfen, deutsche Trügerkunst schon eine zu Gunst deutscher Tugend und Größe entstellte ‚Wahrheit' verbreitete, soll es in Berlin Richter gegeben haben. Jetzt sehen wir, daß es in Leipzig keine giebt. Der Gerichtssaal verwandelt sich in eine Triumphstätte. Der General, der ein Bein verloren hat, wurde von dem andächtigen, in Ehrfurcht ihm ergebenen Publikum mit so rührenden Huldigungen umdrängt, als wäre er, in französischer Gefangenschaft, von unseren Generalen nach dem Geist seiner eigenen Befehle behandelt worden. Die Gemeinschaft des Verschleierungdranges, der in Deutschland öffentlichen Ausdruckes nicht bedarf, um Verständniß und Gehilfen zu finden, schuf von der ersten Verhandlungstunde an das wortlos einträchtige Gefühl in Gerichtshof und Publikum: General Stenger ist unschuldig, schuldig nur Major Crusius. Weil aber selbst aus dieser Schuld eines Untergebenen eine unbequeme Belastung Deutschlands

würde, hüllte die schweigende Eintracht, die den Sündenbock gesucht hatte, dessen Fehl in einen mildernden Frommheitschleier: sie verlieh dem Major Geisteskrankheit, die seine überlebende Vernunft wohl mit Staunen in dem gesunden Hirn fand. Auf dieses Doppelsophisma, diese zwei Trugschlüse baute sich das Gerüst, auf dem die Freisprechung des Generals und die Verurtheilung des Majors möglich wurde. Wer sich über dieses Ergebniß wundert, verräth dadurch eine naive Harmlosigkeit, zu deren Auswurzelung Deutschland doch alles Erdenkliche gethan hat. Denn durchaus ehrlich (und nur auf dieses eine Zeichen von Ehrlichkeit, auf kein anderes, kann sichs berufen) hatte es vor dem Krieg der Welt angekündet, wie es in dem frischen, fröhlichen Krieg handeln werde, der es in ein paar Wochen nach Paris, in ein paar Monaten auf die Höhe der Weltherrschaft führen müsse. Das offiziell herausgegebene Buch ‚Kriegsbrauch im Landkrieg‘ bietet den Leitfaden für den vollkommenen Barbaren, der, unter dem Schirm des Krieges, in Freiheit entfesselt wurde. Noch ist der Krieg ein endemisches, von Zeit zu Zeit ausbrechendes Uebel, eine abscheuliche Wirklichkeiterscheinung, um deren Verseltenung und Entgrausung alle civilisirten Völker sich mühen müßten. Manche Waffen und manchen Mißbrauch haben sie auch, in feierlichen Konferenzen, schon verpönt. Deutschland hat in seinem ‚Kriegsbrauch‘ Barbarenmittel behaglich aufgezählt, gestattet, empfohlen, mit dem Stempel der Regirungbürgschaft versehen. Unter dem Vorwand, kurzer Krieg sei das kleinere Uebel, häufte Deutschland in ihn alle Schrecken. Dann wurde er lang, währte vier Jahre, behielt aber allen Graus. Deutschland beschloß, als erstes aller Länder, die Anwendung von Stickgasen, die nicht etwa von seiner Wissenschaft zuerst im Laboratorium gefunden worden waren, die aber seine unfaßbare, keiner anderen Nation erreichbare Grausamkeit auf das lebendige Fleisch seiner Feinde wirken ließ. Gern möchte man von Vergessen, Verzeihung, von Wiederaufnahme normaler Beziehungen mit Deutschland träumen, gern auf Sänftigung und Verständigung der Rassen hoffen, die fortan nur den Werken des Friedens sich widmen würden. Doch unter Beth-

mann oder Wirth, kaiserlich oder demokratisch: immer steht Deutschland gestiefelt, gespornt, behelmt, bissig, rachsüchtig vor uns; zwischen Angriffsplan und Rachebereitung kehrt es den anderen Völkern die harten Gesichtszüge, die rauhe Schale des Wesens zu und erschwert Denen die Arbeit, die es so gern in Selbsterkenntniß und Sinnesänderung umkehren sähen. Seine demokratische Regirung steht vor der erniedrigenden Wahl, ob sie als Gefoppte oder als Mitschuldige an den Handlungen, die ihrer Zusage widersprechen, von dem Auge der Welt erblickt werden will. Unter den Aufthaureden einzelner Minister strömt eine wilde Fluth aus den Ufern getretenen Grolles durch das ganze Land. In Beuthen wird ein französischer Major gemordet, der die Anwendung der Vertragsartikel zu überwachen hat; in Leipzig wird ein deutscher General freigesprochen, der französische Gefangene und Verwundete morden ließ. Lehre und Handlung sind heute noch, wie sie gestern waren. Und weder die Lehre noch die Handlungen geben dem Deutschen Reich irgendein Recht, in dieser Stunde den Verzicht auf die Strafandrohungen zu fordern, die von den Verbündeten beschlossen wurden, um sich dadurch gegen Deutschland zu sichern."

In der „Revue des Deux Mondes" spricht Senator Poincaré von der „widrigen leipziger Justizkomoedie". Im Parlament sagt Herr Briand, der neben ihm lange im Ersten Glied pariser Rechtsanwälte stand: „Die Regirung war, als sie nach den skandalösen leipziger Entscheidungen ihre Vertreter und die in Leipzig weilenden Zeugen telegraphisch heimberief, von dem Bewußtsein geleitet, daß ihre Würde verbiete, noch länger sich zu solcher Parodie der Rechtsprechung herzugeben. Wir haben unsere Akten zurückgezogen, unsere Bundesgenossen zu Rückkehr in die Anwendung der Vertragsartikel aufgefordert und ihnen gesagt, in Frankreich gebe es noch Richter. Ob sie uns folgen werden? Das ist ihre Sache. Jeder wahrt seine Würde, wie ihm beliebt. Niemand aber, Dessen bin ich gewiß, wird von der Thatsache befremdet sein, daß wir die Gerechtigkeit, die wir in Deutschland nicht fanden, zu Hause suchen. Schon das Bild der ersten Prozesse, in denen sichs um unsere englischen und belgischen Freunde

handelte, gab Aergerniß. In dem von uns geforderten Strafverfahren wurden sofort die Züge des niedrigen Chauvinismus sichtbar; empörende Parteilichkeit leitete die Verhandlungen und der Betrachter sah Vorgänge, die ich abscheulich nennen würde, wenn sie nicht, nach der militärischen Niederlage und in dem heutigen Zustande Deutschlands, eher noch lächerlich wirkten. Ich muß fürchten, daß die Geistesart des deutschen Volkes sich nicht gewandelt hat. Und doch müßte es merken, daß die Zeit alldeutscher Träume verstrichen ist und es nicht mehr mit der Geberde plumper Habgier die Welt durchstreifen darf. Was aber nützt uns alles Mühen, ihm die Wirklichkeit zu zeigen, was selbst die Stütze einer Zufallsregirung, wenn das ganze alte Militaristenpersonal des Kaiserreiches nach Erweckung des Vergeltungdranges trachtet? Von der Höhe unserer Macht und unseres guten Rechtes blicken wir ruhig auf diese Ereignisse. Ungern haben wir in London beschlossen, dem deutschen Volk zu erweisen, daß es machtlos geworden ist. Wir haben Düsseldorf, Duisburg, Ruhrort besetzt und gesagt: ‚Wir müssen Zwangsmittel anwenden, bis Ihr zu Entschädigung, Entwaffnung und Bestrafung der Schuldigen bereit seid.‘ Die Deutsche Regirung versucht, sich zu halten und, dennoch, die in unserem Ultimatum vorgeschriebenen Pflichten zu erfüllen. Das wird ihr besonders auf dem Gebiete der Rechtspflege schwer. Im Interesse des deutschen Volkes ists ernstlich zu bedauern. Wir wissen jetzt, daß Schuldige straflos, erwiesene Verbrechen ungesühnt bleiben: und werden danach handeln. Nach dem Abschluß des Prozesses Stenger hat die Menge, nach erbärmlicher Bubenart, unsere Vertreter laut verhöhnt; sie haben diesen häßlichen Haßausbruch mit der gebotenen Würde hingenommen. Die Deutsche Regirung hat sich um Entschuldigung bemüht. Nachgerade aber müßte Deutschland einsehen, daß es sich in andere Haltung entschließen muß.“ Ob diese Urtheile gerecht oder ungerecht sind, braucht uns zunächst nicht zu bekümmern. Sie sind. Die pariser Kammern haben sie, das londoner Unterhaus hat ähnliche mit starkem Beifall begrüßt. In den meisten Ländern wird ihnen zugestimmt. Alles Folge ruchloser Verlogenheit, die nur in Deutschlands Grenzen keine

Stätte, nicht die schmalste, fände? Wärs so: noch dann müßten wir trachten, das Wahre der Welt wahrscheinlich zu machen. Auch darf Euch, tüchtige Bürger und gegen die „imperialistische Anktankte" aufgehetzte Arbeiter, nicht der Schlummerspruch einlullen, aus dem vermaledeiten Frankreich schalle ja nie, was immer Deutschland thue, anderer Ton über den Rhein. Das glaubt Ihr, weil dieser andere Ton niemals in Euer Ohr gelassen wird. Nach manchem hier angeführten noch ein beweisendes Beispiel? Gern. Im Juni wurde, im wiesbadener Nassauerschloß, eine französische Kunstausstellung eröffnet, in die Gemälde und Skulpturen aller „Richtungen" aufgenommen, aus Paris Pavillons, Proben der Gartenkultur, chinesisches und japanisches Gebild aus Bronze, Jade, Lack, die Rheinlandschaften (Sepia) Victors Hugo, des großen Romantikers, und anderes Köstliche geliehen worden waren. Ich hatte gehofft, unsere Zeitungen, in denen kaum je noch aus dem Weltgeschehen Wissenswerthes steht, würden die Gelegenheit nutzen, uns, endlich, wieder von Frankreichs neuer Kunst zu erzählen. Hier wars ohne Francdevisen möglich. Doch die Patriotengemeinschaft deutscher Preßbeherrscher hatte offenbar beschlossen: „Kein Wort über diese Ausstellung" (die nicht einmal „halbseitig" annoncirt wird). Mich würde patriotisch dünken, für die Fremdenindustrie der besetzten deutschen Kurorte, die durch das schmähliche Einzelfälle aufbauschende Gewüthe über „schwarze Schmach" und ähnlichen Unfug schon genug leiden, alles der Kraft des Hinterlandes Erreichbare zu thun. Hatten etwa feindsälige, gallo-nationalistische Fanfaren die Ausstellung umschmettert? Ich suchte die in Wiesbaden gehaltenen Reden heraus. Zwei Minister, Herr Loucheur und Herr Bérard (Unterricht und Künste), General Degoutte, Oberbefehlshaber der Rheinarmee, der Seine-Präfekt und Herr Tirard, Oberkommissar für das besetzte Rheingebiet, waren zur Eröffnung an den Neroberg gekommen; auch Frankreichs Rothes Kreuz war vertreten. Aus der Rede des Herrn Tirard: „Uns trieb der Wunsch, neben dem Heim, das den Leib unserer Krieger versorgt, auch ihrem Geist eine Heimstatt zu schaffen, wo sie, von edlen Kunstschätzen umgeben, im Anblick all des Schönen Erquickung finden. Frankreichs Geist und Kunst

bietet hier seine Schätze zu Schau. Und wir freuen uns, dazu auch das Volk des Rheinlandes einladen zu können. Weitab blieb uns aber das eitle Streben nach ‚Propaganda'. Dieses Wort bezeichnet manchen Leuten ja irgendeine heimliche Absicht auf das linke Rheinufer, gegen die doch unsere ganze Geschichte zeugt. Seit Jahrhunderten haben, auf allen Schlachtfeldern Europas und auf mancher Walstatt der Neuen Welt, Frankreichs Söhne ihr Blut für die Freiheit der Völker verspritzt. Wir haben nicht den Wunsch, an unserer Grenze die Sklaverei einzuführen. Diese Grenze militärisch und politisch zu sichern: Das ist der Zweck, der einzige, unseres Handelns. Wir hoffen, daß unsere Mannschaft und das Rheinvolk in der Zeit der Besetzung einander kennen, Einer des Anderen Kultur schätzen lernen und daraus ein Band festen Vertrauens werde. Weckt dann jemals wieder reaktionäre Treiberei den kriegerischen Geist und versucht, noch einmal die Menschheit in Schreckenszeit zu stürzen, so wird das Rheinvolk, das Ziel und Absicht Frankreichs deutlich erkannt hat, seine Stimme unserer zu Wahrung des Weltfriedens vereinen. Dahin zu gelangen, wünschen wir von ganzem Herzen. Im Kult der Gerechtigkeit und der Schönheit können sich Alle vereinen, die eine bessere Menschheit ersehnen." Aus der Rede des Ministers Léon Bérard: „So stolz wir auf unsere ererbte Kultur und Kunst sind, eben so fern sind wir dem häßlichen Hang, das Genie anderer Völker zu verkennen oder gar zu verschmähen. Niemals haben wir Franzosen uns in den Wahn verstiegen, die ganze Menschheit belehren zu können. Nicht der Zweck, die Geister zu knechten, trieb uns, die hier gesammelten Kunstwerke über die Grenze unseres Landes zu tragen. Weder im Bereich des Geistes noch in dem der Politik sind wir Imperialisten. Nicht, um uns aufzudrängen, sondern um unser wahres Wesen zu zeigen, gehen wir ins Ausland. Um Verständnis werben wir, nicht um Bewunderung. Glanz und Geltung der französischen Intelligenz wurde von je her durch Austausch, nicht durch rohe Eroberung, gemehrt. Und zu dem friedlichen Werk, das wir im Rheinland bereiten, gehört auch die Kunstschau, zu der sich heute die Pforten öffnen." Nicht eine Silbe von Alledem fand ich

in deutschen Zeitungen. Patterjohtismus: weißte? Is nich mehr so wie bei Joethe, wo se den französischen Statthalter Thoranc als halben Heiligen anstarrten. Der Herr Redakteur, der täglich das Kabinet Briand „nationalistisch" nennt und längst erdüftelt hat, daß die pariser Bande nur das linke Rheinufer einsacken möchte, darf doch nicht laut werden lassen, daß ein Mitglied dieses Kabinets in Wiesbaden das besetzte Gebiet als „pays étranger" bezeichnete. Zwanzigmal sind freundliche Reden echolos verhallt; wundert Euch drum nicht, wenn sie von Mond zu Mond seltener werden. Glaubet aber, um Deutschlands willen, auch nicht der Lüge, Frankreich hätte immer geschimpft, was auch in Leipzig geschehen wäre.

Schon die Vorgeschicht hat arg geschadet. Als der Verzicht auf die Auslieferung erlangt war, mußten die Justizinstanzen sich sputen. (Wie oft wurde hier dazu gemahnt!) Das endlose Zaudern und Zerren sah verdächtig aus. Dreißig Monate nach dem Waffenstillstand der erste Prozeß: Das mußte internationales Aergerniß geben. Dazu kam eine (höflich ausgedrückt) seltsame Art der Berichterstattung. Unbefangen aus einer Gerichtsverhandlung das Wesentliche wiederzugeben, ist nicht leicht. In London und Paris versuchens junge Anwälte. In Deutschland könnens nicht Sechs. Was uns jetzt aber aus Leipzig vorgesetzt wurde, roch übler noch als das Alltäglich-Widrige. Das Beispiel, eins von hundert, will ich nicht von alldeutscher Annoncenplantage pflücken, sondern aus dem Berliner Tageblatt. Da stand, am vierzehnten Juliabend, ein Bericht, der in einem Satz, einem einzigen, die Worte „Rothes Kreuz" enthielt. Ein Offizier des versenkten englischen Lazaretschiffes habe als Zeuge ausgesagt, an Bord seien niemals Bewaffnete, sei nicht einmal ein Revolver gewesen; die kanadische Bedienungmannschaft habe über Khakiröcken eine Armbinde mit dem Rothen Kreuz getragen. Nichts weiter. In schwarzen Fettlettern aber stand drüber: „Die Rothe-Kreuz-Flagge mißbraucht?" Wieder ein Gaunerkniff dieser Halunken aufgedeckt, glaubt der flüchtig Hinblickende, solls wohl glauben; „und solches Gesindel wirft unseren Blauen Mißbrauch der Kriegsgewalt vor!" Da das grüne Holz einer Demokratenzeitung solche Blüthe trug, kann Jeder sich vorstellen, was anderen Stämmen entsproß. Jeder

auch, was ein ehrlicher Brite empfand, dessen Auge so ungeheuerliche Entstellung sah. Dazu kamen die Bilder; ohne die es ja kaum irgendwo noch zu gehen scheint. (Meist sind nur die auf der letzten und einem Theil der vorletzten Seite stehenden nach dem Inseratentarif, von Schneidern, Pelz- oder Theaterhändlern, bezahlt; aber emsigen Geschäftsleuten, die aus der Täuschung der Kunden über die Grenze zwischen den von der Redaktion erwählten und den zu Reklamezweck bezahlten Bildern hohen Zins scheffeln, ist die Konfektion Oeffentlicher Meinung anvertraut und sie lassen ihr Erwerbsunternehmen von angestellten Pathetikern als „eine Kulturmacht und Institution zu Volkserziehung" ausschreien.) Fällt nicht auch Ihnen auf, schrieb mir ein Ausländer, dem aller Siegerwahn fern, gerechtes Urtheil und Völkerversöhnung Herzenssache ist, „wie ‚sympathisch' diese Angeklagten gemacht werden? Allen werden blanke Augen, wird heiliger Mannesmuth anretouchirt. Beim Anblick ist man versucht, wie vor Schauspielerbildern zu sagen, zu denken: Eine gute Maske. Der kühne Jüngling, der junge Seebär, der Heldengreis. Ich schämte mich Jahre lang immer ein Bischen, wenn ich hörte, wie gut bei Ihnen für jeden Verwundeten vorgesorgt war, viel besser als bei uns; daß Niemand, auch kein ‚Gemeiner' ohne Prothese aus dem Lazaret entlassen wurde. Auf deutschen Bilderblättern sehe ich nun den General Hoefer mit leer hängendem Aermel, den General Stenger, vor Gericht, mit einem Beinstumpf und hohen Krücken. Merkwürdig. Gerade in Deutschland hat die Fabrikation künstlicher Glieder ja den höchsten Rang erreicht. Tragen diese Generale denn niemals Prothesen? Die Annahme, sie wollten durch Schaustellung ihrer Kriegswunden Mitgefühl werben, muß ihnen selbst doch peinlich sein. Und sogar wir Laien wissen, daß die Aerzte vor Dauergebrauch von Krücken, weil er schädlich ist, warnen." Dazu kam, drittens, alles über die „Rechtspflege" in der Deutschen Republik ans Licht Gebrachte. Wiederholung ist unnöthig. In dem kleinen Buch „Zwei Jahre Mord" (Verlag Neues Vaterland) giebt Herr Dr. Gumbel Zahlen, deren Sprache eindringlicher als Schwung der längsten Reden ist. Von Kommunisten und ihnen Verwandten wurden, im Ganzen, 15, von Nationalisten wurden 314 Menschen getötet. (Unter der münchener Rätherepublik,

von deren Rothem Terror wir immer noch hören, sind, Alles in Allem, 12 Menschen erschossen worden; auch sie erst, als die heranrückenden Nosketiere 20 Unbewaffnete und 3 Sanitäter getötet hatten. „Die 12 Ermordeten waren die einzigen Opfer der Rätherepublik. Dagegen hat der Einzug der Regirungtruppen in München Hunderte Unschuldiger das Leben gekostet.") Von den 314 nationalistischen Morden blieben 282 ungesühnt; in 22 Fällen wurden gelinde Freiheitstrafen verhängt. Von 15 kommunistischen Morden blieben 2 ungesühnt; die Bilanz der 13 übrigen ergab 8 Todesurtheile und 177 Jahre Zuchthaus oder Gefängniß. Und die fast noch tollere Rechnung des Aufstandes im März 21 liegt hinter der Grenze des lesenswerthen Buches. War nach Alledem internationales Vertrauen in die unbefangene Vernunft deutscher Rechtspflege zu erwarten? Das weigert ihr sogar in der Heimath die tief überwiegende Mehrheit. Unter vielen Briefen, die mirs, auch als die Meinung deutscher Adeligen und Offiziere, aussprachen, ist einer, der an einer wichtigen Stelle bis auf den Grund der Dinge zu tauchen versucht und deshalb hier abgedruckt werden soll.

„Sehr verehrter Herr Harden, gestatten Sie mir ein Wort zu den leipziger Kriegsverbrecherprozessen. Ich finde sie unwürdig unter jedem Gesichtswinkel, unwürdig für Alle, die es angeht; intra et extra muros. Aber nicht unwürdig im Sinn unserer patentirten patriotischen Brüllaffen; denn Die stellen sich doch sonst, wenn der Wind zum Parteipferch weht, so gern und mit der ihnen eigenen Lungenkraft auf die iustitia, als das fundamentum regnorum; man denke nur an das schieberhafte Kesseltreiben gegen Erzberger, der die Frechheit hatte, einige Krumen aufzuklauben, die vom berliner Freßtisch abfielen. Sondern unwürdig finde ich die leipziger Prozeduren, weil man an lächerlich kleinen, ganz äußerlichen Symptomen herumdoktert, während man den Sitz des Uebels genau kennt. Ein Beispiel her und gleich eine kleine Reminiszenz dazu gelegt. Da ist neulich ein Seeoffizier von der Anklage, ein Hospitalschiff versenkt zu haben, aus der Erwägung heraus freigesprochen worden, daß er nur einen militärischen Befehl ausgeführt habe. Entsetzlich? ‚Voilà le boche de pur sang!' ‚That's the real hun!' Durchaus nicht. Denket, Engländer, an Captain Fryatt. Warum habt Ihr, warum hat die ganze, außerhalb der Reichweite des Maulkorbs unserer Obersten Heeresleitung befindliche Welt die Ermordung

(jawohl: die Ermordung) dieses Kapitäns so sehr als ein fluchwürdiges Verbrechen empfunden, daß jeder rechtlich denkende Mensch darüber aufbrüllte, als habe ein Peitschenhieb ihm das Gesicht gestriemt? Weil Ihr mit Fug sagtet: Ob es völkerrechtwidrig ist oder nicht, auf Achterdeck eines Handelsschiffes eine Kanone zu haben: der Mann kann nichts dafür, da er nur einen ihm gegebenen Befehl ausführte. Weiter. Als Ihr, Engländer, eine Weile dazu übergegangen waret, deutsche Tauchbootoffiziere, statt in das Internirunglager, ins Gefängniß zu stecken (as pirates): was war es, das Euch damals nach einem kleinen Personen- auch einen Systemwechsel darin einführen ließ? Die Angst vor Repressalien? Sicher nicht; wenigstens offiziell nicht. Sondern hinwiederum die Erwägung: Militärischer Befehl ist Befehl, ist für das Vollzugsorgan eine lex sui generis. Nur, wer einen Befehl unterzeichnet, haftet für die Unterschrift mit seinem Kopf. ‚Also sollen scheusälige Verbrechen ungesühnt bleiben?‘ Je nun, diese Ungesühntheit wäre (zwar nicht in guter, aber) in gar reichlicher Gesellschaft. Und wieder füge ich bei: intra et extra muros. Aber es soll ja gar nicht ungesühnt bleiben. Mir scheint (wie eine dumpfe Erinnerung klingt es in mir), daß wir in Deutschland in unserer Strafprozeßordnung das Legalitätprinzip, das Offizialverfahren haben. Wenn man nun in Leipzig auf dem Standpunkt steht, daß die Torpedirung eines Hospitalschiffes ein Kriegsverbrechen sei und wenn man the little one laufen ließ, und Das mit Recht, weil er nur schuldfreies Ausführungorgan war: weshalb geht man nicht auf Grund des Offizialverfahrens gegen the big one vor? Warum läßt man sich vormachen, die nationale Ehre zu beschatten, wenn man dem Gesetz zu seinem Recht verhilft? Warum steckt man einen Rechtsanwalt und kleinen Reserveonkel ins Gefängniß, der unter der zermürbenden Wirkung des Trommelfeuers nur um eines Atomes Gewicht der Pression nachgab, die ihm mit dem von oben ihm ins Gehirn gehämmerten, in die Ohren gebrüllten: ‚Gott strafe England!‘ gaurisankarschwer auf den Schultern lastete?

Ich bin gewiß der Letzte, der die, ach, so brombeerenbillige starke Geste gegen Entente-Forderungen predigen möchte; Das überlasse ich Denen, die diese Geste als Blitzableiter brauchen. Aber mir scheint: hier giebt es nur ein Entweder = Oder. Entweder, meine Herren in Leipzig, greifet durch bis dorthin, wo neben dem Namen auch der Kopf steht, oder gebet die Geschichte auf. Sonst machet Ihr, Gott verzeihe mir das herbe Wort, aus dem tragischsten aller Stoffe ein Satyrspiel. Und den

Einpeitschern in London (von Paris spreche ich schon gar nicht, weil ich nicht gern tauben Ohren predige und mir von Gracchus keine Sonntagspredigt über die Verwerflichkeit eines Aufstandes halten lassen will), den Londonern sage ich nur: ‚Remember Captain Fryatt and let 'em alone!' Ein unwürdig Spiel, von welcher Seite man es auch betrachten mag. Dixi."

Diese Meinung stimmt mit der überein, die ich vor sechs Wochen hier aussprach. „Massengericht über kleine Befehlsausführer verheißt Keinem Gewinn. Der Fremde wird aus Freispruch oder gelindem Urtheil stets, mögen sie auch von Gesetzesvorschrift erzwungen sein, auf landsmännische Begünstigung und Rechtsbeugung schließen. Der Deutsche stets wüthen, weil nur Menschenschinder seines Stammes, nicht fremden, vors Strafgericht müssen. Soll durchaus Doppelstrafe (nach Niederlage, Entwaffnung, Entschädigerpflicht) sein, dann stellet morgen die für System und Befehl Verantwortlichen, nicht Büttel, Handlanger, Werkzeug, unter Anklage; Köpfe, nicht Arme. Sogleich aber sage ich Euch wahrlich, daß auch daraus nur Comedy of Justice werden könnte. Jämmerliche Justizkomoedie: in anderem Sinn des von der londoner (pariser, brüsseler) Presse auf das Reichsgerichtsverfahren angewandten Wortes. Krieg von heute, dessen letztes Ende an der Ueberzahl von Geschoß und Geräth, Rohstoff und Geld, nicht am Schaft persönlicher Tapferkeit, hängt, der abscheulich tückischste Krieg aller Zeiten ist organisirter Völkerwahnsinn, von Technik und Industrie ins Höchstmaß der Unheilswirkung gesteigerte Barbarei. Ist stete, von Allgemeinbrauch geheiligte Marterung und Tötung Wehrloser. Denn wehrlos ist der Infanterist gegen Granaten, der Grabenhocker gegen Luftbomben und Flammenwurf, der Geschützbediener gegen Stickgas, die Dreadnoughtmannschaft selbst gegen Unterseegeschütz. Vorn Heldenthat, hinten strafbarer Frevel? So spitzfindige Unterscheidung lernt nie und nirgends ein Haufe. Feind ist ihm, frei oder gefangen, Feind. Zwischen Dem und ihm ist für Richterroben nicht Raum. Wer ihn erzwingt, fordert und fördert Justizkomoedie." Das wurde (wie der hier abgedruckte Brief) geschrieben, ehe das Verfahren wider (oder: für) den General Stenger begonnen hatte. Lebt in Deutschland ein Mensch, der nicht mindestens einmal, aus dem Mund und den Briefen von Mannschaft

und Offizieren, gehört hat, irgendwo, irgendwann sei befohlen worden, jeden Feind, der sich ergeben wolle oder ergeben habe, zu töten? Hundertmal, viel öfter noch, hörte und las ichs; vernahm unter der Berichtsbürgschaft ernsthaft Zuverlässiger erbauliche Einzelheiten. Und staunte gar nicht. In Friedenszeit hatte der Allerhöchste Kriegsherr den Grundsatz verkündet: „Gefangene werden nicht gemacht! Pardon wird nicht gegeben!“ Den Chinesen, dem Volk der ältesten, vornehmsten Kultur unserer Erde, war von Deutschland listig ein Landstück geraubt worden, dieses albernen Frevels Folge war Aufstand: und den zu dessen Niederringung ausziehenden Truppen befahl Wilhelm, dessen neronischer Kindskopf in Buddhisten, Shintoisten, Schülern der Kung-fu-tse und Lao-tse „gelbe Mordbrenner“ sah, im Reich der Erdmitte so hunnisch zu rasen, daß nach tausend Jahren noch jeder Chinese den Namen des deutschen Volkes mit Entsetzen nenne. Nietzsches Herzenswunsch, diesen Kaiser „auf Anordnung eines Fürstenkongresses füsiliren zu lassen“, wurde nicht erfüllt; der Gemeingefährliche, den Bruder Heinrich gerade damals als eine „geheiligte Person“ anquasselte und dem Kruzifixus verglich, durfte auch nach dieser Schändung deutschen Ansehens weiterregiren. Weil ich die Abscheulichkeit dieser schnarrenden Hunnenrede nicht feig verschwiegen hatte, mußte ich sechs Monate lang in der feuchten Festung von Weichselmünde sitzen; weil ich, mit der Absicht auf eindringliche Warnung, in der Zeit des Großen Krieges an den Mordbefehl erinnerte, wurde die „Zukunft“, wieder einmal, verboten. Nach solchem Erlebniß konnte kein Mündiger darüber staunen, daß in Stunden schrecklichsten Dranges, in Tobsucht aufgepeitschten Hasses, zwischen zerfetzten Leibern der Kameraden und den in Wundwuth ihre letzte Kugel verschießenden Feinden ähnliche Befehle ergingen. Hat denn Niemand die furchtbaren, auf Zeugeneide gestützten Gräuelberichte des belgischen Untersuchungausschusses gelesen? Ist Phantasie in Euch so träg und greisenhaft lahm, daß Ihr nicht ahnet, was in dem Hirn dumpfer, militaristisch gedrillter Menschen vorgeht, dem eingebrüllt, eingehämmert wurde, das friedliche Deutschland sei von niederträchtig Verschworenen unbereitet überfallen worden, Italien „eidbrüchig“, Rumänien ein ver-

ächtlich treuloser Bandit und so bittere Noth, wie kein Volk je sie erlitt, kenne auch kein sonst giltiges Gebot? Feuerströme gischten aus Maschinengewehr, unter Blitz und Donner stampfen Tanks Menschenmauern in Blutbrei, in Stacheldraht hängt, ein noch röchelndes Fleischgeknäuel, der Körper des liebsten Gefährten, die Meldung, von verwundeten, gefangenen, noch nicht ganz entwaffneten Feinden sei auf Deutsche geschossen worden, ist in der Hast wüsten Kampfes nicht nachprüfbar; und irgendwoher funkelt der Befehl: „Keine Gefangene mehr! Niedermachen, was in Eure Gewalt fällt!" Schaudernd haben mir Männer von Gewissen und Kultur gebeichtet, daß sie selbst, halb nur bewußtlos, in der Raserei gefährdeter Schlachtstellung auf Verwundete schossen. Im Prozeß Stenger schien all Das aus den Schollen feindsäligen oder aberwitzigen Gerüchtes aufgewuchert; und jedes diesen Schein schmälernde Zeugniß unglaubwürdig. Ueber Schuld und Unschuld des Generals kann ich, der die Verhandlung nicht hörte, kein Urtheil fällen. Ein Scheusal ist er gewiß nicht. Doch die in Engelsreine strahlende Excellenz, der psychisch angekränkelte, nicht ganz aber von dem berüchtigten Willensbestimmungparagraphen gedeckte Major: Mancher schüttelte (aus Briefen sah ichs) den Kopf. Wahr mag es sein; doch durch keinen Gerichtsspruch wirds wahrscheinlich. Und das Ergebniß für die Franzosen? Die „thatsächliche Feststellung", daß ihre Landsleute, verwundete und gefangene, erschossen worden sind; und als einzige Sühne die gelinde Bestrafung eines Untergebenen, dem von Amtes wegen ein krankes Hirn bescheinigt wird.

Herrn Briand, der sein Wollen jetzt gern staatsmännisch kleidet, waren wohl, ehe er ins Parlament ging, hohe Haufen deutscher Schimpfartikel gegen Frankreich, deutscher Lobgesänge auf den Herrn Stenger vorgelegt worden. Der Krater des Zornes spie allerlei Grobbrockiges aus. Daß der Reichsjustizminister sich in Erwiderung vorwagte, wurde das Glück des Franzosen. Kollege Rathenau hatte die Reise nach Hamburg nicht gescheut, um durch den Vortrag dick eingeölter Banalitäten sich, wie einst bei Wilhelm, Bülow, Bethmann, Moltke, August Eulenburg, Ludendorff und Anderen, nun bei der Reichspresse zu schustern, auf deren Häupter er sonst von erhabener Zinne spuckte. Ein großes Muster weckt Nacheiferung. Auch

Herr Schiffer wollte nun vor der Preßgarde sprechen; und lud, mit dem ihm unausrodbaren Taktgefühl, sogar ausländische Zeitungmänner zu dem Palaver. Das ärgerte diesmal nicht nur des Hörers Auge. Drei Trümpfe sollten die armsälige Rede putzen. Erster: „Die Unparteilichkeit, Unabhängigkeit und strenge Sachlichkeit der deutschen Rechtsprechung ist in der Welt anerkannt." Wörtlich: anerkannt. Weiter. „Wenn sie sich hier in Widerspruch zu der Oeffentlichen Meinung Frankreichs befindet (im Ernst: sich befindet), so möge Herr Briand sich erinnern, wie oft diese Oeffentliche Meinung seines Landes sich im Widerspruch zu der eigenen Justiz befunden hat." Vollkommener Unsinn kann majestätisch wirken. Herr Briand soll sich der Fälle erinnern, die, von Calas bis auf Dreyfus, von der Volksstimme anders als von den bestallten Robenträgern gerichtet wurden; und daraus schließen, die leipziger Sprüche seien gerecht? Ich fürchte, seines Erinnerns Schluß würde sein: „Auch wir haben Fehlsprüche gehört, danach aber stets ein heftiges Aufbäumen des Rechtsgefühles erlebt; und in Deutschland regt sich kein Blättchen." Dem in Unsinn entgleisten folgt ein aus erloschenem Gedächtnißschoß geborener Satz. „Deutschland beschränkt sich nicht auf (in) die in (auf) der Liste genannten Personen, sondern verfolgt, von sich aus, jeden begründeten Verdacht." Wo? Wann? Nicht ein einziger Fall dieser Art ist im langen Lauf zweier Jahre vor ein Gericht Deutscher Republik gekommen. Alles: gedunsener Quark. Daß der für die ebertischen Sondergerichte und ihr in civilisirten Ländern vorgangloses Wüthen Verantwortliche den Muth aufbringt, über das Recht öffentlich zu reden, nährt die Hoffnung, den Aufbauer Rathenau nächstens über die Tugend der Wahrhaftigkeit, das Laster der Lüge predigen zu hören. Der französische Ministerpräsident hat die Duplik in ein paar Worte mitleidigen Spottes geschränkt und die Prophetie angehängt, sein Rüffel werde immerhin den Bundesgenossen zu erträglicherer Rechtsprechung helfen.

Das nächste Urtheil konnte sich denn auch eher in der Welt sehen lassen. Zwei Tauchbootoffiziere, die aus Schiffsgeschütz die Rettungboote eines von ihnen versenkten englischen Hospitalschiffes beschossen und drin geborgene Menschen getötet hatten, wurden zu je vier Jahren Gefängniß

verurtheilt. Allzu milde Strafe? Ungemein mild scheint sie nicht nur im Vergleich mit den, in hundert Fällen, gegen Kommunisten verkündeten Sprüchen. Vor denen wurde niemals auf der Karatwage geprüft, ob die That aus Vorsatz und Ueberlegung oder aus dem Wirbel aufstürmenden Gefühles entstanden sei; und fast nie war doch, wie Statistik lehrt, in diesen Fällen Mord oder Totschlag zu ahnden. Hier waren Verwundete, Fiebernde, Kranke, Samariter im schwanken Nußschälchen, die der dunkle Ozean auf Wogenberge, in Wellenthäler warf, nach grauser Verängstung getötet worden, damit, der Gerichtsspruch sagt es selbst, kein überlebender Zeuge die rechtwidrig tückische Versenkung des Lazaretschiffes bekunden könne. „Wer bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, um ein der Ausführung entgegentretendes Hinderniß zu beseitigen oder um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen, vorsätzlich einen Menschen tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft" (§ 214 StGB.). Bis an das Kriegsende galt nicht die Versenkung des Lazaretschiffes, sondern das Verschweigen der Umstände, unter denen sie bewirkt worden war, als strafbare Handlung. Ihrer Ausführung trat als Hinderniß das Ueberleben eines Theiles der Mannschaft entgegen; um dieses „Hinderniß zu beseitigen", wurden vorsätzlich, wie das Urtheil sagt, „viele Menschen, wehrlos Schiffbrüchige", getötet. Trotzdem auf hoher See an „Ergreifung auf frischer That" nicht zu denken war, blieb der Paragraph anwendbar; und wo würde nicht mit härtester Strenge Einer gestraft, der nach Totschlag zehn gefährliche Zeugen seines Verbrechens niedergeknallt hätte? Der Senat des Reichsgerichtes hat die Frage, ob die That, also die Erschießung der in Boote Geretteten, mit Ueberlegung ausgeführt worden sei, verneint und nicht § 214, sondern § 213 angewandt, der mildernde Umstände und Gefängnißstrafe, nicht unter sechs Monaten, zuläßt, wenn „der Totschläger ohne eigene Schuld durch eine ihm zugefügte schwere Beleidigung von dem Getöteten zum Zorn gereizt und hierdurch auf der Stelle zur That hingerissen worden war." Da irgendwelche Beleidigung aus dem Munde der Bootsinsassen nicht bekundet war, kann sie wohl nur in Englands Handeln vor und in der Kriegszeit gefunden

worden sein, also in Legende, die keiner Nachprüfung Stand hält. Ein fein, allzu fein konstruirtes Urtheil, das zwischen Landsmannsgefühl und Rechtswahrerpflicht behutsam die Diagonale zieht, den sanft Verurtheilten alle Ehrenrechte läßt und auch dem entflohenen Kommandanten des Tauchbootes, dem Kapitänlieutenant Patzig, kein hartes Rügewort nachschickt. Er muß ja nicht aus Feigheit, um sich der Strafe zu entziehen, kann „aus patriotischen Motiven", auch, um nach bester Kraft die Ausführung der „Schmachparagraphen" des Friedensvertrages zu hindern, geflohen sein. „Wer mit den an sich zulässigen Mitteln sich gegen die Ausführung der Vertragsbestimmungen stemmte, würde nicht rechtwidrig handeln": lehrt der münchener Professor und Geheime Hofrath Dr. Ernst Beling, aus dessen Aufsatz ich am achtzehnten Juni hier ein paar Hauptsätze anführte. Dem stimmen in der Meinung, Alles, was den Vollzug dieses Vertrages („dessen Unterzeichnung durch unsere Bevollmächtigten nach deutschem Recht jeder rechtlichen Wirksamkeit bar ist") hemme, sei lobenswerth, mindestens sieben Zehntel aller hohen Juristen Deutschlands zu. Und daß die Gesinnung eines Kommunisten ehrlos, eines Tauchbootoffiziers edel, immer von reinster Vaterlandliebe, nie von der Sehnsucht nach dem Pour le Mérite bestimmt war, steht fest, wenns ein Gerichtshof „festgestellt" hat. Sogar Herr Poincaré aber, dem unsere Schimpfer doch die Wahrung eines Restes von Unbefangenheit beinahe täglich erschweren, hat vor dem Aberglauben gewarnt, in Leipzig werde von Bewußten das Recht gebeugt. Die deutschen Richter, sagt er, „können eben nicht aus ihrer Haut heraus . ." Nur die deutschen? Was ich vor sechs Wochen schrieb, scheint mir heute noch richtig. „So schwer es, nach unserer Europäererziehung in Patriotismen, die dem eigenen Volk alle Kräfte und Tugenden, dem fremden, erst recht dem historisch verfeindeten, alle Fehler und Laster andichten, sein mag, dem Fremden, dem Todfeind von gestern gerecht zu werden, so verleitlich nah die Neigung, ihm weniger zu glauben als dem von ihm angeschuldigten Landsmann, dessen Waffe vier Jahre tapfer die Heimath vertheidigt hat: Ohren- und Augenzeugen der leipziger Verhandlungen bestätigen das Empfinden ernsten Richterwillens zu unbeirrter Gerechtigkeit." Herr Briand irrt,

wenn er annimmt, Frankreichs Gericht, militärisches oder civiles, hätte sich höher über das nationale Vorurtheil erhoben. Davon ist keins ganz unbefangen: auf reine Gerechtigkeit also weder im Lande der Sieger noch in dem der Besiegten zu rechnen. Der einstweilen letzte leipziger Spruch konnte anders lauten, die Seeoffiziere, als durch Vorgesetztenbefehl gedeckte Untergebene, freisprechen, sich der Meinung des Admirals Von Trotha anschließen, in den Bereich der Kriegshandlungen habe das Strafgesetz nicht dreinzureden: und die Richter konnten dennoch dem Inbegriff ihrer Ueberzeugung gehorcht haben. Der Wollenssphäre, aus der die früheren Urtheile kamen, wäre solcher Freispruch sogar näher geblieben. Unbewußt aber standen die Richter unter der Einwirkung des lauten Tadels, der in Hagelschauern auf ihre Spruchernte niedergegangen war. Noch im Berathungzimmer hätten sie weit gewiß schon die Vorstellung weggewiesen, auf ihres Gewissens Wage könne Auslandskritik auch nur das kleinste Gewichtsquäntchen legen. Tief unter der Bewußtseinsschwelle brütete trotzdem die Sorge. „Noch ein Freispruch jetzt: dann ruft auch England seine Mission heimwärts und den Schaden hat unser deutsches Vaterland." So, dünkt mich, ist das fein, allzu fein konstruirte Urtheil entstanden.

Das Problem wurzelt tiefer, wipfelt höher, als Herr Briand, ein vor Scherbengericht und Verbannung banger Aristeides, zu ahnen scheint. International ists (lasset Euch nicht darüber hinweglügen) ein Politicum gefährlichster Art; und in Deutschland ein Problem des Rechtsgefühles. Das spürt der Normaldeutsche von gestern und heute nur als lästige Appendix, nicht als ein lebendig über-aller Lebensführung waltendes Organon; er kann nicht begreifen, daß es anderswo mächtiger schalte, und glaubt willig drum dem Schwatz, die Berufung auf dieses Gefühl sei eitel Heuchelei. Glaubts ehrlich; weil ihm selbst das Recht nur nach dem Nutz- und Ertragswerth gilt. Ob Kommunisten gemordet, von wüthenden Sondergerichten ins Zuchthaus gesperrt, für belastende Zeugenaussage Prämien verheißen, Arbeiter-Samariter, die sich für die Menschenpflicht der Verwundetenpflege ausbilden ließen, in den Käfig Ehrloser geschleudert werden: den Bourgeois, der sich für einen Demokraten, den Kleinbürger,

der sich für einen Sozialisten hält, bekümmerts nicht. Warum, fragen sie Einen, der wider dieses Vorrecht spricht, „erhitzen Sie sich für Kerls, die uns doch nur an den Kragen wollen?" Die Wahlen zum berliner Stadtparlament werden für ungiltig erklärt. Auf die Frage, ob das Gewicht der angeführten Gründe wohl auch genügt hätte, wenn in diesem Parlament nicht Unabhängige und Kommunisten gar so unbequem stark wären, rieselt aus hunderttausend Schnabelkannen die Antwort: „Darum zerbreche ich mir nicht den Kopf; daß wir die Sippschaft loswerden, ist jedenfalls ein Segen." Ich habe zu Denen gehört, die in zwei Erdtheilen bemüht waren, die Häupter der Westmächte in Gewährung des oberschlesischen Plebiszites und in Verzicht auf die Auslieferung der Beschuldigten zu überreden. Das war nicht leicht; ist aber gelungen. Und was draus geworden? Tag vor Tag hören wir, von dem Kanzler, Ministern, Gelehrten, Kapitalisten und Massen, den nicht nur nutzlosen, nein, schädlichen Ruf nach dem „ungetheilten deutschen Oberschlesien", das mit Sinn und Wortlaut des Versailler Vertrages unvereinbar ist; der Präsidentschaftwerber Hauptmann, dem die Melodramatisirung der Weberelendschronik hohe Geldhaufen, schlimme Kriegsliedermacherei einen Rothen Adler eingetragen und der den Friedensvertrag offenbar nie gelesen hat, hetzt Leichtgläubige in den Wahn, die Märzabstimmung habe Deutschlands Recht auf das ganze Oberschlesien bestätigt, und wers ihm danach weigere, ersteige „den Gipfel der Frivolität und versetze der europäischen Völkermoral den Todesstoß". Und nach diesem, haltlos in Applaus dampfenden Literatengerede wird ein von „Zierden der Wissenschaft" empfohlener Beschluß angenommen, der sagt: „Das deutsche Volk kann nicht hinnehmen, daß Theile oberschlesischen Bodens durch Machtspruch vom deutschen Mutterland abgetrennt werden." Da im Vertrag, leider, steht, nach dem Stimmergebniß in jeder einzelnen Gemeinde und nach Abwägung der für die Theilung geographisch und wirthschaftlich wichtigen Lebensbedinge habe der Oberste Rath die deutsch-polnische Grenze „in" Oberschlesien zu ziehen, sagt der Beschlußsatz eigentlich: „Das deutsche Volk kann nicht hinnehmen, daß der von ihm unterschriebene Vertrag ausgeführt werde." Was den Franzosen ermög-

licht, die Welt darauf hinzuweisen, daß Deutschland, trotz allem Geschrei von „Erfüllungwillen“, sich der beschworenen Pflicht entziehe und der Kanzler den dazu Aufrufenden in feierlicher Audienz Zustimmung und Dank ausspreche. Das ist noch nicht der einzige Schade, den solches Treiben stiftet. Briten, Italer, Amerikaner, deren Wirthschaftvernunft uns das Hauptstück des Industriegebietes erhalten, nur Rybnik, Pleß und Theile des Kreises Kattowitz nehmen wollte, antworten dem Mahner längst: „Wozu uns in Zank mit Frankreich einlassen, da Deutschland doch täglich das ganze, ‚untheilbare‘ Oberschlesien fordert, das es nur heute durch schamlosen Vertragsbruch erlangen könnte, und jede Theilung, selbst die ihm gerechteste, als Verbrechen brandmarkt? Mühsam haben wir in Paris die Aenderung des Artikels durchgedrückt, der Oberschlesien, in der ersten Vertragsfassung, den Polen zuwies. Die wollten damals zu viel, erwirkten die Einbeziehung von Kreuzburg, Rosenberg, Cosel, Leobschütz, Bezirken mit starker Deutschenmehrheit, ins Abstimmungsgebiet und kleinerten selbst dadurch die Gesammtziffer, die, wenn sie sich in das Industrierevier, das von Strehlitz, Tarnowitz, Pleß, Rybnik begrenzte Viereck eingeschränkt hätten, ihnen viel günstiger geworden wäre. Den selben Fehler machen jetzt die Deutschen. Sie begehren Unmögliches, drohen Jedem, ders ihnen weigert, und entwaffnen dadurch auch uns für den Kampf gegen den mißtrauischen Groll der Politiker, den Kohlenhunger und die Erzgier der Kapitalisten Frankreichs. Große und kräftige Gruppen haben bei uns erkannt, daß ein selbständiger, neutralisirter, vom Völkerbund kontrolirter Freistaat Oberschlesien die beste Lösung, die einzige Rettung des Landes böte. Wirksame Aktion wird aber durch deutsche Ueberforderungen, durch ununterbrochene Mobilisation von Orgeschbanden und durch das dem oberschlesischen Selbständigkeitsehnen aufgezwungene Schweigen erschwert.“ Wenn wir nur von den Missethaten der Herren Le Rond und Korfanty reden, nie davon, daß Hunderttausende des oberschlesischen Mischvolkes, leider, Polen, dessen Mark drei deutsche Papierpfennige kauft, als Heimath noch immer der Deutschen Republik vorziehen, dann, heißts, kommt noch Alles in schönste Ordnung. Wäre Rechtsgefühl nicht

nur Appendix oder Pappenstiel, die Sucht nach Selbsttrug und Täuschung Anderer käme nicht gegen den Rath auf, mit der Vollwucht deutschen Willens die Freistaatsbildung zu erstreben oder nach günstigster Gestaltung des uns zufallenden Landstückes zu trachten, über diese vom Vertrag und Plebiszit uns zugesprochenen drei Fünftel des Bodens hinaus nicht einen Strohhalm zu fordern, doch jeden uns gebührenden mit Fortinbrasmuth zu verfechten. Wer ohne Rechtsgefühl ist, mag verschmitzt, kann aber nie im Edelsinn klug sein.

Und Verschmitztheit genügt nicht zu gedeihlicher Leitung von Staaten (wären sie selbst so zwerghaft wie gestern Montenegro). Auch der Blick auf den staatlichen Processus gegen die eines Kriegsrechtsbruches Beschuldigten erweists. Als wir, vor zwei Jahren, zu Verzicht auf den Auslieferungzwang riethen, durfte auch der nicht in Illusion Neigende auf Deutschlands innere Erneuung hoffen, zu deren Früchten ein junges, trotzig schwellendes Rechtsempfinden gehören müsse. Wer im Sommer 19 vorausgesagt hätte, Gesetz und Prozeßordnung des kaiserlich deutschen Strafrechtes werde in der Republik unangetastet bleiben, nur die Schmach willkürlich schaltender Ausnahmegerichte draufgepfriemt werden, Der wäre in den Krähenschwarm der falschen Propheten gewiesen worden. Nun ists Ereigniß. Die alte Erde sah mancherlei Revolution; keine noch, die den Schutzwall des gestürzten Systems stehen ließ, das Strafgesetz verschärfte und dessen Hüter auf ihren Posten hielt. Von der Zinne der Staatsanwaltschaft bis in die Vigilantenschaar der Politischen Polizei ist Alles, wie es unter Wilhelm war. Schlimmer: denn die scharfäugige Kontrole und scharfzüngige Kritik aus den Reihen der mächtigen Sozialistenpartei fehlt heute. Um die Verwundung eines dem Demonstrirzug voranstampfenden Lehrlings gab es im Kaiserreich hundertmal lauteren Lärm als in der Republik um fast pausenlos, von Jogiches-Liebknecht bis auf Sült-Gareis, fortwährendes Gemetzel. Ein Polizeipräsident, der mit Geldköder, sogar in Gefängnissen, nach Belastungzeugen geangelt hätte, wäre von den Abgeordneten Bebel, Stadthagen, Heine so zugerichtet worden, daß selbst der Allergroßmächtigste ihn nicht im Amt halten konnte. Warf nun aber ein „organisirter Genosse", ein lieber Zahlabendgast die Angelschnur aus, so ritzt

ihm kein Tadelswörtchen die Haut. Aus staunendem, dann höhnisch funkelndem Auge sehens die Fremden. Die sind, auch wo der in vierjähriger Sklaverei und Bedrängniß gehäufte Groll noch nicht verdampft ist, weder so bös noch so dumm, wie eifernde Kundenfänger aus den Parteilagern erzählen; sie würden Freisprüche und sanfte Strafen, die fest auf das deutsche Gesetz begründet sind, verstehen, wenn nur der Geist des ganzen Verfahrens anders wäre. Herrn Schiffer schien nöthig, zu betonen, daß ihm „Einfluß auf die Ausübung des Richteramtes nicht zustehe." Jeder Einfluß aber auf die Kriminalpolitik und Gesammttaktik der Anklagebehörde. Der mußte er sagen: „Suchet aus dem dicken Bündel zwei oder drei Anklagen heraus, die klarer Schuldbeweis zu Verurtheilung führen muß; sind sie, wider Erwarten, nicht auf der Liste der Fünfundvierzig zu finden, so sicher doch auf der großen aus dem ersten Friedenswinter. Wir müssen Franzosen, Engländern, Belgiern so schnell wie möglich zeigen, daß wir schmerzhafte Sühnung erwiesener Schuld nicht scheuen. Dann werden sie sich damit abfinden, daß nicht alles ihnen Zugetragene noch heute beweisbar, nicht jedes Vergehen nach unserem Gesetz straffällig ist. Wer Fehler und Schandthaten aus der Kaiserzeit entschuldigen, auch nur beschönigen will, mag ein wackerer Patriot sein, taugt aber nicht, in Leipzig noch weniger als in Meseritz, zum Prokurator der Republik. Fordern Sie Ihren Abschied, melden Sie sich für einen Richterposten, treten Sie in die Advokatur über. Von den Reichsanwälten muß ich verlangen, daß sie nicht nur ‚auf dem Boden der gegebenen Thatsachen stehen', sondern mit inbrünstigem Ernst für die Herrschaft des Volkswillens kämpfen, aus dessen Schoß unsere Republik geboren wurde. Achtung der Institutionen und Bräuche, die lange wohlthätig wirkten, ist Keinem gewehrt; Jedem die Verherrlichung von Streben und Handeln, das in einem kriegerischen Erobererstaat, nicht in friedlicher Demokratie, Lob verdient." Nicht ein Hauch solchen Geistes wehte von der Lippe des Ministers. Was hörten die in den Verhandlungsaal Zugelassenen? Hymnen noch auf die Angeklagten, deren Schuld dem Ankläger als erwiesen galt. Kein Wort, das nicht eben so am Maimittag der Kaiserei gesprochen sein konnte. Deren Fossilien sahen sie auf den Sitzen der

Sachverständigen. War je denn zweifelhaft, daß diese Generale und Admirale das im Kriege Geschehene billigten? Sie hatten es ja befohlen oder zur Befehlsformulirung mitgewirkt. Mußte nicht der Justizminister von der ihm untergebenen Reichsanwaltschaft die Befehdung dieser Gutachter, die Ladung anderer fordern, die als Grenadier, Kanonier, Unteroffizier, „Frontschwein mit Porteepee“, nicht nur in hohem Stab und Etape, den Krieg mitgemacht haben und furchtlos aussprachen, wie in ihrem Kopf und im Sinn der Volksmehrheit das Thun des jungen Herrn Rumdohr, des alten Herrn Stenger sich spiegelt? Kein Mann dieses Schlages kam in Leipzig zum Wort; kein Republikaner. Die Geistesart der vernommenen Gutachter kann nicht klarer und knapper gezeichnet werden als in dem Satz ihres Ranggenossen, des Freiherrn von Freytag-Loringhoven, der in den letzten Kriegsjahren den Generalstabschef in Berlin vertrat: „Inmitten großen nationalen Unglückes giebt es nichts Unwürdigeres als Selbstbezichtigung.“ Nur zwei Buchstaben braucht man zu streichen: und der Satz wird unbestreitbar richtig. Von Siddhartha und Thales zu Sehern und Weisen unserer Tage schlingt sich die Mahnung zu Selbsterkenntniß. Leid, spricht Jean Paul, soll läutern; sonst haben wir gar nichts von ihm. Vor und nach Deutschlands farbigstem Humoristen (der, entfettet, entschwulstet, morgen in Glanz auferstehen könnte) habens Weise gesagt. Für Schmerz, der veredelt, dem Himmel zu danken, rieth Rückert. In Alltagsniederung hat fast Jeder einmal Kleinleute, die all ihr Elend aufs Schuldkonto Anderer schreiben wollten, zu schonungloser Gewissensprüfung aufgefordert. Nichts Würdigeres als eines Unglücklichen, Perserkönigs oder Rennenwetters, Erkenntniß, Bekenntniß der eigenen Schuld. Ahnen und Enkel ehrt das Volk, das, statt sich in wärmende Lüge einzuwickeln, sein Wesen oder seines Staates Einrichtung als des Unglückes Ursache erblickt. Das Alte Testament und das Erlebniß Rußlands (ehe ihm unsere Heeresleitung den Leninismus eingeimpft hatte) lehrt auf manchem Blatt, daß Propheten und Richter sich, noch unter Todesdrohung, mühten, ihre Nation in so martyrisch edlen Lebensmuth zu spornen. Dessen Hoheit entwaffnet ringsum die grimmigsten Hasser. Doch alle Militaristen verwerfen ihn; mögen sie in Gemüths-

art und Wollen einander so fremd, so feindsälig sein wie unsere Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn, Hindenburg, Freytag: alle. Weil sie Militaristen sind. Das heißt: dicht von dem Wahn umfangen, das in Heer und Flotte unentbehrliche Empfinden und Denken müsse auch die Leiter und Bürger des ganz anderen Aufgaben zugewandten Staates beherrschen. Millionen Volksgenossen vor dem Ohr der Welt schlaffer Genußsucht und niederträchtigen Verrathes zu zeihen, kostet sie keine Selbstüberwindung. Aber als Volksfeind ächten, als Schandfleck austilgen möchten sie Jeden, der die Staatsgewalt, thronende oder zertrümmerte, schuldig, auch nur mitschuldig nennt. Denn von dieser Gewalt kam ihnen Abglanz und Befehlsrecht; mit ihr würden sie bemakelt. Dem Abgeordneten Lloyd George, der in der Hitze des Burenkrieges die Politik seines Landes heftig angriff (und in Vermummung der Wuth des Pöbels entschlüpfen mußte) wäre, als Deutschem in Deutschland, solcher Frevel nie verziehen worden.

Dieser Geist (Generäle, die seit der Niederlage sich in das Lesen von „Judenblättern" bequemen, nennens „Mentalität"), nicht Freispruch und gelinde Strafe, hat die Sieger und viele vom Krieg nicht unmittelbar berührte Völker in neue Aufbrunst der Feindschaft gewirbelt. Dem Generalssohn und Romancier, Kolonialminister und Deutschenfreund Lord Lytton-Bulwer, dessen polychrome Unterhaltungschriften den Briten noch so lieb sind wie deutschen Knaben, könnte die Westvölker freundlicheres Verständniß des in Deutschland ihnen jetzt so Widerwärtigen lehren. Fühlen wir, schrieb er, „uns vom Schicksal rauher angefaßt als die Nachbarn, rauher, als wir nach unserem Thun zu verdienen glauben, so gleiten wir leicht in die Meinung, die ganze Welt sei uns feind, verhärten uns in Trotz, hemmen jede Sanftmuthsregung und lassen uns von dem Schmerz erduldeten Unrechtes in den Sturm finsterer Leidenschaft aufpeitschen." In ruhiger Stunde, jenseits von den Sorgen des Quai d'Orsay, gäbe Herr Briand wohl zu, daß die schlichte Skizze des klugen Beobachters den Untergrund deutscher Mentalität von 1921 in leidliche Helle hebt. Gewaltsame und listige Entwurzelung aus dem Rechtsgefühl germanischer Thingzeit, Aufpfropfung pruzzischen Siedler- und Konquistadorentriebes war vorangegangen.

Den Wahngebilden von Weltgenesung an deutschem Wesen, von dantischer Universalmonarchie der Zollern, ohne deren Wink „auf dem Erdball keine Entscheidung mehr fallen dürfe“, von längst unentreißbarem Endsieg über eine Menschenmilliarde, ähnlich aufgeblasenem Wortschaum folgte der jähe Schrei vergötterter Feldherren nach Waffenstillstand, wärs auch unter den Bedingen einer Kapitulation. Aus dem Flammenwagen, der über Erde und Himmel die Feuersfluth wälzte, stürzt Phaethon in den Eridanos. Lauter als die Heliadenklage heult der zornige Schmerz enttäuschter, mißbrauchter Volkheit. War denn Gott nicht mit uns? Um alle Altäre summte das Trostlied. Wollte dieser viereinige Gott, der Habsburger, Hohenzollern, Osmanen, orthodoxen Bulgaren, nicht unseren Sieg: warum versagte er das Warnzeichen selbst, das den noch nicht ganz Entkräfteten Friedensschluß befahl? Daß ers nicht that, daß der Allmächtige, Allwissende, Allgerechte durch eine leuchtende, mit Luftschlössern gesäumte Dunststraße die Deutschen in Abgrund jagte und dem von ihnen der schmählichsten Tücke beschuldigten Westbund Triumph gewährte, mußte Frommen beweisen, auf welcher Seite das allsichtige Auge Schuld, auf welcher Unschuld erschaut hatte. Mußte? Tüchtigen gelingt sogar die Verschiebung, Vergasung von Gottesurtheil. Der Ausweg in die Weisheit des salomonischen Spruches, der Gott gerade seinen Liebling züchtigen läßt, war durch den Drang gesperrt, die Züchtigung als das Werk schurkischer Feindesbosheit zu bestrahlen und mit dieses Lichtes Grelle die entschlafene Kampflust, Vergeltungsehnsucht zu wecken. Aus Schlauköpfen sprang ein Pfaffenlächeln. „Wir schaffens.“ Schon hat der Vorhang andächtiger Bekümmerniß sich wieder über das Antlitz gesenkt. Sie habens geschafft. Unschuldig, nach flecklos reinem Wandel, unbesiegt: so, schallts alltäglich, ist des Kaiserreiches junge Herrlichkeit vernichtet worden. Und kein Zweifel kriecht von der Kanzel und Katheder, wo solche Lehre nistet, in den Himmel, dessen Herr so ungeheuren Rechtsbruch dulde. Von allen Leistungen der letzten sieben Jahre ward dieses Gewebe neuen Aberglaubens am Meisten bestaunt. Die Gluth gütiger Menschlichkeit hätte den Trugschleier verzehrt. Doch kein Gralswunder, kein Herzensmirakel wurde. Das Kreuz, das der Bür-

germannheit Deutschlands und ganzen Weiberbrigaden auf jedem Weg vorschwebt, hat scharfkantige Haken und scheint aus Stacheldrahtbleibseln gefügt. Redet nicht immer nur von den Richtersprüchen. Die wunderlichsten hätten nicht aus sacht erkaltender Schlacke Funken geschürt, wenn einmal von dem Inhaber eines Reichsgewaltstückchens, ein einziges Mal nur laut gesagt worden wäre: „Die hier zu Richtenden setzten ihr Leben an die Vollstreckung der Pflichtgebote, die von früher Kindheit an ihnen eingedrillt waren; festere Bürgschaft als grausame Strafe, die gegen Nothstandsthat Unbill würde, giebt Euch, Anklägern aus Fremdland, das Schaudern, das uns von der Welt solcher Pflichten und Thaten wegbäumt, und, auf Höhen, in Tiefen der im Leid geläuterten Nation, der heilige Wille zu edlerer Sittlichkeit." Das ist nicht gesagt, niemals, noch so behutsam, angedeutet worden. Wilhelminer wurden von Wilhelminern gerichtet. Den Prokuratoren der Republik jauchzte unter der rothen Robe das Herz, wenn den „Allerhöchsten Kriegsherrn", „unseren geliebten Kaiser" eine Kehlfanfare grüßte. Hätte nicht mancher Zeuge vor wahrhaftiger Aussage gezaudert, die dem Ruf des Vaterlandes schaden konnte? Vaterland heißt dieser Zeugenschaar heute noch das Regirgebäude, von dem im November 18 die Fahne sank; und wie Evangelium ragt ihr über alle Zweifel hinauf die Gewißheit, daß die Pflicht zu Wahrhaftigkeit noch unter Eideszwang durch den Wall „völkischer Belange" begrenzt sei. Ein Deutscher, der einen vom „Feindbund" angeklagten Offizier durch Zeugenaussage schwer belastet hätte, wäre draußen von Patriotenzorn verprügelt oder getötet, allermindestens aber, als treulos Abtrünniger, verfehmt worden. Löset die Binde vom Auge: Dies ist. Deshalb horcht die Welt auf und bebt vor neuem Versuch, ihren Schlaf, ihre Hoffnung zu morden.

„Währt das Gerichtsspektakel lange fort, dann droht von deutschem Grimm über die nur dem Besiegten aufgezwungene Strafknechtschaft, mehr noch aus dem Groll der von Urtheilsmilde Enttäuschten neuen Nebels Gefahr." Was kann zu Spaltung des Nebels, den ich in der ersten Juniwoche aufdunsten sah, geschehen? Erlebniß hat gelehrt, daß nur Furcht unsere Kaiserlichen und Königlichen in Anerken-

nung republikanischer Rechtshoheit bändigt; nicht Furcht vor feindlichem Fremdheer, dessen Wirkensbereich eng beschränkt ist und nach dessen Eingriff der kriegerische Nationalismus üppiger als zuvor blüht, sondern Furcht vor nah lauernden demotischen Kräften. Diese Furcht haben sie sub auspiciis Fritzens Ebert und seiner patriotischen Mittelstandspartei verlernt; und die Tage, da weißbärtige Preußenpeers sich in das Vorzimmer des Ministers Breitscheid pflanzten, kehren wohl nicht bald wieder. Doch für andere Taktik und Tonart der Reichsanwaltschaft und für andere Gutachterauslese kann die Regirung sorgen. Sie darf nicht unthätig warten, bis in Paris oder Brüssel das schon vielfach geforderte Kontumazialverfahren gegen die in Leipzig Freigesprochenen beschlossen ist; muß sofort in rückhaltlos offener Aussprache Verständigung mit den Westmächten suchen. Die (auch dieser Junirath scheint mir nicht überholt) könnten sich mit gerichtlicher „Feststellung der Thatbestände" begnügen und das Recht zu deren ungeschmälerter Veröffentlichung in der deutschen Presse getrost mit dem billigen Verzicht auf Strafurtheil bezahlen, das ihnen, als nothwendige Frucht deutschen Rechtszustandes und Militärvolksgeistes, kaum jemals gefallen kann. Bringt zugleich Deutschland alle Fälle erweislichen Gewaltmißbrauches ans Licht, dann wird von seiner Brust der Albdruck des schwer erträglichen Empfindens gelöst, stets nur Angeklagter zu sein, selbst aber die gewichtigste Beschwerde verbergen zu müssen. Dann erlangt die Menschheit, was ihr heilsam wird: das getreue Gräuelbild, die abschreckende Psychoanalysis des Krieges, ohne das Verhängniß neuer Giftsaat. Das Werkzeug der Staatsmannskunst ist Rede und Schrift; Worte bauen den Körper politischer That. Ueberzeugen Sie, Kanzler Wirth, die Vertragspartner, daß nicht in Ost, nicht in West Deutschland Rachekrieg plant, in Oberschlesien nicht Stoßtruppen und Pferde versteckt, Exerzirplätze belegt, Mobilmachungbefehle datirt werden: und die störrigsten Pariser müssen die Stellung in Düsseldorf, Duisburg, Ruhrort, Leipzig räumen. Alles Andere mag danach entstehen. Wenn die Verrückung der Erdwirthschaftachse die alte Europa, Dominion und Mündel der Riesen, in vernünftige Einung gezwungen hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Von der kulturellen Mission des Gastwirts. Der moderne Gastwirt, wie er in unseren großen europäischen Metropolen als repräsentative Erscheinung unserer Tage zu betrachten ist, hat eine besonders starke Verantwortungspflicht seinen Mitbürgern gegenüber in Dingen des guten Geschmackes Wenn darum an der exponiertesten Stelle des neuen Berlins, an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Männer vom Schlage **Reegs & Arnolds** in ihrem eigenartigen Unternehmen **„Regina-Palast"** eine vorbildliche Gaststätte schon nach ökonomischer Seite geschaffen haben, so üben sie auf das künstlerische Antlitz des Kurfürstendamms durch ihre sachliche und schlichte Art architektonischen Auftretens einen entschiedenen Einfluß auf die sonst kulturell verschriene Kurfürstendamm-Gegend aus.

Die Zukunft

Berlin, den 30. Juli 1921

Der achte Kreuzzug

Nothruf aus der Wüste

Schrill tönt, in Schreckensklang, den nur ein von bebender Hand geschwungener Klöppel zu wecken vermag, Glockenruf über die Erde hin. Von Europens Oštrand, Asiens Westflanke her läutet er in des Erdballes langsam verharschende Wunden die Botschaft: Rußland verhungert! Die dritte Mißernte im Lauf eines Jahrfünftes naht; und vor ihr weht entsetzlichere Drohung noch, als aus dem großen Sterben im Sommer 1873 bis in Kindsohr nachhallte. Im Mai hatte der Volkskommissar für Landwirthschaft, Herr Ossinskij, von der Rundreise durch Centralrußland leidlich günstigen Vorbericht über den Saatenstand heimgebracht. Dann kam die frühe Hitze. Tag vor Tag brannte die Sonne. Kein langwieriger Regen; höchstens einmal kurzes Gewitter, Getröpfel. Doch mählich erst zerriß der Schleier; wurde der Umfang des Schadens offenbar. In achtzehn Gubernien, darunter Cherson, Samara, Saratow, Zarizyn, Kasan, Perm, Ufa, Wiatka, breite Stücke des Nordkaukasus, Dongebietes, Astrachans, der Baschkirenrepublik: Alles völlig verdorrt. Gerade der Boden, der sonst hundert Millionen Pud Brotgetreide über das den Bewohnern unentbehrliche trug und damit den Kern Großrußlands ernährte. So hoffnunglos ward auf diesen ungeheuren Erdflächen seit dem Nachfrühling die Dürre, daß an ernsthafte Ernte gar nicht gedacht, auch der dünne Viehstand nicht erhalten werden konnte.

Woher Weide und Futter nehmen, wenn Steppengluth das Gras der Wiesen, von Baum und Strauch sogar die Blätter wegsengt? Das fruchtbare Wolgaland, aus dem der umsichtige Fleiß deutscher Siedler im vorigen Jahr den Hauptheil des für die Nährung großrussischer Städte Nothwendigen erntete, gleicht jetzt einer Wüste. Wo sonst Kornparadiese prangten, ist heute für ein Halbpud Getreide ein gutes Pferd einzuhandeln. Eine Menschheit, die längst darben lernte, umheult nun wölfisch der Hunger. Und hinter ihm schlichen gestern, schnauben morgen in Geschwadern die Seuchen heran. Cholera und Pest, die aus Rußland nie ganz wichen, fanden noch in keinem Sommer, vor den Hundstagen schon, so reiche Beute. Malet Euch diese Noth in ein Land, das in Kriegen und Revolutionen den größten Theil seiner Aerzte verloren hat, nur noch winzige Heilmittelreste besitzt, seit Jahren alle Operationen ohne Narkotika machen sieht und stattlichen Gemeinden nicht einen einzigen Fieberthermometer liefern kann. Todesangst jagt Geschlechter, die seit Urväterzeit die selbe Scholle pflügen, auf. Nur hier nicht, auf dieser verdorrten, verpesteten Erde, den Herbst, gar den Winter erharren! Ganze Dörfer haben in wilder Hast ihr Bündel geschnürt, ganze Gubernien sich auf die Reise gemacht. Wohin? Nur fort vom Anger des Todes! In Turkestan, in dem sibirischen Eden wächst Brot. Zweiundzwanzig Millionen Menschen sind in Bewegung. Schwärme, so groß fast wie Frankreichs Gesammtvolk, wagen den Flug ins Weite, Unbekannte. Lassen alles Ererbte, Erfronte und suchen die Stätte, die vor der Gewißheit bewahrt, dem Hunger, Frost, Schwarzen Tod zu erliegen. Doch wohin sie kommen: überall wehrt die Furcht der selbst Darbenden in aufbrausender Wuth sich gegen den Einbruch des Heuschreckenschwarmes. Sollen wir etwa dulden, daß diese Eindringlinge uns den letzten Bissen vor dem Munde wegschnappen, unser mühsam bisher rein gehaltenes Land verseuchen? Ueberall sind Waffen, Maschinengewehre und Handgranaten; und überall entbrennt Schlacht. Nirgends ein Nest für die Zugvögel. Weiter müssen sie, ruhelos weiter. Müssen Kranke und Sterbende am Weg liegen lassen, von Flößern und Mushiks Almosen erbetteln, im Dunkel ren, Abfälle, Waldfrucht erstöbern, mit Eicheln und Baum-

rinde Hungerswuth stillen und ihren abmagernden Pferden was Grünes zusammenstehlen. Denn auf Erntewagen, Herrenwägelchen, Mistkarren, Bauergefährt wunderlichster Art gehts, einspännig, dreispännig, in die Welt. Rußlands Troika rollt wieder. Und schrill tönt ihr Geläutruf über die Erde hin.

Die Troika

„,Freut nicht jeder Russe sich an vorwärts rasender Fahrt? Jedes Seele sehnt sich in Wirbel, in Taumel; möchte am Liebsten oft aufheulen: ‚Hole der Teufel den ganzen Kram!' Und diese Seele sollte nicht in rasende Fahrgeschwindigkeit verliebt sein, nicht alle Wunder der Seligkeit drin finden? Ein unsichtbares, gewaltiges Ding hebt Dich auf seine Flügel: und im Fluge gehts in unbekannte Fernen. Etwas blitzt auf und verschwindet wieder; was wars? Nitshewo. Nichts scheint feste Form zu haben; Alles lockt und schreckt zugleich. Fest ist nur das Himmelsgewölb, der dünne Wolkenschleier und der Mond, dessen aufsteigender Glanz diesen Schleier zerreißt. Versuche doch, von Deinem Dreigespann aus, dessen Raserei keinem Gegenstand Zeit zu Formfestung läßt, die Meilensteine zu zählen! Vor Deinem Auge wirds flimmern. Dich, Troika, liebes Dreiflügelgespann, das ein flinker Bauer aus Jaroslaw fügte, lenkt nicht ein Postillon in deutschen Stulpstiefeln; lenkt ein Bärtiger mit Handschuhen, dem der Teufel irgendeine Sitzgelegenheit angewiesen hat. Und wenn der Kerl aufsteht, die Peitsche schwingt und sein Lied anstimmt, das ins Unendliche forttönt, dann stürmen die Pferdchen in Windeseile über die endlose Ebene hin, zu einer glatten Rundfläche fließen die Radspeichen zusammen, der Weg donnert und der überholte Fußgänger, der, erschreckt, aufschrie und nun wie eingewurzelt steht, erblickt nur noch eine dichte Staubwolke und vor ihr wirbelnde Luft. Gleichst Du, mein geliebtes Rußland, nicht solcher Troika? Jagst nicht auch Du dahin, wie ein kühnes, uneinholbares Dreigespann? Die Erde dampft, jeder Steg donnert, dröhnend lässest Du Alles weit hinter Dir zurück und der überholte Zuschauer steht, gebannt und betäubt, und glaubt, Himmelswunder geschaut zu haben. Zuckte diese Eilkraft als ein Blitz aus dem Gewölk? Welche Macht athmet, ringsum Graus weckend, in

diesen nie zuvor gesehenen Pferden, in deren Mähnen Stürme zu nisten, in deren Adern uns Ohren zu wachen scheinen? Wohin, auf flüchtigen Hufen, rasest Du, von Gottheit begeistert, mein Rußland? Stumm bleibst Du. Nur aus den Glöckchen der Troika schallt Wundergesang. Der Sturm Deiner Mähnen durchbraust, zerfetzt, erstarrt die Lüfte; was hienieden lebt und webt, fließt vorüber: und alle Völker weichen vor Dir, alle Staaten gewähren Dir breiten Raum.‘ Mit diesen Sätzen hat Nikolai Wassiljewitsch Gogol, der Kosakenspröß und Ukrainer, dessen Lebenswerk für Rußlands Seelenrecht auf die Ukraina zeugt, den ersten Theil seines unsterblichen Romans ‚Tote Seelen‘ geschlossen. Der Dichter selbst, den allerlei Anfechtung aus der Heimath gescheucht, der in Rom sich dem asketisch fromm unter Kapuziner lebenden Christusmaler Iwanow befreundet und den Weg (aller großen Russendichter) in die Schluchten der Mystik beschritten hatte, zeichnet in den Briefen mit bewunderns werth sicherer Hand den Grundriß seines Kunstbaues. ‚Die Niedrigkeit all meiner Geschöpfe empört den Leser; ihm ist am Schluß meiner Bücher, als steige er aus der Stickluft einer Höhle ins Tageslicht empor. Die Darstellung malerisch bunter Verbrecherwelt hätte man mir verziehen; die gleichtönige Niedrigkeit verdroß. Aus entsetztem Auge schaute der russische Mensch seine Nichtigkeit. Nur Puschkin (Rußlands stärkster und feinster Romantiker) hat den Wesenszug meiner Natur klar erkannt; kein Anderer, pflegte er zu sagen, könne so wie ich die Trivialität des Alltagslebens, die Plattheit der Menschen von Mittelwuchs malen, so hell die unendlich Kleinen belichten, die das Durchschnittsauge kaum wahrnimmt. Als ich Puschkin die ersten Kapitel meiner Toten Seelen vorgelesen hatte, wurde er, der so gern über meine Sachen lächelte, ernst, düster sogar und rief dann: Wie traurig ist unser Rußland! Traurig ists; aber auch gütig. Das Mitleid mit aller gefallenen Kreatur ist echte Russenart. Dem Verurtheilten giebt Jeder Etwas auf die Reise nach Sibirien mit: Geld, Lebensmittel, mindestens einen christlichen Segensspruch. Weder Verdammung noch, nach westeuropäischem Muster, romanhafte Verherrlichung des Verbrechers; nur der Christenwunsch,

den gestrauchelten Bruder zu trösten. Und vernehmet Ihr ringsum nicht das Schluchzen einer Menschheit, deren Seelenleid von allen Listen der Vernunft vergebens Heilung erhofft hat? Ihr Gestöhn wird bis in den Tag anschwellen, der vom härtesten Herzen die Kruste wegschmelzt und aus den Wehen noch ungeahnter Mitgefühlskraft eben so ungeahnte Allgewalt der Liebe entbindet. Dann wird für Menschheit der Mensch in einer Gluth entbrennen, wie die Welt keine je sah.' Noch rast, mit klingenden Glöckchen, die Troika. Noch erscholl nicht Antwort der Frage: Wohin?

An welches Ziel ruft das Gewink der Glöckchen? Noch nicht in die Gewißheit eines neuen Bundes. Noch immer auf Kreuzigungstätten und in die Gräuelwelt der Offenbarung Johannis. Alles Geseufz aber, das im Erdwesten längst zu Sturmgebraus angeschwollen wäre, überdröhnt im Ostreich der Dreieinheit Tatartschina, Oblomowtschina, Otschajanje der Pilgerjubel der Masse, die in Leid, wie nach allzu langer Sommersgluth in Eiswasser, bis an den Scheitel sich baden, durch Leidensmeere in die ferne Seligkeit der Erlösung schwimmen will. Aus glühendem Dampfbad gings, nach wildem Kopfsprung, in den Schnee; aus dem Pelz, von der Britschka in reißendes Hochwasser, das sich der Mannheit des Meeres vermählen, von seinem Salzsamen trächtig sein möchte. Danach wird Erlösung; leuchtet, hinter dicht umnebelten Möglichkeiten, der Glücksmorgen, der die von Schmach und von stolzer Hoffnung Taumelnden fast noch betäubt. Wann graut er und kleidet in Goldgelb sich, in Scharlach, in das Strahlengewand des Mittages? ‚Die Zeit des sittlichen Minimums muß erfüllt sein, ehe das Maximum der Sittlichkeit Erreichniß werden kann.' Das sprach Tschernows Sozialethik; Alexander Iwanowitsch Herzen hats bestritten, der Moskauer, der unter dem Namen Iskander schrieb, wie beinahe alle in Freiheit strebenden Geister Rußlands nach Sibirien verschickt wurde, sich selbst aus der Heimath bannte und vom sicheren West aus den Russen die Glocke schwang. Wieder nur Worte, denken die Terroristen. Erfüllt ist die Zeit, wenns unser Wille gebietet. Die Stunde schlug. In der Blutröthe des Kriegsmittages muß die Maximalforderung eingelöst werden.

Wladimir Iljitsch Uljanow-Lenin hats versucht. Hats vermocht? Vor achtzehn Jahren hat ihm die kluge, von Leo Jogiches politisch erzogene und berathene, gründlich gebildete Frau Luxemburg vorgeworfen, daß er Recht und Macht der Arbeiterklasse, des allein zu Schicksalsgestaltung berufenen Massen-Ich, verachte und sein eigenes Ich thronen und herrschen lasse; aus Eitelkeit also (Das spricht die Genossin nicht aus) nach der Krongewalt des Gegen-Zars lange. Daraus müsse neue Enttäuschung nicht des Thronforderers nur, sondern auch des verleiteten Volkes keimen: denn der knutende Zar werde stärker als der streichelnde sein. Das stand in der ‚Iskra', dem Blatt der Menschewiki, denen zuerst auch die jetzt alltäglich als Organ der Bolschewiki genannte ‚Prawda' (Wahrheit) diente. Lenins Schlitzauge mag höhnisch gelächelt haben, während er den heftigen Tadel las; gewiß hat keines Aergers Pflugschar das Ostasiatengesicht gefurcht. Was schreit die Frau? Sie ist zu lange von Rußland fort, zu fest in berliner Boden eingewurzelt, kennt unsere Menschen, Knechte und Herren, nicht mehr; und meint, mit Bakunins (aus einer Demuthstimmung oder aus Taktikerschlauheit gezeugtem) Rath, ins Volk zu gehen und des Volkswillens Werkzeug zu werden, sei Alles abgethan. Ihre Weissagung vom Sieg der Knute könnte erst Wahrheit werden, wenn ein richtiger Zar in derber Faust den Stiel hielte; Iwan, Peter, Katharina, allenfalls der dritte Alexander, nicht Nikolai Alexandrowitsch. Der! Oblomow mit der Mütze des Monomachos. In jedem Hauptzug das Ebenbild des traurigen Helden in Gontscharows Meisterroman; das reine Gemüth, die geduckte Neigung in Zärtlichkeit, die Angt vor dem Leben, der Graus vor allem Neuen, Ungewohnten, die Willenslahmheit, die den Wunsch, wohlthätig ins Allgemeine zu wirken, nie kräftig ausschreiten, nur beim Richtfest von Luftschlössern sich heiß tummeln und verschnupft, stockheiser heimkehren läßt: Ilja Iljitsch härmt sich unter Ruriks Wikingerkrone. Den weht ein Schauerwindchen um; und einer der ganz oder halb Deutschen, die er scheu, wie Oblomow seinen Gutsverwalter Stolz, bewundert, kann auch von ihm dann sagen: ‚Er war nicht dümmer als mancher Andere und seine Seele glich in zarter,

durchsichtiger Reine einem dünnen, edlen Glas; doch die
blöde Oblomowerei hat ihn ausgehöhlt und in Scherben zer-
stört.' Weil er nicht Selbstherrscher ist, kann er auf dem Thron
nicht dauern. Versucht mans nach ihm mit Juste Milieu, Bour-
geoisverfassung, Oktobristen, Kadeten, mit der Zuwage von
gelernten' Patrioten aus dem Menschewiki-Sumpf: um so höher
glüht bald danach unser Weizen. Wenn unsere Donnerlegion
ein Herr führt. Den, Frau Luxemburg, verlangt das Russen-
volk, das, trotz Mir und Artel, Semstwo und Duma, trotz einge-
borenem Kommunismus und angezüchtetem Rebellenhang, von
harter Herrnfaust in sein Glück gezwungen sein will. Und Einen,
der sich zu solcher Herrschaft, nur gegen Widerspänstige un-
erbittlich strenger, auserwählt weiß, soll Ihre dünne Weibs-
stimme kirren? Kann ein Kerenskij uns etwa Erlöser werden?
Schon ist das dicke Fell seiner Seele mit den Pestflecken des
Imperialismus gepardelt. Auch ein Oblomow; nur einer, der
hinter unstetes Irrwischwesen die verkrüppelte Schöpferkraft
birgt. Was gilt die Wette? Dieser allmächtig Scheinende merkt
gar nicht, daß wir seinen Sitz unterhöhlen, und wähnt sich
noch ganz ungefährdet, wenn das Seil unseres Rächerwillens
sich schon zur Würgschlinge knotet. Jetzt oder nie. Die Zeit
ist erfüllt. Semlja i Wolja! Land, Freiheit, Friede: danach
lechzt Rußland. Morgen muß das Maximum Erreichniß
werden. Klingen Euch nicht die Glöckchen? Wie auf Sturm-
fittich rast die Troika. Lenin schwingt sich auf den Lenkersitz.

Der Teufel weiß, wie lange er ihn auf dem schwanken
Sitz lassen wird. Wunderlich Scheckige saßen schon drauf.
Stenka (Stephanchen) Rjasin, der tscherkessische Kosak, der
1667 gegen die Wojwoden des moskauer Zars aufstand, rasch
der Hort aller Elenden und Gedrückten wurde, nach der
Opferung seines persischen Liebchens in den Mutterschoß der
Wolga die Städte Zarizyn, Astrachan, Gamara, Saratow, Sim-
birsk eroberte, jedes dem Mushik, dem Gewimmel schwarzer
Männchen angethane Unrecht ohne Erbarmen rächte, alles
Land, Vieh, Geräth, kirchliches, staatliches und privates Eigen-
thum jeglicher Art unter das Volk vertheilte, die Statthalter
des Zars durch die kosakische Hundertschaft ersetzte und
als Befreier bis nach Nishnij Nowgorod zog. Nach drei-

jähriger Herrlichkeit wurde er zu Tod gemartert. Lebt aber als Held, als Schöpfer der freien, von absetzbaren Vollstreckern des Volkswillens verwalteten Kosakengemeinde, unsterblich, heute noch im Lied. Auch Pugatschew war Kosak und wurde im dritten Glücksjahr in Moskau geviertheilt. Vom Don stampfte er 1773 nordwärts, gab sich für Peter den Dritten, Katharinens (erdrosselten) Mann, dem er ähnelte, aus, löste ringsum alles Volk aus Knechtsjoch und Leibeigenschaft, ließ beamtete Erpresser, grundherrlich schwelgende Leuteschinder henken, schlug die Generale der Kaiserin, nahm Städte und Festungen und erlag erst dem Verrath, der ihn in Bibikows Hand lieferte. Dieser merkwürdig kluge General spricht nach seinem Sieg über das Rebellenheer: ‚Wichtiger als Pugatschew, gefährlicher als er ist die allgemeine Unzufriedenheit Rußlands, deren Schwert er geworden ist.' Frucht vom Baum der Erkenntniß. Katharina nascht nur davon. Ihre Freie Volkswirthaftliche Gesellschaft beplaudert ja seit zehn Jahren diese lästigen Landfragen, hat für die besten Antworten sogar Preise ausgeschrieben und wird schon in Klarheit kommen. Den Kosaken, deren Freiheit in Frechheit ausgeartet war (sie schleppten überallhin drei Galgen mit, an deren jedem ein Edelmann, ein Jude und ein Hund hing), hatte die Kaiserin das Vorrecht der Hetmanschaft genommen. Nun waren sie, dennoch, wieder die Kerntruppe der Heerschaar, die den Liebling Pugatschew auf den Thron setzen wollte und unterwegs fast sechzehnhundert Grundbesitzer erschlug. Die Unzufriedenheit, denkt der Hof, wird mählich schwinden, Groll der Dankbarkeit weichen. Nein. 1825: die Dezembristen. 1877: der Mushikaufstand im Bezirk Tschigirin (wo eine in der „Himmelskanzlei" der Rebellen gefälschte Allerhöchste Botschaft den Eifer dunkler Herzen flügelt). Dazwischen das Pendeln von Nihilismus zu Terrorismus, von Blanqui zu Marx. In schwarzer Stimmung hat Bakunin gestöhnt, in Rußland sei nur Wirkensraum für stramme Banditen vom Schlag Rjasins und Pugatschews. Deren Namen hat der Geheimbund Semlja i Wolja auf seine Werberstange gehißt. Saust Lenin, der aufbrüllte, wenn man ihn Verschwörer hieß, auf ihrem Höllenweg ins Weite? Wie lange hält sein Arm die drei Pferde im Zaum?

‚Und ich sah ein weißes Pferd; dessen Reiter hatte einen Bogen, trug eine Krone und zog als Sieger aus, im Glanz wieder zu siegen. Auf einem feuerrothen Pferd saß ein Reiter, dem ein großes Schwert gegeben war, daß er den Frieden von der Erde nehme und die Menschen einander schlachten lasse. Eines schwarzen Pferdes Reiter hält eine Wage; und während er sie schweben ließ, erscholl eine Stimme: Ein Maß Weizen für einen Groschen und drei Maß Gerste für den selben Preis; und schonet des Oels und des Weines. Danach aber kam ein fahles Pferd; dessen Reiter hieß Tod und das Totenreich schlotterte hinter ihm drein. Den Vieren ward Macht verliehen, durch Krieg, Hungersnoth, Pest und entmenschte Thierheit den vierten Theil alles Erdwesens zu tilgen. Vier von den Siegeln am Buch des Thronenden hatte das Lamm nun gelöst. Da es das fünfte Siegel aufbrach, sah ich unter dem Altar die Seelen Derer, die getötet worden waren, weil sie an Gottes Wort hingen und für ihn und sein Wort zeugten. Mit starker Stimme riefen sie: Wann, Herr, wirst Du in heiliger Wahrhaftigkeit richten und an Denen, die auf der Erde wohnen, unser Blut rächen? In Weiß wurde ihrer Jeglicher nun gekleidet und in Geduld ermahnt: daß sie still warten und ruhen möchten, bis ihre Brüder und Mitknechte ihnen gesellt seien, all die Menschenschaaren, deren Leben auch hingemäht werden solle. Nach dem Bruch des sechsten Siegels aber bebte die Erde, gräulich schwarz, wie ein härener Sack, ward die Sonne, blutigroth der Mond; und wie Feigen von dem Baum, den unbändige Windsbrut schüttelt, fielen die Sterne vom Himmel, der dem Auge zu schrumpfen schien, wie Pergament in der Hand, die es einrollt. Also aber bebte die Erde, daß Berge und Inseln aus ihren Grundfesten bewegt wurden. Und die Könige, die Großen, Reichen, Häuptlinge, Gewaltigen der Erde, alle Freie und alle Knechte verkrochen sich in Klüfte und Felshöhlen und ächzten zu den Gipfeln des Gebirges empor: Fallet über uns und berget uns vor dem Angesicht Dessen, der droben thront, und vor dem Zorn des Lammes; denn anbrach der Tag seines großen Zürnens: und wer kann bestehen?‘ Der aus blendender Finsterniß in reine Helle schreitet, mit Stumpf und Stiel allen Haß

aus dem Herzen jätet und, ernsthaft froh, sich in den Entschluß hebt, in allem von Gottes Athem Erschaffenen den Bruder zu lieben. Sehnt Lenin sich auf den selben Pfad? In Rußland, das sein größter Dichter so oft ‚ein Naturspiel‘ genannt hat, kann auch ein strenggläubiger Marxist, ein von Brandruch umwitterter Sozialdemokrat selig werden, sich in Heiligenwürde verklären. Dem Schwarzweißbild des herrschsüchtig Eitlen, das Frau Luxemburg zeichnete, will er wohl nicht mehr gleichen. . . Jetzt hält, nach rasendem Lauf, die Troika, die sein Arm lenkt; die mageren Klepper sind nun doch müde geworden. Ein Schattenfuhrknecht schirrt vier Pferde vor; Schimmel, Rappen, Fuchs an die Deichsel, den Falben ins Joch. Geht die Taumelfahrt vierspännig weiter und soll das Sinnbild der Troika, des Dreiflügelgefährtes, von acht Hufen aus dem Volkserinnern gestampft werden? Dieser Frage wird Antwort. Der Lenker springt vom Teufelsbrett und strängt ein Gäulchen ab. Den Falben. Dessen Reiter war einst der Tod und das Totenreich schlotterte hinter ihm drein. Mit solchem Roß fährt Rußland schlecht. Auch ging er im Joch. Keiner solls fortan. Weder Mensch noch Thier ohne unzähmbaren Raubtrieb. Alle frei, Alle gleich an Recht, Habe, Macht, Würde. Marxismus wird (oder war immer?) Idealismus. Die Zeit ist erfüllt. Lasset, über die Silberschellen des Fittichwagens hin, von allen Thürmen die Glocken läuten: dem neuen Gott, der den Tod überwand und das letzte Odemswehen aus dem Höllenschlund drosselte. Weil das Frevelspiel mit Leben und Tod durch dunkle und helle Jahrhunderte fortspukte, auf Rußlands Brust ewig die Albenfrage lag, ob und wann die Staatsgewalt, wann der Einzelwille töten, zu Tod quälen dürfe: deshalb wurde, von Rjasin bis auf Lenin, Revolution; nicht, weil eines Zufallszars Heer, nach stattlichen Siegen, im Industriekrieg geschlagen wurde. Die letzte Kugel ins unfromme Auge des fahlen Pferdes. Dann nie wieder Waffen. Ringsum schluchzt eine von Waffenthat sieche Menschheit. Für sie entbrennt der Mensch in Gluth, wie die Welt keine je sah. Wartet thätig: morgen ruht der Tiger friedlich neben dem Reh und der Gemordete steht auf, seinen Mörder zu umarmen. Rüstet für Tote und Lebende weißes Gewand und rufet

aus Kluft und Höhle die Scheuen. Lasset, Völker, in neuer Ehrfurcht uns Raum. Wir können bestehen. Die Zeit ist erfüllt."

Der Falbe wiehert

Während ich diese Sätze schrieb, tobte noch der Orkan, der die Bolschewiken auf die Machtzinne gehoben hatte. Daß sie sich über vierzig Monate halten könnten, schien, selbst in ihrer Vorderreihe wohl den Meisten, unvorstellbar. Lenin hat manchmal gesagt: „Wir hatten die richtige Stunde, die einzig mögliche, erfaßt; weder vor noch nach dem Spätherbst 1917 hätten wir die Gewalt zu erobern vermocht." Diese Eroberung scheint ihm selbst also nicht der Wipfel eines organisch gewachsenen Stammes, aus dessen Aesten sich, früh oder spät, eine Blätterkrone wölben mußte, sondern die Frucht aus kluger Nutzung klar erkannter Zufallsgelegenheit. Rußland ersehnte das Kriegsende, die Bolschewiken verbürgten es, nur sie: und waren dann, just sie, genöthigt, alle rüstige Mannschaft, immer wieder, unter die Waffen zu rufen. Wer flüsterte Märchen vom Verrecken des fahlen Pferdes? Der Falbe des Offenbarers Johannes muß wohl kugelfest gewesen sein, der Augdeckel noch gegen das spitzeste Geschoß undurchdringlich gehürnt. Er lebt; und ist längst wieder angesträngt. War die Zeit noch nicht erfüllt? Das von der neuen Schreckenskunde erschütterte Hirn hat nicht die Ruhe, so ernster Frage in Gelassenheit ernste Antwort zu suchen. Rußland hat den Menschenstoff, doch nicht die wirthschaftlichen Vorbedinge zu der Revolution, die Lenin wollte. (Deutschland hat, vielleicht, die Vorbedinge, den technisch-industriellen Apparat, doch sicher nicht den tauglichen Menschenstoff. Und beide Länder, muß man jetzt fürchten, haben noch nicht das Volk, dem das Leben in Freiheit undämmbares Bedürfniß ist und das in Vollbesitz der Freiheit sein Bestes zu leisten vermag.) Rußland ist Bauerland. Die tief überwiegende Mehrheit seines Volkes lebt für den Acker, muß von dem Acker leben. Aber noch dreißig Jahre nach der Erlösung aus Leibeigenschaft entfielen auf den Mann nur 2,6 Dessjatinen Erde (ungefähr 2½ Hektar); und nach abermals zwölf Jahren, 1903, ermittelte der staatliche Agrarausschuß, daß nach Durchschnittsernten dem Bauer fast ein Drittel der zu Krafterhaltung unentbehrlichen Nähr-

mittel fehle. Der Reichsschatz mußte helfen; im Jahr 1906 hat ihn die Nährung der Bauerschaft 150 Millionen Rubel gekostet. Die Bolschewiken gaben ihr, endlich, Land (Krongut und Großgrundbesitz); entzogen ihr aber die kräftigsten Arbeiter. Die brauchten sie für ihr Heer; denn die Hoffnung, das Reich des Friedens rasch erblühen zu sehen, hatte getrogen. Während der Parade zu Ehre des Dritten Kongresses der Kommunistischen Internationale wandte, auf Moskaus größtem Platz, der Volkskommissar Trotzkij sich zu den Gästen aus Frankreich um und rief ihnen zu: „So, Genossen, erlangt und erhält man die revolutionäre Gewalt!" Er darf auf seine Schöpfung, die Rothe Armee, stolz sein. War ihren Führern zwar die Strategie und Taktik des französischen Generals Weygand, der die Reorganisation und Leitung des zerbröckelnden Polenheeres erzwungen hatte, überlegen: gegen Koltschak, Yudenitsch, Denikin, Wrangel haben die Rebellenschwärme sich gut geschlagen. Siege brachten ihnen Waffen, Munition, Wehrgeräth in ungeheuren Mengen ein; und die Niederlage trug die Frucht nützlicher Lehre. Sachverständige, die gestern aus Moskau kamen, rühmen Haltung, Geist, Ausbildung, Frische der Stämmigen in rothen Hosen. Deren Kleidung und Fütterung wird aber dem siechen Lande nicht leicht. Kleidstoff und Stiefel (die mehr noch als alles Andere fehlen) mußten zunächst überall für das Heer requirirt, ihm die reichlichste Brot- und Fleischration gesichert werden. Mit dem „Pajok", der staatlichen Tagesration, die oft ausbleibt, oft nur einen mageren, trockenen Salzhering, selten mehr als vier dünne Brotschnitten liefert, und in geflickten Lumpen wäre die Stimmung des Heeres nicht zu halten gewesen. Das wurde eine nothwendige, doch drückende Last. Und kaum waren seine Reihen gelichtet und Versuche zu Umwandung in eine Arbeitarmee begonnen, so nöthigte neue Bedrohung von außen zu Rückkehr in den Zustand der Kriegsgefahr oder zu eiligem Vormarsch an irgendeine Reichsgrenze. Da die kräftigsten Landarbeiter unter der Rothen Fahne standen, das schon vor dem Krieg jämmerlich rückständige Ackergeräth nachgerade unbrauchbar geworden und nirgends Ersatz zu finden war, ist leicht zu errechnen, was aus der Landwirthschaft wurde. Oben-

drein war dem Großgrundbesitz zwar die Erde genommen, doch nicht dafür gesorgt worden, daß der Mushik, dem sie zufiel, sie fortan auch bebaue. (Der alten Frage, ob bäuerlicher Kleinbesitz den großen ganz ersetzen, dessen Leistung erreichen könne, vermag ich, der Landwirthschaft nur aus Büchern und Erzählungen kennt, nicht die Antwort zu finden.) Daß Rußlands älteste, einzige sozialistisêhe Einrichtung, der Mir, Gemeineigenthum und Gemeinwirthschaft der Dorfbewohner, von der Kommunistenregirung zerstört und durch Privatpachtrecht ersetzt wurde, mag nicht zu vermeiden gewesen sein. Schlimmer, wenigstens schneller wirkte der Rückgang der Anbaufläche. Von 1916 (36) bis 1919 (11 Millionen Dessjatinen) wurde sie um 70 Prozent geschmälert. Der Mushik unterscheidet sich im Wesensgrund nicht beträchtlich von anderen Bauern. Er glaubt im Bereich des Irdischen nur, was Betastung ihm als glaubwürdig erwiesen hat, hält die Habe fest und wehrt jeden Versuch, seinen Besitz zu mindern, mit zähem Starrsinn ab. Der Mann, der im Kreml sitzt, ist ihm der Zar-Gossudar. Lenin, der, endlich, den Landhunger der Männchen (Mushiks) stillte und von dessen bedürfnißloser Schlichtheit er viel hört, das fleißigste, gütigste aller Väterchen, von denen je Dorfgerücht umging, wurde ihm zum Heiligen. Auch gefällt ihm, daß die Bolschewiken, die ihm die Vögte des fern prassenden Grundherrn und ganze Parasitenschwärme vom Hals geschafft haben, mit harter Hand die immer unruhigen Städter beim Kragen oder Ohrlappen nehmen. „Denn, siehst Du, Sergej Wassilijewitsch, ohne starke Herrschaft gehts nicht in der Hütte, mit der Frau, nicht im Reich, mit dem Gekribbel in hochstöckigen Häusern; und weil bei uns, trotzdem die Ahnen dazu doch den großen Rurik und seine Brüder ins Land geholt hatten, nie für lange Zeit Ordnung wurde, ist unser Mütterchen Rußland so traurig geblieben." Als das Zarenreich noch Riesenstrecken Europas mit Korn, Vieh, Wildfleisch, Geflügel, Eiern versorgte, hatte der russische Bauer zu Selbstnährung 15 bis 17 Pud weniger als der deutsche. In dem Jahr 1919, dem der besten Ernte seit dem Thronsturz, ließ man ihm nur 12 Pud. Davon sollte er leben. Er wurde störrig. Bestellte nur noch das Ackersstück, dessen Ertrag Niemand ihm rauben konnte. Wo-

zu sich schinden? Die Städter mögen sehen, wo sie bleiben. Mit den Papierläppchen und Lappen, die sie für Getreide, Eier, Fleisch, Milch, Butter, Käse bieten, kann er nichts anfangen. (Bedenket, daß, wer Glück hat, für 250 Sowjetrubel bei uns heute 40 Pfennige erlangt. Daß erst bei Tausend die russische Alltagsrechnung beginnt; wer hört, ein Ding koste 3, sofort weiß, damit sei 3000 gemeint; daß ein Paar guter Stiefel nicht unter 500 000 Rubeln zu haben ist und ein Mann, der in Moskaus Straßen Speiseeis vom Karren verkauft, an einem Tag $1^1/_2$ Million einnimmt.) Ganze Schränke sind mit solchem Papier vollgestopft. Wunderliches Zeug. In allen Sprachen, sogar chinesisch, ist draufgedruckt: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!" Hammer und Sichel im Aehrenkranz. Hübsch zu sehen, so lange es noch neu war. Aber dem Mushik kauft es kein Dütchen Salz. Brächten ihm die Stadtleute Pflugschar, Egge, Göpel, Joch, gar Brennöl oder die pfauchende Teufelsmaschine, die ganz große Herren auf ihren Gütern hatten, und die dazu nöthige Kohle, auch nur Beil, Messer, Säge, Scheere, Nadel, Garn, Leinwand, Oelfarbe, das winzigste Hausgeräth, dann ließe sich über ein Tauschgeschäft reden. Wer sich aber abrackert, um das Erarbeitete gegen Requirirscheine oder andere Papierfetzen wegzugeben, ist ein Tropf. „Und, weißt Du, der Heilige Iljitsch, Batjushka Lenin, verlangts gewiß nicht."

Der kleine und mittlere Bauer will mehr für sein Dorf, das ihm Staat und Welt ist, haben, von Ablieferzwang befreit sein und in die Möglichkeit zurückkehren, frei einzuhandeln, was er braucht. Die Großbauern denken überall ungefähr so wie ihre Sprecher im kursker Gubernium, die dem Vorsitzenden des Vollzugsrathes sagte: „Wir Bauer, Väterchen Genosse, sind an Zahl um ein Gewaltiges größer als jede andere Schicht des Russenvolkes; als alle zusammen. Der Stadtarbeiter ist unser kleiner Bruder. Wir werden ihn nicht verhungern lassen. Aber als Herrn darf er sich nicht länger aufspielen." Die Bolschewiken haben geantwortet: „Die Diktatur des Proletariates, das Euch den Staat erkämpfte, den Armeerahmen schuf, die Erde schenkte, die Feinde abwehrte, paßt Euch Bramsigen nicht mehr. Ihr möchtet das Reich regiren und dem kleinen Bruder, der am äußersten Linksrand Eures Parlamentes sitzen soll, geben, was

Euch entbehrlich ist und beliebt. Wie zuvor für den Kapitalisten, so soll er fortan für die Bauerschaft Lohnarbeit leisten. Ehe dieser Traum Wirklichkeit würde, müßtet Ihr durch den blutigsten Bürgerkrieg waten, uns die Waffen entringen; und nach dem Sieg selbst, der höchst unwahrscheinlich ist, gelänge Euch niemals der Aufbau eines lebensfähigen Bauerstaates noch gar, im ehernen Ring kapitalistischer Nachbarmächte, ohne uns die Organisirung einer Industrie, die den Wohlstand des Volkes auf die Länge sichert. Wir aber sind entschlossen, keine Ausbeuter menschlicher Arbeit, weder große noch kleine, weder neue noch alte, in unserem Rußland zu dulden. So weit, wie das Gesammtinteresse erlaubt, werden wir dem Bedürfniß des Bauers entgegenkommen; niemals aber einen Schritt weiter. Da wir die Hälfte des Heeres demobilisiren, also auch seinen Bedarf (90 Prozent des ganzen) auf die Hälfte herabsetzen und, nach Authebung der Blockade, Rohstoffe und Waaren im Ausland kaufen können, endet der Lieferzwang nun und wird durch die Naturalsteuer ersetzt." In dem Gesetz vom einundzwanzigsten März 21 steht: „Die Naturalsteuer muß geringer sein als die bisher auf dem Weg des Lieferzwanges eingetriebene Steuer. Ihr Ertrag muß so berechnet werden, daß nur der dringendste Bedarf des Heeres, der Stadtarbeiter und des anderen nicht mit Ackerbau beschäftigten Volkes dadurch gedeckt wird; und dieser Ertrag muß in dem selben Verhältniß sinken, wie der Wiederaufbau des Verkehrswesens und der Industrie den Sowjets den Austausch landwirthschaftlicher gegen Erzeugnisse der Fabriken und Heimgewerbe ermöglicht. Je nach dem Ernteertrag, der Zahl der Esser und dem Viehbestand wird die Steuer in der Form einer prozentualen Abschreibung oder in der einer Antheilquote an den Produkten der Wirthschaft erhoben. Ueber alle nach der Steuerleistung in der Wirthschaft bleibenden Stoffe, Nähr- und Futtermittel kann der Bauer frei, auch in Markt- und Waarenhandel, verfügen." Auf dem Maikongreß der Kommunistischen Partei empfahl Lenin selbst die Steuer. Ernsthaft systematischer Aufbau der Großindustrie, sagte er, sei erst nach Wiederherstellung der Kleinindustrien und Heimgewerbe möglich. Mit ihnen müssen wir anfangen.

Auch das Brennholz, das wir, bis das Donezbecken uns wieder die genügende Brennölmenge schickt, brauchen, kann nur die Kleinwirthschaft liefern. Die aber kann nicht bestehen und wir können auf die zu Sicherung unserer Lebensbasis nothwendigen 400 Millionen Pud Brotkorn nicht rechnen, wenn Alles bleibt, wie es in dem ersten Zeitabschnitt proletarischer Allmacht war. Damals verkündete Lenin noch eine leidliche Ernte, nach der (besonders auf dem Futterfeld) schlechten des Jahres 20. In seiner Schrift über die Naturalsteuer hatte er gesagt: „Unser militärischer Kommunismus konnte immer nur ein durch Krieg und Zerstörung erzwungenes Provisorium sein, nie aber die den wirthschaftlichen Aufgaben des Proletariates genügende Form.“ Nun sollte das Neue werden. Daß ers nicht hastig, als ein Nothgebild, erdacht, daß er stets mit einer Periode des russischen Staatskapitalismus gerechnet habe und das Paktiren mit kapitalistischen Mächten ihm nicht „Gesinnungwechsel“ oder „Umfall“ bedeute, erwies er aus älteren Schriften und Reden den Häuptern der Internationale, die aus allen Ländern, auch aus dem fernsten Osten, nach Moskau Pilger entsandt hatte. Rykows, des Wirthschaftleiters, Bericht sah in der Nährmittelnoth noch größere Gefahr als in dem Brennstoffmangel. Nur in den besten Monaten sei die Ernährung von $3^1/_2$ Millionen Arbeitern möglich geworden; seit dem Frühling müsse die Rationirung wieder ins Schmalste geschränkt und dadurch der Betrieb wichtiger Fabriken und Heimarbeitstätten gestört werden. Ossinskij schrieb nach der Rückkehr von der Reise durch die vier Gubernien Tula, Orlow, Woronesh, Kursk, die Ankündung der Naturalsteuer und des fortan freien Handels habe bewirkt, daß überall mehr Land angebaut oder zu Anbau gefordert wurde. „Auf Landstraßen und Eisenbahnen sieht man Mushiks (nicht etwa Dorfspekulanten: der erste Blick lehrts), die große Säcke mit Getreidesaat bei sich haben. Als in Tula die gute Regenzeit begann, hieß es in den Dörfern: ‚Das kommt von der Naturalsteuer!‘ (Eine echt russische Variante des Aberglaubens, der einst in dem Telegramm eines deutschen Börsenblattes den Ausdruck fand: ‚Regen auf weichende budapester Abendkurse.‘) Leider ist noch immer Mangel an Saatgut, die Abnutzung alles lebenden Inventars ist arg fühlbar, Zahl und

Zustand des Viehs sehr zurückgegangen und Alles seufzt über das Fehlen ergiebiger Milchkühe."

Die Naturalsteuer läßt dem Bauer den Haupttheil seiner Erzeugnisse zu freier Verfügung und erwirkt dadurch dem Einzelbesitzrecht wieder Anerkennung („legale Belebung der Bourgeoisie auf wirthschaftlicher Grundlage": nennts Rykow). Dieser Weg mußte beschritten werden. Gerade die Kulturen, die noch den Spalt einer Exportmöglichkeit öffneten, Hanf-, Flachs-, Oelpflanzenanbau, schrumpften von Jahr zu Jahr. Kein Export: also kein Eintausch von Waare, zu deren Erwerb der Bauer die Muskeln straffen mochte. Nur die begünstigten Schwerarbeiter in Moskau und Petrograd erhielten während der letzten Monate noch täglich zwei Drittel Pfund Brot; alle anderen Russen ein Drittel (wenns nicht ganz ausblieb). Was so lange schlecht Genährte leisten, kann Jeder sich vorstellen. Im Januar 20 hat die Industrie nur an zwölf Tagen gearbeitet. Als die Summe der verlorenen Arbeitzeit von 40 auf 24 Prozent gesunken war, priesen die Behörden den rastlosen Fleiß des Fabrikvolkes. Viele Arbeiter fühlten sich krank oder scheuten die Kälte und blieben im Bett; manche durchbirschten die ländlichen Vororte nach Nährstoff; andere waren in langen Bandenkriegen seßhaftem Schaffen entwöhnt und konnten die Arbeitscheu nicht mehr überwinden. Den kargen Pajok giebts in jedem Fall, Papiergeld ist Dreck, der Betrieb röchelt, statt gesund zu athmen: wofür sich noch plagen? Der Metallindustrie, die 1913 noch 300 Millionen Pud Rohstoff verbrauchte, konnten 1920 nur 6 Millionen, ein Zehntel des für den Mindestbedarf Nöthigen, geliefert werden; und als ihr die Kohlenquote um fast die Hälfte verringert worden war, ergab sich, daß sie auch dieses Quäntchen nicht ausnutzen könne. (Die Metallkrisis, sagt Rykow, „trifft den Lebensnerv unserer Gesammtwirthschaft. Sie unterstützt den Verfallsprozeß der ohnehin zerstörten Produktion auf dem Gebiete der Großindustrie, der Zechen und Hütten. Der Schlag von dieser Seite wird unser wirthschaftliches Leben auf lange Zeit lähmen".) Solcher Betriebszustand kann den säumigen Arbeiter nicht spornen. Wer nicht in die Fabrik kam, ist eben nicht anwesend. Ausrede ist leicht erdacht; und wo sie fehlt, verdampft Warnung

und Strafe wie Sprühwasser auf dem durchhitzten Stein. Als
Köder wurde die Losung ausgegeben: „Ein Viertel Dessen,
was Ihr fertig machet, gehört Euch.“ Das ergab zunächst ärger-
liche Unterscheidung. Der Setzer, Drucker, mancher andere Ar-
beiter kann von dem Produzirten nichts nach Haus mitnehmen.
Allzu oft auch wurde das nicht für den Selbstverbrauch Ange-
fertigte in Schluderarbeit verhunzt. Und wo der Betrieb lange
stockte und rostete, verschwanden nach und nach Geräths-
stücke und Maschinentheile. Der hungernde Proletarier ver-
kaufte sie heimlich oder auf offener Straße, wo der Bour-
geois, die Fürstin von gestern die Bleibsel des Behagens und
Glanzes feil hält. Niemand scheint diese letzte Kurve der
Entwickelung klar vorausgesehen zu haben. In dem Buch
über Rußlands „Wirthschaftlichen Aufbau“, das vor ein paar
Tagen im Verlag der Kommunistischen Internationale erschien,
sagt Herr Larin, der Hauptverfasser, er habe „die dunklen
Seiten“ der neurussischen Wirthschaftgeschichte, die zugleich
ein Stück seiner Lebensgeschichte sei, „aus Furcht vor Ueber-
treibung wohl noch unterstrichen“. Dennoch findet der Leser
dahinter Sätze, die heute schon wieder nach Schönfärberei
riechen. „Die Befreiung der an Getreide und Vieh reichen
Gegenden des Nordkaukasus, des Dongebietes und West-
sibiriens ermöglicht Rußland nicht nur, seine Ernährungver-
hältnisse zu festigen und sogar die Organisirung des künf-
tigen Exportes zu beginnen, sondern auch, dem Mangel an
Arbeitvieh Abhilfe zu schaffen. Auch der Verfall der In-
dustrie ist nun aufgehalten worden; trotz allen objektiven
Schwierigkeiten wird sie sogar, Schritt vor Schritt, wieder
hergestellt. Das Proletariat hat die Möglichkeit erlangt, seine
Energie und Schaffenskraft auf wirthschaftlichem Gebiet zu
zeigen. Die Entente muß heute die Hoffnung aufgeben, wirth-
schaftlicher Verfall werde den Untergang des Bolschewismus
bewirken.“ Und Larins Mitarbeiter, Herr Kritzmann, jubelt
noch lauter. „Rußland wird die Blockade länger aushalten,
als der Kapitalismus einiger Länder Westeuropas dem sich
in ihnen entwickelnden Wirthschaftzerfall, der Auflösung
der Disziplin und der Empörung der Arbeitermassen zu wider-
stehen vermag. Der sich heute in Rußland vollziehende Pro-
zeß der völligen Vereinheitlichung und folglich der völligen

Rationalisirung der Volkswirthschaft, der Uebergang des Proletariates von der organisatorischen (sozial-wirthschaftlichen) zur produktiven (wirthschaftlich-technischen) Thätigkeit und die Abschaffung der Waarenwirthschaft durch Einführung der staatlich organisirten Zusammenarbeit zwischen Stadt und Land bereiten den letzten Sieg des russischen Proletariates vor, den Endsieg über den Wirthschaftverfall, den das Proletariat von der alten kapitalistischen Welt geerbt hat." Wie Gejauchz von Jubals Harfe klangs. Doch ehe das in den Einzelangaben lehrreiche Buch ins Deutsche übertragen, gesetzt und gedruckt war, hatte all seinen Ausblicken der Himmel sich düster verhängt. August 20: Eure Hoffnung auf russischen Wirthschaftverfall muß, Bourgeois, ins Grab; unaufhaltsam naht der Endsieg des Proletariates. Frühjahr 21: Rückkehr, auf noch engem Pfad, in bürgerliches Besitzrecht. Der Bauer, der oft mit der Waffe, im Dorfkrieg, sich gegen den Ablieferung seiner Produkte Heischenden gewehrt hatte, darf deren Hauptheil fortan in freiem Handel anbieten. Und die Entnationalisirung der Industrie galt schon vor fünf Monaten als so unvermeidlich gewiß, daß vielfach Betriebe, sogar halb oder ganz zerstörte, manchmal auch nur die alten Firmanamen, das einzig Erhaltene, heimlich aufgekauft, mit Nutzen weiterverkauft wurden und daß Rykow auf der Allrussischen Konferenz der Volkswirthschaftsowjets sagen durfte: „Wir werden gezwungen sein, schlecht gehende oder stillgelegte Betriebe an Genossenschaften, Gesellschaften und Einzelunternehmer zu verpachten. Wenn ein Privatgeschäftsmann aus einer Fabrik, deren Räder jetzt still stehen, Etwas machen kann, wärs ein Verbrechen, sie ihm nicht zu geben. Wir brauchen eine radikal-revolutionäre Aenderung des ganzen Systems unserer Volkswirthschaft." Das am zehnten Juli 1921 verkündete Gesetz erlaubt die Verpachtung staatlicher Industriebetriebe an Gesellschaften und einzelne Bürger. Der Pächter haftet mit Vermögen, Freiheit und Leben für das ihm zu Nutzung überlassene Gut und für die Achtung aller vom Centralsowjet der Gewerkschaften beschlossenen und noch zu beschließenden Arbeiterschutzgesetze; sein Pachtvertrag ist vor der Ablaufsfrist nur durch Gerichtsspruch, nicht durch staatlichen Eingriff lösbar und sichert ihm während der Gel-

tungdauer alle Rechte des kapitalistischen Unternehmers: freien Handel, Abschluß von Lieferverträgen mit dem Staat, dessen örtlichen Behörden und mit Privaten, Annahme und Erledigung aller Aufträge, sogar, wenn das Volkskommissariat für Außenhandel zustimmt, den Einkauf von Nährmitteln, Rohstoffen, Industriegeräth aller Art auf jedem Markt fremder Länder. Unter diesem Gesetz steht der Name „W. Uljanow (Lenin)". Den strenggläubigen Kommunisten schaudert. Im Vorjahr hatten wir gehört, die hastige Arbeit der Notenpresse schade nicht, da Rußland das Geld ja mählich doch abschaffe. Nun wird die Ausgabe neuen Papiergeldes erwogen, das zweitausend alte Sowjetrubel in den Werth eines neuen schrumpfen läßt. Denn Waarenaustausch will Geldeinheit.

Neben dem von der Inbrunst aller Wallfahrer sehnsüchtig angestaunten Heiligenbild auf dem Rothen Platz am Kreml stehen, auf Bolschewikenbefehl in Stein gemetzt, die Worte: „Religion ist Opium fürs Volk." Lächelnd siehts die Iberische Heilandsmutter. Nicht einen Gläubigen, keinen Bangen entlockt ihr das Warnwort; in keinem der Tausende, Abertausende, die es lasen, welkte der fromme Glaube an ihres Bildes Wunder wirkende Kraft. Dieses Bild wird noch prangen, wenn die Inschrift, die abschrecken sollte, längst vermodert, unter Steinwurf zerbröckelt, von Zornesbefehl unter Kalk und Farbe begraben ist. Ratio in Rußland! Wer daran glaubt, mag auf dem Berg Athos, der Heimath dieser Maria, eine Jimmydiele eröffnen und auf Ertrag der Bauchtanzerei rechnen. In den Jahren magerster Rationirung konnte der Wahn aufwuchern, auch diesen Erdtheil werde Rationalismus erobern. Rußland ist ein Islam; und niemals wird, in menschlichem Denken vorstellbarem Zeitraum, kühle Vernunft die darin herrschende Macht. Die Kirche wurde vom Staat getrennt, ihren Dienern, hohen und niederen, der Sold entzogen: und nie noch loderte die Aufbrunst des Gottesglaubens höher himmelan. Die Aermsten knausern sich dürftige Bissen ab, damit „unser guter Pope nicht Hunger leide"; und bleibt das Abgeknickerte unzulänglich, so stecken Fromme dem heiligen Mann ein als letzten Nothanker aufbewahrtes Geräth, einen Teppich, goldene Ringe, Armbänder, Amulete zu, die er dann auf der belebtesten Straße verkauft, daß Jeder sehe, wie schwer die

Lebensfristung dem Priester wird. Er säckelt das Doppelte, Dreifache Dessen, was der Staat ihm gab; wird aber nicht mehr zu Wodka und süßem Schnaps eingeladen, also nicht trunken, wie einst oft, auf der Gasse gefunden und drum inniger als je zuvor verehrt. Alles verfällt, verarmt, verschmutzt; nur in den Gotteshäusern lebt noch der Glanz und die Pracht tief sonst verschütteter Tage, leuchtet Gold, schimmert Silber, funkeln Edelsteine. Schon als Weide darbender Augen winkt die Kirche die versprengte, scheu durch Elendsdunkel irrende Heerde in ihres Schiffes Wonnen. Ist Religion Opium: willkommen der Trank, der für einer Stunde Dauer doch dem Jammerruf des Erlebnisses das Ohr grausam geplagter Kreatur täubt! Kein Kutscher, Handwerker, Bettler, kaum ein Fabrikhöriger versäumt, an geweihter Stätte sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu segnen. Tiefer und fester als je seit dem Tatareneinbruch sind die Wurzeln des russischen Christglaubens; und die Außerordentliche Kommission, die allmächtige „Tscheka", das Inquisitorengericht selbst wagt nicht den Versuch, diese Wurzeln zu lockern, ihr dünnstes Fädchen zu durchschneiden. Unverändert, wie in allen Wirbeln die Gewalt der Kirche, blieb auch der Tshin, die an Kopfzahl vertausendfachte Beamtenschaft. In all dem Gerede von einer sich breitenden Kluft, auch nur keimenden Feindschaft zwischen Lenin und Trotzkij, von wüster Schlemmerei der Regirer und in ähnlicher Mär ist kein wahres Wort. Das Riesengefüge, das unübersehbare Geschachtel tausendfüßiger Bureaukratie aber wurde als unbrauchbar erwiesen. Zwar ist jeder Tshinownik unter Doppelaufsicht gestellt (und dadurch der Drohnenschwarm in Reichsgefahr angeschwollen); doch aus kaltem Orient ist, gar in Nothzeit, nicht leichter als aus heißem das Unkraut geil wuchernder Bestechlichkeit zu roden noch der stetige Fleiß, die treue Hingebung an Pflicht zu züchten, deren Leistung dem Occident „natürlich" scheint. Der russische Beamte, der, wie Lenin, Trotzkij, Radek und mancher Andere, nur für die Sache, die res publica, lebt, ihr, ohne zu zaudern, sich zu spreizen, müde zu zwinkern, jede Behagensstunde gern opfert, ist ein Held oder Heiliger. Auch unten, wo nicht Machtbewußtsein von Dürftigkeit und zermürbender Ueberarbeit entschädigt, giebts Menschen solchen

Schlages, Männer und Frauen, die selbstlos, ohne Gier nach Wohlstand, Titeln, Orden, bis zum letzten Wank jeden Kraftquell willig ins Werk verströmen. Nur ist ihre Zahl nicht groß genug, um die Mammutform dieses nie erschauten Beamtenapparates mit gesundem Leben zu füllen. Konnte nicht groß genug sein. Wähntet Ihr, Aenderung der Gesetze, Rangordnung, Besitzrechte, der Außenfassade und des Innenmobiliars könne das eingeborene, ererbte, anerzogene Wesen eines Volkes wandeln? Wurde der Deutsche etwa Republikaner, weil in der Verfassungurkunde jetzt steht, das Deutsche Reich sei eine Republik? Und Karamasows, deren Wesensfarbe viel fester sitzt als je das Schwarz-Weiß-Roth der Teutschesten, sollen in vier Jahren zuverlässige, emsig sich drehende Rädchen in einer Maschine geworden sein? Nicht in vierzig Jahren würden sies; kämen noch dann zu spät und gingen zu früh, tränken Thee, rauchten Papyrossi, beplauderten, beseufzten, beweinten Alles, was ist, war, sein wird oder könnte, und hätten alle beträchtlichen Kennzüge karamasowischer Lebensart und ihrer Herkunft aus verqualmter, verhegelter Evangelienwelt im Sturm der Horen bewahrt. Das Antlitz des russischen Bauerlandes zeigt Kummerfurchen; in den russischen Städten, den gilbenden Hülsen der Selbstzweck gewordenen Sowjetbeamtenschaft, die sich selbst und ihre Wächter nicht mehr ernähren kann, röchelt, ohne Gewerbe und Handel, ohne Erwerbsmöglichkeit und Aufsteigleiter, des Lebens Athem. Nicht Alle sind träg. Heimarbeit liefert aus Gehöft und Stadt zum Entzücken fein getönte Teppiche, Perlenstickwerk, Decken, Kopf- und Brusttücher, Handgewebe und Spitzen aller Sorten, bemalte Lackschachteln, Ketten, Putzgeräth und Behang in jeglicher Form. Auch diesem Kleingewerbe erlahmt, freilich, schon die Kraft; neuer Lenz würde ihm, schnell, erst wieder erblühen, wenn Ihr den behutsam flinken, zu Kunstwirken geschaffenen Händen die nöthigen Stoffe, Instrumente, Farben brächtet. Im Innersten aber, als Islam und Gesammtseele, ist Rußland geblieben, wie es war. Ungewandelt. Unwandelbar. Die Khane der Goldenen Horde, den vor Zwergenaugen großen Peter, ders mit Asiatenwerkzeug europäisiren wollte, die Genien der ewig männernden kleindeutschen Prinzessin Katharina und Bonapartes, des ruhmsüchtigen Timur

aus West, hats, nach und vor Zaren, die graue Schatten oder grell gesprenkelte Raubthiere waren, überwunden, in sich geschlungen, unter Krämpfen verdaut. Auch Lenin wird von Rußland überwunden; nicht Rußland von ihm.

Er hats geahnt oder zu rechter Zeit noch vorfühlen gelernt; und, als Urrusse, in Demuth dem stummen Ruf der russischen Seele gehorcht. Pedanten und Steifleinene kletterten in die Andeutung, er habe, der Meister selbst, den Heiligen Geist des Kommunismus verrathen. Aus gekniffenen Auglidern traf sie ein im Blitzen noch lachender Blick. „Lasset doch die Phrasen, all die Stichwörter, die Ihr uns ablauschtet und auf ganz andere Zeit, ganz andere Umstände nun, kindisch-geckig, anwendet! Was ich hier von ‚Links-Kommunisten' aus Deutschland vor mir sehe, macht mich stolz darauf, daß ich zu der Rechten gezählt werde." Also sprach Lenin auf dem Dritten Kongreß der Dritten Internationale. Auch er durfte, wie andere Staatshäupter, nicht öffentlich Alles sagen, was er empfand und dachte. Ob er im stillen Kremlkämmerlein aber nicht ohne Erbarmen Herrn Bela Kuhn abgekanzelt hat, dessen blinder Plumpheit das Unheil der mitteldeutschen „Märzaktion" zu danken war, und ob ihm nicht der Doktor Paul Levi, trotz der Ketzerschrift, die der Bannstrahl strafen mußte, unter allen deutschen Genossen noch immer der liebste ist? Moskau sollte der Seuchenherd werden, dessen wimmelnde Bazillen den Leib aller von Menschenausbeutung lebenden Mächte vergiften. Aus der (von Ludendorff-Hindenburg-Wilhelm auf fetten Nährboden gebrachten) Reinkultur wurde Seuche. Noch aber bereitet der Erdwest sich Sera, die ernste Ansteckung hindern. Genies der That sind selten allsichtig; tragen meist, mögen sie auch durch so breite Klüfte getrennt sein wie Cromwell, Bonaparte, Bismarck, Scheuklappen, die das Blickfeld verengen. Leichtfertig wäre deshalb der Schluß, Lenin müsse sein Handeln heute als unfruchtbar, den mühsam durch Dorndickicht gebahnten Pfad als Irrweg erkennen. Diktatur des Proletariates in einem über zwei Erdtheile, zwei Glaubenszonen gestreckten Reich, das erst Keimansätze eines Stadtproletariates und unter je hundert Bewohnern achtzig Landbauer hat. Drosselung der „wirthschaftlichen Initiative" auf der Erde, der gerade sie immer,

zu schlimmstem Schaden, gefehlt hat und in die sie aus allen Buchten und Strombetten geleitet werden müßte. Auf solchem Boden, der, heute noch, zu selbständigem Leben unfertig, auf Europa und Asien angewiesen, noch eurasisches „Kolonialgebiet“ ist, die jähe Hemmung aller treibenden, spornenden Kräfte, der Dränge nach Besitz, Vorrang, Namensschimmer: und das fast ruchlos den Dutzendmenschen überschätzende Hoffen, von diesem Boden, dennoch, das zu Bedarfsdeckung Nothwendige, wohl darüber hinaus noch, zu ernten. Daß Lenin so denkt, den psychologischen Fehler in seiner Rechnung schon wittert, ist durchaus nicht gewiß. Daß noch im besiegten Deutschland der Lohnarbeiter, vergleicht er sich dem russischen, wie ein Prasser in Edens Park haust, daß der amerikanische von Mehrwerth, Klassenkampf und anderer Marxistenlehre nichts weiß, aber als Herr stolzirt, sein Häuschen mit Garten, sein Motorrad, beinah jeder zehnte ein eigenes Auto hat, daß die Zahl der Menschen, die ohne Sporn und Peitsche, Hoffnung auf Gewinn und Furcht vor Verlust ihr Aeußerstes, Letztes im Alltagsrennen aufwenden, noch lange klein bleiben wird: der Mann im Kreml nennts wohl „Menschewikenschwatz“ und schales Bürgerhirnbräu. Doch er hat sich dem Aberglauben, dem liebsten, an nahe Weltrevolution, den Vorbeding aller Sowjetmachtwahrung, entrungen; und war, um Rußland zu retten, zu Opferung des Parteidogmas, zu Selbstbleichung des Glanzes, der ihn umleuchtet, ohne eitel feiges Zaudern bereit. Schon aber wiehert der Falbe. Und das Totenreich schlottert heran.

Ein Viertel des städtischen, ein Fünftel des ländlichen Durchschnittsertrages aus den Vorkriegsjahren. Ein längst von kleinen Tandfreuden des Lebens, nun auch von der Nothdurftdecke geblößtes Reich, dessen Volk, trotz dem schnellen Beamtenzug zwischen Petrograd und Moskau, trotz Elektrobahn und Elektrolicht (Beides noch ohne Entgelt), in die Verkehrsform vor der Reife gewelkter Asiatenstädte zurücksinkt. Korn und Kartoffeln verbrannt. Auf grasloser Wiese das Gestöhn und Gebrüll verendenden Viehs, von Hungerswuth, Durstqual toller Pferde. Die fruchtbarsten Felder Sibiriens von Wanderheuschrecken verwüstet. Unmöglich, aus den von Gluth und Fraß verschonten Bezirken

zureichende Hilfe zu holen: weil die Schienen zerfetzt, die Lokomotiven verrostet, die Wagons, auf totem Gleis, unauffindbar, Zugführer und Schaffner auf Hamstergang nach irgendwas Genießbarem sind, Kohle und Naphtha fehlt und die Fäller nicht die nöthige Brennholzmenge an die Stationen geschichtet haben. Einsturz der morschen Säulen, die den Nothbau der Zwangswirthschaft, das schwanke Gerüst des Ernährungsystems trugen. Rückfall in Völkerwanderungpein. Millionen Graubrauner unterwegs; in verlausten Lumpen, auf Fußlappen (weil zwar Wild- und Viehleder in Fülle, doch kein Gerbstoff zu haben ist); verthierendes Wandervolk, das zu Baumrindebrei sich Frösche, Kröten, Mäuse brät, Rattenschenkel schmort, als Leckerbissen schmaust und morgen den Ekel vor Menschenfleisch verlernen wird. In den Hauptstädten ein Gebirg sargloser Choleraleichen; auf Dörfern und Landstraßen verwesen sie ungezählt. Aerzte? Gefallen, verlüdert, in Kommissariate eingefilzt, in Schleichhandel untergekrochen, kleinbäuerliche Selbstversorger geworden. Fast alles Arztwerkzeug unbrauchbar. Linderungmittel nur mit Papiergeldhügeln zu erkaufen. Fiebermessung Luxus der Reichsten. Kein Saatgut, Dung, Kali, Salpeter für die nächste Feldbestellung. Stand Natur selbst auf, mit glühender Ruthe den widernatürlich prokrustischen Frevel zu ahnden, der ungleich Geborenes durch Hacken und Strecken gleich machen wollte? Wie entartete Christen die ganze Judenheit vehmen, die der Welt doch, statt des Göttergeknäuels, den einen Gott-Vater, die andächtige Ehrfurcht vor Geisteswehen, die Bibel und den Heiland geschenkt hat, so haben die Pfaffen, Magister und Pfründner des von den Bürgersöhnen Engels, Marx, Lassalle errichteten, von dem Landjunker Uljanow ausgemalten und möblirten Lehrgebäudes jeden nicht ins Proletariat Gezeugten mit der Schmutzkruste des Ausbeuters, vampyrisch von Blutsaugung Gedeihenden bemakelt und, längst wider besseres Wissen, verschwiegen, daß im Wandel der Zeiten diese schematische Unterscheidung knochenlos, saftlos geworden ist und zwischen Arbeit und Kapital, wie heftig und nothwendig auch ihre Grenzkämpfe seien, nicht mehr der alte Pestgraben aus den Tagen der Schwitzer und Höhlenfroner stinkt. Zerriß Sonnenzorn die Brand lindernden Schleier, um das Ueber-

maß, den Uebermuth solchen Unrechtes mit sengender Strahlenpeitsche zu strafen? Aus Ost und West werden die Bürger, noch gestern Schmarotzergesindel, bösartiges Geschwür, grindiges Scheusal, in schillernde Buntheit aufgeblähte Qualle, wird die Gesammtheit der Bourgeoisien zu Nothhilfe für Rußlands „Werkthätige", Bauer und Stadtarbeiter, aufgerufen, geläutet. Weh Euch, wenn Hohn drum Eure Lippe rümpfte! Das sechste Siegel ward gebrochen. Auf unsere Häupter, Aller, brennt der Tag des großen Zürnens. Und bestehen kann nur, wer allen Haß aus dem Herzen jätet und in allem von Gottes Athem Lebenden liebend den Bruder umfängt.

Lukas 14, 27

Schrill heult der Geläutruf über die Erde hin. Niemals war die Troika zerschmetterndem Sturz in Abgrund so nah. Und sie trägt nicht eines Caesars, Herrschergeschlechtes, Volkes: trägt zweier Erdtheile Glück; mindestens zweier. Ists nöthig, auszumalen, was in Asien, in Europa, nicht nur im Ost unseres Kontinentes, würde, wenn das große Rußland, wie in Tatarenfinsterniß das kleine, abstürbe, seine fiebernden, verseuchten, von Grauseserlebniß irren Volkheitbleibsel weit über die Reichsränder, die von Pfuscherzangen ihm abgezwickten Randstaaten spritzte, mit Fäulnißschwaden alle Luftzonen vergiftete und in Herz und Hirn aller Mühsäligen tief sich die Glaubensgewißheit einrammte, in diesem Weltuntergang das Werk rachsüchtigen Besitzerdünkels zu schauen, der Sklavenaufruhr und Verrückung der Raffgiergrenze mit langwieriger Folterpein straft und den von des Martertodes schlurfendem Schritt Geängsteten nicht das Augenblickslabsal eines Schweißtuches, Essigschwammes gewährt? Wähnet Ihr, solches apokalyptisch Entsetzliche „lokalisiren" zu können, und vergesset, daß dieses Kindswahnes Seifenblase schon platzte, als nur Habsburgs feig-freches Unterfangen der Slawenknechtung in Tollhausmauern eingeriegelt werden sollte? Sicherlich wähnet Ihrs: sonst würden nicht, unter dem Windgepeitsch, Sturmgebrüll des Glockenklöppels, kostbare Stunden, unwiederbringliche Tage an den Klatsch vergeudet, ob der dummen Frage eines Ministers noch dümmere Antwort wurde und ob das von Eurer stieren Blindheit erstrebte Theil-

ungprovisorium einen größeren oder kleineren Fetzen oberschlesischen Bergschatzes den Polen zu Atzung hinwirft. Der Erdgrund klafft auf: und Ihr errechnet den Kuxenertrag.

Was kann geschehen? Wohlthätigkeit vermag nichts wider solche Gräuelsaat. Rüttelte der Hilferuf des ehrwürdigen Patriarchen von Moskau aus allen Bischofsstühlen der Erde die Hirten zu eiferndem Thun auf, wäre der schmächtige Dichter Gorkij nicht in die Literatenschrulle entgleist, seinen Nothruf, den zuvor der weise Masaryk und der greise France empfingen, an Herrn Hauptmann zu adressiren, den Kriegsbarden und Genüßling, der nie für leidende Menschen, nie wider thronende Schmach einen Finger gestreckt, vom Zins der Elendsausspreitung nur sich die Schleckertafel bestellt hat und dem Schreckenskünder jetzt abgestandene Phrasensuppe (mit dem Fettauge der Lüge, Deutschland sei von der Kunde „tief erregt und bewegt") vorsetzt: auch dann noch müßte die Werbung um Wohlthatspende unwirksam bleiben. Millionen europäischer Kinder sacht aufzufüttern, war ein gewaltiges Werk, das seine Meister, Herrn Hoover und dessen Freunde, vornan die anglo-amerikanischen Quäker, in Menschenewigkeit lobt. Doch besinnet, was in Rußland ist, gedenket, daß sechzig, achtzig Millionen in Pfuhl und Pferch düsterster Noth verschmachten, daß des größten Weißenreiches Grundmauer barst: und saget danach selbst Euch, was wider so ungeheure, unerträumte Erdgefahr Sammelei und Theaterei „gütiger Geber" vermöchte. Nicht ein Land kann helfen; das reichste noch, ein Dorado, wäre zu arm. Der kräftigste Aufschwung gepaarten Helferwillens, wärs in den westlichen Siegerstaaten, zu schwach. Wohlthätigkeit tummele sich rüstig in Haus und Nachbarschaft. Geschenke versickern in Wüstensand. Ganz Anderes fordert das Fatum der Stunde.

Die schleunige Mobilisirung eines internationalen Arbeitheeres. Alle Staaten, die in den Großen Krieg gerissen waren, müßten Kontingente stellen. Alle haben dreimal mehr Geräth, als jetzt nöthig wird. Alle fänden für dichte Schwärme Arbeitloser, für Legionen beruflos abenteuernder, dem Landfrieden gefährlicher Offiziere, Militärtechniker, Unteroffiziere lohnende Beschäftigung. Alle könnten ihre Lager von lästigen, auf gewohntem Handelsweg unverkäuflichen Rohstoffen

und Waaren geschwind leeren. Und sie schüfen zugleich sich die nahe, leicht zugängliche Absatzstätte, den Markt, ohne dessen Sicherung weder Europa noch Asien genesen kann. Erster Vorbeding: das durch Unterschrift der Verantwortlichen beglaubigte Gelübde, keinen Eingriff in die russische Staats- und Gesellschaftform, nicht offene noch heimliche Förderung irgendwelcher Gegenrevolution zu versuchen. Ob Rußland in Kommunismus, in Kapitalismus zurückkehren, in Bauerndemokratie oder Volkszarthum einbiegen, sich das breite Strombett zu sauberer Gemeinwirthschaft graben will, hat nur seines Volkes Wille zu bestimmen; kein fremder. Und das Maschinen-, Schacht- und Schollenvolk, das nicht lange mehr den Ekelnamen des Weltproletariates trägt, bürgt ihm für seines Willens ungezäumte Freiheit. Zweiter Vorbeding: Nur die Menschenarbeit ist Geschenk; alles Andere wird bezahlt, wenn durch Rußlands Adern wieder rothe Blutkörper schimmern. Bis dahin, seid gewiß, dauerts nicht lange. Aus Strategen, Verkehrstechnikern, Industriekapitänen, Bankmännern, Ingenieuren, Kaufleuten wird ein Generalstab, wie noch nirgends die Welt einen sah. Er entwirft die Marschkarten, den Bau- und Wirthschaftplan, das System der Abrechnung und langsichtiger Kreditgestaltung. Ist er über das Kernproblem mit den Moskauern einig: aus Ost-, Süd-, Nordeuropa, aus Asien, über Wladiwostok und Korea, in Rußland hinein; ohne schwere Waffen, in der Rüstung zu Frieden zeugendem Werk. Sold und Kost wie in lichter Kriegszeit. Konntet Ihr damals, nach jähem Ruf unter die Fahnen, im Hui Eisenbahnen erzaubern, neue Industrien, ganze Nothstädte aus der Erde stampfen: was mißlänge Euch morgen, ohne Lebensgefährdung, zwanzig, dreißig Völkern in Eintracht? Die wären gewiß, zu eigenem Nutzen sich zu mühen; erwürben den besten Markt, überschüssigen Technikern und Vorarbeitern ein Dauerheim, Gesundung europäischer Staatsfinanzwirthschaft; und würden, Briten, Franzosen, Deutsche, Polen in einer Front, dann erst im Innersten ehrlich versöhnt. Der Kapitalismus erwiese befruchtende Lebenskraft. Und wo in Rudeln jetzt Wölfe lauern, sähe die Weltseele, endlich, Menschen für Menschheit erglühen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 6. August 1921

Vor dem Obersten Rath

Vivos voco

„Sie möchten also für Rußland die Welt mobil machen? Im letzten Heft Ihrer ‚Zukunft' las ichs. Richtig gehende Mobilmachung? Höllisch großer Aufwand!"

„Der größte wäre für diesen Zweck ungefähr groß genug. Der von mir empfohlene im Verhältniß zu dem Ertrag, wirthschaftlich und politisch sicheren, der billigste, der zu erdenken ist. Sie würden auch gar nicht staunen, wenn Sie über den Umfang der Aufgabe und der Gefahr irgendwas wüßten."

„Sie reden ja, als ob ich ein Kropftrottel wäre oder im dunkelsten Dorf der Kaschubei säße. Ich lese doch Zeitungen!"

„Eben drum. Daraus lernen Sie, wie oft Graf Saint-Aulaire in der Foreign Office war, welche Verbalnoten er hingetragen und welche dorther heimgebracht hat. Wortlaut, versteht sich, wird Ihnen nur vorgesetzt, wenn nichts drin ist, was irgendeinem Mitgliede des Reichskabinets den Makronenmagen verdirbt. Alltäglich darf Ihr Auge auch auflecken, was der Mund eines dieser Ehrwürdigen, Seiten lang dreispaltig, hingekleckert oder ein Paar eben so tüchtiger pariser Dutzendschreiber von sich gegeben hat. Quark in jeder beliebigen Menge und mit allem erschwinglichen Gedüftel. Speichern Sie aber je Beträchtliches, dessen Ausdrusch im Mindesten lohnt? Hat Ihre Zeitung berichtet, was in den fast drei Jahren

seit dem Kriegsende in den uns nächsten, unserer Zukunft wichtigsten Ländern, Czechoslowakei, Esthland, Lettland, Litauen, was in dem großen Rumänien und dem kleinen Bulgarien, gar in Südamerika, Australien, China geworden ist? Nichts. Wie der Westpreuße, Thüringer, Hesse, Schwabe, der Deutsche im besetzten Gebiet lebt und denkt? Manchmal giebts kalte Bissen von der Propaganda-Schüssel; sonst nichts. Erzählt Einer, im Saargebiet, zum Beispiel, gehe es den Menschen recht gut, die fremde Behörde sei vernünftig, von ‚Versklavung' und Aehnlichem nichts zu merken: als Hochverräther steht er am Pranger. Und in dem Sack Ihrer Preßkunde fänden Sie nur Angabe, die den Sünder belastet und schreit: Sklaverei, Mißhandlung, nur den Französlingen Gunst, systematische Versuche der Entdeutschung, stete Geschlechtsgräuel der marokkanischen Besatzung, Schwarze Schmach; toute la lyre. Doch weiß ich aus Briefen, daß ruhige, dem Deutschthum zugehörige Leute durchaus zufrieden sind. Zollgrenze gegen Elsaß-Lothringen wäre der Tod ihrer Wirthschaft geworden. Jetzt haben sie, auch aus Briey, das Erz, das ihre Kohle braucht. Taglohn des Bergmannes: zweiundzwanzig Francs; über hundertdreißig Mark. In einem Lande, wo ja auch unsere kranke Währung noch gilt. Gesammtumsatz im vorigen Jahr: dreihundertfünfzig Milliarden. Danach können Sie sich vorstellen, wie das Geschäft blüht und welche Profite von Groß und Klein gesäckelt werden. Natürlich giebts Unzufriedene; wo nicht? Bürgerliche und sozialistische Patrioten, die den Tag der Wiedervereinigung mit Deutschland ersehnen. Die Lautesten, also am Weitesten Hörbaren sind zugewandert; nicht Saargewächs. Bedenken Sie, daß im Saarbecken zu Tausenden, Zehntausenden Elsässer und Lothringer sitzen, die seit dem Friedensschluß Franzosen sind und daß unzählige Fäden der Blutsverwandtschaft und Geschäftsfreundschaft hinüber, herüber laufen. Im Sexualen gehts nirgends ganz sauber zu, wo viele halbmüßige Soldaten herumstolziren; und auch die Franzosen wissen von der Anziehungskraft fremden Blutes auf dichte Weiberschwärme ein leidiges Lied zu singen. (Nebenbei: ein Hauptgrund des Widerstrebens gegen die Zulassung großer Schaaren deutscher Arbeiter ins

verwüstete Nordfrankreich.) Die Marokkaner, Othellos herakʼ lisch gebaute Enkel, nicht Nigger, brauchen nicht Gewalt anzuwenden, um satt zu werden; eher, um das Angebot auf den Bedarfspegel zu senken. Und im Allgemeinen wird ihre straffe Zucht gerühmt. Der Freiheitraum ist den Saarabiern nicht verengt worden; unter der Regentschaft des Königs Stumm war er nicht halb so breit. Wenn der Wohlstand sich nicht über alles Hoffen gehoben hätte, wären nicht Dutzende neuer Banken auf das schmale Landstück gesetzt worden. Richtig ist, daß es von Paris übereifrig gehätschelt wird. Warum nicht eben so von Berlin? Jedes Geschäft mit Deutschland wird, Kauf und Verkauf, den Leuten sauer gemacht. Hat Einer sich durch das Gewirr der löblichen Reichsbehörden gewunden, ist er von einem Amt ins andere, von W[8] nach W[10] oder SW geʼ schickt worden, dann heißts an der endlich, Montag, entʼ deckten zuständigen Stelle: ‚In Saarʼ Angelegenheiten ist nur Freitag Sprechstunde.‘ Deshalb könne der Kaufmann oder Industrielle nicht vier Tage in Berlin vertrödeln? ‚Das ist nicht unsere Sache. Der Herr Referent ist nicht anwesend. Kommen Sie Freitag wieder.‘ Glauben Sie, daß solcher Brauch das jetzt täglich in die Wärmröhre gelegte ‚völkische Bewußtʼ sein‘ in Lenztrieb fördert? Oder daß es besser als in dürrer Erde unsere Kartoffel gedeiht, weil parteilich Verärgerte oder Gewohnheitraunzer die Völkerbundesverwaltung herunterʼ hunzen, die Mitbürger gegen sie aufputschen und dadurch die Gewaltinhaber zu schroffer Haltung reizen? Aus allen Briefen springt mir, immer wieder, der Wunsch entgegen, Deutsche mögen hinkommen und selbst sehen, aber auch dafür sorgen, daß nicht durch die blinde Thorheit Oeffentlicher Meinung der Saarfriede gestört werde. Was Sie über Rußland hören, kommt nun obendrein gar aus zwei Propagandamaschinen. Der von den Bolschewiken bedienten trauen Sie nicht. Ist denn die andere etwa zuverlässiger? Die letzten Nachrichten, die ich, in unseren größten Zeitungen, fand, melden, in Moskau werde erwogen, das Staatsmonopol für Außenhandel aufzuheben und die Hungersnoth durch den Ertrag einer Naturalsteuer zu lindern, deren Einführung aber die Bauerschaft zu hinʼ dern strebe. Aus der ‚Zukunft‘ wissen Sie, daß durch das

am zehnten Juli 21 von Lenin unterzeichnete Gesetz das Staatsmonopol für Außenhandel abgeschafft und seit dem einundzwanzigsten März die Naturalsteuer eingeführt worden ist. Unter hundert Millionen Bauern sind wohl hunderttausend, die auch darüber murren. Doch die neue Steuer ist viel leichter erträglich als der Ablieferzwang, der zuvor galt, und wurde auf die Bitte und zum Schutz der Bauerschaft beschlossen. Keins der zwei Gesetze ist in Zusammenhang mit der durch Mißernte so furchtbar verschärften Hungersnoth. Auch der Herr Doktor, der Tante Voß mit ‚weltwirthschaftlichen‘ Leitartikeln bedient, scheint noch am zweiten August nicht zu wissen, daß die Naturalsteuer seit vier Monaten durch Gesetz eingeführt, nicht nur, wie er glaubt, von Lenins Schrift empfohlen worden ist. So sehen die ‚Informationen‘ aus, auf denen Ihre Schätzung des nothwendigen Aufwandes ruht."

„Mag wohl sein. Ich behaupte ja nicht, die Verhältnisse gründlich zu kennen. Immerhin will die Reichsregirung, die doch bessere Nachrichten als Unsereins haben muß, nur die Privatinitiative mit allen Kräften fördern. Obs genügen wird, weiß ich nicht. Das Elend ist sicher sehr groß."

„Da sechzig bis achtzig Millionen Menschen nichts zu essen und anzuziehen, weder Kohle noch Petroleum, weder Arzt noch Heilmittel, eben so viele nur noch das Allernothdürftigste haben, können Sie, ohne zu übertreiben, sagen, das Elend sei ‚sicher sehr groß‘. Und getrost glauben, daß von Umfang und Tiefe dieses Elends noch der westeuropäische Habenichts sich keine richtige Vorstellung macht. Nur der Russe erträgts; wenigstens in der Weißenwelt kein anderes Volk. Dabei denke ich gar nicht an den Jammer, den die Dürre in achtzehn Gubernien geschaffen hat. Schon zuvor wars schrecklich genug; und mein ewiges Drängen nach internationaler Helfergemeinschaft währt ja nachgerade ins dritte Jahr. Hungersnöthe gabs in Rußland immer von Zeit zu Zeit; allzu oft ganz schlimme. Lenin hat die Gründe gezeigt; und in dem Buch ‚Das hungernde Rußland‘, dessen Munptt heil der seitdem zum Dollarmillionär gewordene Doktor Helphand-Parvus geschrieben hat, finden Sie ein Kapitel, das lehrt, warum diese Nöthe sich, nach einem Wirthschaftgesetz, periodisch stets wiederholen mußten. Vor

solchen Nothzeiten aber hatte der russische Mensch besser gelebt als, seit Jahren, vor dem Ausbruch der neuen Krisis. Natürlich, untererernährt, denken Sie; so wie bei uns das Stadtproletariat. Nein, Herr Bürger, nicht so. Putzen Sie das Wort von all dem Staub und Rost rein, den es in der Umgangssprache unseres Alltags angesetzt hat, und versuchen Sie, sich in den psychophysischen Zustand eines Volksgewimmels einzufühlen, das auf die Speisung unserer ärmsten Arbeitlosen wie auf ein Prunkmahl des Lucullus blicken müßte. Dessen Zunge Fleisch und Fett kaum noch kennt und dessen Magen nur an Tagen höchsten Glückszufalles sich einmal mit Brot sättigen durfte. Fadendünne Männchen, eingeschrumpfte Weiber, Knochengerüste mit frommem Kindsauge. So ist das Volk, dem nun auch Brot und Kartoffeln fehlen werden. In solcher Leibesbeschaffenheit wirkt Hunger (nackter, nicht Mangel an kräftigem Nährstoff) anders als nach Fettleben und Butterwochen. Weiter. In Rußlands Hauptstädten sogar ist die Kanalisation und Wasserleitung längst zerstört. Der müd von der Arbeit, körperlicher oder geistiger, Heimkehrende muß zuerst, auch im kältesten Winter, mit dem Eimer herunter, um irgendwo Wasser zu holen; und der andere Eimer, dessen Inhalt selbst abgehärtete Nasen nicht gern lange im Dunstkreis dulden, trägt sich nicht leichter. Arbeiten muß Jeder und Jede. Sonst giebts keinen Pajok. Kohle? Nicht so viel, wie Vierjährige hier vom Fahrdamm aufklauben. Alles, Wohnung, Herd, Maschinen, Lokomotiven, Schiffskessel, Elektrowerke, wird mit Holz geheizt; in einem Lande, das acht Monate eisig strengen Winter hat. Theuer und mühsälig. Ist der Abtritt gesäubert und Wasser geholt, dann muß Holz erkauft, erlistet, erschlichen, gespaltet werden. Umkehr der Reihenfolge bietet die einzige Abwechselung. Bequem, unter solchen Umständen sich ein Glas Thee, den Kindern eine Brot- oder Kohlsuppe zu bereiten! Zwischen wichtigen Orten verkehren in jeder Woche zwei, drei Personenzüge; wenn sie nicht, weil Holz fehlt oder Militärtransporte die Strecke verstopfen, ausfallen. Schneckenpost, in der sich der Reisende für Tage einrichten kann. Ist auf irgendeiner Station die Spaltung und Schichtung des Holzes versäumt worden, dann wartet der unge-

heizte Zug, bis Mushiks zusammengetrommelt, ins nächste Wäldchen getrabt und die zur Füllung des Maschinenbauches nöthigen Scheite herangeschafft sind. Das aber, spricht mit tröstlichem Zwinkern der Bolschewik, ist bei uns nicht alltäglich. In Moskau fahren sogar noch Straßenbahnen. Doch vergeude Dich nicht an die Hoffnung, darin einen Platz zu finden. Jeder Wagen ist überfüllt und wird, dennoch, an jedem Haltepunkt von einem Heer Harrender gestürmt. Was die paar Wagen mitschleppen könnten, zählt ja auch nicht im Getriebe der Großstadt. Alles geht zu Fuß. Die russische Droschke mit dem frech vergnügten, jauchzenden, knallenden, doch vor jedem Heiligenbild fromm sich bekreuzenden Kutscher lebt nur noch in Legende; im Stadtbezirk sind die ältesten, magersten Klepper schon lange verspeist. Zwischen Berufsarbeit und Hausknechtsfron liegt also ein trauliches Wanderstündchen, liegen oft zwei durch Gluth oder tiefen Schnee. Und all Das ist und geschieht in dem reichsten aller uns nahen Länder, aus dem, ohne es zu erschöpfen, jedes Darlehen einer Milliarde eine Billion heimsen könnte.

Die Regirung, meinen Sie, hat bessere Nachrichten als die Presse? Unwahrscheinlich. Seit zehn Jahren hat keine die Bedeutung des russischen Problemes auch nur geahnt. Und was die uns jetzt bescherte von sich zu geben geruht, ist erbärmlicher Schwatz. Wir können nicht, wir wollen nicht: Das wäre ertragbar. Aber ,Caritas, Privatinitiative, die WIR fördern werden': zum Speien. Fehlt nur noch das ,Große Wohlthätigkeitfest im Lunapark; Monstrefeuerwerk; Auftreten sämmtlicher Spezialitäten; in den neuen Sektpavillons bedienen die ersten Künstlerinnen unserer Sprech- und Lichtbühnen; Festzug bei den Klängen des Hindenburg-Marsches; der gesammte Reinertrag fließt dem hungernden Volk Sowjetrußlands zu; Platzkarte für die Weinterrasse 150 Mark (ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen)'. Oder was Aehnliches. Nichts werden die wirthlich Excellenten fördern. Können auch gar nicht. Der Wahn, so unsäglich-ungeheure Noth mit ,Caritas und Privatinitiative' zu meistern, ist nicht weniger läppisch, nur frevler als der Einfall des Bengels, sein Trinkbecher könne den Ozean ausschöpfen. Heilmittel und Heilgeräth den Russen in zulänglichen Mengen zu schenken, wäre Deutschland

nicht reich genug, selbst wenn seine Regirer gehindert würden, haushohe Stöße nutz- und werthloser Bilderbücher aus den Wochen des Oberschlesieraufstandes auf Reichskosten drucken und umsonst versenden zu lassen. Geschenk wird auch weder erbeten noch gewünscht. Daß Moskau die Heilmittelmengen, die ihm seit zwanzig Monaten aus Deutschland angeboten werden, nicht gekauft hat, lag nicht an Geldmangel, sondern an dem Willen der Sowjetbeherrscher und ihres berliner Vertreters. Aerzte? Ein paar Dutzend würden sich melden; junge, die noch keine Praxis haben, und von Mißgeschick verschüttete. Kann nicht schaden; auch nicht ernstlich nützen. Jedes Arztes Leben müßte vor der Abfahrt ziemlich hoch und in hoher Gefahrenklasse versichert, jedes gute Unterkunft und Ernährung gesichert werden. Wer zahlts? Zehntausend russische Sanitäter, die impfen, desinfiziren, Hungertyphus, Cholera, Pest im Gröbsten nach Schulbrauch behandeln gelernt haben, wären fürs Erste nützlicher; schon, weil sie mit den Kranken und deren Nächsten sprechen könnten. Die Modernisirung des russischen Sanitätwesens ist Sorge von übermorgen und müßte mit Bodensanirung und Ordnung des Wohnwesens beginnen. All Das ist von unseren Großschnauzern vor der Antwort gar nicht ehrlich erwogen worden. Sie haben nicht den Muth, Nein zu sagen, noch weniger den Drang, in die eigene Tasche zu greifen, und thun, als ob sie was thun wollten. Wohlthätigkeit, selbst amerikanischen Formates, netzt nur ein Zolltheilchen des überhitzten Steines. Herr Herbert Hoover, dessen Relief-Action bisher acht Millionen europäischer Kinder ernährt hat, noch heute täglich dreieinhalb Millionen speist (und der drum des Ehrendoktorates, Ehrenbürgerrechtes würdiger scheint als geschlagene Generale), hat sich erboten, fortan auch für eine Million russischer Kinder Nährstoff, Kleider, Heilmittel zu liefern. Eine Riesenleistung; mit den Kosten des Transportes und der Organisation forderts mindestens eine Million Dollars für den Tag. 360 fürs Jahr; mit den Anschaffungen allerwenigstens rund 400 = 32 Milliarden Papiermark nach dem Kurs von heute. Könnte Deutschland auch nur ein Zehntel, ein Zwanzigtel solcher Summe aus Sammelei aufbringen? Haben Sie irgendwo Einen gesehen, der von all der Bettelei, Tanzerei, Feuerwerkerei in unserem lieben Vaterland zwei Tage lang

satt geworden ist? Die Vorstellung, daß eine Million russischer Kinder von Fremden, Fernen, endlich, wieder Hemden, Kittel, Hosen, Mäntel, Stiefel und jeden Mittag ein schmackhaftes Mahl empfängt, wird auch unserem Gefühl Wohlthat. Darf uns aber nicht in den Glauben einlullen, selbst durch diese gewaltige Spende werde über schmale Rändchen hinaus Rußlands Noth gelindert. Das Fähnlein österreichischer Kommunisten hat die Arbeiter der Erde beschworen, sofort einen Taglohn, dann aus jeder Woche den Ertrag einer Arbeitstunde an Rußland hinzugeben. Obs alle Aufgerufene, bei abermals steigendem Brotpreis (der im Winter auf vierzehn Mark klettern soll), können werden, ist nicht gewiß. Könnten und wollten sies, so würde zwar rasch ein Papierrubelberg geschichtet, aber nach drei, vier Wochen bis aufs letzte Sandkörnchen abgetragen. Und in den Lohnkämpfen, die in einem Winter neuer Preissteigerung (auch für Kohle, heißts, arg bedrohlicher) und, leider, wahrscheinlicher Kartoffelknappheit unvermeidbar sein werden, hätte jeder Arbeitervorstoß die Abwehrrede zu fürchten: ‚Wenn Ihr so viel Geld für Andere übrig habt, kanns Euch doch nicht schlecht gehen.‘ Von Lassalles ‚Ehernem Lohngesetz‘ wird zwar nicht mehr geredet; gerade nach dem Krieg aber ist (und bleibt wohl noch eine Weile) wahr, daß der Lohn kaum je beträchtlich über das zur Deckung des Nothdurftbedarfes Unentbehrliche steigt. Da eine dreiköpfige Arbeiterfamilie in Großstädten mit einem Taglohn von sechzig Mark nicht mehr auskommt (und deshalb, zum Beispiel, berliner Zimmerer den Strike beschlossen haben), müßte ihr die Hingabe solchen Taglohnes, die sie aus eigener Kraft nicht schnell verwinden könnte, irgendwie ersetzt werden. Mit Wohlthätigkeit der Massen, die nicht nur Pfefferlinge spendet, gehts wie mit indirekter Steuer: daß sie am letzten Ende alle Verbraucher, je nach der Verbrauchsquote, belastet, ist vom Wesen unserer Wirthschaft bedingt.

Dem unter grauser Mißwende stöhnenden Russenreich vermag Wohlthätigkeit höchstens über ein paar Tage oder Wochen hinwegzuhelfen und die ärgste Seuchengefahr zu mindern. Da werden die berliner Regirer „fördersam“ mitthun; nur da; denn von Seucheneinschleppung fürchten sie Doppelgefährdung: des physischen und des amtlichen Lebens. Nehmen

darum gern das Rothe Kreuz auf sich (dessen deutsche Organisation nicht auf allen Feldern von Ruhm umleuchtet wurde). Das ist nicht der Kreuzzug, den im Evangelium des Apostels Lukas (14 27) der Satz befiehlt: ‚Nur, wer das Kreuz trägt und unter der Last mir nachfolgt, darf sich zu meinen Jüngern zählen.' Keiner trug ohne ernsten Kraftaufwand je ein Kreuz, das nicht aus Pappe und Leinwand, also zu Schau und Trugzweck erkünstelt war. Und möchten Sie, Zweifler mit treudeutschem Handschlag, darauf schwören, daß auch nur Typhen, Cholera, Pest uns fern bleiben, wenn die Förderleistung der auch, so zu sagen, geistig noch immer in der Wilhelmstraße Hausenden sich in Ladung und Löschung kümmerlicher Kähnchenfrachten beschränkt, die Desinfizirstoff, Heilmittel, Fieberthermometer, Spritzen, Messer und anderes Arztgeräth in Rußlands kronstädter Hafen liefern? In den Kriegsjahren gelang das Wunder der Seuchenabwehr, weil diktatorische Gewalt schalten und jede irgendwie gefährdete Grenze sperren durfte. So bequem einfach wirds nicht wieder. Finland, Esthland, Lettland, Litauen, Polen, Danzig, Memel, das bessarabische Rumänien, anderes der Ukraina Nahe: leichts wirds nicht sein, all Das unter gleichen Quarantainezwang zu bringen und überall für Entlausung zu sorgen. Abermals ein Grund zu militärischer ‚Aufmachung' des Unternehmens. Eine neue Form ist nicht über Nacht aus der Erde zu stampfen. Und ‚militärisch' hat nicht immer den Sinn von ‚kriegerisch'. Das griechische Stammwort ὁμιλέω bezeichnet die Schaarung einer zu gleichem Zweck, unter gleichen Bedingungen angeworbenen Kumpanei. Nicht nur der horazische ‚catulus militat in silvis': auch manche Cupidojünger werden von den Alten als militantes genannt; und wer befiehlt, ein Ding ‚militariter' zu treiben, will zunächst nur, daß alle dazu Mitwirkende unter dem selben Gesetz stehen. Das ist hier Nothwendigkeit. Geldsammelei mag, im günstigsten Erfolgsfall, den armen deutschen Wolgasiedlern Saatgetreide und einen Zehrpfennig einbringen. In Rußland gehts nicht um Lebensfristung auf ein paar Wochen, sondern um Aufbau. Da vermag Wohlthätigkeit nichts. Da kann auch anarchischer Händlerwettbewerb nicht von Grund auf, nicht bis in den Dachfirst helfen. Die Einbildung (die selbst einzelne Sowjethäupter noch umfängt), es könne nützlich sein, eine Händlergruppe gegen

die andere, Deutschlands gegen Englands, czechische gegen
skandinavische, auszuspielen, kommt aus weltfremder Thor-
heit und hat verschuldet, daß sogar der unverschüchtert ge-
scheite Herr Krassin von London aus nicht im Großen, ins
Große schaffen konnte. Selbst wenn der Versuch heimlicher
Einigung den Konkurrenten mißlingt, wird jede Gruppe nach
der Arbeit greifen, die ihr den schnellsten, sichersten, fettsten
Profit verheißt. Darunter litte die Sache. Wie dunkles Kolo-
nialgebiet will und darf Rußland nicht behandelt werden.
Eben so wenig wie China blinder Raffgier als Beute zufallen.

Planwirthschaft: das Wort ist in Deutschland verpönt,
von Rykow und anderen Moskauern aber längst aufgenommen
worden (wie den Inbegriff der flinke Herr Rathenau von dem
Amerikaner Taylor und dem Preußen Moellendorff empfan-
gen hatte). War und wird Planwirthschaft jemals von Noth-
wendigkeit befohlen, dann in diesem größten landwirthschaft-
lich-industriellen Unternehmen aller Geschichte. Nach einem
Plan muß es begonnen und militariter ausgeführt werden.
Nicht etwa militaristisch; nicht einmal im alten Sinn mili-
tärisch. Das internationale Heer soll nicht den Sowjets oder
einer Constituante die Reichswehr, Sipo, Schupo (wie immer
diese Kurzarbeiter oder von Arbeit ganz Abstinenten heißen
mögen) stellen. Die Ordnung zu sichern und Aufruhr ab-
zuwehren, bleibt die Aufgabe der Rothen Armee. Für deren
gute Nährung zu sorgen, ist deshalb Pflicht, die jeder an-
deren vorangehen muß. ‚Ruhe und Ordnung', der Zwilling-
fetisch, trägt, je nach dem Klima der Seele, Zeit, Volkheit, ver-
schiedene Namen und Kleider. Dem deutschen Philister hieß
sie mal Wilhelm, heißt sie jetzt Fritze; wird sie noch lange das
(nur durch die Dicke der Wattirung unterscheidbare) Licht-
gewand des Dreigestirnes Hindenburg-Hauptmann-Ebert tra-
gen und schon einen Stinnes oder Ludendorff ausschließen, weil
die Zwei doch Kanten und Ecken, Borsten und Zähne haben
und nur das Alkoholisch-Schwammige, Gemüthvoll-Bauer-
pfiffige, auf dem Boden der gegebenen Thatsachen Kraft Vor-
täuschende wahrhaft volksthümlich ist. In Rußland heißt
Ruhe und Ordnung heute und morgen Lenin. Selbst die
ihm feindlichsten Sozialrevolulionäre und manche bürger-
liche Demokraten bekennen seufzend, der Mann sei noch nicht

zu entbehren. Gelehrter, Bauer, Heiliger, Zar; ein ‚lateinischer Mushik' und doch jeder Zoll ein Russe; die vor grausamster Härte nicht scheue Willenskraft des Gossudars und des Staatsmannes Fähigkeit zu geschmeidiger Anpassung an neues Ereigniß und Werden. Ginge er, dann würde Reichszerfall, Chaos; zwischen einer westlich bourgeoisen Stadtrepublik und dem Hordenstaat eines betreßten Säbeldiktators zügellos wilde Kommunistenstätchen; ärgerer Sektenterror, als selbst die Klüngel des radikalen Herrn Bucharin und der Frau Kollontai, die einzigen dem Väterchen Iljitsch nicht blind ergebenen, wünschen. Landkundige zweifeln, ob der geistig, vielleicht, stärkere Trotzkij, als Jude, das Ganze allein zusammenhalten könnte. (Wer nicht glaubt, daß, wie ich im vorigen Heft sagte, die christliche Religion noch heute in Rußland die gewaltigste Macht ist, Der lese in dem beachtenswerthen Buch, das Herr Leo Matthias über Rußlands ‚Genie und Wahnsinn, Aufbau- und Gefahrelemente' veröffentlicht hat, die Sätze: ‚Ich habe mich in Moskau an verschiedene Straßenecken gestellt und die Leute gezählt, die vor Kirchen, Kapellen und Heiligenbildern ihre Köpfe entblößten. In ruhigen Gegenden warens immer über fünfzig und in der Nähe der berühmten Kapelle der Iberischen Mutter Gottes manchmal über siebenzig Prozent sämmtlicher Passanten. Nicht nur Bauer, sondern auch Arbeiter, Soldaten und städtisch gekleidete Menschen. Selbst wenn beide Hände eine Last trugen, versäumten sie den Gruß nicht; sie setzten die Last dann eben hin oder berührten mit dem Munde das heilige Symbol.' Und Moskau, die Sammelstätte und Kaserne der echten, militanten Kommunisten, ist von dem Kern Rußlands heute eben so tief verschieden wie Berlins Hakenkreuzerei von bremischer oder miesbacher.) Um Lenins Erfahrung und Ansehen, wenigstens für die Zeit der Uebergangsfährniß, zu erhalten, muß die Rothe Armee so gespeist, getränkt, gelöhnt werden, daß sie nicht auseinanderläuft oder dem Lockruf eines in buntem Pomp schillernden Abenteurers zuströmt. Das Eindringerheer soll nur gegen Noth, Siechthum, Unwissenheit, Oblomowtschina kämpfen und nur im Bereich der Arbeitstätte Polizeirecht haben. Wie stark es sein soll? Das muß, nach Bedürfniß und Kriegserfahrung, der Große Generalstab bestimmen; dessen Häupter Marschall

Foch und Mr. Hoover sein und in den wir die Generale Seeckt und Hoffmann, den im Organisatorischen gut bewährten Oberst Bauer und den besten Kauffahrtei- und Küstenfachmann, die Wirthschafter Duisberg, Moellendorff, Wiedfeld, die Sozialisten Oskar Cohn, Huë, August Müller, die Finanzmänner Andreae und Goldschmidt, den agrarkundigen Professor Hollmann, manchen Anderen noch abordnen könnten. Ueberall würden zuerst, natürlich, die Arbeitlosen mobilisirt und oft (wiederum: natürlich) gegen besser für das neue Werk qualifizirte Arbeiter aus deutschen Betrieben ausgewechselt. Zu bedenken wäre auch, daß den Jugendlichen, die jetzt ohne Wehrpflicht, zwischen Rummelplatz, Freibad, Straßenjeu, immer mit Cigarette und Damenbedienung, aufwachsen, ein Jahr straffer Gemeinschaftzucht nöthiger und nützlicher ist als Leuten, die im Feld waren oder zu Haus gedrillt wurden. Nach Menschenvoraussicht brächten dicke Bündel die Meldung Freiwilliger (deren ‚politische Gesinnung' zu beschnüffeln, wie jede Dummheit aus ähnlichen Kisten, allen Zuständigen verboten sein muß). In keinem Fall würden aus irgendeinem Land mehr Menschen rekrutirt, als es ohne die kleinste Selbstschädigung abgeben kann. Damit Frankreich, dem der Krieg ein Fünftel der kräftigsten Jungmannschaft entrissen hat und von dem deshalb kein starkes Truppenkontingent zu erwarten ist, nicht im Schatten stehe, muß es ein paar Führerposten besetzen; als Bauer-, Winzer- und Heimarbeiterland vermag es dem Nord und dem Süd Rußlands, der Schwarzerde und dem Rebenbaugebiet nützliche Praktiker zu liefern und, wenn die gröbste Arbeit gethan ist, auf der Krimhalbinsel, im Bund mit schweizer Pionieren der Fremdenindustrie, das Gelände einer ‚russischen Riviera' zu bereiten.

Denn zum Wesen internationaler Planwirthschaft gehört die Vorsorge, daß jedes Land sein Bestes an die gemeinsame Sache hingebe. Wozu aus Deutschland, vor unsicherer Kartoffel- und Rübenernte, vor der bangen Frage, ob möglich sein wird, das Vieh mit gutem Futter durch Herbst und Winter zu bringen, Feldfrüchte und Thierstoffe sammeln, die doch nur karges Almosen sein können? Aus Nord- und Südamerika und Australien (Schafe) ist in Ueberfülle zu haben, was unter unserem Himmel kein Sammeleifer und keine Ge-

winngier erlangen könnte. Damit die breite Kluft zwischen Angebot und Kaufkraft nicht den Preis ins Bodenlose schlinge, wurden drüben Getreideberge, Maisgebirge verheizt, verbrannt, versenkt, aus ganzen Schiffen Kaffee und Früchte ins Meer geschüttet, während Europas West darbte, der Ost schon hungerte. Das vom Weißen bis ans Schwarze Meer, von der Beringstraße bis in die Ostsee gestreckte Reich erlaubt jeden Ausgleich von Urstoffen und Waaren. Der Lieferbereich der Vereinigten Staaten ist fast unbegrenzt; auch die im vorletzten Kriegsjahr aus neuen Werften gezauberten Kähne sind wieder zu brauchen. England hat Regirerköpfe, Schiffe, Kohle, das Empire überfüllte Lager. Deutschland kann Chemikalien, insbesondere die Farbstoffe, die Amerika nicht mehr aufnimmt, und Kali liefern, wissenschaftlich geschulte Agrar- und Industrietechniker, in jeder Betriebsart erfahrene Vorarbeiter, den Kern des Maschinenvolkes stellen und zugleich Aufmarschgelände und Reparaturwerkstatt, Schule und Laboratorium, Kesselschmiede und Apotheke des Civilisatorenheeres sein. Holland und Skandinavien geben Fische und Fette, die Czechen gewerbliche Massengüter, die Rumänen Petroleum, die Chinesen Reis, Webstoffe, feinste Ackerbaukunst, die jede Aehre wie eine kostbare Zierpflanze pflegt. Das ist Andeutung des Planes, den Fachmannsverstand rasch viel heller, bis in die fernsten Winkel, durchleuchten wird. Nach acht Jahren, hatten die Bolschewiken gerechnet, werde die neue Wirthschaft im Rohbau fertig sein; acht Jahre nach dem Ende des Weltboykotts. So lange kann Rußland, kann Europa nicht warten. Nur international und militariter gehts aber viel schneller. Nur so ohne Bewucherung, Unterbietung, Dumping, Wettlauf nach den leckersten Bissen, Verschmähung schlecht lohnender Arbeit. Erinnern Sie sich, wie geschwind das deutsche Heer sich überall Eisenbahnen baute, die Landwirthschaft umpflügte, Industrieanlagen schuf und zerstörte, Belgiern und Polen das winzigste Kupferstück aus Maschinen und Kirchen, die stärksten Motorkräfte aus den Fabriken, aus den Gruben das Holz, aus den Matratzen die Wolle nahm, alte Türkenklitschen in Geschoßwerkstätten umwandelte, in Nordfrankreich Schachte, Hütten, Dörfer, Städte, Brunnen und Gärten, Majoliken und Obstbäume ‚erledigte'

und in der Wüste sich dann wieder Stellungen schaufelte, die über Nacht leidlich möblirt waren? Was die Briten in bedächtiger Schnelle aus Calais (das sie, nach der Meinung unserer Biedersten, nie wieder räumen würden) gemacht, in welchem Wirbel Pershings Amerikaner bei Bordeaux sich die breite Verpflegungbasis, eine Kriegerstadt mit allem Klub- und Sport-Komfort, acht bis aufs Schlachtfeld führende Eisenstränge aus der Erde gehext haben? All Das würde jetzt, ohne feindliche Fronten, Trommelfeuer und Todesgefahr, tausendmal leichter. Zu Bestimmung der Reihenfolge genügt schlichte Laienvernunft. Zuerst muß überall das Saatgetreide für die nächste Felderbestellung gesichert werden. Dann Kohle und Erdöl; vor Winterseinbruch könnte das Donezbecken und in Baku die Petroleumförderung wieder in Gang sein; in besserem als vor dem Krieg. Flickung und Dehnung des Schienennetzes. Lokomotiven, Wagons, Lastautos (für den Zuträgerdienst) heran. Alle Kräfte ausgenutzt. Ohne die Gewißheit der Verfügung über zulängliche Transportmittel ist nichts zu machen. Herstellung der Kanalisation und Wasserleitung. Aufzucht kräftiger Zugpferde. Salpeter, Dungstoffe aller Art, Dampfflüge, Agrarmaschinen aufs Land. Der Mittelbauer und Mushik, der sich gestern noch gegen solches Teufelswerkzeug sträubte, lechzt heute danach und bettelt vor jedem Sowjetgipfelchen um Gelegenheit zu Mechanisirung seines Betriebes. Aber Ihr müßt ihn geduldig lehren, wie das Ding anzufassen sei; und dürft ihm nicht Magister geben, die zwar, wie mancher hochwerthige Spezialist aus Amerika, ein Schräubchen meisterlich drehen, doch nie um das Ganze, in das es gehört, sich bekümmert haben. Der deutsche Gernbastler, der Pfannen, Lampen, Uhren, Stiefel, Riemen, Dächer, Fenster flickt und sich in jedes Handwerk einbohrt, ist da der rechte Mann. Landwirthschaftschulen in alle Dörfer. Kurze Lehrbücher, die der Einfältigste versteht, wenn der bis in Alphabetkenntniß Aufgestiegene sie vom Ofen herab den Lauschenden vorliest. Schleunige Prüfung aller Fabriken und Abbau der unheilbar veralteten. Durchforschung, Durchschürfung des Bodens; vom Kaukasus bis an den Baikal, von Murmansk bis in die Küstenprovinz Wladiwostoks muß geweckt werden, was in ihm schlummert.

Erz aus dem Ural, Mangan aus Georgien, Baumwolle aus Turkestan: und zwei Hauptgewerbe heben aus der Gruft sich ins Licht. Die schnellste Blüthe und Exportfähigkeit ist von der Heimindustrie zu hoffen, die, wenn sie erst wieder Stoffe, Farben, Arbeitgeräth hat, auf Europas Märkte bald auch wieder, für Kleid und Haus, all den hübschen Tand schicken wird, der als Fabrikat der Westländer dem von den Kosten unentbehrlichen Bedarfes fast erdrückten Volk nicht mehr erschwinglich ist. Viel langsamer, als die Meisten glauben, wird die Massenernährung sich ins Auskömmliche bessern. Schon im vorigen Sommer hörten wir, daß in fast allen russischen Städten die Kalorienmenge, für Kinder und Erwachsene, nicht die Hälfte der täglich nothwendigen erreiche. Seitdem waren zwei Mißernten, Eiweiß und Fett kaum noch zu haben. Leicht zu erdenken also, wie es jetzt aussieht. Dauerheilung kann nur aus Sibirien kommen, das Riesenstrecken fruchtbarsten Bodens hat, unangetastete Erdschätze aller Art birgt, ein großes Volk neuer Siedler zu nähren, schnell in Wohlstand zu fördern vermag und nicht so schlimm verwüstet ist wie, von Zaristenhorden und anderem Gesindel, die Ukraina, deren Fluren seit 1919 beinahe nur mit dem dünnen Blute der neunhunderttausend erschlagenen Juden gedüngt wurde. Die Ernte des Hungertodes und seines Seuchengefolges würde durch Welthilfe früh, Noth und Pein des Russengewimmels spät gemindert. Empört wendet Leidesmitgefühl sich von der entwürdenden Vorstellung, wichtiger als die Erhaltung kränkelnden, zu Vollgesundung untauglichen Menschenlebens sei die Erneuung des zu Werthzeugung brauchbaren Apparates, die Sicherung von Daseinsbedingungen, die gesundes Leben und schöpferische Gemeinwirthschaft ermöglichen. Dennoch ists so; darf es nicht anders sein. Bleibet uns mit Caritas und Privatinitiative vom Hals! Im Garten des herbstlichen Schiras-Rosen möget Ihr damit die Stirn der Festgäste entrunzeln. Wo Gewissen noch wacht, wird der süße Schwatz zu Ekel. Sechster August, Reichsregirer! J'y pense. Der Tag austro-ungarischer Kriegserklärung an Rußland. Unsere war, in Habsburgs altem, Deutschlands Leben nirgends gefährdenden Tückekampf gegen die Slawen, sechs Tage voraus. Wenn Wien einen Metternich, Schwarzenberg, auch nur Beust hatte, konnte es

zwischen dem letzten Juli- und dem sechsten Augusttag das Thorenreich Wilhelms und Bethmanns mattsetzen, dem alten Franz Joseph die täglich erflehte Rache für Königgraetz bescheren und seinen Erben mindestens für ein Halbjahrhundert die Kronen Rudolfs und Stephans verbürgen. Damals so hastig und heute so zaghaft? Mobilisirung des Arbeitheeres braucht nicht längere Zeit als des in Krieg zu schleudernden. Noch einmal gewährt Himmelsgunst Euch eine Gelegenheit. Versäumt Ihr auch diese Schicksalsstunde, dann ... Gute Nacht. Und nennen Sie, Biederteutone vom anderen Planeten, was ich hier ausspreitete, nicht eine Hundstagsschrulle, ein Nebenprodukt der brütenden Sonnengluth. Vor fünf Jahren schon, bei kühlem Wetter, habe ich, für den Fall ungemeiner Landplage, die Mobilmachung internationaler Helferheere hier empfohlen."

Vom rothen Fels

Charity begins at home. Statt den Russen Wohlthätigkeit zu verheißen, aus der nichts Wirksames werden kann, müßten die Reichsregirer dem eigenen Haus die Wohlthat der Rechtswahrung sichern. Geschiehts? Mord schreit nach Sühne. Und ein Bürgerausschuß der Insel Helgoland verschickt eine Denkschrift, der ich die Kernsätze entnehme.

„Bei der Uebernahme Helgolands im Jahre 1890 sind die alten Rechte der Helgoländer durch feierliche Erklärung als auch für Deutschland dauernd bindend bestätigt worden. Die Thatsache, daß Helgoland Festung wurde, war ein schweres, aber willig getragenes Opfer für die Helgoländer; denn schöner ist die Insel durch die Befestigung nicht geworden und reizvoller für den Fremdenverkehr, der das Brot des Helgoländers ist, auch nicht. Die ganze Tragik offenbarte dieser Zustand beim Ausbruch des Krieges. Binnen weniger Stunden wurde die Insel gewaltsam von allen Einwohnern geräumt, darunter von vielen, die nie in ihrem Leben das Eiland verlassen hatten. Man muß die Liebe des Helgoländers zu seiner Heimath kennen, um das Weh zu ermessen, unter dem die Inselbewohner fast fünf Jahre gelitten haben. Sie durften bei der Räumung nichts mitnehmen; dafür wurde ihnen versprochen, daß es ihnen auf dem Festland besser ergehen werde als in ihrer Heimath. Als sie aber nach Hamburg kamen, kümmerte man sich nicht um sie; und sie mußten

zuletzt froh sein, in den Auswandererhallen der Hapag wenigstens ein Dach über den Köpfen zu haben. Als Unterstütznng erhielten sie hundertundzwanzig Pfennige pro Kopf und Tag; für Kinder die Hälfte. Ihre Hoffnung, die Heimstätten unter sicherem Schutz zu wissen, wurde auf kaum glaubliche Weise getäuscht; sie fanden bei der Rückkehr ihr Eigenthum in einem Zustand vor, der jeder Beschreibung spottet und den besten Ausdruck in dem Wort des zuständigen Kaiserlichen Regirungpräsidenten fand: ‚Schlimmer können die Russen in Ostpreußen auch nicht gehaust haben!‘ Die Entschädigungen, die geleistet wurden, stellen nur den Bruchtheil eines Ersatzes für die vernichteten und ‚requirirten‘ Werthe dar.... Die selben deutschen und preußischen Regirungen, die flammende Proteste gegen den Friedensvertrag von Versailles serienweise in die Welt hinausgehen lassen, wollen diesen Vertrag ohne Noth und Zwang benutzen, um den Helgoländern Rechte zu nehmen, die keine Luxusrechte sind, sondern aus den Existenzbedingunden der Insel als Voraussetzungen abgeleitet werden müssen. Was Helgoland will, ist: Selbständigkeit, eigene Verwaltung, Freiheit in der Auswerthung seiner wirthschaftlichen Möglichkeiten. Die Abtragung der Befestigungen läßt das Eiland in verwüstetem Zustand. Täglich wird auf der Insel gesprengt, die Häuser leiden entsetzlich, überall zeigen sich Risse; Badegäste, die zur Erholung die Insel aufsuchen, reisen wieder ab, da sie hier keine Ruhe finden. Vom Fischfang allein kann Helgoland nicht leben; es ist gegen die mit den modernsten Ausrüstungen versehene Küstenfischerei auch nicht mehr konkurrenzfähig. Die einzige Hoffnung wirthschaftlicher Erholung und ausreichender Daseinssicherung ruht in der Möglichkeit, Helgoland als Seebadeort von Weltruf in modernster Weise auszugestalten. Das aber ist nur möglich, wenn die Helgoländer ein freies und selbständiges Volk bleiben, unbehindert von einem berliner Geheimrath, der wohl Helgoland schon seit zwanzig Jahren verwaltet, aber nach eigenem Geständniß die Insel noch nie gesehen hat, ungehemmt von einer Polizeiwirthschaft, auf die Helgoland so gern verzichten kann wie der Besucher, der sich schließlich auch ohne Sipo ins Bett findet. Nachdem unsere Jahre langen Bemühungen keinerlei Zugeständnisse

von entscheidendem Belang erwirkt haben, werden sich die Helgoländer allgemach klar, daß sie von Deutschland nichts mehr erwarten dürfen als weitere Verhöhnungen unserer Delegationen. Wer auf die Insel kommt, ist erstaunt über den Umfang der stetig wachsenden Verbitterung gegen und Entfremdung von Deutschland, von der sich auch nicht ein Helgoländer ausschließt und an der die Regirungen des Reiches und Preußens die Schuld tragen. Der Helgoländer verliert den Glauben, daß er von Deutschland Würdigung seiner Sorgen und Nöthe erwarten darf. Die Helgoländer haben es satt, in den Audienzzimmern berliner Ministerien Fliegen zu fangen und in ewiger Wiederholung festzustellen, daß man uns nicht versteht und verstehen will. Wir erkennen, daß die deutsche Regirung aus dem Schaden verfehlter Politik in Elsaß-Lothringen, Nordschleswig, Oberschlesien und Posen nichts gelernt und bis heute verfehlt hat, die ihr von der Loyalität der Helgoländer und deren billigen Ansprüchen offen gelassenen Wege zu betreten. Uns wird ein schwerer Vorwurf oft daraus gemacht, daß wir uns an den Völkerbund und den englischen Vertragskontrahenten der Uebernahme gewandt haben. Die uns diesen Vorwurf machen, scheinen kein Gefühl dafür zu haben, mit welcher Wucht dieser Vorwurf auf sie zurückfällt. Diese Herren wundern sich darüber, daß uns das helgoländer Problem mehr ist als ein Ministerialressort, nämlich eine Frage nach Sein oder Nichtsein. Durchaus verständlich ist, daß wir unser Recht dort nehmen, wo wir es finden; traurig ist nur, daß es überall eher zu finden ist als in Berlin. Bei den Helgoländern (und wir haben alle Helgoländer hinter uns) schlägt es jetzt Zwölf. Wir appelliren zum letzten Mal (nicht an das Ressort Unter den Linden, sondern) an das deutsche Volk, das doch wohl etwas Anderes ist als Verwaltungmaterial für verknöcherte und geschichtlich gerichtete Bureaukraten. Wir wenden uns als kleiner Bruder an den großen, als niedergehaltenes kleines Volk an das große und wollen hoffen, bei ihm Verständniß und Hilfe zu finden."

Den Leser überläufts, weil er weiß, daß die Klage im Wesentlichen nur Wahres aussagt. Den Helgoländern, die unter Englands drucklos gemächlicher Herrschaft frei athmeten und, an Badegästen und Strandrecht, reichlich verdienten,

ist seit dreißig Jahren der Lebensraum ins Unerträgliche verengt worden. Bismarck, der mit anglo-deutschem Krieg nie ernsthaft rechnete, tadelt in seinem Buch den Erwerb der Insel. „Im Hinblick auf eine (voraussichtlich französische) Blockade war die Deckung Helgolands durch die englische Neutralität für uns nützlich. Jetzt haben wir den Felsen mit eigener Kraft zu vertheidigen, wenn wir verhindern wollen, daß die Franzosen im Fall eines Krieges sich daselbst festsetzen.“ Wilhelm wollte, als er „den Alten nicht mehr verschnaufen ließ“, im Frühsonnenglanz des Selbstherrschers den Reichsmehrer spielen. Polterte, nach überstandener Seekrankheit, mit Infanterie und Kanonen auf das grüne Oberland des rothen Felses und hielt, zwischen meckernden Ziegen, eine der Reden, deren verstaubte Requisiten (unser alter Gott und unser scharfes Schwert, Deutschlands Zollernaar und trockenes Pulver) dann drei Jahrzehnte lang geduldet wurden und heute noch aus der Gedächtnißdrüse treue Augen feuchten. Durch den Kriegslärm hallte die Frage: „War er nicht, trotz Bismarck, im Recht? Was wären wir ohne Helgoland!“ Und ohne Dicke Bertha, Flammenwurf, Stickgas, Tauchboote zu Vernichtung des fremden, zu Unterseebetrieb des eigenen Handels und andere Alltagswunder? Die Gegenfrage, obs ohne all diese Triumphe deutscher Tüchtigkeit denn noch schlimmer werden konnte, als es geworden ist, wird nicht gestellt. Immer der Wahn gestreichelt, schon der Dreistundenaufschub unvermeidlichen Erdbebens sei Heilandsthat und nie welkender Lorber dem Kapitän gewiß, der, um der Schande frühen Kesselschadens zu entgehen, sein Schiff mit letztem Kraftgekeuch, an dem Nothhafen vorbei, in den Ozean dampfen, mit Mann und Maus sinken läßt. Die Helgoländer hatten eine Weile fast berlinischen „Betrieb“. Ihr Inselchen wurde so widrig, wie der potsdamer Bassinplatz wäre, wenn Schlaumeier ihn mit dem „Leben und Treiben am Bahnhof Friedrichstraße“ verschmutzt hätten. Ueberall Schienen, Schachte, Minen, Batteriestellungen, Kasernen, Stammtische, Fahnen, Musik, Seiner Majestät Blaue Jungen; fünf, sechs oder mehr Dutzend Goldmarkmillionen für einen Torpedoboothafen. Alles ist hin. Dem Bad könnte nur Rückfall in die patrizisch vornehme Verwitterung der englischen Zeit aufhelfen. Der geduldig priemende Männer-

thing der Insel wäre mit ein paar guten Ministerworten zu zäumen gewesen, die Herrn Stegerwald, münchen-gladbacher Auslese, doch glatt von der Zunge gehen. (Daß diesen von der Sozialdemokratischen Fraktion in Höllenpfuhl verdammten Ministerpräsidenten während langer Urlaubsdauer nun der sozialdemokratische Staatssekretär Goehre vertritt, dünkt mich der Erwähnung werth. Da der Vertreter straff an die Politik des Amtsinhabers gebunden ist, kann sie nicht gar so ‚niederträchtig reaktionär" sein. Oder verbietet die Fraktion nicht solche zu treiben, wenn sie nur um diesen Preis die rothen Pfründner am Trog halten kann?) Der hinter der Republikanerfassade unveränderte Tshin, der die armen Helgoländer wie üble Kujone behandelt hat, wettert jetzt, weil die Verzweifelnden von England und dem Völkerbund Hilfe erflehen. Auf dem Konferenztisch des Obersten Rathes wird ihre Denkschrift nicht fehlen. „Da sehen Sie abermals, wie Deutschland sein Wort hält und das Recht Schwacher wahrt. Unwandelbar. Wers nicht im Blut hat, lernts nie ertragen. Nach Elsässern, Lothringern, Polen, Litauern, Schleswigern, Oberschlesiern sehnen nun auch die Helgoländer sich fort ..."

Oberschlesiens Bilanz

Im ersten Juliheft veröffentlichte ich den Artikel eines französischen Politikers, der errechnet hatte, Oberschlesiens Verlust würde das deutsche Gesammtvermögen nur um fünf Milliarden Mark mindern, also Deutschlands Zahlungfähigkeit nicht um ein beträchtliches Stück kürzen. Ich rieth zu Widerlegung: und erhielt eine, die ich, ohne Einzelnachprüfung der Ziffern, hier ans Licht bringe.

Oberschlesiens Verlust
Wirkung auf die Handels- und Zahlungbilanz Deutschlands

„a) Im Jahr 1913 stellte sich der Waarenverkehr Oberschlesiens wie folgt:

Nach Oberschlesien:		
aus Deutschland	310 Millionen Goldmark	(davon 233 Millionen Goldmark an Massengütern)
aus dem Ausland	145 „ „	(davon 131 Millionen Goldmark an Massengütern)
Aus Oberschlesien:		
nach Deutschland	596 „ „	(davon 209 Millionen Goldmark an Steinkohle und 333 Millionen Goldmark an sonstigen Massengütern)

nach dem Ausland 460 Millionen Goldmark (davon 207 Millionen Goldmark an Steinkohle und 174 Millionen Goldmark an sonstigen Massengütern).

b) Für den gegenwärtigen Waarenverkehr Oberschlesiens liegen ausreichende statistische Unterlagen nicht vor. Man kann jedoch durch Vergleich mit der Verminderung des Waarenumschlages im übrigen Deutschland mit ausreichender Sicherheit annehmen, daß sich die Waarenmengen um durchschnittlich 25 Prozent vermindert haben und daß die Großhandelspreise des innerdeutschen Verkehres (in Papiermark) auf das Vierzehnfache, des Waarenversandes in das Ausland auf das Zwanzigfache und des Waarenbezuges aus dem Ausland auf das Fünfundzwanzigfache gestiegen sind. Unter dieser Annahme ergiebt sich als gegenwärtiger Waarenverkehr Oberschlesiens:

Nach Oberschlesien:
aus Deutschland 3,16 Milliarden Papiermark
aus dem Ausland 2,72 " "
Aus Oberschlesien:
nach Deutschland 6,26 " " (davon 2,20 Milliarden Papiermark an Steinkohle und 3,50 Milliarden Papiermark an sonstigen Massengütern)
nach dem Ausland 6,90 " " (davon 3,11 Milliarden Papiermark an Steinkohle und 2,61 Milliarden Papiermark an sonstigen Massengütern).

c) Würde Oberschlesien von Deutschland abgetrennt und Polen zugeschlagen, so würde sich dieser Waarenverkehr wesentlich verändern. Der leider sicher zu erwartende Rückgang der industriellen Produktion Oberschlesiens würde zunächst eine absolute empfindliche Verminderung seines Waarenbezuges wie seines Waarenversandes herbeiführen. Von dem übrig bleibenden bisherigen Waarenaustauschverkehr mit Deutschland würde ein erheblicher Theil künftig mit Polen statt mit Deutschland erfolgen. Es erscheint daher nicht übertrieben, wenn man in diesem Fall annimmt, daß sich der bisherige Waarenverkehr mit Deutschland auf die Hälfte vermindern und sich etwa wie folgt stellen würde:

Nach Oberschlesien von Deutschland 1,58 Milliarden Papiermark
Von Oberschlesien nach Deutschland 3,13 " "
(davon 1,1 Milliarden Papiermark an Steinkohle und 1,75 Milliarden Papiermark an sonstigen Massengütern).

d) Für die Wirthschaft des übrig bleibenden Deutschlands folgt hieraus, daß die Industrie insbesondere durch das Aus-

bleiben eines Theiles der oberschlesischen Steinkohle und der sonstigen Massengüter (Zink und so weiter) in schwere Bedrängniß gerathen würde. Ein Theil der fehlenden Mengen (nehmen wir an die Hälfte, also für bisher $\frac{1,1+1,75}{2} = 1,42$ Milliarden Papiermark) würde, da der Ersatz in Deutschland nicht zu beschaffen ist, aus dem übrigen Ausland bezogen werden müssen und in Folge der höheren Auslandspreise $\frac{25}{14} \times 1,42 = 2,54$ Milliarden Papiermark erfordern. Die andere Hälfte der fehlenden Rohstoffe und Halbfabrikate würde mit Rücksicht auf ihre für die gegebenen Absatzverhältnisse zu hohen Auslandspreise überhaupt nicht ersetzt werden können und zu entsprechender Minderbeschäftigung der deutschen Industrie führen, eben so wie ihr um 1,58 Milliarden Papiermark verminderter Absatz nach Oberschlesien, für den ein Ersatz auf dem übrigen Weltmarkt nicht zu finden ist.

e) Die deutsche Gesammteinfuhr würde sich also unter diesen Voraussetzungen um $2,54 + 3,13 = 5,67$ Milliarden Papiermark vermehren und um 2,72 Milliarden Papiermark vermindern, also insgesammt eine Steigerung von 2,95 Milliarden Papiermark erfahren. Die deutsche Gesammtausfuhr würde sich dagegen um $6,90 - 1,58 = 5,32$ Milliarden Papiermark vermindern. Die deutsche Handels- und Zahlungbilanz würde eine Verschlechterung von $2,95 + 5,32 = 8,27$ Milliarden Papiermark erfahren. Damit würde seine Zahlungfähigkeit für Reparation-Zwecke bei einem Umrechnungskurs von 1 : 15 um $\frac{8270}{15} = 551$ Millionen Goldmark vermindert werden. Dem gegenüber muß jedoch beachtet werden, daß zugleich seine Pflichtzahlungen an die Entente mit Rücksicht auf den Ausfuhrindex von 26 Prozent um $\frac{0,26 \times 5320}{15} = 92,2$ Millionen Goldmark herabgesetzt würden.

Verminderung des deutschen Volksvermögens

a) Das oberschlesische Abstimmungsgebiet hat nach der Volkszählung vom achten Oktober 1919 2,09 Millionen Einwohner ergeben. Von der Gesammtbevölkerung des Deutschen Reiches sind Dies rund 3,47 Prozent. Wegen seines Reichthums an mineralischen Schätzen und an Wäldern ist jedoch der Antheil Oberschlesiens am deutschen Volksvermögen wesentlich höher. Hier sei nur darauf verwiesen, daß auf Ober-

schlesien 23 Prozent der Steinkohlen- und 78 Prozent der Zinkerzförderung, 6,5 Prozent der Kokereien, 21 Prozent der Bleihütten, 7,7 Prozent der Hochofenwerke, 32,1 Prozent der Schweißeisen- und 8,9 Prozent der Walzwerke, sowie 9,7 Prozent der Schwefelsäurefabriken Deutschlands entfallen. Wenn daher in der nachfolgenden Berechnung der Antheil der Vermögenswerthe Oberschlesiens nur um ein Drittel höher als sein Bevölkerunganteil, nämlich mit 4,5 Prozent des deutschen Volksvermögens angenommen wird, so dürfte dieser Satz eher zu niedrig gegriffen sein. Er ist von sachverständiger Seite auf 5 bis 6 Prozent berechnet worden.

b) Das deutsche Volksvermögen wurde vor dem Krieg auf 350 Milliarden Goldmark geschätzt. Sowohl durch den Krieg wie durch den Friedensvertrag ist seine Substanz wesentlich vermindert worden, und zwar insbesondere durch Gebietsverlust, Abgabe oder Vernichtung seiner Auslandswerthe und sonstige Substanzübertragungen an die Siegerstaaten. Die übrig gebliebene Substanz des deutschen Volksvermögens könnte unter Zugrundelegung der Friedensertragswerthe mit höchstens 270 Milliarden Goldmark geschätzt werden. Der wirkliche Gegenwartwerth des deutschen Volksvermögens ist jedoch weiterhin dadurch erheblich herabgemindert, daß der Raubbau an den Produktionstätten während des Krieges, die gegenwärtig geringere Arbeitleistung seiner Bewohner und der niedrigere Ausnutzungsgrad seiner Produktionstätten die Produktionkraft des deutschen Volksvermögens vermindert haben.

Von dem städtischen Grundbesitz und von den Verkehrsanlagen ist überhaupt bei der gegenwärtigen Höchstmiethenregelung und der staatlichen Verkehrsverbilligung nur noch ein ganz geringer Bruchtheil des Ertragswerthes der Vorkriegszeit vorhanden. Obgleich durch diese Maßnahmen die Rentabilität der übrigen werbenden Theile des deutschen Volksvermögens, vor Allem der landwirthschaftlichen und industriellen Produktionanlagen, künstlich gesteigert wird, beträgt auch bei diesen der heutige Ertragswerth (in Goldmark ausgedrückt) nur noch weniger als die Hälfte gegenüber der Vorkriegszeit. Im Durchschnitt kann man also den wahren Gegenwartwerth des deutschen Volksvermögens nur mit höchstens 35 bis 40 Prozent des zuvor ermittelten Substanzwerthes von 270 Milliarden Goldmark, also mit etwa 100 Milliarden Goldmark ansetzen. Dies entspricht, in Papiermark ausgedrückt, bei einem Umrechnungskurs von 1:15 einem Gegenwartwerth des deutschen Volksvermögens von etwa 1500 Milliarden Papiermark.

c) Unter Zugrundelegung des zuvor ermittelten Prozentsatzes von 4,5 ergiebt sich für den Fall eines Verlustes Oberschlesiens die Verminderung des deutschen Volksvermögens um 4,5 Milliarden Goldmark oder um 67,5 Milliarden Papiermark.

d) Hierzu tritt die indirekte Verminderung des deutschen Volksvermögens, die durch die wirthschaftlichen Rückwirkungen einer Abtrennung Oberschlesiens auf die restlichen deutschen Gebiete hervorgerufen wird. Eine solche Werthverminderung läßt sich statistisch nicht erfassen. Immerhin giebt die folgende Ueberlegung einen gewissen Anhalt. Wie dargelegt ist, wird die Abdrosselung des bisherigen Waarenaustauschverkehrs mit Oberschlesien zu einer empfindlichen Minderbeschäftigung der Industrie im übrig bleibenden Deutschland führen. Von dem bisherigen Waarenversand nach Oberschlesien würden für 1,58 Milliarden Papiermark in Fortfall kommen, ohne daß ein anderweitiger Absatz dieser Waaren möglich wäre. Von dem bisherigen Waarenbezug an Steinkohle und sonstigen Massengütern (Zink und so weiter) aus Oberschlesien würde für 1,42 Milliarden Papiermark aus den angeführten Gründen auch von anderer Seite her nicht beschafft werden können, also, da vom Werth der Fertigwaaren durchschnittlich 25 Prozent auf Rohstoffe entfallen, zu einer Verminderung der Waarenerzeugung im Werth von $4 \times 1,42 = 5,68$ Milliarden Papiermark führen. Insgesammt würde daher die Minderbeschäftigung der Industrie $1,58 + 5,68 = 7,26$ Milliarden Papiermark betragen. Heute kann damit gerechnet werden, daß vom Gesammtvolkseinkommen mindestens 20 Prozent auf das fundirte Einkommen (Kapital) und höchstens 80 Prozent auf das Arbeiteinkommen entfallen. Die Minderbeschäftigung der Industrie in Höhe von 7,26 Milliarden Papiermark vermindert somit das fundirte Einkommen des restlichen Deutschlands um etwa $0,20 \times 7,26 = 1,45$ Milliarden Papiermark. Hierzu kommen als weiterer Verlust an Kapitaleinkommen die zuvor dargelegten Mehrkosten in Höhe von $2,54 - 1,42 = 1,12$ Milliarden Papiermark, die den Bezug eines Theiles der ausbleibenden Rohstoffe aus dem Auslande verursachen würde, so daß das Kapitaleinkommen insgesammt um $1,45 + 1,12 = 2,57$ Milliarden Papiermark vermindert würde. Dies entspricht bei Zugrundelegung einer durchschnittlichen Verzinsung von 5 Prozent einer indirekten Verminderung des deutschen Volksvermögens um 51,4 Milliarden Papiermark.

e) Insgesammt würde somit ein Verlust Oberschlesiens eine direkte und indirekte Verminderung des deutschen Volksvermögens in Höhe von rund 120 Milliarden verursachen.

Verminderung des deutschen Volkseinkommens

a) Das fundirte Einkommen Oberschlesiens errechnet sich zinsgemäß bei dem Kapitalvermögen in Höhe von 67,5 Milliarden Papiermark auf rund 3,4 Milliarden Papiermark.

b) Hierzu kommt das Arbeiteinkommen seiner Bevölkerung. Die Zahl seiner Haupterwerbsthätigen beträgt in Oberschlesien rund 900 000 (= 43 Prozent von 2,09 Millionen Einwohnern). Nimmt man deren Arbeiteinkommen mit monatlich durchschnittlich 11 bis 1200 Mark an, so ergiebt sich als gesammtes jährliches Arbeiteinkommen der oberschlesischen Bevölkerung eine Summe von rund 12,5 Milliarden Papiermark.

c) Das Gesammteinkommen Oberschlesiens beläuft sich somit auf etwa 15,9 Milliarden Papiermark.

d) Daneben muß die Verminderung des Volkseinkommens beachtet werden, die durch die wirthschaftlichen Folgen einer Abtrennung Oberschlesiens in den übrig bleibenden Theilen Deutschlands hervorgerufen wird. Die Minderbeschäftigung der Industrie verursacht einen Ausfall von 7,26 Milliarden Papiermark. Die Mehrkosten des Bezuges eines Theiles der ausbleibenden Rohstoffe aus dem Ausland betragen 1,12 Milliarden Papiermark. Insgesammt würde daher das Volkseinkommen in den übrig bleibenden Theilen Deutschlands um etwa 8,38 Milliarden Papiermark vermindert werden.

e) Eine Abtrennung Oberschlesiens würde also eine direkte und indirekte Verminderung des deutschen Volkseinkommens um rund 24,3 Milliarden Papiermark verursachen.

Minderung der Steuereinkünfte des Deutschen Reiches

a) Die Minderung der Reichseinnahmen, die bei einer Abtrennung Oberschlesiens durch den Fortfall der Steuereinkünfte aus diesem Gebiet entstehen würde, beträgt nach der folgenden Zusammenstellung der Erträgnisse der Reichssteuern rund 4 Milliarden Papiermark:

A. Direkte Steuern

	Milliarden Mark		davon entfallen auf Oberschlesien Millionen Mark
Einkommensteuer (Reichsantheil) . . .	6,7	4%	268
Körperschaftsteuer (Reichsantheil) . .	1,9	7%	133
Kapitalertragssteuer	1,4	4%	56
Reichsnothopfer	7,5	4%	300
Erbschaftsteuer	2,0	4%	80
Umsatzsteuer (Reichsantheil)	13,7	7%	959
Grunderwerbssteuer	0,5	3%	15
Reichsstempelabgaben	1,3	7%	91
Abgabe vom Personen- und Güterverkehr	1,2	7%	84
Summe:	36,2		1986

B. Indirekte Steuern, Zölle und Abgaben

Zölle	2,5	7%	175
Kohlensteuer auf Steinkohle	6,0	25%	1500
Tabaksteuer und Alkoholsteuer . . .	5,0	3,3%	165
Zuckersteuer	1,2	3%	36
Sonstiges	0,2	3%	6
Ausfuhrabgaben	1,0	7%	70
Summe:	15,9		1952
Insgesammt:	52,1		3938

b) Die auf Grund dieser Zusammenstellung geschätzte Summe des Ertrages an Reichssteuern aus Oberschlesien entspricht der durchschnittlichen Belastung des deutschen Volkseinkommens durch Reichssteuern. Sie wird nach Durchführung der in Aussicht genommenen Finanzreform über 25 Prozent des Volkseinkommens betragen. Das ermittelte Gesammteinkommen Oberschlesiens von 15,9 Milliarden Papiermark entspräche einem Steuersoll von rund 4 Milliarden Papiermark.

c) Hierzu kommen wiederum die indirekten Wirkungen einer Abtrennung. Die Minderung des Volkseinkommens in den übrig bleibenden Theilen Deutschlands würde etwa 8,4 Milliarden Papiermark betragen. Unter Zugrundelegung der durchschnittlichen Belastung mit Reichssteuern von 25 Prozent entspricht Dies einem weiteren Steuerausfall von $0,25 \times 8,4$ gleich 2,1 Milliarden Papiermark.

d) Der gesammte Ausfall an Reichssteuern würde somit über 6 Milliarden Papiermark betragen.

e) Hier ist noch nicht eingerechnet, daß die Minderbeschäftigung der Industrie des übrig bleibenden Deutschlands in Höhe von 7,26 Milliarden Papiermark eine gewaltige Steigerung der Arbeitlosigkeit, und zwar um über 400 000 Köpfe, hervorrufen würde, deren Unterstützung durch das Reich Milliardenbeträge erfordern müßte.

Zusammenfassung

Eine Abtrennung Oberschlesiens würde also folgende direkte und indirekte Folgen haben:

Das deutsche Volksvermögen würde um etwa 120, das deutsche Volkseinkommen um über 24 Milliarden Papiermark vermindert werden. Der Ausfall an Reichssteuern würde über 6 Milliarden Papiermark betragen. Die Arbeitlosenziffer im übrig bleibenden Deutschland würde um über 400 000 steigen. Die deutsche Handels- und Zahlungbilanz würde sich um etwa 8¼ Milliarden Papiermark verschlechtern. Die deutsche Zahlungfähigkeit für die Reparation würde sich um etwa 550 Mil-

lionen Goldmark vermindern. (Zugleich würde die Höhe der deutschen Pflichtzahlungen an die Entente auf Grund des Ultimatums um etwa 92 Millionen Goldmark herabgesetzt.)"

Wenn mans so liest, mags leidlich scheinen. Wird nur, leider, auf den Obersten Rath nicht wirken. Seit dem Mai 19 hört er in jeder Woche mindestens einmal: „Ohne Oberschlesien ist, auf großes Ehrenwort, die Erfüllung unserer Vertragspflicht ganz unmöglich". Auch die Erwiderung bleibt immer gleich. „Ihr habt, nach langem Zaudern, den Friedensvertrag unterschrieben, der starke Minoritäten vor Fremdherrschaft bewahren, die deutsch-polnische Grenze ‚in' Oberschlesien ziehen, überall, wo Lage und Wirthschaft nicht dawider sind, die Nationalität nach der Mehrheit der Gemeindestimmen richten will, mit einem ‚ungetheilten' Oberschlesien, deutschen oder polnischen, also nicht vereinbar ist. Das Stimmergebniß schuf Euch das Recht auf drei Fünftel des Landes, des Volkes. Niemand bestreitet sie Euch. Und Ihr dürftet der Glücksgunst danken, die Euch zum Nebenbuhler einen nach der Wiedergeburt früh zerrütteten, tief verschuldeten, mit seinem Kriegsgetümmel Land- und Stadtarbeiter, auch manchen Bürger schreckenden Staat gab. Trotzdem haben zwei Fünftel, an der Urne zuerst, dann mit der Waffe, bekundet, daß sie Polen, nicht Deutsche, sein wollen. Diesen Willen zu schirmen, ist der Zweck des Vertragsartikels. Nach seinem Wortlaut und Sinn, eben so nach den Plebiszitziffern, hat Polen zwei Fünftel des Bodens, des Volkes zu fordern. Die Angabe, dieser Verlust, der kleinste, den Ihr am Tag der Unterschrift in die Rechnung stellen konntet, nehme Euch die Finanzkraft zu Entschädigung der Sieger, gilt uns nicht mehr als eines Stutzers Gestöhn, weil von acht Sommeranzügen zwei ihm auf der Reise gestohlen wurden, könne er nicht in sein Bureau oder Kontor gehen." Diese allzu stichfeste Antwort wird im lieben Deutschland stets überhört, überschrien. Behörden und Presse hämmern, vornan der sonst klügere Kanzler, der Nation den Irrglauben ein, die Abstimmung (die das Wollensverhältniß ermitteln, nicht Mehrheitherrschaft erwirken sollte) habe ihr das Recht auf die ganze Preußenprovinz gegeben und jede Theilung sei „Eidbruch und fluchwürdiges Verbrechen". Viel Lärm um nichts. Unfrucht-

bares, mit Milliardenaufwand in Treibhausgluth geheiztes Mühen verthat die Zeit, die zu vernünftiger Auswahl der abzutrennenden zwei Landfünftel genutzt werden mußte. Die europäische Lösung, selbständiger Wirthschaftstaat unter internationaler Aufsicht, ist, so weit ich sehen und hören kann, nur hier öffentlich gefordert worden. Durch störrige Wiederholung wird Falschmär nicht wahr. Oberschlesien ist nicht urdeutsches Land, nicht seit siebenhundert Jahren dem Deutschthum zugehörig, Polen nicht „durch deutsches Blut befreit“, sondern den Russen entrissen worden, um ins siegreiche Gussodarstwo Deutschland, sammt Litauen, Kurland und (loser) Finland, eingeknechtet zu werden. Und Herr Wirth darf weder draußen noch zu Haus Vertrauen heischen, wenn er vom höchsten Regirersitz, zwischen Geschluchz und Gefluch, in die Volksmasse Urtheil wirft, das seine Amtsakten selbst als falsch erweisen, und nicht fühlt, daß Polens thöricht wüthende Feindschaft der deutschen Sache morgen nützlicher wird, als dieses Nachbars Zuneigung ihr je werden könnte.

Fulgura frango

Was in Paris, auf Weltrichterbefehl, in Erztafeln geätzt wird, offenbart sich bald als Provisorium. Herr Wirth möchte mitätzen. Darf sich in der berliner Hitze aber an dem ventilatorischen Bewußtsein kühlen, daß seine Kabinetspolitik (so nannte man einst verantwortungloses Gemächel) den sechs Köpfen des Obersten Rathes die Bitterniß dieser Hundssternkonferenz durch Streuprischen gezuckert hat. Trompetenstoß. „Mendelssohns Mannheimer hat aus Holland so viele Goldmillionen gepumpt, daß Deutschland in diesem Jahr nicht mehr Devisen braucht, die Markvaluta also stetig bleiben oder gar steigen wird.“ Sie sinkt; seit der Verkündung täglich. Jeder weiß, daß Deutschlands Bedarf noch lange nicht gedeckt ist. Keiner, auf welche Frist, zu welchem Zins der Pump abgeschlossen wurde, dem, trotz amtlicher Schlußansage, noch zweimal was nachtröpfelt. Herr Briand fürchtet, der Theilungbeschluß werde den oberschlesischen Rebellentrotz aufpeitschen, und ersucht unser Auswärtiges Amt, für die Durchreise einer französischen Division vorzusorgen. Herr Lloyd George, der in

Bayonnettes nie einen zulänglichen Ersatz gestaltender Staats-
mannskunst sah, die Polen nicht mehr riechen mag, des zähen
Nordostquarks überdrüssig ist und seine Zeit für Irland, Ame-
rika, Japan, Smyrna-Angora braucht, knurrt, solche Soldaten-
spielerei sei Unfug, den er nicht mitmache. Knurrt und pfaucht
so laut, daß es die Ohrspitzer der Wilhelmstraße hören. Statt
das Konfliktskeimchen leis zu nutzen, trägts unser Außen-
minister in die Gluth des Weltmarktes, wo es schnell faulig
stinkt. Koramirende Frage: „Sind alle Westmächte mit dem
Truppentransport einverstanden?" Barsche Antwort (die uns
nur, spät und schüchtern, angedeutet wird) dreier Botschafter:
„Das geht Sie nicht an; interne Angelegenheit der Verbün-
deten." Viele Prokuristen Oeffentlicher Meinung buchens
als Erfolg. Eher als dem Außenminister traue ich den trüben
Einfall Herrn Rathenau zu, der vielerlei gefällige Talente
hat, aber noch niemals Nothwendigkeit und Möglichkeit der
Politik richtig sah. Einerlei. Schon wiehert sein Drang ins
Oeffentliche nach neuer Zwiesprache mit dem Kollegen Lou-
cheur. Der bedauert; will sich wohl erst vom Empfang der
Dioskuren Guggenheimer und Hirsch, Hirsch und Guggen-
heimer erholen. Und damit geschwind auch der Britenpremier
gegen deutsche Regirer verstimmt werde, lassen sie officio-
sissime drucken, was er, unter Vertrauensvoraussetzung, als
Prämie für die Annahme der londoner Bedinge zusagen ließ.
Wer auf Konferenzkrach hoffte, hat die Rechnung ohne den
Wirth und die Kellner gemacht. Wispert ihnen nicht Einer ins
Ohr, daß auch für sie, für Deutschland der wichtigste Gegen-
stand der pariser Tagesordnung der Versuch zu Rettung Ruß-
lands ist? Ohne Mobilisirung des Erdballes kann sie nicht ge-
lingen. Das von thätiger Menschenliebe umfangene Russen-
volk zwänge jedes Reichshaupt zu Anerkennuug der Schulden
aus zarischer Zeit. Deutsche Aufbauarbeit macht den zweit-
größten Schuldner Frankreichs gesund: und vor diesem er-
starkten Rußland stände es gewiß nicht gern als Mäster des
Polenehrgeizes. Himmelsgunst gewährt den Völkern noch ein-
mal große Gelegenheit. Nur Weltgemeinschaft kann Rußland
retten. Nur in dieser Arbeitgemeinschaft erneut sich die Welt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

war nach Brest-Litowsk begreiflich; gegen ein bis nach Kowno, Reval, Helsingfors mächtiges, das in Europa geschrumpfte, aller Ukrainen beraubte Russenreich überschattende Deutschland mußte die Französische Republik, zu ihrer Sicherung, in Nord- und Südost jeden möglichen Nothelfer dingen. Davon heißts längst, wie im Märchen: Es war einmal. Frankreich aber hätschelt noch heute Polen und Türken, die ältesten, gehaßtesten Feinde Rußlands, das ein Vierteljahrhundert lang der Pivot französischen Wollens und Handelns war und das es nun in Verbündung mit Deutschland, in den Bund der Mißhandelten, drängt. Diese Politik ist nicht weiser, als die deutsche war, die zu Rettung totkranker Raubstaaten das Schwert zog. Türkenmacht in Europa und ein aufgeschwollener, alles einst deutsch-russische Grenzland beherrschender Polenstaat werden nach Rußlands Auferstehung Schemen. Kein Michael oder Nikolai, keine Reichsduma kann morgen die zwanzig Milliarden Francs zurückzahlen, die Rußland den Franzosen schuldet. Doch zu Anerkennung der Schuldnerspflicht sind die Moskauer gewiß jetzt bereit; und die Deutschen, als ihres Fleißes Zins diese Summe in die pariser Staatskasse zu liefern. Wird nicht Schadensersatz, „réparation" im Ursinn des Wortes, wenn Frankreichs Hauptschuldner den zweitgrößten gesund macht und dadurch zugleich die eigene Leistungfähigkeit erhöht? Die Zeit, auf vernünftig gerechte Abgrenzung der aus dem Plebiszit uns zugefallenen drei Fünftel Oberschlesiens hinzuwirken, wurde nutzlos verthan; nicht einmal für Menschenewigkeit aber wird die Grenzlinie gezogen. Die Zahl der nach würdig dauerbarer Verständigung mit Deutschland Langenden ist in Frankreich viel größer, als das Preßgetos vermuthen läßt. Diese wachen Köpfe fühlen, daß Lebensversicherung aus Moskau und Berlin gewichtiger ist als aus Warschau und Angora zugesagte. Knirschend sehen sie, wie hoch seit dem Friedensschluß Englands Macht die ihres Vaterlandes überwuchs; und lernen des Wachsthums Ursache ahnen. England will, was es wollen muß; immer fand Neues den Britengeist neu. Morgen Nothwendiges heute erkennen und in Bereitschaft sein: Das nur, Deutsche, Franzosen, ist Politik.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 20. August 1921

Place de la Concorde

Cylinderparade

Zufallsbosheit zwang mich, am elften Augustmittag durch die Wilhelmstraße zu gehen. Schwüle Gluth warnt vor Aufblick. Die Sehnsuchtfrage, ob nicht Gewitter werde, wendet, dennoch, das Auge dem blau-grauen Himmel zu. Da wehen Fahnen. Nirgends sonst; nur von den Amtsgebäuden. Im dritten Lebensjahr der Republik sehe ich, zum ersten Mal, ihre Fahne. Die solls doch wohl sein? Gewiß; trotzdem das Gold durch unschön stumpfes Gelb ersetzt ist. Wurde Goldfarbe eben so unerlangbar wie Golddeckung der Reichskassenscheine? Schwarz-Roth-Gelb (ungefähr des habsburgischen Oesterreichs): gut siehts nicht aus. Aber sie wagen, endlich, die Fahne der Republik zu hissen. Warum heute? Von Cylinderhüten schimmert die Antwort. Wunderliche Gestalten kribbeln von der Straße Unter den Linden her den Aemtern zu. Ueberall die Typen des Gewerkschaftbeamten und des Zeitungmachers mittleren Schlages; graue Bureauhocker und „richtige" Geheimräthe (die schon vor 19 den Titel hatten). Lange und kurze Röcke, seltsame Cuts und ihnen nicht zugehörige Beinkleider, ehrwürdige und speckige Cylinder. Jeder trägt einen. Ohne Seidenhut scheints in der Mittagsgluth nicht zu gehen. Nur vereinzelte Swells haben zum Cut den Strohhut oder die Filzmelone aufgesetzt; altes Regime aus der Politischen Abtheil-

ung des Auswärtigen Amtes. Sie kommen, Alle, aus dem Staatlichen Opernhaus, wo der dritte Geburtstag der Reichsverfassung gefeiert worden ist. Deshalb die Fahnen. Abends, sage ich mir, wirst Du lesen, „Alles, was in Berlin einen Namen hat, habe der Feier beigewohnt", und in Deines Nichts durchbohrendem Gefühl erschaudern, weil kein altes, kein neues Regime Dich je zu solchem Fest lud; laß die Thräne nicht rinnen. Höher darf ja das Bürgerherz schlagen: schon ists erlaubt, die Fahne der Republik zu hissen und das Reichsgrundgesetz zu ehren. Das ist schwunglos, schwächlich, hat sehr üble Mängel, gestattet die ärgste Willkürherrschaft; weitet immerhin aber den Bezirk des Volksrechtes. Und gilt dem deutschen Volk doch weniger als Mutter Hekuba dem Schauspieler, der ihr Leid vor Hamlets Auge beweint. Erste Verfassungfeier: und kein Mensch kümmert sich drum. Als Wilhelms Frau gestorben war, hing bis in Kleinleutestraßen Fahne an Fahne und zehntausend Offiziere schritten in Paradeuniform hinter der Bahre. Heute haben nur Amtshäuser, auf Befehl, geflaggt und die Hauptstadt sieht aus wie an jedem Hundstag. Ist daraus zu schließen, daß Alles am Alten hängt und der neue Zustand die tief überwiegende Volksmehrheit widert? Dagegen sprechen die in allen Wahlkämpfen der Industriestädte erstrittenen Sozialistensiege. Die Reichsregie ist jämmerlich. Der Skandal, daß von dem Auswärtigen Amt des bankeroten Reiches vier- oder fünfhundert Journalisten bezahlt werden, könnte wenigstens zu kluger Propaganda für das Wesen der Republik genutzt werden. Erinnert Ihr Euch, daß fast eine Woche lang das Denken ganzer civilisirter Völker in die Frage geklammert war, ob Herr Carpentier Herrn Dempsey, ob der Amerikaner den Franzosen niederringen werde? Depeschen, Bilder, Lebensläufe, Preise, Wetten, Prognosen: wer nie Ringkampf sah noch zu sehen wünschte, war, selbst er, genöthigt, des großen Dinges zu achten, das jenseits vom Atlantic werden sollte. Nie ward die Allmacht der Presse deutlicher (und abscheulicher) erwiesen. Hätte unsere Regirermannschaft zu rechter Zeit das Tantam geschlagen, dann wäre aus dem Verfassungtag ein Volksfest geworden. Bilder aus der weimarer Nationalversammlung, der Film, den Minister Preuß, pater

constitutionis, von seiner Einführungrede kurbeln ließ, Illumination der Rechte, die das Grundgesetz der Nation, ihren Erwählten, der Frau giebt; Tüchtige hätten hundert Propagirmöglichkeiten erwittert. Von einem Notizchen, an das mich erst das wandernde Cylindermuseum erinnern mußte, war nichts zu hoffen. Die Meinung, all Das sei nicht der Mühe werth, ist Irrglaube. Erstens lechzt draußen Alles nach Zeichen, die andeuten, daß Demokratie und Republik sich in Deutschland einwurzeln werde. Lange hat nichts Anderes uns in Amerika so geschadet wie die Bilder und Berichte von dem militärischen Gepräng der Leichenfeier im Park von Sanssouci. Das, riefen Betrachter und Leser, „ist ja, mit den umjubelten Generalen und Offizierregimentern, in jedem Zug noch das alte Deutschland; erzählet uns doch nicht das Märchen, daß es verschwunden sei." Jedes sichtbare Wachsthum des Willens zur Republik mehrt das Ansehen Deutschlands; von jedem Vorsprung der Monarchistenparteien wird es geschmälert. Denket daran. Zweitens bedarf auch das deutsche Volk selbst der Stärkung im Glauben an die Heilkraft der neuen Institutionen. Sein Auge und Ohr sehnt sich aus Entbehrung nach Freude. Vom Thurm einer Kirche in Halensee, die sich Jahre lang mit einem armsäligen Glöckchen beholfen hatte, klang am zweiten Augustsamstag zum ersten Mal wieder wohltöniges Glockenspiel. Als riefe ein zuvor nie erlebtes Wunder: so schnell schaarte Andacht (die nicht aus Gehorsam, aus Drang nach bestimmter und bestimmender Lehre erwuchs) froschkalte Berliner um den rothen Bau; und aus offenen Fenstern lauschten ringsum entzückte Köpfe. Dieses Volk ist zu begeistern. Nicht, freilich, durch kahle Feier, die in Geschwindschritt „erledigt" wird, wie andere Pflicht. War die von heute besser? Einer, der mich ansprach, antwortet der Frage: „Schmerzlose Sache. Viertel nach Zwölf kam Ebert; schritt die Ehrencompagnie der Reichswehr ab, die dann Stechschritt vorführte, und kletterte in die Proszeniumsloge. Zwei Musikstücke (‚Piezen': sagt mancher noch nicht beamtete Genosse); dazwischen Rede Wirths. Wie er immer redet. Jetzt ist zehn Minuten nach Eins und wir sind, zu Fuß, wieder in der Wilhelmstraße. Wirth las vom Blatt. Einiges war aber zu verstehen. Der ganze Kram hat kaum mehr als 'ne halbe Stunde

gedauert. Ein Segen bei der Hitze.“ Warum, bei der Hitze, mittags, da doch abends Theater, Konzert- und Festsäle zu haben, Plätze, Parks und Walddome nutzbar sind? Warum eine geschriebene, anständig-verständige Rede, ein Sommerorchester, eine Feier ohne Künstler, ohne Weihe, Duft, Klang, Widerhall? Wo war die Jugend, die Weibheit, das Arbeitervolk? Zweitausend Unmündige beiderlei Geschlechtes, aus Hochschulen, Gymnasien, Gemeindeschulen, Kontor, Lehre, Fabrik, aus bunten Knospen ein Kranz, drin, was an Aelteren der Raum fassen kann; Mozart; ein Jubilus (aus der zu lange verstummten Kehle der Frau Sorma); danach eine Rede, die keine Schreibe ist und aus der Lerchen steigen und Funken stieben, Rede über die wiedergeborenen, neu gewordenen Begriffe von Freiheit und Volkheit; klug Erwähltes, ganz wenig, von Walther, Kant, Goethe, meisterlich gesprochen; dann, mit den edelsten Solis und sorglich gepflegten Chören, die Neunte. Warum nicht? Nach der Kunde von würdiger, tief ins Volk nachhallender Feier des deutschen Verfassungtages hätte die Welt aufgeathmet; wäre französischem Mißtrauen eine Waffe entsunken, die es unweise, aber auch ungern braucht. Nun ist die Feier „glatt erledigt“ worden; damit gebucht werden könne: So herrlich weit haben wirs gebracht. Kein Ton, der auch nur kurzen Echoruf weckte. Das Ganze fast unbemerkt. Ein Kanzler, dessen höchst brave, farb- und duftlose Reden, in jeder Woche eine, unbeachtet verplätschern. Als Reichspräsident ein ausgepichter Sozialdemokrat, der alles einst Verfluchte alltäglich segnet, von jedem rothkollerigen Geheimrath und altadeligen Attaché über den Klee hinauf gelobt wird und wacker das ihm aufgebaute Frontchen abschreitet. Die Deutsche Republik ist das einzige Land, das seinen von Kriegswuth hingemähten Söhnen keine Dankfeier gerüstet hat. Und versucht sie, sich selbst zu feiern, so wird eine „schmerzlose Sache“ draus; wird welkem Ceremoniale nachgestümpert, das nur durch Gloria und Prunk der alten Militärmonarchie noch erträglich war. Mit den Köpfen, Röcken, Cylindern ehrsamer oder ins Schieberische verschnörkelter Spießbürgerei ist kein Staat zu machen. Die ans Pult heimkehrenden Festgäste ähnelten allzu sehr dem Aufgebot einer Innung, die „einem verdienten Mitglied

die letzte Ehre erwiesen hat". Eure Republik langweilt die Leute. Nie gelang ihr ein Fest; nicht ein Lied hat sie in vierunddreißig Monaten geboren. Der Götterfunke fehlt.

Am anderen Ufer

Die Sassen der Welt, die Kurzsichtigen versunken scheint, sind nicht müßig. Immer ist an ihrem Himmel, auf ihrer Erde geschäftige Bewegung. Hic et ubique. Wo in der Asche noch ein Fünkchen glimmt, schüren sies, blasen drein und hoffen, daß Feuer draus werde. Für sie wirkt Erinnerung an Zeiten, die dem aus grauer Ferne rückblickenden Auge wie Paradieseslenz schimmern. Wirkt der Kindswahn, die Noth und Ohnmacht von heute sei aus dem Ermüdungwirbel vom Herbst 18, aus dem Wesen „undeutscher" Republik, nicht aus dem Trugglanz der dreißig Wilhelmsjahre geworden. Leset die Geschichte deutscher Gegenreformation (die auch in Bayern begann): und fraget Euch selbst, ob die gläubig der Republik Verlobten nicht dem Nachtrab der Kleinreformatoren ähneln, in denen der Sturm verbraust, nur kühle Nüchternheit geblieben war und wider die alle Zauber Roms, Philipps, Rudolfs, alle Volkshoffnungen auf die von Altar und Thron verheißenen Wunder stritten. Will Deutschland vorwärts, dann muß es der Geräusche achten, die den Entschluß verrathen, es listig in Rückweg zu drängen.

Die Fischer der lübecker Bucht hatten an Wilhelm das folgende Telegramm gesandt: „Wo sind die schönen stolzen Zeiten, da unser Kaiser auf der ‚Hohenzollern' und ‚Meteor' die lübecker Bucht durchkreuzte? Deutsche Fischer am Ostseestrand gedenken am fünfzehnjährigen Jubiläum des Fischerregattavereins und bei Fahnenweihe in Treue und Dankbarkeit ihres geliebten Kaisers, des kräftigen Förderers der Segelei, und senden ihm ehrerbietigen und herzlichen deutschen Seemannsgruß. Wir halten zum Kaiser und zur Flagge Schwarz-Weiß-Roth." Die Antwort lautete: „Seine Majestät der Kaiser und König haben Sich über die herzlichen Seemannsgrüße vom Ostseestrand ganz besonders gefreut. Das waren treudeutsche Worte, die zum fernen Kaiser hinüberklangen! Sie haben bei Seiner Majestät ein dankbares Echo gefunden und in Ihm, nach schmerzlichen Tagen, frohe Erinnerungen aus vergangener Zeit wach-

gerufen. Möchte dieser vorbildliche Geist, der aus treuen Seemannsherzen sprach, zur Wiedergenesung unseres Volkes beitragen und der Baumeister unseres neuen Vaterlandes werden! Für Ihre Treugrüße soll ich Ihnen Seiner Majestät herzlichen Dank übermitteln, dem in den nächsten Tagen durch ein von Berlin dem Verein zugehendes Reiterbild mit Allerhöchster Unterschrift noch besonderer Ausdruck gegeben werden wird. Im Allerhöchsten Auftrage: Graf Moltke, Flügeladjutant." (Ist Philis musikalischer Freund in Allerhöchsten Dienst auferstanden?) Ein anderes Telegramm aus Schloß Doorn lautet: „Am Tage der Regimentsfeier des Königlich Bayerischen Infanterie-Leib-Regimentes gedenkt in der Einsamkeit der unvergänglichen Tapferkeit des stolzen Regiments vor Verdun mit unauslöschlicher Dankbarkeit der alte Oberbefehlshaber Wilhelm." Ganz der alte Ton (und Stil); medicus et praeceptor Germaniae, Kaiser und König. Sogar das Leibregiment ist noch „Königlich". Wartet nur: balde giebts wieder Orden. Oder ward den Treusten gar schon die Erlaubniß verliehen, sich Adler, Sterne, Kreuze, Krone, Eichenlaub, Schwerter und anderen Behang aus eigener Tasche zu kaufen? Billig wirds bei Godet heute nicht sein.

In der Bucht, deren Fischer, urplötzlich, wilhelmischer Rednerei Meister geworden sind, wehen von unzähligen Strandburgen schwarz-weiß-rothe Fähnchen; auch hamburger, lübecker, holsteiner, dänische, schwedische und das weiße Hakenkreuz auf schwarzem Grund erblickt Dein Auge. Nirgends die Farben der Deutschen Republik. Und in die Häuser der Frommen flattert ein Blättlein, das den schönen Namen trägt: „Sehnsucht und Hoffnung, Zeitschrift für christliche Alliance, Evangelisation und Gemeinschaftpflege". Leih Dirs für eine Stunde aus; oder wende eine Papiermark an den Kauf der Nummer 3. Du wirsts nicht bereuen. Denn da ist („aus dem trefflichen Büchlein ‚Der Tag des Gerichtes' von Otto Autenrieth") abgedruckt, wie der Weltkrieg entstanden ist. „In rein sachlicher und überzeugender Weise führt der Verfasser aus, wem die Schuld beizumessen sei." Horchet!

„Ich will Dir ein Geheimniß erzählen, deutscher Junge, deutsches Mädchen, deutsche Mutter, deutscher Mann, das erzähle weiter, das erzähle, wo immer Du Fremde triffst, daß sie es weitersagen, bis man es kennt in jedem Winkel der Erde.

Es ging ein Mann aus, der war groß und kräftig von Ge-

stalt und gut gekleidet, denn er war wohlhabend, und er ging sicheren, ruhigen Schrittes dahin, wie Einer geht, der schwer gearbeitet hat und sich bewußt ist, seine Pflicht gethan zu haben. Es lauerte ihm aber am Wege ein kleiner Mensch, angethan mit einer rothen Mütze und weiten rothen Hosen, auf, der hatte einen bösen Blick und in sein hageres Antlitz hatten die Leidenschaften tiefe Furchen gegraben. Schon lange war er neidisch auf den großen stattlichen Mann und hätte ihn gern hinterrücks überfallen und seines Geldes beraubt. Heute hoffte er, endlich die That ausführen zu können. Aber als er den Starken so sicher einherschreiten sah, entfiel ihm der Muth. Statt aber nach Hause zu gehen und sein Spiel verloren zu geben, schlich er dem Großen nach, bis sie an einen Ort kamen, woselbst in der Nähe viele Menschen waren. Da sprang er auf ihn zu und rief: ‚Dein Geld oder das Leben!' Halb erstaunt, halb mitleidig sah der Stattliche den Frechling an; dann packte er ihn gelassen an der Gurgel und hätte ihn fast mit einem Griff erwürgt. Aber der Kleine wandte sich so, daß er noch Luft zum Schreien hatte, und schrie aus Leibeskräften: ‚Hilfe! Hilfe!' In Schaaren kamen die Leute herbei, große und kleine. Fragten erstaunt, was da vorginge. Da schrie der Rothhosige wieder: ‚Hilfe, Hilfe! Ich bin angefallen! Ein Räuber, ein Räuber!' Da zögerten die Leute nicht länger. Sie drangen auf den stattlichen Mann ein, der vergebens sich zu rechtfertigen und den wahren Sachverhalt aufzuklären suchte; sie ließen ihn gar nicht zu Worte kommen. ‚Du bist ein Räuber!' schrien sie, ‚Du mußt sterben!' Da blieb dem Großen nichts Anderes übrig, als sich seiner Haut zu wehren. Und er that es mit solcher Kraft, daß ihn die Vielen sicher nicht überwunden hätten. Endlich aber ermattete er doch; und sie schlugen ihn zu Boden. Als er ohnmächtig dalag, wollten die Anderen gehen; der Kleine aber setzte sich ihm auf die Brust und begann, ihn auszuplündern. Erstaunt fragten Die, die ihm geholfen hatten, was er da thue. ‚O', antwortete der Kleine, ‚ich habe ihn im ehrlichen Kampfe besiegt, so werde ich mir wohl auch die Siegesbeute nehmen dürfen!' Und er begann, da die Taschen geleert waren, dem Erschlagenen den Rock auszuziehen. ‚Du irrst Dich,' erwiderte der Größte von den Männern, durch deren Eingreifen es schließlich allein gelungen war, den Hünen zu überwältigen, ‚Du irrst, nicht Du hast den Mann besiegt, sondern wir sind es, die ihn überwunden haben.' ‚O', sagte der Kleine wieder, indem er seinem Opfer die Beinkleider abstreifte,

‚ich hatte ihn schon beinahe niedergerungen, als Ihr dazukamt, und ich wäre auch ohne Eure Hilfe mit ihm fertig geworden.‘ Damit zog er dem Ohnmächtigen das blutbefleckte Hemd aus. Jetzt schlug Dieser, vor Kälte erschauernd, einen Augenblick die Augen auf, sah mit irrem Blick um sich und seufzte leise: ‚Mein Weib! Mein Kind!‘ Dann schwanden ihm die Sinne wieder. Der Kleine warf sich platt auf den Nackten hin, schlug wie ein Vampyr seine Zähne in dessen Hals und begann, gierig das Blut aus dem zuckenden Körper zu saugen.

Die Anderen packte Entsetzen und sie standen wie gebannt vor Schrecken und sahen zu. Ein kleines Vöglein aber, das auf einem Baum gesessen und Alles mit angesehen hatte, schwang sich auf und flog, bis es zu dem Palaste des Königs kam; dem setzte es sich auf die Schulter und erzählte ihm sein Erlebniß. ‚Herr‘, schloß es, ‚wie kannst Du, der Allmächtige, solches Unrecht geschehen lassen?‘ ‚Der Räuber ist des Gerichtes schuldig‘, sprach der König, ‚aber seine Helfer wissen nicht, was sie thun; sie glaubten, im Recht zu sein, als sie den Großen niederschlugen.‘ ‚Herr‘, entgegnete das Vöglein bescheiden, ‚verzeihe, wenn mein Schmerz Dir zu widersprechen wagt: wenn sie auch vorher den Großen für den Räuber hielten, so hätten sie doch ihren Irrthum erkennen müssen, als sie den Kleinen ihn berauben sahen.‘ ‚Du hast Recht‘, nickte der König, ‚ich gebe ihnen eine Stunde Zeit; wenn sie bis dahin ihren Fehler nicht erkennen, so haben sie sich mitschuldig gemacht und ich will sie von der Erde vertilgen!‘ Bei diesen Worten sah er nach der Uhr und umfaßte seinen Herrscherstab, der aussah wie ein zackiger Blitz, fester mit den Händen. Da hörte man in der Luft ein leises dumpfes Grollen und fern begann die Erde zu beben. Denn die erste Minute der Stunde des Gerichtes war abgelaufen.“

Für Kinder? Das wäre nicht weniger gefährlich. Doch drüber steht ja: „Zeitschrift für christliche Alliance, Evangelisation und Gemeinschaftpflege“. Also ungefähr die „Richtung Michaelis“, des sechsten Kanzlers im Deutschen Reich. Drunter könnte stehen, wie am Schluß des zweiten Makkabäerbuches: „Und hätte ich es lieblich gemacht, Das wollte ich gern. Ist es aber zu gering, so habe ich doch gethan, was ich vermochte. Denn allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig; sondern zuweilen Wasser, zuweilen Wein trinken: Das ist lustig. Also ist es auch lustig, so man Mancher-

lei lieset." Lieblich und zugleich lustig ist, aus einem zu Pflege evangelischer Nächstenliebe geschaffenen Blatt „in rein sachlicher und überzeugender Weise" zu lernen, wie der Große Krieg entstand und verlief. Auch Bayerns frommer König Ludwig hat ja, in offizieller Rede, einmal gesagt: „Als uns Frankreich den Krieg erklärte." Und thront wieder in Volksgunst.

Schüchtern nur, und niemals ungestraft, wagt manchmal Einer, statt betäubenden Alkohols den Mitbürgern klares Wasser zu kredenzen. Weil solches Wagniß Ermuthigung verdient, seien hier ein paar Bruchstückchen aus einem Artikel wiedergegeben, worin ein Ungenannter den Lesern der Vossischen Zeitung drei Heerführer zu zeigen versuchte.

„General Ludendorff ist als Hasardeur und als Subalterner geschmäht worden. Wer ihn am Telephon und am Schreibtisch beobachtet hat, gewann vielmehr den Eindruck einer Persönlichkeit, wie man sie in der Leitung großer deutscher Unternehmungen als Vorbilder unermüdlicher Arbeitkraft, eindringender Detailkenntniß und weitreichender Kombinationgabe vielfach am Werk sieht. Solchen Generaldirektorennaturen (man denke nur an den alten Kirdorf) fehlte, was die erste deutsche Unternehmergeneration, die Krupp und Harkort, auszeichnete: das Verständniß für die unwägbaren menschlichen Faktoren. Ludendorff ist vor dem Krieg in der Front, in einem größeren Theil seiner militärischen Laufbahn aber in Staabsoffizierstellen und in der Operationabtheilung des Großen Generalstabes beschäftigt worden. Seine Gedankenrichtung wurde von vorn herein auf die Durcharbeitung bestimmter theoretisch ersonnener, nicht aus dem Leben erwachsener Militärprobleme eingestellt. Seine theoretischen Arbeiten aus dieser Zeit sollen nach dem Urtheil seiner Mitarbeiter Beweise genialer Erfassung einer gegebenen Lage und der in ihr bestehenden Möglichkeiten erbracht haben. In den Problemen des Weltkrieges ist ihm diese Eigenschaft nur in den Fällen von Nutzen gewesen, in denen die Strategie allein als Schlüssel der Lösung dienen konnte. In allen den großen Entscheidungen und Erwägungen, in denen psychologische, wirthschaftliche und technische Faktoren gegenüber den militärischen Gesichtspunkten überwogen, hat Ludendorff, in Folge einer grandiosen Einseitigkeit seines Wesens, versagt. Faktoren wie Volksstimmung, Arbeitwille, Oeffentliche Meinung des In- und Auslandes, Wirthschaftgeist der Bevölkerungsklassen

und psychologische Verfassung des Heeres wurden von Ludendorff bei großen Plänen, die sich auf Monate und Jahre hinaus erstrecken mußten, mit einer souverainen Geste übersehen und nicht in Rechnung gesetzt. Da er in seiner geistigen Entwickelung mit diesen Faktoren nie rechnen gelernt hatte, bestanden sie für ihn einfach nicht. Auch seine allergrößten Berechnungen kannten letzten Endes nur die Größenordnungen, in denen er seine wahrhaft genialen Kombinationen zusammengestellt hatte (Tannenberg, Masuren und den Rückzug vor Warschau): Armeecorps, Marschstunden und Wagenachskilometer der Eisenbahn.

Die Veränderungen, die an diesen Grundsätzen seiner Kombinationen im Lauf des Weltkrieges in numerisch nicht faßbarer Form vor sich gegangen waren, blieben, von ihm unerkannt, außerhalb des Bereiches seiner Gedankenwelt. Daß Truppentheile der selben numerischen Größe je nach Beschaffenheit des Ersatzes und der Verschiedenheit des an der Zusammensetzung hauptsächlich betheiligten deutschen Stammes die Schrecken und Entbehrungen mit erheblich von einander abweichenden Einbußen an moralischer Kraft durchgemacht hatten, blieb ihm ein Räthsel. Daß solche schwer mitgenommenen Truppentheile einen Großkampftag nur unter erheblichen Zersetzungerscheinungen überstanden, war ihm unverständlich. Er hatte nicht damit ‚gerechnet'. Er ‚rechnete' mit den vorhandenen Güterwagen und Lokomotiven, ohne zu berücksichtigen, daß diese Bestände seit Jahren nur ganz ungenügend nachgesehen und reparirt worden waren. Er versuchte, bis auf wenige Tausende möglichst genau den Nachschub der Entente aus Amerika zu berechnen: rechnete aber nicht mit der Hebung der Kriegsstimmung in England und Frankreich durch den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg. Er berechnete Zeitdauer und Wirkung planmäßiger bolschewistischer Agitation im russischen Heer; berechnete aber nicht, daß das weltpolitische Spiel der Kräfte durch die Ausschaltung eines militärisch kampffähigen Rußland verhängnißvoll zu Deutschlands Ungunsten verschoben war. Alle diese Einseitigkeiten in der rein militärpolitischen Rechnung Ludendorffs sind ihm zur rechten Zeit von hervorragenden Sachkennern der Politik, der Wirthschaft und der Technik nachgewiesen worden. Alle diese Einwände wurden von ihm als unberechtigte Zweifel am militärischen Endsieg und als noch viel unberechtigtere Zweifel an der Richtigkeit seiner Rechnungen mit der Entrüstung des Familienvaters abgethan, an dessen Allwissenheit Verwandte oder Freunde zu zweifeln wagen.

Wo Ludendorff selbst Zweifel gekommen sind, wo ihm die Ahnung aufgestiegen sein mag, daß seine Rechnung nur dann stimmen könne, wenn er gewissen, in Zahlen nicht faßbaren Faktoren gerecht würde, suchte er nicht etwa neue Maßstäbe zu finden, sondern blieb sich in seiner Einseitigkeit treu. Er ‚verordnete' die Gesinnung der Heimath, er ‚verlangte' bestimmte Leistungen von den Verkehrsanstalten und technischen Betrieben. Wie er durch Marschbefehle glaubte, die Kampftruppen zur rechten Stunde zur rechten Stelle zu bringen, so glaubte er, auf dem Verordnungweg die nicht militärischen Voraussetzungen seiner militärpolitischen Absichten ‚verfügen' zu können. Dieser hervorragende Stratege, der aus dem deutschen Mittelstand hervorgegangen ist, setzte die Eigenschaften, die seinem Stand eigen sind, bei der Masse voraus. Er brach seelisch zusammen und sprach vom ‚Verrath der Heimath', als die Massen ihm zu erkennen gaben, daß seine Rechnung nicht stimmte. Als der Sieg nicht mehr verfügt werden konnte, weil die unberechneten und unwägbaren Faktoren im Heer so stark wurden, daß ihm durch ihre Einwirkung die Basis seiner exakten Rechnungen, effektive Kampfstärke, unter den Händen dahinschmolz, ‚verlangte' er eine politische Beendigung des Krieges: den Friedensschluß. Der Bürgergeneral brach zusammen, als in seinem sorgfältig geführten Geschäft das Hauptbuch nicht mehr stimmte.

Kitchener war als Mann und Persönlichkeit seinem Volk, seinen Untergebenen und seinen Freunden stets ein Räthsel. Sein Erleben ist allen Menschen, die um ihn waren, eben so unaufgeklärt geblieben wie seine Todesart. Die dreibändige Biographie seines vertrauten Privatsekretärs Arthur ist eine Sammlung von Thatsachen, Schriftstücken und Handlungen. Beweggründe, Stimmungen, Erlebnisse seelischer Art fehlen. Man verfolgt von Etape zu Etape, wie Kitcheners sachliche Aufgaben wachsen. Mit zwei Divisionen erobert er den Sudan und schlägt den Mahdi nieder; er lenkt Hunderttausende modern ausgerüsteter Soldaten in einem systematischen Kesseltreiben gegen die zahlreichen Abtheilungen des nach der Schlacht am Paardenberg zersprengten Burenheeres. Im Weltkrieg ist er der einzige Militär, der von vorn herein mit unerbittlicher Konsequenz die beiden Faktoren in den Vordergrund der Kriegspläne der Alliirten rückt, die allein im Stande waren, gegenüber deutschem militärischen und technischen Können den Enderfolg in Aussicht zu stellen: die Zeit und das Uebergewicht an Menschen und Rohstoffquellen. Keine

geniale Konzeption wie Schlieffens Cannae oder eine Masurenschlacht, sondern die lakonische Anweisung aus dem Herbst 1914 an die englischen Offiziere, die zu den englischen Ersatzdepots auf französischem Boden kommandirt wurden, Wohnungkontrakte mindestens auf drei Jahre abzuschließen, da der Krieg eher längere Zeit dauern werde, kennzeichnet sicheres Urtheil, klare Uebersicht über das Mögliche und Erreichbare und Mangel jeglicher Kühnheit in der Phantasie als die hervorragendsten Eigenschaften des englischen Heeresorganisators. Stets sah er den Krieg nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Ausführung einer politischen Idee an. Stets war ihm bewußt, daß Wille und Phantasie des Strategen wirthschaftliche, technische und psychologische Begrenzungen anerkennen müsse.

Foch ist ein Denker, der in harter Nachtarbeit sich die Fähigkeit angeeignet hat, jede Lage, in die ihn seine berufliche Bethätigung versetzen konnte, bis zu ihren äußersten Konsequenzen durchzudenken. Wer Gelegenheit gehabt hat, den mittelgroßen, etwas zum Embonpoint neigenden Mann zu sehen, der sich in seiner Uniform offenbar unbehaglich fühlt und der die Repräsentationpflichten bei Paraden rein mechanisch, mit einem ins Weite gerichteten Blick verrichtet, würde kaum glauben, daß dieser Mann auch nur ein untergeordneter Heerführer sein könne. Erst, wenn man den verhältnißmäßig großen Kopf mit der breiten Stirn und den durch intensive geistige Arbeit durchfurchten Gesichtszügen in nächster Nähe betrachtet, schwindet dieser Eindruck. Man glaubt immer noch nicht an die Feldherrnpersönlichkeit, aber man gewinnt Vertrauen zu der Folgerichtigkeit der Gedanken dieses innerlich tief bescheidenen Mannes. Ein Mann, dem man eben so zutrauen kann, eine mustergiltige Verfassung geschrieben, ein technisches Verfahren bis zur höchsten Vollendung ausgebildet oder mit feinen Händen und sicherem Blicke die kunstvollste Operation ausgeführt zu haben.

In den letzten Märztagen des Jahres 1918, als in einer Konferenz zwischen Poincaré, Clemenceau, Pétain, Haig und Milner die Nothwendigkeit weiteren Rückzuges westlich von Amiens geprüft werden sollte, fand sich Foch, der Stabschef Pétains, auf dem Hofe der kleinen nordfranzösischen Bürgermeisterei ein, wo eine Berathung stattfinden sollte, die vermuthlich von ausschlaggebender Bedeutung für den Ausgang des Weltkrieges gewesen ist. Foch trat an Poincaré heran und bat ihn, an dem Kriegsrath theilnehmen zu dürfen, da er glaube, einen brauchbaren Vorschlag für die weiteren Operationen machen zu können.

Im Kriegsrath selbst vertraten Pétain, Haig und Clemenceau den Vorschlag eines weitgehenden Abbaues der Front. Poincaré erkundigte sich, schon halb entmuthigt, nach den Aussichten eines Widerstandes. Die Antworten der beiden Oberkommandirenden fielen ungünstig aus. Foch bat ums Wort. In wenigen kurzen Sätzen, die in ihrer Schlichtheit und Gedankenklarheit an die Leistungen von Clausewitz erinnern, schilderte er die Möglichkeit eines nachhaltigen Widerstandes östlich von Amiens, der die Angriffsrichtung der Deutschen von Westen nach Süden ablenken dürfte. Nach dieser Ablenkung könne der französische Gegenstoß von Compiègne in die westliche Flanke des deutschen Angriffsheeres erfolgen.

Der alte und müde Milner, der in Egypten, Südafrika und in den Jahren des Weltkrieges die kritischsten Stunden des britischen Weltreiches mit der ihm eigenthümlichen Gelassenheit und Gleichgiltigkeit erlebt hatte, springt erregt auf und zieht Clemenceau mit sich in eine Ecke. ,That is our man, he shall command our armies!' Clemenceau, Pétain und Haig stimmen dem Vorschlag bei. Während Loucheur das Protokol des Kriegsrathes aufsetzt, geht Foch wortlos ans Telephon und verhindert den schon vorbereiteten Abbau der alliirten Front bei Amiens. (Herr Lauzanne, Leiter des „Matin", hat den Vorgang so dargestellt.) Foch ist dieses eine Mal in seiner militärischen Karriere persönlich hervorgetreten, weil er sich als Träger einer Idee fühlte. Noch einmal trat er aus seiner Reserve, als er für eine Jubiläumsnummer des ,Petit Parisien' persönliche Erlebnisse als Abschnittskommandeur der französischen Mittelgruppe beschrieb. Er zeigte ehrliche Anerkennung des Todesmuthes und des Siegeswillens des deutschen Heeres und schloß mit einem vornehmen Lob für die ,tapferen deutschen Gardisten, die in den Sümpfen vor meiner Front den letzten Schlaf des ehrlichen Soldaten schlafen'."

Ueber Kitcheners technisch höchste Leistung, die Eroberung des Sudan, wäre wohl mehr zu sagen gewesen. Doch der (löbliche) Hauptzweck der hübschen Skizzen ist offenbar: deutsche Bürger in das Bewußtsein zu überreden, daß nicht in jeder Stunde, in jedes Sturmes Noth ihr Heer von weitblickender Feldherrnweisheit geleitet wurde und daß unter den Führern der Feinde Männer starken Kalibers waren. Das auszusprechen, ist heute noch nöthig, heute noch Wagniß: schließet daraus auf die Grundstimmung deutscher Nation.

Der alte Joffre verlor das Kommando, weil ihn der Versuch,
Verdun zu halten, unnützliches Menschenopfer dünkte. Der
General, der Maubeuge geräumt hatte, kam vors Kriegsge-
richt. Deutsche Regirer haben sich nicht in den Entschluß
aufgeschwungen, die Befehle nachprüfen zu lassen, die bei
Ypern, Verdun und in allen Kämpfen nach den Tagen von
Amiens (im Sommer 18) nutzlos furchtbaren Verlust bewirk-
ten; und der „alte Oberbefehlshaber“ kutschirt auf den knar-
renden Rädern alter Phraseologie über die Thatsache hin-
weg, daß um Verdun, für ein Phantom, Hunderttausende
deutscher Menschen fielen. (Als Vertheidiger dieses Städt-
chens von höchstens dreißigtausend Einwohnern starben vier-
hunderttausend Franzosen und gewiß nicht viel weniger Deut-
sche. So war dieser Krieg. Dran zu denken, ist heilsam.) Um
den General Ludendorff, dem sein Ostkamerad Hoffmann
neulich die Fähigkeit zum Feldherrn absprach, ists schade.
Mit seinen Gaben, seiner noch unverbrauchten Willenskraft
könnte er ein nützlicher Diener des Vaterlandes sein, das er
hitzig liebt. Aber sein Patriotismus, eines in polnischem Land
aufgewachsenen Kolonistensohnes, erglüht lieber gegen als
für ein Ding. Patriotismus, der, wie Goethes, Hegels, Lessings,
Kerners, seelische Freiheit und Kultur höher als die Erhalt-
ung alter Zufallsgrenzen schätzt, röche ihm nach Landesver-
rath. Güte ist ihm Schwachheit. Hart im Urtheil über Alle,
ohne Ausnahme (wenns die Menge nicht hört); nur sich selbst
an jedem Tag der mildeste Richter. Nur einen Gegner hat
er, halb mit Erbarmen, gelobt: Nikolai Nikolajewitsch; den
einzigen, den er, als der Durchbruchsplan des Marschalls
Conrad von Hoetzendorff gelungen war und die Zaritza den
verhaßten Großfürsten stürzen wollte, zu besiegen vermochte.
Nie gab er zu, ließ auch nur vermuthen, sein Wollen und
Handeln sei irgendwann falsch gewesen. Für die Nieder-
lage verantwortlich scheint ihm nur die Volksmasse, die nicht
lange genug stramm stand und früher müde, grämlich, hoff-
nunglos wurde als der betreßte Schwarm, der in Charleville
und anderswo zornig schon die Stimme hob, wenn auf dem
Speisetisch nicht jedes Menu und jedes Blumensträußchen
„richtig“ lag, und an schwülen Tagen mit Feinfutter, Edel-

weinen, Köchen, Tafeldienern in ein kühles Bergschlößchen aufschwirrte. Dieser Mann ist mit Haut und Haar Militarist: bis ins Mark überzeugt, der in Heer und Kriegsflotte unentbehrliche Geist müsse auch den Staat regiren, das Leben des Bürgers durchdringen, von der Grundmauer bis in den Dachfirst den Bau der Nation gestalten. Nur dadurch wird begreiflich, daß dieser scharfe Verstand keine andere Möglichkeit deutscher Zukunft erblickt als die der Rückkehr ins Alte. „Im Kampf um die Ostmark", ruft er, werde Deutschland wieder frei, wieder groß; sieht es schon einem Zarthum Rußland verbündet (und sich als Generalissimum). Daß der Soldat an Rückeroberung Posens und Westpreußens denkt, ist natürlich; daß er sein Hoffen, heute, in die Welt posaunt und dadurch die manchem Franzosen sacht verleidete alliance franco-polonaise, den noch nicht besiegelten Pakt, festet, zeigt noch einmal, welche Gefahr sich ballen mußte, seit dieser apolitische Kopf in Allmacht aufgereckt war. Amerikanern deutschen Stammes räth er, der die Friedensschlüsse von Brest und Bukarest noch zu sanft fand, nach dem Erlebniß des Versailler Friedens „sich nicht mit Brüderlichkeit und Menschlichkeit zu beschäftigen, sondern Alles zur Stärkung des deutschen Nationalbewußtseins in den Vereinigten Staaten zu thun; bevor wir nicht wieder ein Herrenvolk geworden sind, können wir nicht Brüder sein: anderen Falles würden uns die stärkeren Brüder ins Bockshorn jagen". Den Leser überläufts. Kleists Hermann, der in blonder Pracht funkelnde Ur-Boche, schrie sein Sehnen nach Rache nicht ins Römerantlitz. Das Streben nach dem Vorrang eines Herrenvolkes, die barsche Abmahnung von Menschlichkeit: fettere Düngung wäre den rundum noch nicht abgestorbenen Mißtrauenstrieben nirgends zu finden. Und dieser Mann, sagen sie draußen, ist der Abgott deutscher Bürger, auch der höchsten Vertreter deutscher Wissenschaft, der Studenten und Schüler; all unser Wille zum Begräbniß des Argwohns schirmt nicht vor dem Glauben, daß Deutschlands Geist unverändert ist und in der Mumme von Demokratie und Republik grimmig „des Tages" harrt. Wer hats nicht aus dem Mund Fremder, der freundlichsten selbst, gehört? Von der Spitze des

genfer Rothen Kreuzes hallt der Aufruf zu „allgemeiner Propaganda gegen den Geist des Krieges" durch die Welt. „Helfet dem Frieden in Allgewalt und trachtet mit besonderer Sorgfalt, in seinem Geist die Kinder zu erziehen. Die Grundsätze des uns unentbehrlichen Internationalismus sind mit Heimathliebe durchaus vereinbar; fordern aber auch die Achtung der Rechte und Daseinsbedinge anderer Völker und willige Gerechtigkeit gegen alle Mitmenschen." Aus Deutschland kommt kein kräftiger Widerhall. In Washington soll versucht werden, die stärksten Erdmächte in Abrüstung zu überreden. England giebt in diesem Jahr 163 Millionen Pfund Sterling, Frankreich $6^1/_2$ Milliarden Francs, Japan 230 Millionen Yen für Wehrzwecke aus. Die Vereinigten Staaten kostet die Rüstung 911 Millionen Dollars; wers, beim Dollarkurs von 90, in Papiermark umrechnet, sieht trunkene Börsier tanzen. So kanns nicht dauern. Müssen gerade wir aber den aufs Kapitol neuer Weltmeisterschaft Geladenen die Stichwörter zu Ablehnung des Vorschlages liefern, nach dessen Annahme Deutschlands Entwaffnung nicht mehr das häßlich schmerzhafte Mal gewollter Demüthigung trüge? „Wonderful, Mr. Hughes; hell brennt in unserem Herzen die Sehnsucht nach Frieden. Leider hält der Boche Menschlichkeit, noch immer, für weichlichen Quark, träumt von Herrenvolkheit und Rachekrieg: und uns trennt von ihm kein Aermelkanal noch gar der Ozean." Ein anderes Deutschland war. Ist es nicht mehr? „Nach der Vernunft kann es für Staaten keine andere Art geben, aus dem gesetzlosen Zustande der Kriege herauszukommen, als daß sie ihre wilde Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und so einen Völkerrath bilden, der zuletzt alle Völker der Erde umfassen würde. Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten begründet und die bürgerliche Verfassung soll in jedem Staat republikanisch sein." Nicht irgendein „Schlappier", jüdischer Feigling oder Judengenosse hat diese Imperative gekündet, sondern der preußische Professor Immanuel Kant. In der Stadt, deren Studentenschaft gestern mit lodernden Fackeln dem General Ludendorff huldigte. In einer Zeit, da Nurpatrioten mit größerem Recht als heute ant-

worten konnten: „Sehr schön, mein bester Professor, aber noch ein Bischen zu früh. Denn zuerst, nicht wahr, muß aus zuchtlosem Wirrsal doch die Einheit deutscher Nation werden. Also Nationalbewußtsein bis in die Knochen. Von Fremd-brüderlichkeit würden sie weich. Kriege sind ja nicht ange-nehm; fürs Erste wirds ohne sie aber nicht gehen. Und was wären wir ohne starke Monarchie!“ Ein Dozent, der kantisch spräche oder, goethisch, die Zumuthung abwehrte, die Fran-zosen, trotz all ihren Uebermuthsfehlern, zu hassen, hätte auf der Katheder jetzt schweren Stand. „Wie könnte ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen, die zu den kultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner Bildung verdanke? Was heißt denn sein Vaterland lieben und was heißt patriotisch wirken? Wenn Einer sein Leben lang bemüht war, schäd-liche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Meinungen zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Ge-schmack zu reinigen und dessen Gesinnung- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres thun und wie soll er patriotischer wirken? Mit dem Nationalhaß ist es ein eige-nes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am Stärksten und Heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und ein Glück oder ein Weh des Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.“ Auch Goethes Deutschland hatte, als er so sprach, Unrecht erlitten. Unseren völkisch Schnaubenden gölte er als Ver-räther und keines Genius Gnade könnte ihn von der Tot-sünde des Ganges zu Napoleon und der Hymnen auf dessen Dämon entlasten. Wir haben breite Kant- und Goethe-Gemein-den. Warum zeugen sie nicht für ihre Meister und stemmen sich nicht wider den Drang, das deutsche Volk auf die unterste Kulturstufe niederzuziehen, wo wilder Nationalhaß höchste Ehrenpflicht scheint? In diesem Herbst, an des Winters Schwelle kann Schicksalswende werden. Mähliche Lichtung des deutschen Schicksals: wenn draußen der Glaube ent-wurzelt wird, fast Alles, was zwischen Rhein und Weichsel steife Kragen trägt, ersehne die Rückkehr in klirrende Kaiserei.

Leichenjubel, Hochzeitklage

„Die Verlängerung der Polizeistunde ist schon ein erster Schritt in Helle. Passen Sie auf, wie Das den Ententerichen imponiren wird. Die schimpften ja auch, wenn sie um Halbzwölf von Heinroth weg mußten. Wir leben doch nicht in Pyritz. Unser Nachtleben war in der Welt vornan. Ganz wars nicht erstorben. Wer sich Vierzig nach Elf vor die Behrenfront der Mascotte pflanzte, konnte drei Dutzend Adressen hören, die von Seidenmädeln den Chauffeurs, als nächste Station, genannt wurden. Nicht als letzte. Irgendwas ist in jeder Stunde der Nacht und des Morgens offen. Warum denn weinen, wenns aus einer Diele geht, da an der Ecke schon der nächste Nepper lädt? Erstens aber wars, mit Klubkarten, Hintertreppe, Klopfzeichen und anderer Heimlichkeit, unbequem; und zweitens vertheuerte der Ablaßzuschlag das schäumende Zeug, das sich Champagner nannte. Jetzt gehts mit amtlicher Erlaubniß wieder bis Eins und erst darnach wirds spelunkenhaft. Die deutschen Großstädte werden aufblühen und die zu Leichenschau hergeschickten Valutaprotzen werden merken, daß wir nicht totzukriegen sind." Das wissen sie längst. Von Krieg und Niederlage, die neben unseren in Zwergenspiel schrumpfen, hat nie ein Volk sich so schnell erholt. Jeder und Jede schuftet oder schiebt und bringt Etwas vor sich. Und das Merkwürdigste: undämmbar wie die Gier nach Erwerb ist der Vergnügungdrang. Bis Drei nachts Schwof, Drinks oder Beides; um Acht ins Geschäft. Immer tüchtig. Für die Verlängerung der Polizeistunde sprach aber nicht der allerwinzigste Grund; jeder triftige laut dagegen. Das reiche Amerika hat Alkohol streng verpönt. In Frankreich ist er nur in bestimmten Stunden zu haben. England war nie die Stätte bourgeoisen „Nachtlebens" und in London soll nach Elf jetzt Friedhofsruhe sein. Nur bei uns werden Leute mit fürstlicher Wohnung und „perfekter" Köchin (die nur vormittags die Rennwettkontore abklappert) niemals der Lust satt „außerhalb", in Gedräng und Schweißduft, zu essen. Nur hier herrscht die Bürgerlosung: „Und so ziehn wir, so ziehn wir das ganze Leben lank aus dem einen Restohrank in das andere Restohrank." Offiziell nun also bis Eins. Was da über den Gau-

men rinnt, kam, fast Alles, über die Grenze. Bordeaux, Burgunder, Port, Sekt, Madeira, Whisky, Franzosenliqueur, Asti, Schwedenpunsch, Kaffee, Thee. Dazu Importcigarren und Cigaretten aus allen Ländern, wo nie ein Blättchen Tabak wuchs. Das liebe Vollbier brauen wir selbst. Wenn dieser Born der Volksgesundheit aber in engerem Bett flösse, wäre zu Brot und Suppe die Gerste nicht so rar; sähen wir nicht wieder solche Fülle schwankender Gestalten auf jeder Destillenfährte. „Die Deutschen thun, als würden sie von der Entschädigungpflicht erdrosselt: und längern dennoch die Zechzeit." Das wird man draußen sagen. Und am Ende schmälern Hoovers Quäker die Kinderspende oder stellen sie ganz ein und sprechen: „Wenn Ihr Jedem, der nach Elf in der Schänke sitzt oder im Tanzsaal lungert, eine Mark für hungernde Kinder nehmet, wird unsere Hilfe unnöthig und kann Bedürftigere stärken." Im Kampfe für des Nachtlebens heilige Güter fochten Monarchisten und Demokraten Schulter an Schulter. Ein Verleumder, wer diese Eintracht aus dem unerforschlichen Walten der Inseratenvorsehung zu erklären versucht. Die Nachtwirthe, feste Stützen aller Annoncengeschäfte, haben gelitten? Bedaure aufrichtig. Doch ihr Leid war wohl nicht bitterer als das der Millionen, die unter Kriegsfolgen stöhnen. Und Wirths Geschenk an die Wirthe packt unserem Reichshaushalt neue Last auf. Der Verführer in Lüderei winkt nun noch länger mit Flammenarmen. Und all der Auslandsstoff, der in diesen Nachtstunden verzehrt wird, fordert fremde Devisen, die das Reich zu Ankauf unentbehrlichen Volksbedarfes brauchen wird. Noch ahnt Niemand, welcher Milliardenhaufe für Brot, Kartoffeln, Viehfutter zu schichten sein werde. Einerlei. Nicht morgen erst: heute schon wieder lustig. Unwiderstehlicher Trieb in Nachtlokalwonne darf, ohne Bremse, die deutsche Mark noch tiefer entwerthen.

„... Und ich sage Ihnen, der Dollar steigt noch auf 120; mindestens. Wetten? Als die Regirung anzeigen ließ, die Ultimo August fällige Goldmilliarde liege schon im Kassenschrank, sie brauche dazu keine Devisen mehr und rechne mit festem Wechselkurs, hatte ich Witterung. Als ob der theure und kurzfristige Mendelssohn-Pump den Kohl fett

machen könnte. Spaß, hat sie seitdem Dollars geangelt! Wenn Unsereins falsche Angaben macht, sind sämmtliche Teufel los. Thuts die Regirung, dann handelte sie ‚im Dienst ihres Programmes der Erfüllung‘. Die schief lagen, könnten das Trio Wirth-Rathenau-Havenstein fragen, wie Mendelssohns amsterdamer Mannheimer einst den poussirlichen Tischgast: ‚Zahlen Se mit?‘ Aber die Meisten sind nicht auf den Leim der Holländeranleihe gekrochen. Jetzt nur die Nerven behalten. Von 1,15 Cent kanns, ohne Balancirstange, wieder aufwärts gehen. Aber ich wette auf 0,8. Dann giebts eine Hausse, neben der die vom fünfzehnten August 'ne Lunabergpartie ist. Meschugge ist Trumpf, sagten die alten Deutschen." Die neuen lesen im Börsenbericht: „Auf fortdauerndes Sinken der Mark war die Allgemeintendenz sehr fest." Rühmend darfs der Deutsche sagen, höher darf das Herz ihm schlagen.

Kurbel ... Aus dem Brief eines Oberschlesiers:

„Was ist denn die oberschlesische Frage? Für Deutschland: Wir wollen die Kohle, das Zink, das Eisen, den Stickstoff, die ganze Industrie, die bisher zu unserer Verfügung stand, behalten. Für Polen: Wir brauchen Kohle und eine gutausgebildete Industrie zu Hebung unserer Valuta und zum Aufbau unseres Staates. Der Grundsatz gesunder Demokratie, daß die Menschen das werthvollste Gut eines Landes seien, wird nicht angewandt. Oberschlesien ist ein unglückliches Land. Die Sünden der raschen Industrialisirung und Civilisirung machen sich allzu deutlich bemerkbar. Der Oberschlesier ist primitiv; er kennt die Verfeinerung des Denkens noch nicht, aber er ist ein guter, anständiger Mensch. Die oberschlesische Gastfreundschaft ist sprichwörtlich; damit verträgt sich, daß der Oberschlesier scheu-mißtrauisch gegen alles Fremde und Ueberlegene ist. Er scheint uns manchmal roh, ist im Innersten aber feinfühlig, fromm, freut sich an Farben, liebt Musik und hat in Haus und Feld ein Lied auf der Lippe. Slawisches Blut. Die von Deutschen geschaffene Industrie bot neue Erwerbsmöglichkeiten. Leider verstand der Deutsche nicht, das Volk auch innerlich zu gewinnen. Oberschlesien war meist nur Ausbeuteobjekt und Kolonie. Selten lernte der Bergwerksdirektor das Land lieben, dem er Stellung und Ver-

dienst verdankt. Man entschloß sich nicht, die Menschen zu Mitarbeit an der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes heranzuziehen; ja, man hielt sie bewußt davon ab. Wenn all die Leute, denen Oberschlesien Reichthum in den Schoß warf, auch im Lande geblieben wären und ihre Kinder darin erzogen hätten, sähe es heute anders aus. Allzu Viele aber gingen, sobald sie genug gescheffelt hatten, nach Westen. In der Wahlpropaganda wurde immer mit der ‚Ueberlegenheit der deutschen Kultur' gearbeitet. Alles, was man in Oberschlesien an Schloten und Palästen, an Standbildern und Kinos, an Schulen und Krankenhäusern sieht, ist ja wirklich deutsch. Unsere Kultur hat das Slawenland überwältigt, doch nicht gewonnen. Und in der deutschen Abstimmungpropaganda fehlte oft Vernunft und Takt; das Deutschthum trat da manchmal in der unliebenswürdigsten Form auf. Wenn aber erst einmal verantwortliche Posten den eingeborenen Oberschlesiern anvertraut sind, dann werden die Erfordernisse des Alltages mehr Kraft erlangen als tönende Worte. Man täusche sich nicht über den Ernst der Lage. Es ist nicht so, wie man sich einredet, daß in Oberschlesien einige Hochverräther sitzen, die das Volk ganz gegen seinen Willen zu Polen herüberziehen wollen. Die Dinge liegen doch so, daß ein nicht unerheblicher Bestandtheil des Volkes jede Gemeinschaft mit dem deutschen Wesen ablehnt. Heute gehen auch in anderen Gruppen die Wünsche schon über die Autonomie, über den Bundesstaat Oberschlesien hinaus. Jedenfalls würde nur die Anerkennung Oberschlesiens als Zweisprachen- und Zweikulturenland den Thatsachen und Stimmungen gerecht. Allmählich erkennt Oberschlesien, daß die Abstimmung nur dem Interesse Fremder dienen sollte. Und langsam setzt die Besinnung ein, daß nur die Arbeitgemeinschaft aller Volkstheile das Land aus seiner Noth retten kann."

Während diese ernsten Warnworte geschrieben wurden, begann in Paris die Tagung des Obersten Rathes. Nach der ersten Sitzung fand ich im „Temps" einen Artikel, aus dem auf manches seitdem Geschehene ein Lichtschimmer fällt.

„Der achte August soll ein verlorener Tag gewesen sein? Wir sind anderer Meinung. Schon am ersten Sitzungtag sah

der Oberste Rath, während er die Gutachten über die Fragen Oberschlesiens hörte, den Weg in gerechte Lösung offen. Diesen Weg muß man betrachten. Woran scheiterte bisher alles Verständigungstreben? An dem Begriff des ‚Industriedreiecks‘ im östlichen Oberschlesien. Das, hörten wir stets, sei ein untheilbar Ganzes. Und dieser Block sperrt die Straße. Noch ist die Wegräumung nicht in Sicht; aber die Erörterungen der Konferenz gestatten jetzt wenigstens, um den Block herumzugehen und die Art seiner Entstehung zu begreifen. Den klaren Einblick in die Gestaltung des ‚Industriedreiecks‘ danken wir dem britischen Gutachter, Sir Cecil Hurst. Mit großem Sachverständniß und mit all dem Ansehen, das ihm der eigene Glaube an die Untheilbarkeit des Industriegebietes giebt, hat er die Schichtungen durchleuchtet, aus denen sich der ‚Block‘ Gleiwitz-Beuthen-Kattowitz zusammensetzt. Wir dürfen dem Engländer, der diesen Block den Deutschen geben will, bei der Begründung seines Urtheiles folgen; denn wir werden bald merken, daß ein ehrlicherer Führer unauffindbar wäre. Oberschlesiens Theilung, sagt Sir Cecil Hurst, wird dadurch erschwert, daß im Osten des Abstimmungsgebietes, dicht an Polens Grenze, ein Industriebezirk liegt, der eine deutsche Mehrheit hat und seine Entwickelung der Technik und dem Kapital Deutschlands verdankt. Oestlich von Gleiwitz ergaben sechzehn Gemeinden 160 000 deutsche gegen 76 000 polnische Stimmen. Hier ist der Kern, um den sich durch allmählichen Zuwachs der Begriff eines ‚Industriedreiecks‘ kristallisiren sollte. Der erste Zuwachs sollte nur ein paar Risse flicken. Die erwähnten sechzehn Gemeinden sind nämlich nicht etwa eine Einheit, in der Deutschland überall die Majorität hat. In sechs Gemeinden haben die Polen mehr Stimmen; da diese Gemeinden selbst aber die Minderheit in einem Ganzen sind, so, heißts, müsse man sie dem ‚deutschen Block‘ zuschlagen. Der aber (hier entsteht eine neue Schwierigkeit) reicht nicht bis an den eigentlich deutschen Theil Oberschlesiens, sondern ist in einem Land mit Polenmehrheit vereinsamt. Was soll man machen? Ganz einfach: aus dem polnischen Land schneidet man einen Korridor, der den ‚Block‘ dem Deutschen Reich verbindet. Aber nach welchen Regeln soll die-

Schneiderei im Polenland sich richten? Auch diese Frage hat Sir Cecil Hurst nicht ohne Antwort gelassen. Zwei Nothwendigkeiten, sagt er, sind zu beachten: der Verkehr muß gesichert werden und die Grenzlinie in ihrem Lauf den Forderungen der Vernunft genügen. Vor der Antwort auf die Verkehrsfrage kennt er keine Zweifel. Da das Industriegebiet den größten Theil des Handels umfaßt, muß man ihm alle nach Deutschland führenden Schienenwege zusprechen. Durch dieses Verfahren gewinnt der dem Reich zufallende ‚Korridor' 177 Gemeinden mit einer Polenmehrheit von insgesammt 23 991 Stimmen. All Das muß, nach der eigenen Meinung des britischen Gutachters, geschehen, um das ‚Industriedreieck' zu schaffen und die von der englischen Delegation vorgeschlagene Grenze zu ziehen. Das Verfahren bewegt sich über drei Etapen hin. Zuerst erhält Deutschland einige Landstücke in unmittelbarer Nachbarschaft Polens; ihre geographische Lage und die beträchtliche Polenminorität, die drin wohnt, wird nicht in die Rechnung gestellt. In der zweiten Phase werden sechs Gemeinden mit Polenmehrheit in die Lücken zwischen die den Deutschen zugesprochenen Inselchen gestopft. Endlich, in der dritten Periode, schneidet man 177 polnische Gemeinden aus dem Land, um von den deutschen Inselchen an Polens Grenze einen künstlichen Durchgang nach Deutschland herzustellen. Und das Ergebniß all dieser Arbeit? In seiner kurzen Antwort hat Herr Loucheur es dem Sir Cecil Hurst gezeigt. Der Theilungplan der britischen Gutachter giebt den Polen ungefähr dreißig Prozent der polnischen und elf Prozent der deutschen Stimmen, dem Deutschen Reich aber achtzig Prozent der deutschen und siebenzig der polnischen Stimmen. Den Beweis, daß mit solcher Theilung der Oberste Rath der Gerechtigkeit genügt habe, würde die Welt nicht gelten lassen. Und warum wäre das Ergebniß ungerecht? Weil nicht der richtige Ausgangspunkt gewählt war. Herr Laroche, unser Gutachter, hat dem Obersten Rath bündig erwiesen, daß es ein Industriedreieck und einen deutschen Block in Oberschlesien gar nicht giebt. In polnischem Land giebts deutsche Inselchen, die, nach den Stimmziffern, ziemlich groß, aber jungen Ursprunges sind, sich also schnell wieder verkrümeln kön-

nen und deren Bedeutung durch die Stimmen der einst Abgewanderten hoch aufgeschwollen schien. Das wirkliche Kohlengebiet, der Quell aller oberschlesischen Industriearbeit, streckt sich, nordwärts und besonders südwärts, weit über die deutschen Inselchen hinaus. Das zurechtgeschnittene Dreieck hat also zwei Mängel: in seiner Ausdehnung ists nicht gleichartig und jenseits von seinen Schenkeln bleibt ein großes Stück des angeblich untheilbaren Schatzes, den es zu umfassen behauptet. Diese Thatsachen werden durch die Einzelheiten des britischen Vorschlages bestätigt. Wäre das Industriedreieck objektive Wirklichkeit, dann müßte es immer die selben Grenzen haben. Nun laufen die von Sir Cecil Hurst empfohlenen Grenzen aber anders als die vor einigen Monaten von dem Oberst Percival, der damals Englands Gutachter war, vorgeschlagenen. Da ein wirkliches Ding, das seine Gesetze aufzwingt, fehlt, mußten die englischen Sachverständigen willkürlich Leitsätze wählen; und wonach richtete sich ihre Wahl? Die Grenze, beschlossen sie, müsse so laufen, daß sie den Deutschen die bequemste Ausbeutung des Industriegebietes ermögliche. Daraus ergab sich die Verstümmelung des Wirthschaftlebens in den Polen zugesprochenen Landstücken. Wenn, zum Beispiel, Deutschland den Bahnhof von Ellguth erhält, hat die Stadt Pleß, sobald sie an Polen fällt, keine Verbindung mehr mit dem Westen. Und wenn die myslowitzer Hütten, die Zinkerz verarbeiten, polnisch werden, sind sie von der Ursprungstätte ihres Rohstoffes getrennt, die, bei Tarnowitz, jetzt dem berühmten, von den britischen Gutachtern dem Reich zugedachten Dreieck angehört. Aus der Vorstellung dieses Dreieckes führt eben kein Weg in gerechte Theilung Oberschlesiens. Und den Tag, der diese Gewißheit brachte, können wir nicht zu den verlorenen zählen. Doch dieser negative Schluß genügt nicht; die eigenen Worte des britischen Gutachters weisen den Weg. Mit vollem Recht hat er gesagt, Oberschlesien verdanke seine Entwickelung der Technik und dem Kapital Deutschlands. In unbeirrbarem Streben nach Gerechtigkeit denken wir nicht daran, dieses Verdienst zu leugnen und die Rechte zu bestreiten, die daraus für Deutschland zu folgern sind. Doch die deutschen Rechte dürfen nicht nur anerkannt, sie müssen auch umgrenzt

und den polnischen Rechten verglichen werden. Wird dieser Vergleich mit ruhiger Redlichkeit durchgeführt, dann muß er zu billiger Verständigung führen. Im Kohlen- und Industriegebiet sind die Rechte der Polen die eines Volkes, das seit unabsehbarer Zeit diese Erde bewohnt und bebaut, die Städte ernährt und die Arbeiterschaaren stellt. Nationale Rechte. Die Deutschen sind als Eroberer, Verwalter, Ingenieure, Händler in das Land gekommen. Eroberung und Herrschaft, das Werk des preußischen Staates, geben ihnen nicht Rechte im modernen Sinn dieses Wortes. Aber die Leistungen ihrer Pioniere, Kaufleute, Techniker, Kapitalisten haben ihnen dauernd giltige Rechte erworben. Was ist das diesen Rechten gemeinsame Wesen? Sie sind nicht, wie die der Polen, Rechte einer Gesammtheit, sondern individuelle, aus persönlicher ‚Unternehmunglust' und Initiative entstandene Rechte. Um die nationalen Rechte der Polen zu achten, muß man ihnen das industrielle Schwemmland, die deutschen Inselchen an ihrer Grenze, zusprechen. Um die individuellen Rechte der Deutschen zu achten, muß man (wie der Rath der Vier schon am vierten Juni 1919 beschloß und der Versailler Vertrag vorschreibt) in dem polnischen Oberschlesien Einrichtungen schaffen, die alle Einzelrechte wahren und die höchste Leistung der Zechen und Hütten verbürgen. Das fordert die Gerechtigkeit, die unser einziges Gesetz bleiben muß."

So hold klang nach einer Sitzung und drei Schmäusen die Weise. Im Grundbaß zwar bebt leis noch Groll; doch über ihm frohlocken Geigen und Flöten. Dieses Wunder war dem Hexenmeister aus Wales gelungen. Ehe er ankam, war Gewitterstimmung. Diesmal, hieß es, gehts um Sein oder Nichtsein der Entente Cordiale; Herr Briand kämpft, wie der andere Aristeides, für Gerechtigkeit und darf nicht um eines Herzoginfüßchens Breite von der Schanze weichen. In den beuglants von Montmartre höhnten die Chansonniers den verbündeten John Bull rauher als den Boche. Manches Zerrbild erinnerte an die Tage der Burenanbetung und des Franzosenrückzuges von Faschoda. Um die Regirungsphäre wehte Tragoedienluft; mehr, freilich, aus Sardous „Patrie" als von Corneilles gepflegtem Olymp. Aus der Presse sprach der Entschluß zu düster gemessenem Ernst. Da hüpfte, frisch

und fröhlich wie ein sorgenloser Freier, Herr Lloyd George aus dem Wagon, grüßte mit munteren Scherz die pariser Kollegen, lachte alle Feierlichkeit weg, plauderte wie ein in den Schoß der Familie Heimgekehrter: und sah nach einer Stunde aus dem Fenster des Hotels Crillon auf beiden Ufern der Seine Hoffnungsglück grünen. „Die Resedafarbe seines Reiseanzuges ist ein gutes Vorzeichen. Wir werden nicht gegen eine Mauer anrennen. Ein Weilchen wird er sich spröd stellen; aber nachgeben, wenn Loucheur den Premier nicht vor Davids Harfe allein läßt.“ Nie ließ gewichtig ernster Handel sich behaglicher an. Der Uhrensaal des Auswärtigen Amtes wurde nur Schauplatz der Szenen mit stärkerem Personalaufgebot. Alles Intime unter sechs Augen, vor sechs Ohren (des Dolmetschers zählen nicht mit) bei Breakfast und Lunch bereitet. Auf dem Konkordienplatz konnte sich Eintracht nicht lösen. Hier stand die Guillotine, fiel der Kopf des sechzehnten Louis, ragt der von Mehmed Ali geschenkte Obelisk, saßen die Vormänner Englands, Frankreichs, Italiens oft an Wilsons Kamin, mischt der Duft der Elysischen Felder sich mit dem Athem des ewig jungen Flusses. Alte und neue Geschichte, Natur und Kultur wehren dem Hader. „All diese schlesischen Witze und Wice sind gar nicht so ungeheuer beträchtlich, wie sie von berliner und warschauer Schneckenbergen aussehen; ihretwegen darf kein Steinchen aus der Friedensburg unserer Entente bröckeln. Jeder wird auf der Karte seine Fähnchen um ein paar Zoll verrücken: Dann wirds. On causera. Dazu sind wir versammelt. Die langen Weißbrote sind wieder Manna und solche Seezunge ...“ Schon lasen Berliner zornige Rüge des Frevels, einer Lebensfrage (durchschossen) des deutschen Volkes am Frühstückstisch (Fettlettern) die Antwort zu suchen. Da schlug, plötzlich, das Wetter um. Nach dem Besuch beim Präsidenten Millerand in Rambouillet? Mr. Lloyd George verkündete, mehr als Rybnik, Pleß, Bielscho-, Kochlo-, Myslowitz, höchstens noch der Streifen von Birkenhain bis Radzionkau gebühre den Polen nicht, dürfe ihnen nicht zufallen. Wie ein Hammer auf Nagelköpfen klangs. Uebrigens müsse er nach London zurück. Da rasche Einigung nicht möglich sei, solle man den Rath des Völkerbundes um ein Gutachten ersuchen. Kein Franzose, stand im „Temps“, könne den eng-

lischen Vorschlag gerecht nennen. „Frankreich hat, wie einem Richter ziemt, zwischen Polen und Deutschen die Wage in Gleichgewicht gehalten; die britische Delegation hat, immer wieder, Deutschland zu Gunst die Schale gesenkt. Warum? Das wissen wir nicht. Sind aber sicher, daß der Völkerbundesrath nicht die Vollmacht zu Erörterung dieser Gründe noch gar die Kraft, sie aufzuheben, hat.“ Unter einem Strandbild las ich im Journal“: „Was sagst Du zu diesen Engländern?“ „Tja . . Nächstens wird man nicht mehr wissen, wo der Erbfeind wohnt!“ In Seelenruhe zog der Waliser sich um. Ist in der Sonne die Resedafarbe verblichen? Alle symbolische Weihe schwand. Hastiger, doch „besonders herzlicher“ Abschied. In deutschen Zeitungen umzüngelt Wortstreit die Frage, ob eine ludendorffische Denkschrift, die Deutschland als das letzte Bollwerk gegen die Bolschewikenfluth vetterlicher Fürsorge empfahl, oder die wirthische „Politik der Erfüllung“ den Britenpremier umgestimmt habe. Daß er das unter kurzer und dünner Golddecke hungernde Rußland wie Lebensgefahr fürchte, ist nicht wahrscheinlich. Umgestimmt? In Spa und London war er nicht unwirscher. Nur standen auf seinem Schachbrett die Figuren anders.

Elysischer Lenz

Wie war die Lage Großbritaniens, als Herr Lloyd George zur Tagung des Obersten Rathes nach Paris fuhr? Der Wirthschaft Englands (des Inselkönigreiches, das bisher das Schicksal des British Empire bestimmen durfte) gehts schlecht. Zwar ist, seit die Textilindustrie sich zu erholen beginnt, die Zahl der Arbeitlosen nicht mehr ganz so hoch wie im Frühling; immerhin hoch genug zu Schwächung des Innenmarktes. Dessen Kaufkraft hat, natürlich, auch durch den langwierigen Riesenstrike der Bergarbeiter gelitten (die mitten im kräftigsten Klassenkampf, als Dank für ihre stets würdige Haltung, von Hof, Adel, Bourgeoisie Nothhilfe erhielten). England ist längst nicht mehr Selbstversorger, kann nur aus dem Ertrag seiner über See verkauften Waaren den ihm nöthigen Nährstoff bezahlen: und wie eng begrenzt heute die Exportaussicht ist, weiß Jeder, der den Hochstand der englischen Löhne, die Verarmung der europäischen Kundschaft und die Umwandlung der Vereinigten Staaten in ein Waarenausfuhrland

von ungeheurer Größe und Leistungfähigkeit bedacht hat. England ist nicht mehr, wie vom Siebenjährigen bis in den Vierjährigen Krieg, der Weltbankier; schwerer als sein Gläubigerrecht wiegt seine Schuldnerpflicht; das in Schiffahrt und Auslandgeschäft angelegte Geld trägt ihm fürs Erste mageren Zins; einer Menschheit, die kaum das Nothwendigste, Billigste zu erschwingen vermag, kann es nur theure Waare anbieten; und der englische Arbeiter produzirt in vierundzwanzig Fabrikstunden nicht mehr als der amerikanische in acht. In Südamerika, wo lange nur Deutschland ein ernster Konkurrent Britaniens war, hat im Laufe von acht Jahren die Handelskapitalmacht der Vereinigten Staaten sich vervierfacht. Und die selbe Macht hat nicht gehehlt, daß sie englischen Versuch, sich, im Bund mit Japan, von allem Marktverlust in China zu entschädigen, als eine unfreundliche Handlung betrachten würde. Die Vereinigten Staaten sind selbst in Absatzklemme, haben zu der europäischen Papier- und Verschwenderwirthschaft kein rechtes Vertrauen und wollen mit ihrem Goldüberfluß China so tief düngen, daß es ihr Eisen kaufen und allmählich ihr Hauptmarkt werden kann. Auf der langwierigen Reichskonferenz wurde offenbar, daß sich das Empire nicht mehr blind von London aus leiten läßt. Die Minister Kanadas, Australiens, Neuseelands, sogar Südafrikas sagten geradheraus, Erneuung des Bündnisses mit Japan müsse, wenn nicht Amerika zustimme, den Reichsverband lockern oder zerreißen. Sie forderten schnelle Verständigung mit Washington und, als Vorbeding, Frieden mit Irland. Leicht gesagt. Herr De Valera ist schwierig und begnügt sich, fürs Erste, nicht mit den Rechten der größten Dominions, mit Homerule eines Umfanges, der vor zwei Jahren auf der Grünen Insel wir Himmelgeschenk bejauchzt worden wäre. Um so ungeheurer Pflichten Herr zu werden, muß auch der wendigste aller Staatsmänner die Arme frei haben. Eine summende, stechende Fliege raubt dem Lenker eines noch unerprobten Motors die Nervenruhe. Die Franzosen haben wie Löwen gekämpft und sind höchst liebenswürdige Tischgenossen. Very nice. Aber wirthschaftliches Denken lernen sie nicht. Was sie für ihre knapp vierzig Millionen Menschen brauchen.

liefert das Land. Daß sie, statt ihre Prachtkolonien selbst in Blüthe und Frucht zu bringen, noch mehr Fremdland fordern, ist eine Weltmachtschrulle; doch für den Augenblick, da England den Griechen in Sieg half und Genosse Mustapha Kemal sich als besseren Enver-Bluff zu entpuppen scheint, nicht gefährlich. Allmacht über Europas Erz und Kohle: nein. Noch weniger die Erlaubniß, Deutschland, damit es die fälligen Milliardentribute zahlen könne, zu der gewaltigsten, rastlosesten Ausfuhrmaschine zu machen, die der Erdball je sah. Das wäre Dumping ohne Ende; wäre Siechthum und Tod Englands, das sich nur durch Wiederbelebung seines Außenhandels erholen kann. Auch Amerika würde geschädigt. Und ein Kabinet von Saint James, das solchen Unsinn mitmacht, auch nur duldet, wäre über Nacht verschüttet. Der englische Kaufmann hat all das Gekram mit Pressionen und Sanktionen satt. Er will seinen Handel ungestört treiben, gönnts auch den Anderen, läßt sich aber nicht einreden, daß polnische Wirthschaft mehr leiste als deutsche, und ist, auf dem Weg des Kaufmanns, in die goethische Erkenntniß gelangt, daß Glück und Weh schaffensfähiger Völker den Umwohnern, wohlig oder leidig, fühlbar werde. In Paris und zu Haus war Herr Lloyd George die Stimme des Britenwillens.

Seine Rede vom sechzehnten Augustabend ist die stärkste, die für Deutschlands Recht auf die Vorherrschaft in der schlesischen Bergindustrie je gehalten wurde. Ungerecht wäre, zu verschweigen, daß er sie nur halten konnte, weil das Kabinet Wirth sich nicht gegen Vernunft abgeriegelt hat. Die, scheint mir, räth, Oberschlesien vor dem Schiedsgericht selbst, in knapper Nüchternheit, seine Sache führen zu lassen und laute Erörterung der Prozedur und des franko-britischen Zwistes zu meiden. Die Räume wachsen. Europa, das sich nie wieder in den alten Vorrang hebt, wird in Genf und in Washington ein Objekt der Verhandlung sein. Als ein Bündel geflickter Vaterländer mit zerklüfteter Wirthschaft, von Haßgasen vergifteter Seele? Auf dem Eintrachtplatz wurde der Völkerbund geknüpft, dann seinem Rathe das Amt des elysischen Richters anvertraut. Wer Deutschland liebt, Der weiß seinen Weg.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Ich erwarte ganz besonders von den Ehrlichen unter meinen Feinden, daß sie mein Verlangen nach objektiver Aufklärung unterstützen. Sie müssen ja überzeugt sein, daß sich dabei herausstellen wird, Herr Eduard Meyer sei von mir verleumdet worden. Und da Verleumder nicht an eine Universität gehören, so hätten meine Feinde dann mit guten Mitteln erreicht, was sie bisher mit schlechten vergeblich angestrebt haben: mir mein Extraordinariat an der berliner Universität zu nehmen. Findet sich dieser eine Ehrliche aber nicht, dann darf sich fürderhin kein Universitätlehrer wundern, wenn unser bisher geachteter Stand in noch schlimmeren Ruf geräth als Sodom und Gomorrha. Um Das zu vermeiden, schrieb ich diesen Offenen Brief. Und nun, Freund oder Feind: auf zum ehrlichen Kampf!

In dieser Hoffnung verbleibe ich Ihr Georg Friedrich Nicolai, Professor extraordinarius an der berliner Universität.

Ich kann nicht nachprüfen, wie in dem Streit, dessen Versandung Professor Nicolai zu hindern trachtet, Recht und Schuld vertheilt sind. Will auch nicht. Einem, der seiner Beschwerde anderes Obdach nicht fand, die Thür zu öffnen, dünkte mich (auch, wenn der Einlaßbegehr nicht von einem geistig so Ansehnlichen kam, wie es der Verfasser der „Biologie des Krieges" ist) immer Pflicht. Drei Jahrzehnte lang wurde sie, ohne Scheu vor Aergerniß und Rachsuchtgezettel, in der „Zukunft" erfüllt... Die, las wohl Mancher in seiner Zeitung, werde nun, endlich, verschwinden. Briefe (nicht so viele, daß ich, wie ein vergessener Jubilar, publice stöhnen müßte, die Last persönlicher Einzelbeantwortung sei allzu schwer) melden Schreck und Bedauern. Zu früh. Noch ist zum Abschiednehmen nicht das rechte Wetter. Daß ich dem vielfach ausgesprochenen Wunsch, in Amerika über Europas Noth und Hoffnung zu reden, bald folge, ist möglich. In der Kriegszeit war meine Wochenschrift neun Monate lang verboten; ihre Freunde sind ihr geblieben. Diesmal wird eine Pause kaum nothwendig sein. Aus vollen Herzen drängt es nach Aussprache. Und wirds für Einen, der acht Jahre in Deutschlands Stickluft vergrämt und vergrollt hat, nicht höchste Zeit, von anderem Standort die ewig neue Gestaltung des Weltbildes zu sehen? Im November kann in Washington Erdfriede werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 3. September 1921

Kain von Gottes Gnade?

Bismarck postumus

Da der Versuch, Bismarcks dritten Band dem deutschen Volk, zu dessen Warnung und Lehre er geschrieben ward, noch länger vorzuenthalten, nun aufgegeben ist, könnte ich mein Exemplar aus des Kastens Tiefe heben und ein ganzes Heft mit edlen Bruchstücken füllen. Doch das Buch ist, trotz mancher Plombe und fühlbaren Zerrung, dünn: und wer ihm viel nähme, ließe ihm wenig. Nur Kostproben drum aus dem Werk, auf dessen Titelblatt steht: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständniß der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft."

Im September 1886 schreibt der Deutsche Kronprinz über seinen ältesten Sohn an den Kanzler: „Angesichts der Wichtigkeit der dem Prinzen zu stellenden Aufgabe halte ich es für geboten, daß er vor allen Dingen die inneren Verhältnisse seines eigenen Landes kennen lerne und dann sich mit denselben vertraut fühle, ehe er bei seinem ohnehin schon sehr raschen und zur Ueberhebung neigenden Urtheil sich auch nur einigermaßen mit der (auswärtigen) Politik befaßt. Angesichts der mangelnden Reife und der Unerfahrenheit meines ältesten Sohnes, verbunden mit seinem Hang zur Ueberhebung wie zur Ueberschätzung muß ich es geradezu für gefährlich bezeichnen, ihn jetzt schon mit auswärtigen Fragen in Berührung zu bringen." Bismarck selbst sagt über diese Zeit: „Die Beschleunigung, welche in der Entwickelung der Krankheit des Vaters eintrat, schnitt schließlich die

Möglichkeit ab, dem Prinzen Wilhelm vor seiner Thronbesteigung bezüglich unseres staatlichen Lebens im Inneren andere Eindrücke zu verschaffen, als das Regimentsleben gewähren konnte. Er ist (1888) denn auch mit Anschauungen auf den Thron gekommen, die für unsere preußischen Begriffe neu und nicht durch unser Verfassungleben geschult sind.“ Aus dem Brief (vom Dezember 87) des Prinzen, der seine Neigung zu dem antisemitischen Hofprediger Stoecker einschleiern soll: „Meine hohe, warme Verehrung und herzliche Anhänglichkeit, die ich für Euer Durchlaucht hege (ich ließe mir stückweise ein Glied nach dem anderen für Sie abhauen eher, als daß ich Etwas unternähme, was Ihnen Schwierigkeiten machen oder Unannehmlichkeiten bereiten würde) sollten, mein' ich, Bürge sein, daß ich mich bei diesem Werk auf keine politischen Parteigedanken eingelassen habe. Ich wünsche Euer Durchlaucht ein gutes Neues Jahr; möge es Ihnen beschieden sein, das Land in ihrer gewohnten weisen Fürsorge fortzuleiten, sei es zum Frieden, sei es zum Kriege (den, gegen Rußland, Wilhelms Berather, der Generalquartiermeister Graf Waldersee, für nothwendig hielt). Falls das Letztere sich ereignen sollte, mögen Sie nicht vergessen, daß hier eine Hand und ein Schwert bereit sind von einem Manne, der sich wohl bewußt ist, daß Friedrich der Große sein Ahnherr ist und dreimal so viel allein bekämpfte, als wir jetzt gegen uns haben, und der seine zehn Jahre militärischer Ausbildung nicht umsonst hart gearbeitet hat! Im Uebrigen: ‚Alleweg guet Zolre!‘“ Drei Wochen zuvor hat er an Bismarck geschrieben: „Ich erlaube mir, ein Schriftstück zu übersenden, welches ich im Hinblick auf die nicht unmögliche Eventualität eines baldigen oder überraschenden Hinscheidens des Kaisers und meines Vaters verfaßt habe. Es ist ein kurzer Erlaß an meine künftigen Kollegen, die deutschen Reichsfürsten. Die von Gottes Gnaden herstammende Erbfolge muß als ein selbständiges fait accompli den Fürsten gegenüber betont werden, und zwar so, daß sie keine Zeit haben, viel darüber zu grübeln. Die alten Onkels sollen dem lieben jungen Neffen nicht Knüppel zwischen die Beine stecken! Habe ich sie erst von meinem Wesen und Art überzeugt und in die Hand mir gespielt, nun, dann pariren sie mir um so lieber. Denn parirt

muß werden! Aber besser, es geschieht aus Ueberzeugung und Vertrauen als gezwungen!" Aus Bismarcks Antwort (auf die er den Prinzen sechs Wochen warten läßt) und aus späterem Briefwechsel habe ich im Sommer schon das Wichtigste angeführt; nicht in überall genauem Wortlaut, weil die Frucht vom Baum der Erkenntniß noch verboten war und man den Schein der Uebersetzung aus der englischen Ausgabe wahren mußte. Wortgetreue Nachträge werden willkommen sein. „Die kund werdende Thatsache, daß die Dokumente vor dem Ableben regirender Herren redigirt und bereit gehalten waren, würde keinen guten Eindruck machen. Die Fürsten sind nicht Unterthanen, sondern Bundesgenossen des Kaisers; und wird ihnen der Bundesvertrag nicht gehalten, so würden sie sich auch nicht dazu verpflichtet fühlen und Anlehnung suchen, wie früher, bei Rußland, Oesterreich und Frankreich, sobald die Gelegenheit dazu günstig erscheint, wie immer national sie sich halten mögen, so lange der Kaiser der Stärkere ist. Ich bitte Eure Königliche Hoheit, Friedrich den Großen nicht blos als Feldherr, auch als Staatsmann zu folgen. Es lag nicht in der Art des großen Königs, sein Vertrauen auf Elemente wie das der Inneren Mission (Stoeckers) zu setzen. Redner, Geistliche, Damen sind Elemente, die zu einer politischen Wirksamkeit im Staat nur mit Vorsicht verwendbar sind und von deren Wohlverhalten und Takt ich die Meinung des Volkes über seinen künftigen König in keiner Weise abhängig wissen möchte. Ich habe nichts gegen Stoecker; er hat für mich nur den einen Fehler als Politiker, daß er Priester ist, und als Priester, daß er Politik treibt. Ich bin gläubiger Christ, aber ich fürchte, daß ich in meinem Glauben irr werden könnte, wenn ich, wie der Katholik, auf priesterliche Vermittelung zu Gott beschränkt wäre." Der Prinz will Stoecker zu Rücktritt von der offiziellen Leitung der Stadtmission bestimmen; und schreibt: „Vor einer solchen Manifestation wird, so denk' ich, jede Verdächtigung meiner Absichten und Stellung verstummen müssen; wenn nicht, dann Weh Denen, wenn ich zu befehlen haben werde!" Bismarck: „Darin lag schon, noch in prinzlicher Form, Das, was später in der kaiserlichen Wendung ausgesprochen wurde: Wer mir widerstrebt, Den zerschmettere ich.' Wenn ich jetzt

zurückblicke, so nehme ich an, daß der Kaiser während der einundzwanzig Monate, da ich sein Kanzler war, seine Neigung, einen ererbten Mentor loszuwerden, nur mit Mühe unterdrückt hat, bis sie explodirte und eine Trennung, die ich, wenn ich den Wunsch des Kaisers gekannt hätte, mit Schonung aller äußeren Eindrücke eingeleitet haben würde, in einer plötzlichen, für mich verletzenden, ich möchte sagen: beleidigenden Weise erzwang. Der ‚neue Herr' hatte auch das Bedürfniß, für Gegenwart und Zukunft die Verdunkelung nicht zuzulassen, welche eine kanzlerische Wolke etwa wie die Richelieus und Mazarins entwickeln würde. Einen nachhaltigen Eindruck hatte auf ihn eine von dem Grafen Waldersee mit Berechnung gethane Aeußerung gemacht: ‚daß Friedrich der Große nie der Große geworden sein würde, wenn er bei seinem Regirungantritt einen Minister von der Bedeutung und Machtstellung Bismarcks vorgefunden und behalten hätte'. Als Kaiser hat er im Auslande dann ‚zu viel von dem Kanzler' sprechen hören. Eine Verstimmung darüber wurde durch berechnete Witzworte meiner Gegner gesteigert, in denen unter Anderem von der Firma Bismarck & Sohn die Rede war. Der Kaiser zieht Leute zweiten Ranges als Minister vor; und die Lage ist insofern keine korrekte, als die Minister nicht den Monarchen mit Rath und Anregung versehen, sondern Beides von Seiner Majestät erwarten und empfangen.

Die Neigung des Kaisers, den Ruhm seiner kommenden Regirungjahre nicht mit mir theilen zu wollen, fand ich psychologisch erklärlich und sein Recht dazu klar, entfernt von jeder Empfindlichkeit. Meine Anhänglichkeit an den Thron und meine Zweifel an der Zukunft ließen es mir als eine Feigheit erscheinen, davonzugehen, ehe ich alle Mittel erschöpft hätte, um die Monarchie vor Gefahr zu behüten oder dagegen zu vertheidigen. Am fünfzehnten März 1890 (ich war um Neun morgens mit der Meldung geweckt worden, Seine Majestät erwarte in einer halben Stunde meinen Vortrag) warf der Kaiser mir vor, daß ich, ohne vorher bei ihm anzufragen, den Abgeordneten Windthorst empfangen habe, statt ihn ‚natürlich zur Thür hinauswerfen zu lassen', und daß dieser Besuch durch den Bankier Von Bleichröder vermittelt worden sei. ‚Juden und Jesuiten' hielten immer

zusammen.“ Im Lauf der nächsten zwei Tage ließ der Kaiser den Greis mehrfach zu schleuniger Einholung des Abschiedes aus allen Aemtern auffordern. In der öffentlichen Antwort auf das Rücktrittsgesuch bestöhnte er, „daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben“ könnten, und spricht die Zuversicht aus, „daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterland nicht fehlen werden.“ Das Volk wurde durch diese und ähnliche Sätze in den Glauben gelogen, der Kanzler wolle durchaus gehen und alles Mühen des Kaisers, ihn zu halten, sei fruchtlos geblieben. Würdiges Vorspiel zum August 1914. Bismarck: „Noch ehe ich den Bescheid auf mein Abschiedsgesuch erhalten hatte, nahm Caprivi von einem Theil meiner Dienstwohnung Besitz. Darin lag eine Exmission ohne Frist, die ich nach meinem Alter und der Länge meiner Dienstzeit wohl nicht mit Unrecht als eine Roheit ansah. Mein Rath ist seitdem weder direkt noch durch Mittelspersonen jemals erfordert, im Gegentheil scheint meinem Nachfolger untersagt zu sein, über Politik mit mir zu sprechen. Ich wurde streng boykottirt und unter Quarantaine gehalten als Herd von Bazillen der Seuchen, an denen wir politisch gelitten hatten, als ich Kanzler war. Mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers (der Jahre lang ein tantalisirter Gardeoffizier ohne Zulage gewesen war) hat einen Stoß erlitten, seit ich erfuhr, daß er die uralten Bäume vor der Gartenseite seiner, früher meiner, Wohnung hat abhauen lassen, welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerirende, also unersetzbare Zierde der amtlichen Reichsgrundstücke in der Residenz bildeten. Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungverschiedenheit eher nachsehen als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume, denen gegenüber er das Recht des Nießbrauchs eines Staatsgrundstückes durch dessen Deteriotation mißbraucht hat. (Der echte Bismarck.)

Friedliebende, civilistische Volksbeglückung wirkt auf die christlichen Nationen Europas in der Regel nicht so werbend, so begeisternd wie die Bereitwilligkeit, Blut und Vermögen der Unterthanen auf dem Schlachtfeld siegreich zu verwenden. Wenn ich mir die Geschichte der europäischen Völker vergegenwärtige, so finde ich kein Beispiel, daß eine

ehrliche und hingebende Pflege des friedlichen Gedeihens der Völker für deren Gefühl eine stärkere Anziehungskraft gehabt hätte als kriegerischer Ruhm, gewonnene Schlachten und Eroberungen selbst widerstrebender Landstriche . . . Im Interesse des Einvernehmens der Kabinete von Berlin und Petersburg hielt ich es für bedenklich, die mißtrauische Defensive des Zars mit der aggressiven Liebenswürdigkeit unseres Herrn ohne Noth in lange und enge Berührung zu bringen. Die Aufgabe der Politik liegt in der möglichst richtigen Voraussetzung Dessen, was andere Leute unter gegebenen Umständen thun werden. Ueber die Fehler der auswärtigen Politik wird sich die Oeffentliche Meinung in der Regel erst klar, wenn sie auf die Geschichte eines Menschenalters zurückzublicken im Stande ist. Das germanische Lehenrecht giebt dem Vasallen außer dem Besitz des Gegenstandes wenig Anspruch, aber doch den auf Gegenseitigkeit der Treue zwischen ihm und dem Lehnsherrn; deren Verletzung von der einen wie von der anderen Seite heißt Felonie. Ich habe gehört, daß der Kaiser die Bedenken, welche Caprivi gegen die Uebernahme meiner Nachfolge geäußert, mit den Worten beschwichtigt habe: ‚Seien Sie ohne Sorge; sie kochen Alle mit Wasser und ich werde die Verantwortlichkeit für die Geschäfte übernehmen‘. Hoffen wir, daß die nächste Generation die Frucht dieses königlichen Selbstvertrauens ernten werde.‘

Sie hat geerntet; und bitter brennt Nachgeschmack der Frucht auf ihrer Zunge. Bismarcks Buch kommt zu spät. Nicht Denen nur, die, weil sie „sensationell“ Neues erwarten, enttäuscht sein (und über die im Sozialen rückständig steife Haltung des 1815 geborenen Junkersohnes zetern werden wie einst die Börnes über Goethes Höflingthum.) Zu spät, um noch Wirkung zu erlangen: das Einzige, was diese bis in den letzten Wank heiße Seele begehrte. Nur auf den dritten Band kams ihr an. Der sollte den tausendfach getäuschten Landsleuten sagen: „Hier ist der Kaiser, den ich kennen lernte. Sehet ihm, ehe es allzu spät wird, auf die Finger: sonst zerklaubt er, trotzdem er nur fünf hat, Euch völlig das Reichsgefüge, dessen mühsam kunstvollen Ban und Feinmechanik zu erforschen er sich nie bequemt hat. Wird er nicht schleunig, mindestens im Sinn des englischen ‚The king can do

no wrong, unschädlich gemacht, dann ist das Reich unrettbar verloren.“ Um schnelle Ausgabe des Buches zu ermöglichen, zwang er sich in Mäßigung des Tones, manchmal in konventionell erstarrte Form. Die Brust des Lebenden warf Lavablöcke aus. „Die Feigheit des Kaisers ist noch der sicherste Aktivposten in unserer Politik. Die einfachsten Begriffe Dessen, was erst den Gentlemann macht, fehlen ihm. Hierher kommt er des Theatereffektes wegen; um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, damit sie glauben, er konsultire mich. Aber den Muth, mir ins Weiße des Auges zu sehen, hat er nicht. Ich wundere mich immer wieder über meinen Sohn, der da noch hassen kann, wo ich nur Verachtung aufbringe.“ Der Zwang in Maß und Form des Vasallen hat Allerlei aus der Urschrift getilgt und den Glanz der Persönlichkeit, des Daimonions, getrübt. Das über pfiffige Knirpse vom Kaliber Boetticher, über den Austausch Sansibar-Helgoland, Handelsverträge, Sozialistenzähmung Gesagte haftet kaum noch in unserem Ohr und die Geschichte der Entlassung ist längst (auch aus dem Kapitel „Der junge Wilhelm“ im zweiten Band meiner „Köpfe“) bis ins Kleinste bekannt. Als Hauptwerth bleibt uns die urkundliche Gewißheit des Urtheils über Wilhelm. Der Vater: Unreife, Ueberhebung, Selbstüberschätzung. Der Kanzler: Unsachliche Eitelkeit, unersättliche Sucht nach Schmeichelei, Roheit, Unwahrhaftigkeit, Felonie. Darunter steht fortan das *αὐτὸς ἔφα* des Pythagoräers. So sprach des Meisters Urtheil; und keines Lakais Radirmesser, keines Lügners Gummizunge kratzt es aus dem Gedächtniß. In Menschengewühl dreier Jahrzehnte sah ich nicht drei Junker, Grandseigneurs, Generale, Diplomaten, Industriehäupter, die anders dachten. Der jungen, im Innersten gefährdeten Deutschen Republik fällt aus diesem Buch ein Glückslos zu. In der Stunde tiefster Noth ersteht ihr aus dem Grab der ihren Gegnern, Totfeinden selbst glaubwürdigste Zeuge und spricht: „Diese Monarchie durfte nicht währen. Dieser war des Reiches Verderber.“ Der vierzehnte Kanzler müßte seine ganze Preßmannschaft geschwind alarmiren. Die saftigsten Stücke heraus, druckreif eingepökelt, unentgeltlich, wo es sein muß, als bezahlte Beilage, bis in die dunkelsten Kreisblättchen. Kein zimperliches Zaudern mehr. Fünf Minuten vor Zwölf.

Prätorianerfest

„Als eine imposante Dankesfeier für die deutschen Frontkämpfer und gleichzeitig als eine Wohltätigkeitveranstaltung größten Stiles für die Hinterbliebenen der Gefallenen und die schwerverletzten, in ihrer Erwerbsfähigkeit stark beeinträchtigten Krieger stellte sich der gestrige Frontkämpfertag dar, für den Feldmarschall Von Hindenburg das Protektorat übernommen hatte. Schon am frühen Nachmittag strömten gewaltige Schaaren von Theilnehmern, meist mit Kriegsorden geschmückt, der Grunewaldrennbahn zu, auf der sich hinter dem Schwimmbassin die Züge der ehemaligen Kombattanten und die zahlreichen Vereine bereits Stunden lang vor dem eigentlichen Festbeginn versammelt hatten. In der großen Loge trafen, während sich das gewaltige Amphitheater mehr und mehr mit den Gästen des Festes füllte, zahlreiche Ehrengäste ein. Man sah hier den Prinzen Eitel Friedrich Von Preußen, den General-Obersten Von Plessen, den früheren Generalquartiermeister und Kriegsminister Von Stein, den Heerführer Scholtz, die Generale Von Watter und Von Schulz, die Admirale Von Trotha, Schröder und Grapow, eine Reihe von Parlamentariern der rechtsstehenden Parteien, darunter Graf Westarp, Laverrenz, Dr. Rösicke und als besonders bemerkten Gast den Fürsten Awalow-Bermondt. Später erschien dann noch bei Schluß des ersten Vorbeimarsches General Ludendorff.

Nachdem die Klänge des Deutschen Orchesters verrauscht waren, hielt der Erste Vorsitzende des Nationalverbandes Deutscher Offiziere, Generalmajor a. D. Graf von Waldersee, die Eröffnungansprache. Die ruhmreiche Armee Friedrichs des Großen sei nun ‚abgewickelt'. Gerade der August wecke unvergängliche Erinnerungen an Weißenburg, Wörth, St. Privat, Lüttich, St. Quentin. Man habe dem deutschen Volke ins Ohr geraunt, wenn es seine Waffe in die Ecke stelle, würden sich alle Völker liebend in die Arme fallen. So komme es, daß jetzt Fremde im deutschen Lande befehlen und deutsche Mädchen von Schwarzen vergewaltigt werden, während die Polen Division um Division an die deutsche Grenze schicken. Wehe Denen, die uns entehrten, die uns das Hassen lehrten! Wir rufen heute zur Kontrolversammlung auf. Wir haben heute nicht gefragt nach der Parteizugehörigkeit, sondern: Seid Ihr Vaterlandsbejaher oder nicht? Hindenburg, unser Ehrenprotektor, hat uns leider geschrieben, er komme nicht, weil er Berlin nicht liebe. Sein großer Berather Ludendorff aber wird heute kommen; er ist das Sinnbild des Ausharrens. Der Redner begrüßte dann

den Prinzen Eitel Friedrich und erinnerte an die Verdienste der Hohenzollern. Man müsse in Treue ausharren, bis es einst wieder gelte, Kaiser und Reich zu dienen.

Später folgte die Ansprache des Generals Grafen von der Goltz, des bekannten Führers im Baltikum, an die Frontkämpfer. Im Felde unbesiegt, feiern die deutschen Frontkämpfer des Weltkrieges heute die siebente Wiederkehr der ersten großen Siege in Ost und West, auf den Meeren und in den Kolonien, denen unerhörte weitere Angriffs- und Abwehrsiege folgten, bis nach den großen Durchbruchserfolgen von 1918 die Lügenpropaganda unserer inneren und äußeren Feinde uns einen Ersatz ins Feld schickte, der zum Verräther am Frontsoldaten wurde. Wir hätten noch lange fern der Heimath uns unserer Haut wehren können, wenn nicht in der selben Heimath Hochverräther den Allerhöchsten Kriegsherrn für abgesetzt erklärt und so dem Heere den Führer genommen hätten. So endete mit Hochverrath und Energielosigkeit die 250 jährige ruhmreiche Geschichte des preußisch-deutschen Heeres, dem es unsere inneren und äußeren Feinde nicht verzeihen konnten, daß durch seine und der großen Hohenzollern Thaten aus dem Deutsch sprechenden Völkerbrei wieder ein einiges und starkes Deutsches Reich entstanden war. Der Redner nannte es eine Lüge, die Militärpartei habe den Krieg verlängert. Eine Militärpartei habe es nie gegeben. Deutschlands einzige und wirkliche Schuld am Kriege sei die Unfähigkeit, Charakter- und Entschlußlosigkeit seiner Außenpolitiker. Man erkenne heute die ganze Lüge und Frechheit Derer, die behaupten, daß unser Volk durch die ideenlose Revolution vorwärtsgekommen ist, die nur als Hungerrevolte nach der grausamen englischen Blockade eine Entschuldigung finde. Die Feldgrauen werden, obzwar wir ohne Tanks, Flieger und Artillerie keinen Freiheitkrieg führen können, jeden Augenblick bereit sein, gegen die Polen und Bolschewisten unser Vaterland zu schützen. Oberschlesien könne sich bei einem neuen Poleneinfall auf die Feldgrauen verlassen. Seinen Helden im Weltkriege müsse das deutsche Volk in Dankbarkeit ein Denkmal setzen. Diesen Gedanken ausspinnend, leitete der Redner zu einem Telegramm des Kaisers über, das folgenden Wortlaut hat: ‚Mit Stolz und heißer Dankbarkeit gedenke ich heute meiner tapferen, im Feld unbesiegten Kameraden. In echter deutscher Treue vollbrachten sie gegen eine Welt von Feinden Thaten, wie sie die Geschichte bisher nicht gekannt. Unvergessen lebt ihr Heldenthum fort, den Toten zum ehrenden Gedächtniß, den Lebenden und künftigen Ge-

schlechtern zur Nachahmung. Möge der Glorienschein vergangener großer Tage das Leuchtfeuer zur sieghaften Erhellung der noch dunklen Zukunft werden. Gott schütze Volk und Vaterland'.

Die Versammelten brachten danach Hochs auf Ludendorff aus und forderte ihn immer wieder zum Sprechen auf. Ludendorff winkte ab. Als die Ungeduld auf das Höchste gestiegen war, nahm er das Wort zu kurzer Ansprache: ‚Fester Wille und Siegesfreudigkeit haben uns im Kriege beherrscht und den Feldmarschall und mich befähigt, die größten und stolzesten Anforderungen an das Heer zu stellen. Wir wollen in dieser Stunde an das Preußenthum denken, in dem sich die Kraft des deutschen Volkes verkörpert hat. Wir stehen treu zu Preußen, zu den schwarz-weißen Fahnen. Unser geliebtes Preußen hoch, hoch, hoch!' Die Versammlung sang hierauf das Preußenlied. Das Fest schloß mit einem Vorbeimarsch der Frontkämpfer vor Ludendorff und, als dann die Dunkelheit vollends eingebrochen war, mit einem großen Zapfenstreich und Fackelzug."

In diesem Bericht (aus dem Lokalanzeiger) fehlt nur die immerhin gewichtige Angabe, daß vor dem Herrn Eitel Friedrich von Hohenzollern, dem Kapitalfluchtkunden der Firma Grusser, Philipson & Co., die alten Fahnen zu Huldigung gesenkt wurden. Nicht kleiner war die Lust, die Herren Goltz, Ludendorff, Stein, Trotha, Waldersee, sogar den alten Unheilstifter Plessen auch einmal als „Frontkämpfer" zu erblicken; in der Kriegszeit hatte Dienstpflicht sie allen Fronten und Kämpfen fern gehalten. Zehntausend (oder mehr) mit Degen, Säbel, Seitengewehr, Dolch Bewaffnete. Wartet Herr Wirth, bis die Entente ihn zwingt, Verabschiedeten die Plempe aller Sorten zu nehmen? Nach strengem Verbot, ausserhalb bestimmter Dienstgrenzen Waffen zu tragen, würde die Neigung in solche Parade abflauen, die dem Reich schadet (und nicht einmal Lustbarkeitsteuer einbringt). Marschall Hindenburg will Berlin nicht riechen. Das hat ihm hundertmal wie einem Heiland zugejauchzt; Einem, von dem die Nächsten, die Herren Erich Ludendorff, Max Bauer, Max Hoffmann, darin einig, sagen, er habe in Ost und West nur für die Gedanken Anderer den Namen hingegeben, würdig repräsentirt und sei, schon 18, „durch sein hohes Alter von der Schwachheit entschuldigt worden, daß er dem in Ungnade

gefallenen Ludendorff nicht die Treue hielt". Die erbärmliche Beschimpfung deutscher Arbeiter, die im Feuer, nicht nur zu Mummenschanz, „Frontkämpfer" waren, ist aus dem Mund Betreßter nichts Neues mehr. Da diese Bramsigen so verbrecherisch dumm waren, Strike mit Einberufung an die Front zu strafen („Warte, mein Junge, Du sollst den Heldentod sterben!"), pflanzten sie selbst sich Unkraut ins Feld. Da aber war früher als in der Heimath Klarheit geworden; viel früher: weil das nutzlose Verpuffen der Offensiven, die Hunderttausende ins Grab schleuderten, dem im Dienst Eifrigsten nicht zu hehlen war. Daß der Serenissimus Krieger, die er am finstersten Tag desertirt, als Landflüchtling im Stich gelassen hat, seine „tapferen Kameraden" zu nennen wagt, entblößt einen immerhin vollkommenen Mangel an Scham. Sagt aber auch nichts Neues über den aufgeputzt Armsäligen, der das Kleid stets für das Wesen, Schein für Sein hielt, im Marschallsrock sich, zwischen zwei Parfumbädern, einen Kriegshelden wähnte und jetzt noch an jedem Morgen, in Schaftstiefeln und Hemdbluse, den Holzhacker mimt, an jedem Abend, mit dem Eisernen Großkreuz über dem feinsten Feldgrau, unter Uniformirten den Allerhöchsten Kriegsherrn spektakelt. Er wünscht Sieg, also Krieg; und mag seinem „alten Gott" dafür danken, daß ihn, außer Lügnern und Belogenen, Niemand mehr ernst nimmt: sonst würde er, nach so dreistem Bruch des Gastgelübdes, von Hollands Regirern ‚natürlich zur Thür hinausgeworfen". Wie lange dulden Deutschlands den frechen Spuk? Nicht, daß nach ungeheurer Leistung Heer und Volk mürb wurde, ist „Schmach"; nur daß der drängend erbetene Waffenstillstand, der vor sicherer Zermalmung bewahren sollte, jetzt als Vorwand zu der Behauptung genutzt wird, Deutschland sei „unbesiegt" geblieben. Tiefste Schmach und unerrechenbarer Schade. Denn wer kann, nach all den Orgien, in die unter dem Augustusmond unverschämt gespensternde Prätorianer sich erkeckten, mit wirksamer Kraft noch das Mißtrauen anklagen, das uns das Handeln der Franzosen so widrig macht? Seit Wochen fragen sie Nachbarn und ferne Freunde: „Merkt Ihr nun, daß unsere Voraussicht, nicht Eure, richtig war?" Und schon sprach manche Stimme: Ja. So weit sind wir.

Was war bis gestern gegen so gefährlichen Unfug geschehen? Am Tag nach der Rennbahnfeier lasen wir:

„Der Reichspräsident Ebert besuchte heute vormittag mit Gemahlin das Gelände der May-Film-Gesellschaft in Woltersdorf. In seiner Begleitung befand sich der Staatskommissar für öffentliche Ordnung Dr. Weißmann und Ministerialdirektor Meißner. Der Vorsitzende des Aufsichtrathes der May-Film-Gesellschaft, Generaldirektor Bratz, und die Direktoren Joe May und Fellner empfingen den Reichspräsidenten, worauf Direktor Joe May und der Architekt der May-Film-Gesellschaft Jacoby-Boy die Bauten zu dem Monumentalfilm ‚Die Tochter des Pharao' erläuterten. Nach der Besichtigung der umfangreichen Anlagen machten der Reichspräsident und seine Gattin eine Motorbootfahrt auf dem See des May-Film-Geländes, um anschließend in Gesellschaft der Direktoren und Mia Mays, der Hauptdarstellerin, ein Frühstück einzunehmen."

Dazu ist Muße. Dafür wird, in solcher Zeit, ein Vormittag hingegeben. Der Reichspräsident als Reklamegast am Speisetisch einer Kinotruppe. So tief hat der Filmhelm selbst sich nicht gebückt. Wer mit Gelunger und Geschmatz die Republik „vertheidigt", weckt Sehnsucht nach dem Ancien Régime.

Friede, Recht, Brauch

Drei Briefe. Den ersten schrieb Dr. h. c. Freiherr von Schönaich, gegen den, seit er, als Generalmajor, für den Pazifismus und wider die Ludendörffler sich tapfer zu regen wagt, ein munteres Kesseltreiben angerichtet wurde.

„Nie wieder Friede! Was dann? Kampf ums Dasein, Kampf aus Naturnothwendigkeit, Kampf um seiner selbst willen. So hallt es Denen entgegen, die den Frieden für das Idealziel der Lebewesen halten.

Ein tropischer Urwald; tausendjähriger Humus, senkrechte Sonne und ausgiebiger Regen schaffen unendliche Fruchtbarheit. Alles grünt und blüht. Palmen und Gummibäume streben zur Höhe und breiten ihre Blätterkronen. Unten im Schatten keimen Lianen und Aristolochien und klettern im Kampf um das Leben spendende Licht an den Riesen des Urwaldes empor, sie fest und fester umschlingend, erwürgend, was ihnen Stütze war. Dann Absturz Beider in den ewigen Schatten. Sterben und Vermodern zu Humus, aus dem neues Leben entsteht. Ewiger Kreislauf der Natur. Ein Tröpfchen menschlichen Blu-

tes. Tausende weißer und Hunderttausende rother Blutkörperchen wandern, Leben spendend, durch die Adern, bis eines Tages die weißen den Kampf ansagen, die rothen unterliegen.

Ein Sommertag. Die Blüthenpracht weicht der werdenden Frucht, immer spärlicher wird die Beute der fleißigen Bienen. Was soll werden, wenn im Winter Tausende leben müssen von der Tracht des Sommers? Die Drohnen haben ihre Schuldigkeit gethan; der Nachwuchs genügt zur Erhaltung der Art. Fort mit den unnützen Fressern! Drohnenschlacht; Kampf der Schwestern und Brüder.

Wo Ihr hinblickt: im Leben Kampf. Zellen, Pflanzen, Thiere, Alle kämpfen ums Dasein, mitleidlos; erst komme ich, dann kommst Du noch lange nicht. Und da wollt Ihr Narren faseln von Frieden, von Menschenliebe und Gottesgüte? Einsperren soll man die Narren; noch besser: An den Galgen mit ihnen, die uns zu Schwächlingen machen wollen, daß wir unterliegen im Kampf ums Dasein!

Gemach, Ihr Herren. Die Natur ist eine weise Lehrmeisterin. Was Ihr daraus abgelauscht habt, ist aber nur ein Theil ihrer Lehren. Wißt Ihr nicht, daß die Flechten genannten Gebilde eine innige Lebensgemeinschaft sind zwischen Algen und Pilzen, die einander mit Wasser und Kohlenhydraten versorgen? Was wäre wohl in den Hungerjahren aus uns geworden, wenn verbündete Pflanzen und Bakterien uns nicht mit dem so nöthigen Eiweiß versorgt hätten? Gewiß nicht aus Edelmuth leben Strauß und Antilope in inniger Freundschaft und nur aus Eigennutz dulden Ameisen und Termiten zahlreiche Käfer in ihren Bauten, füttern und warten deren Larven genau wie die eigenen Kinder. Kampf oder Freundschaft sind letzten Endes Gehirnreflexe und von der Keimzelle über das Nervencentrum des Frosches bis zum Gehirn eines Goethe ist nur eine einzige zusammenhängende Entwickelungreihe.

Wenn im Zusammensein der Wesen von den Amöben über den Höhlenmenschen bis zu Ludendorff und Foch der Kampf das Ausschlaggebende gewesen ist, so braucht ers darum nicht für alle Ewigkeit zu bleiben. Warum soll Das, was Algen und Pilze, was Strauß und Antilope instinktiv thun, dem unendlich viel feiner gebildeten menschlichen Gehirn nicht auch entspringen können? Auch der Kampf selbst ist in den Jahrmillionen der Entwickelung unterworfen gewesen. Zwischen dem Kampf des Tuberkelbazillus gegen den Menschen, dem Kampf der Katze, die sich an den Todesängsten der Maus ergötzt, und dem kühl erwogenen Kampf der Japaner gegen Tsingtau sind

seelisch und technisch solche Unterschiede, daß nicht die selben Folgerungen daraus gezogen werden können.

Auch Menschen haben nicht immer nur triebhaft um Feldfrucht und Beutethier gegen einander gekämpft. Einzelwesen und Familien, die heute in Fehde lagen, reichten einander morgen die Hände, wenn nüchterne Erwägung die Zusammenarbeit ersprießlicher erscheinen ließ. So wurden aus Familien Sippen, Stämme, Völker und Weltreiche. In diesem (nicht aus ethischen Gefühlen, sondern aus rohen Naturinstinkten entstandenen) Wechsel zwischen Kampf, Verständigung und Zusammenballung größerer Gruppen hat wohl schon der Prophet Jesaia den Frieden für das schönere Ziel gehalten, als er schrieb: ‚Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und werden fortan nicht mehr kriegen lernen.‘ Näher ist die Menschheit in drei Jahrtausenden diesem hohen Ziel des Propheten scheinbar nicht gekommen. Im Gegentheil: die technischen Erfindungen des Menschengeistes wurden, fast alle, neben friedlichen auch kriegerischen Zwecken dienstbar gemacht. Diese gewaltige Steigerung der Kriegstechnik hat zu der Weltkatastrophe geführt, die wir das Unglück haben zu durchleben. Wie in der Krankheit des Einzelwesens höchstes Fieber die Krisis kündet zwischen Leben und Tod, so auch in der Krankheit der Menschheit: neuer Krieg mit noch bestialischeren Kriegsmitteln oder Friede, wie Jesaia ihn verheißen hat. Diese schicksalschwere Entscheidung liegt heute zwischen den allein noch übrig gebliebenen drei Großmächten Amerika, England und Japan. Werden die Mächtigen erkennen, was dieser gewaltigste Krieg uns gelehrt, daß er den Sinn verloren hat, wenn die Opfer größer werden als die möglichen Gewinne?

In der berliner Siegesallee steht, neben einem Lüdrian vom Stamm pflichttreuer Hohenzollern, schlicht und wenig sichtbar die Büste des Mannes, den sie den größten deutschen Denker nennen: Immanuel Kant. Er rief ‚Zum ewigen Frieden‘. Und nun sind Frauen und Männer, weil der selbe Ruf sie vereinte, Narren und Ideologen genannt worden von Denen, die kantischen Geistes nie einen Hauch verspürt haben und doch wähnen, die siebenmal weisen Deuter menschlicher Schicksalswege zu sein. Ist ihnen die Schmähung der Weltfriedensbewegung etwa parteipolitischer Selbstzweck? Mögen sie ihr Spiegelbild in anderen Ländern betrachten; dann wird ihnen vielleicht klar werden, welche Schädlinge der Menschheit sie selbst sind.

Wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, muß erkennen,

welche Irrwege die Menschheit ging, bis ihr das große Unglück die Augen öffnete. Man kann nicht Waaren herstellen und verkaufen wollen und Die totschlagen, die sie kaufen sollen. Man darf nicht in jeder Tasche eine Pistole tragen und sich wundern, wenn der Andere schießt. Daß Alles im Leben Kampf gewesen sei, ist Lüge oder plumpe Verkennung der Lehren der Biologie und Geschichte. An den Pranger oder hinter Stacheldraht gehören Alle, die Einer dem Anderen nachblöken: ,Nie wieder Friede!'"

II. „Der Reichsjustizminister hat die Nachprüfung aller Sondergerichtsurtheile, die Zuchthausstrafen verhängen, angeordnet. Dagegen haben die hallenser Richter eine Erklärung veröffentlicht, die sagt: ,Zu dem Erlaß einer solchen Anordnung ist der Reichsjustizminister zwar formell berechtigt. Die darin enthaltenen Richtlinien führen jedoch zu dem Ergebniß, daß fast sämmtliche Zuchthausstrafen nicht vollstreckt werden. Bei dem Umfang der Gnadenerweisungen wird durch den Erlaß die gleiche Wirkung erreicht wie durch eine Amnestie, die aber nur im Wege des Gesetzes erlassen werden könnte. Bei der Bevölkerung wird der Eindruck erweckt, daß die Urtheile der Sondergerichte ungerechtfertigt seien. So stellt der Erlaß einen Eingriff in die Rechtspflege dar, der geeignet ist, die Achtung vor dem Gesetz zu untergraben, die Wiederherstellung der Staatsautorität zu erschweren und verfassungfeindliche Elemente zu gewaltsamem Vorgehen zu ermuthigen.' Ist es mit der Autorität der Justizverwaltung vereinbar, wenn deutsche Richter sich so schroff gegen das Reichsjustizministerium wenden?

Das Verhältniß des Beamten zu der ihm vorgesetzten Behörde bedingt, daß er sich ihr gegenüber öffentlich Zurückhaltung auferlegt. Das ist von den Disiplinargerichten stets anerkannt worden; ich erinnere hier insbesondere an die Entscheidung, die nach Angriffen eines nachgeordneten Beamten auf den Minister Braun gefällt wurde. Hätte ein einzelner Richter in einer wissenschaftlichen Arbeit dem Minister ,Untergrabung der Achtung vor dem Gesetz' vorgeworfen, so würde ich darin nichts Unzulässiges erblicken; denn die wissenschaftliche Kritik muß in Freiheit walten. Anders liegt der Fall aber, wenn die Mitglieder eines Gerichtes gemeinsam eine Erklärung gegen eine Anordnung der Justizbehörde in die Welt schicken. Hier treten die Richter nicht persönlich, als Gelehrte, als private Bürger der wissenschaftlichen Republik auf, sondern gemeinsam in ihrer amtlichen Eigenschaft. Das scheint mir unzulässig und mit dem Wesen jeder staatlichen Autorität unvereinbar.

Gerade gegen Urtheile der hallischen Richter sind in der Oeffentlichkeit ernste Bedenken entstanden. Der Reichsjustizminister, der über die Unparteiischkeit der deutschen Rechtspflege zu wachen hat, fordert, in pflichtgemäßer Erfüllung der Aufgaben seines Amtes, eine Nachprüfung aller Urtheile dieser Art; und die Richter, die in dieser Sache selbst Partei sind, suchen dieser Nachprüfung dadurch vorzugreifen, daß sie in der Oeffentlichkeit gegen die Reichsjustizverwaltung Stimmung machen. Der Ehrengerichtshof für deutsche Rechtsanwälte, dessen Macht den Ausschluß eines Anwaltes aus dem Stande gestattet und der in seiner Mehrheit aus Mitgliedern des leipziger Reichgerichtes besteht, hat im Juni 1909 einen der angesehensten deutschen Kriminalanwälte zu harter Strafe verurtheilt, weil er gegen das noch nicht rechtskräftige Todesurtheil, das ein Schwurgericht gegen seinen Klienten gefällt hatte, öffentlich in einer Zeitschrift Stellung nahm. Der Anwalt sah die Gefahr eines Justizmordes nahen und fühlte sich in seinem Gewissen verpflichtet, die Oeffentlichkeit auf diese Gefahr hinzuweisen. Der Ehrengerichtshof aber sprach: ‚Der Anwalt hat erklärt, er habe die Voreingenommenheit der Oeffentlichen Meinung beeinflussen und insbesondere Eindruck auf die Gnadeninstanz machen wollen. Wie Dem aber auch sei, jedenfalls war er sich bewußt, daß er mit dem Artikel in den Gang des noch schwebenden Prozesses eingegriffen hat. Dies ist durchaus zu mißbilligen. Der Rechtsanwalt als Vertheidiger eines Angeklagten ist ein Organ der Rechtsprechung, das die selbe Verpflichtung zur Herbeiführung eines unparteilichen Richterspruchs hat wie die sonst an dem Verfahren betheiligten Amtspersonen. Eben so wenig wie diesen kann ihm gestattet werden, vor der Rechtskraft des Urtheiles die Oeffentliche Meinung oder ein Gericht oder die bei der Begutachtung der Begnadigungsgesuche in Betracht kommenden Beamten durch die Presse zu beeinflussen.‘ Dieser Spruch verdammt also den Versuch aller ‚Amtspersonen‘, durch Erklärungen in der Presse die Gnadeninstanz zu beeinflussen. Gerade Das aber haben die hallischen Richter gethan. Sei haben aber auch den deutschen Anwaltstand in eine peinliche Lage gebracht. Wie der Ehrengerichtshof mehrfach erkannt hat, macht sich ein Anwalt, der in leichtfertiger Weise einen Richter wegen Befangenheit ablehnt, eines disziplinarisch zu ahndenden Vergehens schuldig. Die hallischen Richter aber braucht der deutsche Anwalt nicht mehr als in politischen Strafsachen unbefangene Richter anzusehen; denn politische Leidenschaft hat sie der von ihrem Amt gebotenen Zurück-

haltung beraubt. Und kein Anwalt handelt pflichtwidrig, wenn er alle für die anfangs citirte Erklärung verantwortlichen Richter in politischen Prozessen wegen Befangenheit ablehnt.

Ich gehöre der Demokratischen Partei an und bin aller Sympathie mit den kommunistischen Aufrührern fern. Aber wie oft wurden furchtbare Strafen auch über Menschen verhängt, die gewaltsam in die Rothe Armee gepreßt worden waren oder die aus Unverstand kleine Dienste (Verbreitung von Aufrufen oder von Nummern der Rothen Fahne) geleistet hatten; selbst die Leistung von Samariterdiensten soll hart geahndet worden sein. Die Nachprüfung der Zuchthausurtheile hatte ein Beschuß des Reichstages gefordert; schon deshalb mit Recht, weil dem Sondergerichtsverfahren wesentliche Rechtsgarantien fehlen. Und nach diesem Beschluß des regirenden Parlamentes suchen deutsche Richter der Gnade den Weg zu sperren. Müssen sie dadurch nicht den Glauben erwirken, sie seien von dem Geist erfüllt, den die Alten in den Rachegöttern verkörpert sahen? Rechtsanwalt Dr. Ernst Emil Schweitzer."

III. Mir, die in Königsberg Recht und Philosophie lehren hörte, dürfen Sie glauben, daß an dem im vorigen Heft erwähnten Doktorat und Diplom nur die Mediziner schuld sind; tüchtige Fachmänner ohne Schimmer von Politik. Der Lehrkörper der Universität ist, als Ganzes, dafür nicht verantwortlich. Juristen und Philosophen (deren einer Ordinarius, Goedeckemeyer, Ihnen wohl als Verfasser der feinen Gelehrtenschrift ‚Die Idee vom ewigen Frieden' bekannt ist) sind weder Militaristen noch sonst Reaktionäre. Sie haben die Erfüllung des Wunsches gehindert, nach dem Kapp-Sieg die Universität festlich zu flaggen; sind also nicht von Kant zu Kapp umgeschwenkt. Ich hörte da oben manch kräftig Wörtlein. Mehr als, vor vier Wochen, von den Demokraten der berliner Konfektion im gesegneten, von Spiel noch reichlicher als von Wellen lebenden Westerland. Mindestens achtzig Prozent Juden; aber Hochtories und kaiserisch (wie Sie gern sagen) bis in die Knochen. Da waren Fahnen fast aller Länder, mit pathetischer oder witzelnder Aufschrift, zu haben; nur nicht die Fahne der Deutschen Republik. Um keinen Preis. Ein geistig graziöses Fräulein hat die Probe gemacht. ‚Schwarz-Roth-Gold? Führen wir nicht. In keinem Geschäft fänden Sie eine. Anfertigen läßt sichs, natürlich. Das dauert aber ziemlich lange. Und ich darf nicht verschweigen, daß nach dem einzigen Hissungversuch diese Fahne zerbrochen, zerrissen und die Strandburg, über der sie geweht hatte, eingeebnet worden ist.' Lilith."

Sehnsucht nach Dauerfrieden sei Narretei oder Hochverrath, das Strafrecht Werkzeug der Rachgier, Republikanertracht unfein, gar nicht „tiptop“: so wolltens die Verschworenen. Drei Briefe: drei Spektren deutschen Lebens. So wars bis in den Abend, der die Ermordung Erzbergers ausschrie. (In der Nacht danach wurde, auf Ersuchen des Herausgebers der berliner Nationalzeitung, für deren Achtuhrabendblatt ein Hauptstück des folgenden Abschnittes geschrieben.)

Nr. 316.

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
dann überlaßt Ihr ihn der Pein ...“

Zweiter Oktoberabend im Jahr 1918. Ballin hatte gebeten, den Abend mit ihm zu verbringen, und den Namen der drei von ihm Eingeladenen die Frage angefügt: „Hätten Sie was dagegen, wenn ich auch Erzberger bäte?“ Nichts. In dem kleinen Zimmer, wo wir, unter dem Oeldruckbild einer kitschig-schönen Dame fünf-, sechsmal im langen Lauf der Kriegszeit das Mögliche erörtert, die Verkennung des Nothwendigen beseufzt hatten, war die Stimmung dunkel umflort. Alle wußten: Der ungeheure Kraftaufwand des Heeres, des Volkes ist nutzlos verthan und auf glimpfliches Ende kaum noch zu hoffen. Der Hamburger, dems Freude war, Freundliches zu sagen, fragte: „Wissen Sie noch, wie Sie Anfang 1915 hier die Meinung verfochten, der Krieg müsse politisch so geführt werden, daß er uns den status quo ante August 14 zurückbringe, nur mit dem Plus allgemeiner Anerkennung des deutschen Kraftvermögens, weil mehr auch bei fortwährendem Kriegsglück nicht zu erlangen sei? Unser diplomatischer Freund und ich, wir fanden, dieses Plus müsse sich dem Volk auch äußerlich irgendwie, durch Landzuwachs in Nord- oder Südost, ausdrücken. Aber Sie gaben nicht nach. Wenn heute Ihre Lösung möglich wäre!“ Erzberger, der immer sonst Pünktliche, kam nicht. Nach einer halben Stunde ließ er telephoniren, die Herren möchten nicht mit dem Essen warten; er sei durch sehr wichtige Dinge im Reichstag zurückgehalten, hoffe aber, bald zu kommen. Nach drei Viertelstunden folgte eine zweite Bitte, ihn von der Verspätung zu entschuldigen. Endlich kam er. Ein Bischen erhitzt; aber frisch, rosig, zuversichtlich, wie im Mai. Der Zusammenbruch

sei nun, leider, Ereigniß. Gestern habe General Ludendorff mehrmals telegraphirt, das deutsche Friedensangebot müsse sofort hinaus, die Armee könne nicht mehr achtundvierzig Stunden warten, jeden Augenblick sei ein Durchbruch möglich. Heute habe ein Vertreter der Obersten Heeresleitung den Parteiführern die militärische Lage dargestellt. Unsere letzte Menschenreserve sei verbraucht, der Feind aber könne seine Verluste ersetzen und jeder Tag unsere Lage verschlechtern. Deshalb müsse die Fortsetzung des Krieges als aussichtlos aufgegeben werden. Sofort. Die Wirkung des Vortrages sei „niederschmetternd" gewesen. Ihn habe er ja nicht sehr überrascht; doch im Reichstag seien, gerade rechts, sehr harte Worte gegen die Heeresleitung gefallen, die das Parlament in festen Glauben an unseren Endsieg eingelullt habe. Während der Erzählung aß er schnell, aber, so zu sagen, „systematisch" Alles „nach", was vor seiner Ankunft den Anderen aufgetischt worden war; mit gesundem Hunger und sicherer Auswahl des Leckersten. Und der höfliche Drang, ihn nicht allein schmausen zu lassen, trieb Alle an die Bestecke. So stark ist Gewöhnung in Konvenienz. Wie durch graubraune Nebelschleier sah ich fünf Köpfe über Teller geneigt, hörte das leise Geklirr von Messern, Gabeln, Löffeln, Gläsern; und dazwischen, wie den Aufschlag dicker Tropfen in beginnendem Gewitterregen, die Worte des Erzählers. Mensch (schoß mirs auf), wenn Du noch länger so, den Sehädel zwischen den Fäusten, vor Dich hinstierst, wirkts auf die Esser vielleicht wie Pose. Fünf Männer, jeder von Gefühl und Interesse ans Vaterland geschmiedet, hören dieses Entsetzliche: und würden gekränkt, wenn der sechste laut ausspräche, die Pflicht, noch einen Bissen hinunterzuwürgen, bereite ihm Qual. Erzberger konnte schon wieder lächeln, hinter dem Zwicker still lachen. Er habe vorgearbeitet. So arg, wie man jetzt fürchte, werde es nicht. Ein Prinz aus regirendem Hause sei, freilich, nicht der Kanzler, den er wünsche; diese Wahl werde draußen gewiß nicht als Zeichen beginnender Demokratie gedeutet werden. Rasch konnte ich ihn überzeugen, daß ein Prinz, der für diese jähe Schicksalswende vor der Nation die Veranwortlichkeit auf sich nehme, jedem abgestempelten Parteimann, Sozialisten oder bürgerlichen Demokraten, in so vielfach gefährdeter

Stunde vorzuziehen sei. Eigensinnig (ein von Mißverstand in Tadel umgefälschtes Wort) war er nicht; zu wenig. Er spitzte die Ohren; und schwäbelte dann: „'s richtig!" Auch, als ich ihn dringend gebeten hatte, dafür einzutreten, daß über den Waffenstillstand die Generale selbst verhandelten, in denen Marschall Foch die Kameraden von Rang und Leistung achten und denen er deshalb eher als irgendeinem Civilisten Zugeständnisse machen werde. „'s richtig!" Die robuste Ruhe und behagliche Temperatur seines Wesens tröstete, wärmte die Vier. Ernste, gebildete Männer beschworen ihn, in dem neuen Kabinet das Auswärtige Amt zu übernehmen. Das, sagte er, sei ihm nicht angeboten worden; und er werde wohl ganz draußen bleiben. Als er spät, in dem seit Kriegsbeginn ihm zugewiesenen grauen Marineauto, weggesaust war, sagte ich zu Ballin: „Ein neidenswerth glücklicher Kerl. Er hat den Krieg geschlürft und sieht heute aus, als könne er auch aus Allem, was nun wird, noch Honig saugen . . ."

Er hats gekonnt; hätte es bis ans Ende vermocht. Aber der Plan (der verschmitzteste, ruchloseste aller je irgendwo ersonnenen), die Verantwortlichkeit für die Niederlage jedem dazu tauglich Scheinenden aufzubürden und den allein Schuldigen, die den Krieg allmächtig geführt und, von Hybris gebannt und geblendet, verloren hatten, des winzigsten Makels Spur zu ersparen, brauchte einen Sühnbock, dessen Dickkopf und breitstämmiger Nacken alle Sünde und Missethat der zuvor Gewaltigen in die Wüste tragen könne. Und Erzberger war nicht groß, war nicht rein genug, um sich aufrecht gegen die schnöde List solches Tausende nährenden, Abertausende aus der Klemme lösenden Gezettels zu behaupten.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Und da gestern der Ruf durch die Straßen heulte, er sei, auch er nun, gemordet worden, stand, plötzlich, dieses Abends Bild vor dem inneren Auge. Weil er, wie eine gelungene Paßphotographie, im Kleinen alles ihm Wesentliche giebt. Den blindesten aller jemals erblickten Optimisten; und selbst dieser Ausdruck ist noch zu matt. Am dunkelsten Kriegstag war Matthias Erzberger naher Himmelsentwölkung gewiß. Schieber, Bestochener, Verräther? Alles nur Wahn Solcher, die unsere Erde von Engeln und Teufeln bewohnt glauben und Mensch-

liches niemals menschlich sahen. Dieser kindhaft Fromme tollte durch alle Glaubenszonen als ein Kind. Gutmüthig, naschhaft, dienstwillig, spielfroh, eitel, flüchtig, um Wahrhaftigkeit unbekümmert, schnell zu Liebe, zu Haß. Ein winziger Tartaron von Tarascon. Numa Rumestan aus Buttenhausen.

Ein Jahrzehnt lang sah ich ihn manchmal bei mir. Habe den Fleiß des Mannes, dem Eugen Richter das Vorbild des Parlamentariers war, die Flinkheit seiner Auffassung und Einarbeit in grundverschiedene Stoffgebiete, den nie flügellahmen Mutterwitz seiner Süddeutschheit hoch geschätzt; konnte aber seit dem Oktober 1918 seiner Politik niemals mehr zustimmen und hielt mich ihm deshalb fern. „Harden ist mir nicht grün", rief er in der Nationalversammlung und vor dem moabiter Strafkammergericht (nach dessen erstem Verhandlungtag ich sagte, er werde den Prozeß als Minister nicht überdauern). Unbefangen sah ich seinen Aufstieg und Sturz. Und bin heute noch fest in der Ueberzeugung, daß Dreierlei in ihm durchaus echt war: die lebensfrohe Frommheit des Katholiken, der eifernde Patriotismus des Deutschen, die Neigung des Schwaben in Demokratie. Was zuletzt häßlich aus seiner Haut sproß, war Kriegsgewächs.

In abebbender Hitzwelle des Kulturkampfes ist er, zwischen listigen Viehhändlern, in dem württemberger Donaukreis aufgewachsen, der hüsche Para- und Posamentirwaren, Blechkränze, Tragant- und Zuckerkram liefert. Soll, weil der Vater in ihm wohl zu derbe Lebenslust für einen Priester findet, Magister werden. Hat aber in dem erzkatholischen Seminar von Fribourg nur den Teiglöffel der Wissenschaft abgeleckt und nicht mehr heimgebracht, als ein Volksschullehrer just braucht. Als feierlicher Popanz der Dorfbengel sein Leben versauern? Nein. Das muntere, putzige Matthiesle wirft sich mit Feuereifer in die Politik. Wird als Jüngster in den Reichstag abgeordnet, bald, rühmlich oder höhnisch, genannt und ist in alle Sättel gerecht. Erzberger hier, Erzberger dort. Er wächst über alles Hoffen rasch; überwächst allgemach die Häupter der Fraktion: und merkt nicht, ahnt nicht, daß sie den Kletterlustigen aus finsterem Auge betrachten und ihr Zünglein in scharfen Trab kommt, wenn der Benjamin sich mal die Finger verbrennt oder beklext. Sonst war der Rund-

liche, der sich stets gefällig und nie „unkollegial“ zeigte, allbeliebt. Nur den Aemtern ein Schrecken. Er kannte jeden faulen Fleck, hamsterte aus Höhen und Tiefen Verwendbares, hatte Personalakten und konnte, als Berichterstatter des Haushaltsausschusses, Freudenfeuer oder Scheiterhaufen anzünden. Er bombardirte die Aemter mit Fragen und Rügen, Empfehlung und Warnung. Manche nanntens Erpressung: spotteten ihrer selbst und wußten nicht, wie. In Deutschland war er der Erfinder eines Krypto-Parlamentarismus. Zähne knirschten, Fäuste ballten, Excellenzen tummelten sich, wenns hieß: „Erzberger kommt ins Amt; er weiß wieder was auf wen.“ Er gab eine ansehnlich rentirende Centrumskorrespondenz heraus, gehörte zu den bestbezahlten Artikelschreibern der Scherlei und hauste mit Weib und Kindern im Predigerheim der Ludwigskirche. Nach seinem ersten Besuch sah ich, der ihn ein Stück begleitet hatte, wie zärtlich er darauf bestand, seine Frau im Schieben des Kinderwagens abzulösen. (Darin, schallts aus der vom Swastikakreuz gezierten zottigen Hochbrust, schon darin, Dehfehtiste, Dolchstoßer, Judengenosse, Verräther, zeigt sich früh ja des Kerles Schieberdrang!)

Aus dieser behaglichen Kleinbürgersenge reißt ihn der Krieg. Er wird Chef der Reichspropaganda. Losung: „Die Wahrheit ins Ausland!“ (Darum fehlte sie uns allzu oft.) Bücher, Brochuren, Flugblätter, Artikel: der Bauch einer Frachtflotte müßte von der Ueberfülle platzen. Millionen zerrinnen, Dutzende, durch den Ring eines Jahres, nur in Depeschen. In neutralen, schon zum Abfall neigenden Ländern werden Werbebureaux eingerichtet, neue Zeitungen gegründet, Verlagsantheile alter gekauft, Abgeordnete, Staatsbeamte, Redner, Schreiber geködert, Autos gemiethet, Animirmädchen ausgehalten. Erzberger hier, Erzberger dort: mehr als je zuvor. Er flitzt durch Europa. Verschläft, fest wie ein kerngesundes Kind, im Jahr hundert Nächte auf der Eisenbahn. Und steigt frisch aus und frisch ein. Vom August 1914 bis in den Tag des Falles hat er geschuftet wie ein Neger in härtester Fron. „Ich sehe meine Kinder kaum noch“: stöhnte er. Um Acht früh sprang er ins Auto und kam nachts heim. Machte Alles „im Ehrenamt“ (bis er Staatssekretär wurde): so mit haushohen Spesen. Jeden Tag zweimal bei Hiller, st immer mit Gästen. Betrieb! Betrieb! Ich konnte den Er-

trag seiner Arbeit niemals hoch schätzen und bin sicher, daß
er unzählige Millionen nutzlos, ohne Treffkraft, verpulvert
hat. Ein fremder Gelehrter erzählte: „Während ich bei ihm
im Bureau war, sagte er durchs Telephon ungefähr: ‚Die
vierhunderttausend Mark nach Bukarest können Sie anweisen;
ich glaube, der Mann ists werth‘; offenbar, um mich zu be-
lehren, welche Summen er für Gewissenskauf anlegen könne.
Natürlich brach ich das Gespräch ab.“ Mir selbst las er mal einen
Bericht über seine Minirerreise nach Rom vor, über Zusammen-
künfte in Krypten und Kirchengrüften; Kindergeschichten.
Aber er war sicher: Italien bleibt neutral. (Noch, als er von
der zweiten Reise aus Rom zurückkam.) Sicher, daß Frank-
reich sich mit dem deutschen Bundesstaat Elsaß-Lothringen
unter dem Herzog von Urach abfinden, jedes Rußland die
deutsche Personalunion mit Litauen hinnehmen werde. Wenn
man ihn nur die Sache deichseln lasse. Jeder Agentenbericht
war ihm eine „absolut zuverlässige Quelle“. Unsereinem
sträubte sich das Haar, wenn er „ganz vertraulich“ hervor-
sprudelte, der gute Friede, den er auf dem Weg über Mo-
tonos Japan gepflückt habe, sei nur noch eine Frage von
Tagen. Er aber glaubte inbrünstig an all das Gekram und
hat sich, auf seine Art redlich, mit rastlosem Eifer fürs Reich
gequält. Und schworen nicht auch Andere, Härtere, Höchst-
gerühmte, die heute nicht gern dran erinnert würden, auf die
Verwirklichung solcher Blüthenträume? Alles schmeichelte
ihm, floß von Dankbarkeit über; und Herr von Bethmann hob
die endlosen Arme und rief: „Dieser Erzberger! Woher er
nur immer wieder neue Einfälle und Gedanken nimmt!“

Das Leben des Schwaben war umgestülpt. Und nach
der Rückkunft aus Lug und Trug, aus Menschenkauf und
Gewissensverseuchung, aus all dem schmierigen Kram, den er
und die ihm Vorgesetzten dem Vaterland heilsam wähnten,
sollte er gar nicht ein Bischen stinken? Er schwor, in gutem
Glauben, daß er die Seele rein bewahrt habe. Und von all
Denen, die aus seiner Arbeit Dauerzins fürs Deutsche Reich
erhofften und ihn drum zu immer noch tieferer Einwühlung in
den Pfuhl hetzten, hat, dünkt mich, Keiner das Recht, über
den Mann, der sich dazu hingab, gesittet Pfui zu sagen. Wer
Boule-de-suif (das dicke Hürchen aus Maupassants Meister-
novelle) mütterlich ermahnt, mit priesterlichem Aufblick b

schworen hat, dem Platzkommandanten, an dessen Wink Leben und Freiheit der ehrsamen Reisekumpanei hing, Laken und Haut zu wärmen, darf nicht in Schüttelfröste der Scham und des Ekels erkalten, wenn er sich auf den Sitz neben dem zerschrammten Talgklümpchen bequemen muß.

Und was ist in dem langwierig grausamen Feldzug eines säuberlich Unfruchtbaren gegen den vom Schaffenswagniß Fleckigen schließlich erwiesen worden? Quark. Daß Erzberger bei Pnigodin oder Anhydat, Berger oder Kowatsch mal, vielleicht, mitgenascht hat (weil ers ringsum oft sah und gern in den Glauben glitt: so machen es Alle). Im Fall Thyssen hat er der politischen Ueberzeugung ein beträchtliches Geldopfer gebracht. Einfache Anstandspflicht? Versteht sich. Aber saß und sitzt nicht mancher Volksvertreter warm in Aufsichträthen? Wenns Erzberger nur um den Rebbach zu thun gewesen wäre: als Propaganda-Marschall und Waffenstillstandsbearbeiter konnte er, Jahre lang, so viel Geld säckeln, so dicke Ballen mit Werthpapieren und Checks ins Ausland und besetzte Gebiet verschleppen, wie ihm beliebte. Mancher seiner Unteragenten, die nicht ein Hundertel seiner Machtfülle hatten, ist in den Jahren Multimillionär geworden. Matthias, dem Politik niemals Zufallsmittel zum Zweck des Geldverdienens wurde, nahm höchstens mit, was dem Eiligen die Kelle bot: Aktienpöstchen, Agentensold, Betheiligung, Jobbergewinn; wenig. Und keiner dieser „Fälle" war vor der Eingangsschwelle des Krieges. Darf der Gerechte den von ihm selbst in tausendfache Versuchung Geschmeichelten verdammen, weil dessen Weste nicht schneeweiß, nicht unzerknüllt blieb?

Das Leben des fleißigen Kleinbürgers war umgestülpt. In Wilhelms Hauptquartier nimmt er unaufgefordert sich einen Stuhl. („Ich hatts dene Loit vorausgesagt, daß ich, als Abgeordneter, nit so lange stehe würde!") Franz Joseph plaudert mit ihm wie mit einem ebenbürtigen Jausengast. Der Papst schenkt ihm einen Diamantring und eine fahle Tiara. Karl und Zita spitzen, wenn er Weisheit schwäbelt, das Ohr. Zar Ferdinand windet ihm Kränze. Könige, Kardinäle, Fürsten, Feldherren füllen den Hintergrund seines Erlebnisses. Ist nicht begreiflich, daß der Dicke aus Buttenhausen die Distanz zu sich selbst verlor, sich wohl gar für ein Genie hielt, das nach jedes Amtes Krone langen dürfe?

Behender Verstand und hemmunglos zupackender Wille; pfiffig, schmiegsam und doch zäh; mit scharfer Witterung für Menschenschwachheit und glanzvollen Geschäftsausganges stets gewiß: eine Agentennatur von ungemeinen Gaben (die sogar der auf seine besondere Weise genialische Herr Hugo Stinnes einst, vor Matthäi blitzdummem Vorstoß gegen den lange Bewunderten, gern in seinen Diensten gesehen hätte). Eitelkeit trübt ihm das Urtheil. Er will nicht Vermittler: will Schöpfer sein. Und merkt wieder nicht, daß er auf hohem Sitz nur ein „Gschaftlhuber" scheint. Warum ließet Ihr ihn hinauf? Warum duldetet und duldet Ihr heute noch, daß eine ganze Schaar tüchtiger, bis in Unterstaatssekretariate tauglicher Leute sich, ohne Seelenkraft, Leidenschaft, Innenvision, stümpernd an deutscher Schicksalsgestaltung versuche? Nur Stockblindheit konnte den Buttenhauser an die Spitze der Waffenstillstandskommission stellen; nur in Blindheit des Verhätschelten konnte er diese Aufgabe annehmen, die über seine Kraft ging. Doch vergesset nicht, daß er im Wald von Compiègne zuerst die Kunde von der Absetzung des Kaisers, dann das Telegramm des Marschalls Hindenburg empfing, das in den Satz mündete: „Gelingt Durchsetzung dieser Punkte nicht, so wäre trotzdem abzuschließen." Das fesselte ihm den Willen. Für den Abschluß, den letzten Fehler in langer Kette, bleibt die Oberste Heeresleitung verantwortlich.

Die sah in Erzberger den „Flaumacher", Frontzermürber, Schädling. Und statt den leicht, allzu leicht Umzustimmenden ein Bischen zu streicheln, wollte sie auch ihn mit Gewalt ducken. Der und flau? In keiner Minute gab Das einen Reim. Erzberger war Hyperpatriot. Meilenweitab sogar von der kantischen, goethischen Vaterlandliebe, die über dem Blutsband die Kulturgemeinschaft empfindet und auf die (bedenkets) schon das fast „judenreine" Deutschland der Lessing, Winckelmann, Hegel wie auf das edelste Kronkleinod stolz war. Fraget Grundverschiedene, den Fürsten Bülow, den Doktor Solf, den Juristen Adolf von Gordon: Jeder, der den Schwaben nicht nur mit flüchtigem Blick sah, schwört drauf, daß Der mit Aufgebot allen Wollens und Könnens dem Deutschen Reich, auch dem kaiserlichen, zu dienen strebte. Der durch alle neutralen Länder wehende Wind hatte auf seinen vielen Reisen ihm, der zuvor die saftigsten Fetzen aus

Europens welkendem Leib in den deutschen Reichsverband einnähen wollte, die Binde vom Auge gelöst. An die Möglichkeit militärischer Niederlage aber hat er bis an den Oktoberrand 1918 niemals ernstlich geglaubt. Und daß er sechs Wochen nach der Ankündung seines Totfeindes Helfferich, die Westmächte seien rettunglos in unserer Hand und Niemand werde dieses Schicksal wenden, die Seifenblase der Hoffnung auf Tauchboottriumph zum Platzen brachte und die erste Vernunftregung des Reichtages durchdrückte, wird eines Tages von Allen als Verdienst erkannt. Wann?

Wenn dem Volk höchster Pflichtleistung wieder die Nervenkraft wird, muthig, nicht durch gefärbte Schleier mehr, zu sehen, was war und was ist; was gestern werden mußte, was morgen ihm frommt; und wie es Menschenstoff aller Art selbst sich zu nutzen vermag. Das Trachten, aus Erzberger einen Schurken, just aus ihm den Sündenbock zu machen, war dumm und abscheulich; kam aus bösem Kindswahn, der nicht länger das Bild Deutschlands schänden darf. Erzberger selbst wäre solchen Wahnes wohl fähig gewesen; nur nicht grausam und furios genug, ihn aus hundert Schläuchen, Jahre lang, durchs Land zu blasen. Wer staunt, da der Fröhlich-Fromme, der des Lebens süße Gewohnheit so innig (wie ein von Jordaens geschaffener Egmont) liebte, endlich von der tausendmal ihm gewünschten Kugel gemordet wurde? Schuldiger als die Thäter, die einen Verräther zu richten glaubten, viel schuldiger sind die Anstifter, deren Selbstentlastungdrang und leichtfertige Gier nach billigem Gassenbeifall noch dem überwundenen, stillgewordenen Mann erinysche Rachsucht auf die Fersen hetzte. Patrioten? Die lange Reihe der tückisch Ermordeten zeugt, von Liebknecht bis (einstweilen) zu Erzberger, draußen nur für die Verächter und Schmäher deutschen Wesens. „Seht", sprechen sie zu den Zweiflern, „seht, wie sie Landsleute, deren Sinnesart ihnen nicht gefällt, einen nach dem andern schlachten, und lernet daraus glauben, was wir über ihr Handeln in Feindesland berichten". Was unter dem Erntemond geschah, kann nur die Aufhellung des Horizontes hemmen, der sich der Deutsche würdig zu freuen begann. Erzbergers Ermordung, nicht das oft haltlose Irrlichteriren des Lebenden, hat dem deutschen Volk Unheil gebracht.

Die Arbeiterschaft (der superkluge Helfferich war in-

stinktlos genug, Das nicht zu wittern) sah in dem aus dürftiger Enge durch eigene Kraft Emporgelangten, dessen Bürgermuth sich vom Schwarm der Verfolger nicht unterkriegen ließ, den Erlebnißgenossen; den Kleinen Mann, der ernstlich, nicht nur mit billigen Streichelphrasen, den Kleinleuten beistehen, Adel und Bourgeoisie zu Zahlung der Kriegskosten zwingen wollte und deshalb, nicht etwa wegen der paar Spritzfleckchen, begeifert, bedroht, verwundet, ermordet wurde. Der Vergleich mit dem Schicksal des Herrn Caillaux liegt nah; lächelt uns aber nicht. Der Franzos wollte, mitten im Krieg, Lösung des Bundes mit England, Verständigung mit dem Feind, unter dessen Fuß Frankreichs Erde knirschte, hatte Staatsstreich geplant, Urkunden und Vermögensstücke ins Ausland geborgen, dort durch Geheimverhandlung sich verdächtig gemacht, büßte all Das in noblem, nicht sehr fest verriegelten Gefängniß: und ist dem armen Stadtvolk heute noch der Radikale, der Habe und Einkunft der Reichen, als Erster, nach Gebühr besteuern wollte und darob geächtet wurde. Massenurtheil ist nie aufs Haar richtig; ist selten ganz falsch. Weil Erzbergers (hastig und weitab von Schöpfergeist und Finanzwissenschaft) entworfenes Steuerprogramm die fahrlässige Wirthschaft des Herrn Helfferich in häßlicher Nacktheit zeigte, schwoll die Woge des Hasses; sollte der Enthüller unverzeihbaren Fehls von Kothsteinhagel getötet werden. Und weil nach dem physischen Mord, zum ersten Mal wieder seit dem März 20, der Massenwille empört aufbrüllte, strafften die Regirer den Herzmuskel zu muthigem Versuch, die Republik, das Licht deutscher Zukunft vor Qualm und Tod zu retten.

Fünf Minuten vor Zwölf. Im Frühjahr wurde ein Zeitungmacher, der zweimal öffentlich aufgefordert hatte, „Harden, Einstein, Gerlach, Förster und ähnliche Verräther“ schnell niederzuschießen, von einem berliner Gerichtshof zu Geldstrafe von tausend Mark, drei Pfund Sterling, verurtheilt und mit dem Lorber des von edlem Trieb in völkische Ehrennothwehr Hingerissenen gekrönt. Kein weithin Hörbarer widersprach; und der Staatsanwalt, der den Glauben an edlen Trieb suggerirt, aber schon in fünfhundert Mark die angemessene Sühne gesehen hatte, blieb ungefährdet im Amte des Rechtshüters. Ueble Ausnahme, nur ein Wärzchen auf dem verbundenen Lide der Frau Themis? So singt Euch die Amme.

Seit dem Januar 1919 sind in Deutschland 331 Menschen von „politischer“ Rachsucht gemordet worden; 15 von Anarchisten oder Kommunisten, 316 von rasenden Monarchisten. (Die in Kämpfen oder nach dem Spruch eines Zufallstribunals Getöteten sind nicht eingerechnet.) Der wildeste Kommunistenaufstand, die münchener Sowjet-Diktatur, hat 12 Menschen das Leben gekostet. Die waren nicht „Geiseln“, hatten Waffen und gefälschte Behördenstempel; und die (abscheuliche) Erschießung wurde, als Repressalie, erst beschlossen, als Regirungtruppen 20 unbewehrte Rothgardisten und 3 Sanitäter abgeschlachtet hatten. Nach dem Einzug in München töteten die „Sieger“ 505 Gefangene, die als „Anhänger der Rätheregirung“ verdächtigt waren (und auch nicht eingerechnet sind). In der selben Zeit und Stadt wurden 21 katholische Handwerksgesellen von trunkenen Soldaten gemetzelt, zerstampft, ausgeraubt. 193 der Rätheregirung Zugehörige oder Anhängliche kamen vors Sondergericht; Ergebniß: 2 Erschlagene, 1 Hingerichteter, 518 Jahre Zuchthaus oder Gefängnis (das in dem Freistaat Bayern jetzt manchmal „Festung“ heißt). Von allen Bereitern und Ausführern des Kapp-Putsches (73) ist bis heute nicht einer angeklagt, von 775 Offizieren, die dazu mitwirkten, nicht einer bestraft worden. Sühne der 15 Morde, für die Rothe verantwortlich sind: 8 Todesurtheile und 177 Jahre Gefangenschaft; 12 Jahre (im Durchschnitt) für jeden Mord. Sühne der 316 Morde, für die Monarchisten verantwortlich sind: 1 zu Festunghaft „auf Lebensdauer“ Verurtheilter und 31 Jahre Gefangenschaft; 35 Tage für jeden Mord. In sehr vielen Fällen ist strafrechtliches Verfahren nicht eingeleitet oder früh eingestellt worden, weil der Thäter „nicht zu finden“ oder „eine strafbare Handlung nicht erweislich“ war. So blieben von den 316 Morden 285 ganz ungesühnt. Das „Risiko“ war bei diesem Geschäft bisher also nicht groß. Daß es aufblühte, wird kein Wacher bestaunen. Erzberger war Nr. 316. Alles Gesindel jauchzte. Wer hat die nächste Numer? Nicht nur mir bringt jeder Tag Drohung und Warnung. Montag boten zwei einander fremde Aerzte mir Zeugniß dafür an, daß sie, in einem Schnellzug und auf der Straße, von „gutgekleideten Herren“ gehört hatten: „Jetzt muß Harden, der Schuft, ans Messer“; auf der Straße noch: „Das ist nicht schwer, der Kerl wohnt ja weit

draußen". Dem Versuch, ihre Personen festzustellen, hatten die Gutgekleideten sich flink entzogen. Verbrecher? Ein Pack fauler, unwissender Zeitungschmierer, das nie etwas von mir Geschriebene las, gierig aber hier eine Entstellung, dort eine Verleumdung meines Mühens aufklaubte, verhökert rastlos die Lüge, ich habe je irgendwas dem deutschen Volk Schädliche gesagt, gethan. Daß diese Dreckapotheke noch Kunden angelt, schändet, nach drei Jahrzehnten immerhin beträchtlicher Arbeit, nicht mich. Lasset, deren Zuhältertücke Hunderte, von Eisner bis auf Erzberger, gemordet hat und deren Lob mir den Athem nähme, Eure Meuchelhelden antreten. Readiness is all.

Wirke, so lange Dir Tag ist. Keiner der Maulheroen, die im November 18 mit voller Hose sich vor dem Volkszorn verkrochen, sprach je ein Wort gegen die feige Mörderei, die den Ruf Deutschlands in den Pestbezirk talaatischer Türkenfinsterniß niederzieht. Christen? Schamlose Lügner, die, als ihnen das Wasser ans Kinn stieg, nach der Helferhand „jüdischer Skribenten" so brünstig haschten wie der schäbigste Trödeljude nach billigem Gerümpel. Auf Gaurisankarshöhe schwoll seitdem ihre Frechheit. Nicht Liebknecht noch Erzberger, nicht die Herren Förster, Gerlach, Wolff, Harden, Abgeordnete und Schreiber haben den Krieg verloren. Den verlor der ungemein begabte Militärtechniker Ludendorff: weil er den einem grünen Generalstabslehrling dick angestrichenen Fehler machte, Kraft und Wachsthumsfähigkeit des Gegners pfahlblind zu verkennen. Wenn Volk und Heer, die einzigen Helden unseres Krieges, noch länger gehalten hätten, wäre, da jeder Monat eine Viertelmillion Amerikaner brachte, Katastrophe geworden. Katastrophe wird, wenn die neuen Kainiten ihren jämmerlich dummen Rachekriegsplan weiterbebrüten dürfen. Mobilisiret, Regirer, den Geist tapfer deutscher Wahrhaftigkeit. Löset, endlich, die Jugend aus den Klammern alltäglicher Lüge. Zu „friedliebender, civilistischer Volksbeglückung" ruft Bismarcks unsterbliche Stimme. Horchet ihr: und aufathmend folgt Euch die Nation. Deren knechtisch gewöhnter Theil duckt sich vor allen Starken. Reißet ihn aus dem Wahn, Fehl und Frevel der Kriegszeit sei schon, jeder, verjährt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 17. September 1921

Nebeldünste, schwangre Streifen

Anathema sit!

An die Redaktion des Berliner Lokalanzeigers schrieb ich den folgenden Brief: „In Ihrer Zeitung las ich, an die Reichsregirung sei die Frage gerichtet worden, ob ich in ihrem Auftrag oder auch nur mit ihrer Zustimmung nach Amerika gehe. Da der Reichstag nicht versammelt ist und ich die Herren Interpellanten möglichst schnell beruhigen möchte, erbitte ich von Ihnen die Veröffentlichung dieser Zeilen. Auf Jahre lang oft wiederholtes Ersuchen habe ich mich entschlossen, für ein paar Wochen nach Amerika zu gehen (ohne deshalb, wie von Irrenden behauptet wurde, meine Wochenschrift aufzugeben). In Hauptstädten der Vereinigten Staaten soll und will ich über Kernfragen europäischer Politik sprechen. Nicht über Vergangenes (das ja auch in fremdem Land behutsamer als zu Haus erörtert werden müßte), sondern über Künftiges. Weder um Propaganda noch gar um Schuldabwägung wird sichs handeln, sondern um den Versuch, für Europas Noth und Nothwendigkeit, insbesondere für Deutschlands Neuwerden das Verständniß in der großen Demokratie jenseits vom Atlantic zu vertiefen und zwischen den Kontinenten die noch immer trübe Atmosphäre aufzuhellen, so weit es ein Privatmann vermag. Ein Privatmann: denn niemals habe ich mit irgendeinem einer deutschen Regirung Zu-

gehörigen oder nah Stehenden über den Plan dieser Reise, über irgendwas damit Zusammenhängendes auch nur ein Wort gesprochen. Um jede Berührung der Amtssphäre in dieser Sache zu meiden, bin ich in der Erledigung der Paßformalitäten nicht um eines Schrittes Breite vom Wege der Alltagsnorm abgewichen. Aufträge auszuführen, bin ich nicht gewöhnt, bedarf keiner anderen Zustimmung als der des Gewissens und werde auch durch das seltsam emsige Bemühen, für Mißverständniß, Vergröberung, Entstellung in Interviews mich verantwortlich zu machen, nicht aus der Ueberzeugung zu bringen sein, daß nur der Wille zu Wahrhaftigkeit und zu Erkenntniß des im Bereich unserer Möglichkeiten Nothwendigen dem deutschen Volk den Raum schaffen kann, der seiner intellektuellen Leistung, seinem Fleiß und Ordnungsinn gebührt. Für die Aufnahme dieser Antwort werde ich doppelt dankbar sein, weil lokaler Buchdruckerstrike das Erscheinen meiner Wochenschrift diesmal verzögert. In Hochschätzung bin ich Ihnen ergeben Harden."

Der Strike hat so lange gewährt, daß ein Heft ausfallen (und den Beziehern durch dieses Doppelheft Ersatz geboten werden) mußte. Die Redaktion, die meinen Brief veröffentlichte, fügte ihm ein paar Nachsätze an. Ich dürfe nicht glauben, in den Vereinigten Staaten „mit ungetheilter Freude" empfangen zu werden. Ich glaube nicht, daß irgendwann, irgendwo irgendein Politiker mit ungetheilter Freude empfangen wurde. Sicher nicht von Solchen, die sich nur dann eines Kömmlings freuen, wenn sie gewiß sind, daß er in maximis et minimis ihrer Meinung Ausdruck geben werde. Selbst an Riesen war, in Heimath und Fremde, die Freude niemals „ungetheilt". Mir, hieß es, werde verargt, daß ich für den Präsidenten Wilson eingetreten sei. Das that ich: weil er der höchste Vertreter, die Stimme Amerikas und der Jahre lang draußen für uns wichtigste Mann war und Gedanken aussprach, die mit den hier zuvor von mir (unter Kriegsrecht) angedeuteten übereinstimmten. Ob er ein Adler sei, schrieb ich mehrmals, müsse sich erst erweisen. Eben so oft, das Erinnern an die Lähmung seiner Widerstandskraft könne nicht in Ewigkeit seines Wollens Glorie verdunkeln.

Und daß mein Mühen nicht ganz fruchtlos blieb, entnahm ich der Mittheilung des zu Urtheil Legitimirten, es habe immerhin dazu mitgewirkt, daß Amerika erst spät in den Krieg eingriff, unseren Feldherren also Zeitraum zu Erringung des „Endsieges" gegönnt ward. Auch, stand in der Zeitung, werde ich von den im Ausland lebenden Deutschen für den Kriegsausgang verantwortlich gemacht. Nicht für Evas Sündenfall, Kains Brudermord und die Dürre dieses Sommers, dessen langwierige Wärme nicht überall „mit ungetheilter Freude" begrüßt ward? Die „Zukunft" wurde im August 18, wieder einmal, verboten und erschien erst in den letzten Oktobertagen, fast vier Wochen nach dem Entschluß, um Waffenstillstand zu bitten. Ich hatte in den Monaten der Krisis also gar nicht die Möglichkeit zu Wirkungversuch. Und niemals ist mir von Gewaltigen auch nur der Vorwurf gemacht worden, an Niederlage und Zusammenbruch im Winzigsten mitschuldig zu sein. Sonst hätten doch wohl die namhaftesten Militaristen danach nicht Aussprache und Verkehr mit mir gesucht. Was, bei allen Göttern und Teufeln, sollen diese kleinen Hefte noch erwirkt haben? Weil ich, der Wilhelms Gefuchtel und Pulverreden nicht hindern konnte, machmal fremden Mächlern geradheraus sagte, sie dürften nicht immer auf zagen Rückzug nach solchem Klingklang rechnen, nicht die ungeheure Kampfkraft Deutschlands unterschätzen, wurde ich als „Hauptschuldiger am Krieg" verschrien und werde noch heute als „pangermaniste farouche" manchmal durch Franzenblätter geschleift. In breiten Preßprovinzen zeiht die Mannschaft mich seit Monaten ungefähr aller Totsünden; wird als ein echtes Stück aus diesen Heften „angeprangert", was der aufmerksamste Leser nicht in ihnen fand. Wer nie irrte, niemals von Leidenschaft in Fehl verleitet ward, werfe den ersten Stein. Daß auch hier Unzulängliches zu oft noch Ereigniß wurde, fühlt Niemand tiefer als ich. Von ganzen Geschwadern aber ist nicht wegzulügen, daß ich vom ersten Tag an (nicht, herziges Gesindel, ohne Opfer an Freiheit, Gesundheit, Habe) hier die wilhelmische Politik, aus der Deutschlands Unglück wurde, bekämpft, in der ersten Woche des Krieges auf die Nothwendigkeit, ihn politisch, nicht militärisch, schnell zu

enden, hingewiesen habe und daß in der „Zukunft" vom achtzehnten Januar 1896 der Satz stand: „Die Welt duldet Universalherrschaftpläne heute noch weniger als in der Zeit Bonapartes und gegen einen allerletzten Imperator würde sich ein Völkerbund bilden, dem der Stärkste selbst machtlos unterliegen müßte." Wozu an all das Geschimpf, an das drei Jahrzehnte uns gewöhnten und für das nun sogar putzig talentlose Theaterfasler aufgeboten wurden, die Zeit des Schreibers, die Geduld der Leser vergeuden? Die pfiffigste und die wuchtigste Polemik bleibt unfruchtbar, wo die Lebensleistung nicht für sich zeugt. Sind in Amerika lebende Deutsche thöricht genug, durch alberne und infame Lügen sich gegen mich aufhetzen zu lassen: sich und ihrer Volkheit schaden sie mehr als mir. Von meinem Mühen in der Kriegszeit, das sich, weil Ueberzeugung jeder Schädigung und Drohung trotzte, getrost sehen lassen darf und dessen inbrünstiger Ernst sogar von den herrschenden Militaristen anerkannt wurde, wissen sie nichts Rechtes. Und wenn sie in dem kaiserlichen Deutschland Alles so herrlich-wundervoll fanden, daß schon der Kritiker ihnen verhaßt ist, dann weiß ich nicht, warum sie oder ihre Väter diesem Paradies den Rücken kehrten. Doch wohl, um in hellere Luft und breitere Athemfreiheit zu gelangen. Die erstreben auch wir jetzt. Wärs nicht höchste Zeit, jeden halbwegs Verständigen auf seine Art der Sache Europas, also Deutschlands, dienen zu lassen? Um es auf meine Art zu versuchen, gehe ich über das Meer. Und die vielen Zeichen herzlich ernster Zustimmung, die ich just in diesen Wochen empfing, lassen mich hoffen, daß die kurze Spanne räumlicher Trennung uns nicht einander entfremden werde. Redaktion und Herausgeber bleiben in engster Fühlung. Neue Kräfte werden sich hier regen, in anderen Augen andere Weltbilder sich spiegeln. Und Der diese Reise wagt (über die, gings nach ihm, noch kein Wörtchen geredet wurde), wird den alten Freunden mancherlei Neues zu erzählen haben.

Drei Briefe

1. „Herr Henri Lichtenberger, der Vertreter des Deutschen an der pariser Universität, veröffentlicht eine Studie über die

Weisheit Goethes; nach den Aufsätzen des Philosophen Gabriel Séailles in der Ere Nouvelle ist sie das erste Oelblatt, das pariser Gelehrte den Feinden von gestern zusenden. ‚Wir haben nicht in das Chaos nur Ordnung zu bringen, das der Krieg und seine Verwüstungen geschaffen haben; von nicht geringerer Bedeutung ist, daß wir uns aus dem moralischen Wirrwarr retten, in den die Krise, die wir durchschreiten, Europas Menschheit gestürzt hat. Darum werden sich, ohne Unterschied von Nation und Rasse, zu Goethe als zu ihrem Meister Alle wenden, die da meinen, daß unter den Aufgaben der Stunde eine der wichtigsten die Wiedergeburt einer Ideologie sei, die dem Sehnen des Zeitgeistes eine genaue Richtlinie vorzuzeichnen vermag. Die Weisheit Goethes gehört zu den kostbarsten Schätzen unserer abendländischen Kultur und kann ein wichtiges Element zum Wiederaufbau europäischer Werthe stellen.' Noch vor Jahresfrist schrieb mir einer meiner Freunde von der Sorbonne, der Krieg habe einen solchen Graben des Hasses gehöhlt, daß, ihn zu ebnen, hundert Jahre nicht reichen möchten. Schon aber sind Männer wie Séailles und Lichtenberger am Werk, den Graben zuzuschütten. Mögen sie auf dieser Seite des Rheines rege Helfer zum großen Werk der Friedensstiftung finden. Auch unsere Gelehrten müssen die Schaufel greifen. Hans Flemming."

2. „Erlauben Sie mir, die Zahlen, die Sie im Heft vom dritten September über die politischen Morde in Deutschland gaben, zu ergänzen. In der Zweiten Auflage von ‚Zwei Jahre Mord' (Verlag Neues Vaterland) habe ich den Thatbestand festgestellt. Seit dem Januar 1919 sind in Deutschland mindestens 335 Menschen aus politischen Gründen umgebracht worden. 319 durch Anhänger rechtsstehender Parteien, 16 durch Kommunisten. Dabei sind nicht mitgerechnet: die Opfer von Straßenkämpfen und Lynchungen, die bei Demonstrationen Erschossenen und die im Bürgerkrieg Gefallenen; ferner alle Fälle, wo die erschießende Partei auch nur behauptet hat, sie sei angegriffen worden; außerdem alle Ermordungen aus nicht innerpolitischen Motiven (Oberschlesien); alle von ‚ordnungsgemäßen' Kriegsgerichten zum Tod Verurtheilten; endlich ungefähr 150 Fälle, über die ich keine genügenden

Nachrichten bekommen konnte. Ueber die Technik der politischen Morde belehrt die folgende Tabelle:

‚Tötlich verunglückt‘	184	Zu Repressalie erschossen . .	10
Willkürlich erschossen . . .	81	Willkürlich erschossen . . .	5
‚Auf der Flucht erschossen‘ .	30	Angebliches Standrecht . . .	1
Angebliches Standrecht . . .	12		
Im Gefängniß gelyncht . . .	7		
Bei Beschießung einer offenen Stadt gefallen	5		
Summe der von rechts Stehenden Ermordeten	319	Summe der von links Stehenden Ermordeten	16

In München wurden während der Rätheherrschaft 12 Menschen getötet. Durch die Regirungtruppen nach der Einnahme der Stadt mindestens 505. Dabei sind natürlich die im Kampf gefallenen nicht mitgerechnet. Die Zahl setzt sich vielmehr zusammen aus 238 ohne Verfahren standrechtlich erschossenen Gefangenen, aus 184 ‚tötlich verunglückten‘, aus 44 Toten, bei denen weder Name noch Art des Todes festgestellt werden konnte, und 39 ohne irgendein Verfahren erschossenen. Diese Zahlen beruhen auf den amtlichen Angaben der Regirung Hoffmann. Die wirklichen Zahlen sind mindestens doppelt so groß, wie ich aus den Friedhofslisten beweisen kann. Nur die 184 tötlich Verunglückten habe ich als ermordet betrachtet. Und ich bin hierzu berechtigt: Prototypen des von Amtsstellen behaupteten ‚tötlichen Unglücksfalles‘ sind Landauer und die 21 Gesellen. ‚Die Soldaten, zum Theil in angetrunkenem Zustand, trampelten auf den Gefangenen herum, stießen sie wahllos mit den Seitengewehren nieder und schlugen so um sich, daß ein Seitengewehr sich verbog und das Hirn herumspritzte. Wenn einer der Gefangenen sich noch regte, wurde auf ihn eingeschlagen und eingestochen. Zwei Soldaten, die einander umfaßt hatten, führten einen wahren Indianertanz neben den Leichen auf, schrien und heulten.‘ Dies galt als tötlicher Unglücksfall. Keiner der hierfür verantwortlichen Offiziere wurde angeklagt.

202 Anhänger der Rätheregirung wurden zu 538 Jahren Zuchthaus, Gefängniß, Festung verurtheilt; 40 andere zu langjährigen Zuchthausstrafen. Nicht eingerechnet sind hierbei viele Jahre Untersuchung- und Schutzhaft, die ohne Urtheil verhängt wurden. Keiner der Gefangenen hat jemals das Glück

gehabt, so gefährlich krank zu werden, daß er, wie Herr Oltwig von Hirschfeld, zu vielstündigen Radpartien aus dem Gefängniß Urlaub bekam. Den vielen Hundert Jahren Einsperrung, die gegen die bayerischen Rätherepublikaner verhängt wurden, steht auch nicht eine Strafe gegenüber, die gegen einen Anhänger Kapps verhängt worden wäre.

Sühne der 16 Morde, für die Kommunisten verantwortlich sind, waren 8 Todesurtheile, 239 Jahre Einsperrung in Zuchthaus und Gefängniß und eine Zuchthausstrafe für Lebensdauer. Rechne ich sie gleich 30 Jahren, so treffen im Durchschnitt auf jeden Mord von links 16 Jahre Einsperrung. Gesammtsühne der 319 Morde von rechts waren 31 Jahre Einsperrung und eine Festunghaft für Lebensdauer. Nach der selben Zeitschätzung wie zuvor ergiebt sich eine Strafe von 2 Monaten Einsperrung pro Mord. Unter 319 Morden von rechts blieben 296, unter 16 Morden von links 2 ungesühnt. Namen der Getöteten, Art der Tötung, Name und Schicksal des Verantwortlichen und des Ausführenden sind auf Seite 53 meines Buches zusammengestellt. E. J. Gumbel.“

3. „Die Vossische Zeitung hat am Tag nach dem Teilirian-Prozeß einen ‚Offenen Brief‘ veröffentlicht, der von Schekib Arslan (vormaligem Deputirten des Hauran in der türkischen Kammer) gezeichnet und an mich gerichtet ist. Den Abdruck meiner Antwort hat die Redaktion der Vossischen Zeitung nach längerem Besinnen abgelehnt. Die Veröffentlichung eines Offenen Briefes sollte das Recht auf eine Offene Antwort einschließen. Ich bin dankbar, wenn diese Antwort hier eine Stätte findet.

Hochgeehrter Emir, Ihr Name ist mir zum ersten Mal in der deutschen Presse begegnet in einem Interview, das Sie dem Vertreter einer süddeutschen Zeitung im Februar 1920 in der Schweiz gegeben haben. Darin war die Rede von der ungeheuerlichen, in der Ententepresse verbreiteten Verleumdung, die den General Liman von Sanders zum Mitschuldigen an den Armenierverfolgungen machte. Dem deutschen Journalisten bezeichneten Sie damals als den Urheber dieser Verleumdung ‚einen gewissen Lepsius, einen Ihrer Landsleute‘, der der Entente das Material dazu geliefert habe. Sollten Sie dem Teilirian-Prozeß, auf den sich angeblich Ihr Offener Brief bezieht, beigewohnt haben, was ich bezweifle, so hätten Sie aus dem eigenen Munde des Generals hören können, daß ich, im Gegensatz

zu Ihrer Annahme, schon ein Jahr vor Ihrem Interview durch meine Aktenpublikation den Beweis von der Nichtswürdigkeit jener Verleumdung erbracht habe. Zum zweiten Mal beschäftigten Sie sich mit meiner Person in einem Offenen Brief, datirt vom Juni 1920, der in der Monatsschrift ‚Der neue Orient' (Bd. VII Nr. 4) erschien. Verzeihen Sie, hochgeehrter Emir, daß ich diesen Offenen Brief nicht beantwortet habe. Eine Antwort schien mir damals entbehrlich. Als ich dann Ihren Offenen Brief in der Vossischen Zeitung las, kam er mir merkwürdig bekannt vor. Sollte es der selbe Brief...? Ich grub in meinen Akten nach. Die Vergleichung Ihrer beiden Offenen Briefe vom Juni 1920 und vom Juni 1921 ergab, von einigen unbedeutenden Varianten abgesehen, die wortgetreue Uebereinstimmung. Nur einige Sperrungen zeigten die Absicht, die Neuverwendung dem Tagesbedarf anzupassen.

Ich staunte zuerst über Ihre prophetische Gabe, die Sie befähigte, schon im Juni 1920 eine Entgegnung auf mein gerichtliches Gutachten vom Juni 1921 zu verfassen. Mit verdoppelter Aufmerksamkeit las ich Ihren Offenen Brief noch einmal durch. Schon die erste Zeile wirkte seltsam auf mich. ‚Gestatten Sie mir', so beginnen Sie, ‚daß ich noch jetzt auf Ihr im verflossenen Jahr erschienenes Buch zurückkomme'. 1920 schrieben Sie: ‚Im vorigen Jahr'; die Variante ist an sich belanglos. Doch wie? Ist denn mein ‚Buch' gleichzeitig im Vorjahr 1919 und im Vorjahr 1920 erschienen?

Mein lieber Emir, Sie sind das Opfer eines Plagiates geworden. Ihr vorjähriger Brief ist ohne Ihr Wissen nachgedruckt worden. Denn wollten Sie selbst Ihren eigenen ersten Brief für den Tag des Prozesses durch kleine Lasuren zurechtmachen (was Sie ja der Redaktion gewiß nicht verschwiegen hätten), so würden Sie doch mindestens die verrätherische falsche Datirung meines Buches abgeändert haben. Auch die Thatsache, daß nirgends in dem Nachdruck Ihres Briefes auf den Prozeß Bezug genommen ist, beweist, daß Sie am vierten Juni weder von diesem Prozeß Etwas wußten noch von meinem Gutachten. Wer weiß, wo Sie jetzt sind, vielleicht im Hauran; vielleicht auch sind Sie schon gestorben. Mir ist leid, daß ich Sie einen Augenblick zu Unrecht im Verdacht hatte, Sie könnten sich selbst abgeschrieben haben. Ohne Zweifel hat irgendwer Ihr vergilbtes Manuskript entwendet und in Ihrem Namen der Vossischen Zeitung als posthumes Gegengutachten zum Prozeß eingesandt. Eine Mumie als Treppenwitz.

Ich könnte hiermit schließen, denn wer weiß, ob meine Antwort Ihnen je zu Ohren kommen wird. Doch da ich nun einmal im Zuge bin, will ich nicht unterlassen, Ihnen heute, ob Sie noch unter den Lebenden weilen oder nicht, wenigstens auf Ihren vorjährigen Brief zu antworten.

Zuvor eine kleine Verständigung. Sie schrieben (1920) von meinem ‚Buch, das im vorigen Jahr (also 1919) erschienen ist'. Die Jahreszahl war richtig. Doch im Jahr 1919 sind zwei Bücher von mir zum gleichen Thema erschienen: ‚Der Todesgang des armenischen Volkes' und die ‚Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes (Deutschland und Armenien 1914 bis 1918)', beide im Tempelverlag in Potsdam. Welches von den beiden Büchern meinten Sie? Ich würde mich nicht wundern, wenn Sie antworteten: ‚Keins von beiden'. Ich komme nämlich zu dem Schluß, daß Ihnen mein ‚Buch' nur vom Hörensagen bekannt ist. Sie bringen gegen Ende Ihres Briefes ein ‚wörtliches' Citat, das sich in keinem meiner Bücher findet, und lassen mich in Anführungsstrichen die Armenier ‚Engel' nennen. Das würde ich für eben so verrucht halten, als wenn ich die Türken ‚Teufel' nennen würde. Da Sie nach Ihrem eigenen Zeugniß die Menschlichkeit als höchstes Gebot, auch in der Politik, betrachten, werden Sie mir beipflichten, daß es keinen betrübenderen Beweis für den Niedergang der sittlichen Urtheilskraft unseres Zeitalters giebt als die Kennzeichnung ganzer Nationen mit Schimpfwörtern wie ‚Gauner', ‚Hammeldiebe', ‚Krämer, ‚Affen', ‚Boches', ‚Hunnen', ‚Barbaren' und so weiter. Eine andere Bezugnahme auf mein Buch finde ich in Ihrem Schreiben nicht. Ja, ich ziehe sogar aus Ihren Einwürfen die Folgerung, daß Ihr Brief wohl ungeschrieben geblieben wäre, wenn Sie auch nur eins meiner Bücher gekannt hätten. Nach Ihrer Behauptung habe ich mir bei den ‚Schilderungen der armenischen Massacres Uebertreibungen zu Schulden kommen lassen, die alle Beweisstücke, von denen Sie sprechen, seien es nun vierhundert oder gar viertausend, nicht bekräftigen können'. Aber, mein lieber Emir, ich habe ja von Beweisstücken nicht ‚gesprochen'; ich habe sie in extenso abgedruckt. Auch die Einleitung der Aktensammlung setzt sich nur zusammen aus Citaten der Akten, die von den glaubwürdigsten Augenzeugen und offiziellen Persönlichkeiten, Botschaftern und Konsuln, verfaßt sind. Die Zahl der Aktenstücke brauchten Sie nicht zu errathen; es sind genau 444 Ich theile die Empfindung des Grauens, das Sie vom Hörensagen schon befallen hat, und ich zweifle nicht, daß auch

unseren Botschaftern und Konsuln die Haare vor Entsetzen zu Berge standen, als sie ihre Berichte an den Reichskanzler sandten.

Zu dem selben Schluß, daß Ihnen meine Veröffentlichungen unbekannt geblieben sind, führt eine Bemerkung über Das, was Sie in meinem ‚Buch‘ zu vermissen scheinen. Sie nehmen an, ich habe ‚die von den Armeniern verübten Schändlichkeiten mit keinem Wort erwähnt‘. Sie kennen meine Bücher nicht. Ich habe in meinem ersten Buch (‚Der Todesgang‘) die Schuldfrage auf achtzig Seiten eingehend erörtert und alle türkischen offiziellen Communiqués sammt ihrem Echo in der deutschen Presse einer sorgsamen Analyse unterzogen. Das selbe Thema habe ich in dem fünften Kapitel meiner Einleitung zum zweiten Buch (‚Deutschland und Armenien‘) unter Benutzung des Aktenmaterials erörtert. In zahlreichen Dokumenten wird, insbesondere von deutschen Konsuln und von vielen Augenzeugen, die Frage erörtert, ob die Armenier durch verübte Schändlichkeiten, durch Verschwörungen oder durch den Plan einer allgemeinen Erhebung, wie in offiziellen türkischen Rechtfertigungversuchen gefabelt wurde, Anlaß gegeben haben, die ganze Nation, sogar Frauen und Kinder, als Sündenbock in die Wüste zu schicken. Alle deutschen autoritativen Urtheile über Ursache und Charakter der mit unerhörter Grausamkeit durchgeführten Vernichtungbefehle verneinen die Schuld der Armenier und nennen die Bezichtigungen der türkischen Regirung Vorwände. Die ‚militärischen Nothwendigkeiten‘ werden bestritten. Selbstschutzversuche der mit Ausrodung Bedrohten werden an vereinzelten, vier- bis fünfhundert Kilometer von einander entfernten Plätzen festgestellt. Ihr Nothwehrcharakter ist erwiesen. Racheakte, die nach der Vernichtung von Hunderttausenden wehrloser Männer, Frauen und Kinder menschlich allzu begreiflich wären, mögen vorgekommen sein; authentische Berichte darüber fehlen. Zu solchen Racheakten müßten die Vorgänge gehören, die nach Ihrer Meinung in Berichten ‚russischer Generale‘ enthalten sein sollen, Berichten, die in Europa unbekannt geblieben sind. Sollten Sie im Besitz der russischen Berichte sein, die Sie erwähnen: warum zögern Sie mit der Veröffentlichung? Sie haben seit Ihrem Hinweis darauf ein Jahr lang Zeit gehabt (falls Sie noch leben). Oder sind etwa diese Berichte Ihnen auf der Reise in den Hauran entwendet worden? Eine Bibliothek von Dokumenten, die die jungtürkische Regirung und die Mitglieder des Ausschusses für Einheit und Fortschritt aufs Schwerste belasten, sind in allen Sprachen publizirt worden. Warum kommt nichts

Authentisches, das die Armenier bloßstellt, ans Licht? Alles, was von türkisch-offizieller Seite während des Krieges durch Communiqués und Preßagenten veröffentlicht wurde, ist längst als unglaubwürdig erwiesen worden.

Hier einige Urtheile der Deutschen Botschafter, die zur Zeit unseres Bündnisses keinerlei Interesse hatten, die türkische Regirung zu belasten.

Freiherr von Wangenheim (fünfzehnter April 1915): ‚Nur in einem Punkt dürfte (zwischen der türkischen und armenischen Seite) Uebereinstimmung herrschen: daß die Armenier seit Einführung der Konstitution den Gedanken an eine Revolution aufgegeben haben und daß keine Organisation für eine solche besteht'. Der Selbe (siebenzehnter Juni 1915): ‚Daß die Verbannung der Armenier nicht allein durch militärische Rücksicht motivirt ist, liegt zu Tage. Der Minister des Innern, Talaat Bey, hat sich hierüber kürzlich dem zur Zeit bei der Kaiserlichen Botschaft beschäftigten Dr. Mordtmann ohne Rückhalt dahin ausgesprochen, daß die Pforte den Weltkrieg dazu benutzen wolle, um mit ihren inneren Feinden (den einheimischen Christen) gründlich aufzuräumen, ohne dabei durch die diplomatische Intervention des Auslandes gestört zu werden.' Der Selbe (siebenter Juli 1915): ‚Dieser Umstand (die Ausdehnung der Maßregel) und die Art, wie die Umsiedelung durchgeführt wird, zeigen, daß die Regirung thatsächlich den Zweck verfolgt, die armenische Rasse im türkischen Reich zu vernichten'. Graf Metternich (zehnter Juli 1916): ‚Die türkische Regirung hat sich in der Durchführung ihres Programmes: Erledigung der armenischen Frage durch die Vernichtung der armenischen Rasse, weder durch unsere Vorstellungen noch durch die Vorstellungen der Amerikanischen Botschaft und des Päpstlichen Delegaten noch auch durch Drohungen der Ententemächte, am Allerwenigsten aber durch die Rücksicht auf die Oeffentliche Meinung des Abendlandes beirren lassen; sie steht jetzt im Begriff, die letzten Ansammlungen von Armeniern, die die erste Deportation überstanden haben, aufzulösen und zu zerstreuen'. Herr von Kühlmann (siebenzehnter November 1916): ‚Die gegen die Armenier gerichteten Maßnahmen sind auf Anordnung von Konstantinopel getroffen worden. Der Vorwand für die Verschickungen (das angebliche Auffinden von Bomben und Waffen auf einem armenischen Friedhof) gehört zu dem schon bekannten Inventar der türkischen Behörden an solchen Vorwänden'.

Irgendwelche Dokumente, hochgeehrter Emir, haben Sie schwerlich im Besitz, sonst würden Sie davon Gebrauch gemacht haben. Ihnen auf andere Gebiete zu folgen, auf denen Sie noch weniger unterrichtet sind, habe ich keine Veranlassung, ehe ich nicht weiß, ob ich es mit Ihnen selbst oder mit einem Doppelgänger von Ihnen zu thun habe.

Ich würde gern schließen; nur eine Frage, die Sie unwillig an mich richten, muß ich noch beantworten. Ihre Frage lautet: ,Wie kommen Sie auf die Idee, zu behaupten, daß die Abschlachtung der Christen eine dem Propheten wohlgefällige That sei? Denn so steht es wörtlich in Ihrem Buch.' Wie ich auf die Idee komme? Ich möchte eine Gegenfrage an Sie richten. Wie kommt es, daß Sie wörtliche Citate aus meinem ,Buch' anführen, die nicht darin zu finden sind?

Wenn ich von den Dokumenten über die massenhaften Zwangsbekehrungen absehe, habe ich den Islam nur zweimal gestreift. Im Anschluß an kluge Worte des Grafen Metternich sage ich am Schluß der Einleitung: ,Man darf nicht vergessen, daß es Religionverfolgungen in Reinkultur niemals gegeben hat. Die Christenverfolgungen im Römischen Reich waren durch Gründe der Staatsraison diktirt, die Judenverfolgungen im Mittelalter und im Rußland der Neuzeit durch Habgier verursacht. Die Pogrome, die Mohammed selbst veranstaltete, hatten es auf Beute abgesehen. Die jungtürkische Christenverfolgung, vielleicht die größte aller Zeiten, hatte die selben Motive: Staatsraison und Habgier'. Das selbe Thema berühre ich im ,Todesgang' noch einmal, um begreiflich zu machen, wie es möglich war, an fünfzehnhunderttausend Staatsbürgern einen Massenraub zu begehen, der niemals eine gerichtliche Ahndung finden wird, und sage: ,Das mohammedanische Recht und das Vorbild Mohammeds erlauben solche Dinge'. Die Raubzüge Mohammeds in den ersten Jahren nach der Flucht, auf denen er die Karawanen der Mekkaner überfiel und plünderte, sind Ihnen so gut wie mir bekannt; eben so auch der Pogrom, den der Prophet nach der Grabenschlacht in der Vorstadt von Medina veranstaltete. Die Juden vom Stamm der Banu Korayza waren dem Propheten durch Schutz- und Trutzbündniß verbündet und auch in der Stunde der Gefahr nicht von ihm abgefallen. Als er aber nach dem Abzug seiner Feinde in die Wohnung der Aïscha kam (so erzählen die Biographen) und, die Waffen ablegend, sich wusch und räucherte, kam der Engel Gabriel auf einem Maulthier mit einer atlassenen Schabracke

angeritten und sagte: ‚Wie, Du legst die Waffen nieder? Wir Engel haben sie noch nicht abgelegt; unternimm einen Kriegszug nach jener Richtung!‘ Mohammed fragte, wen er meine. Und der Engel antwortete: ‚Gegen die Banu Korayza‘. Sofort ließ Mohammed die Juden in ihrer Vorstadt einschließen. Nach etwa zwanzigtägiger Belagerung, während der nur ein Moslem fiel, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade. Am nächsten Morgen kam der Prophet auf den Marktplatz und befahl, tiefe Gruben auszuwerfen. Dann ließ er einen Haufen von gefangenen Männern nach dem anderen vorführen und sie in den Gruben enthaupten. Die Schlächterei dauerte den ganzen Tag und wurde nachts bei Fackelschein fortgesetzt; sechshundert Juden wurden abgeschlachtet. Die Frauen, Mädchen und Kinder wurden unter die Sieger vertheilt oder als Sklaven verkauft. Die reiche Beute, Waffen, Kleider, Teppiche, Hausthiere, Kamele, Häuser und fruchtbare Ländereien fielen dem Propheten und den Fluchtgenossen zu. Die selbe Szene hat sich hundertfach bei der Vernichtung der Armenier wiederholt, nur mit dem Unterschiede, daß auch die Frauen und die Kinder getötet oder dem Hungertod ausgesetzt wurden; eine Ueberbietung seines Vorbilds, die der Prophet streng verurtheilt hätte.

Die Bekämpfung der Kafirs, einschließlich der Schriftbesitzer (Juden und Christen), hat Mohammed in der neunten und in der siebenundvierzigsten Sure durch Offenbarungen gefordert. Sure 9, Vers 124 heißt es: ‚O Ihr Gläubigen, bekämpfet die Kafirs, die in Eurer Nachbarschaft sind, lasset sie Härte in Euch spüren und wisset, daß Gott mit Denen ist, die ihn fürchten‘.

Sie hielten es, lieber Emir, für angebracht, das mir untergeschobene ‚wörtliche‘ Citat mit einem Hadith zu widerlegen, das Mohammed kurz vor seinem Tod zu seinen Schülern gesprochen haben soll. Solche Hadithe giebt es mehr als vierzigtausend. Sie sind in den Generationen nach Mohammed gesammelt worden und haben kaum irgendwelchen historischen Werth. Doch ich will Ihnen auch einen Hadith anführen. Als in der Zeit der Armeniermassacres ein türkischer Offizier gefragt wurde, weshalb man mit einzelnen Schuldigen eine ungeheure Masse Unschuldiger bestrafe und umbringe, gab er zur Antwort: ‚Die selbe Frage richtete Jemand an unseren Propheten Mohammed, der (Gottes Friede über ihm!) erwiderte: ‚Wenn Du von einem Floh gebissen wirst, tötest Du nicht alle?‘ Sicherlich wäre es noch verkehrter, wenn ich dieses böse Wort gegen Mohammed verwerthen wollte, als wenn Sie irgendein humanes Wort der legendären Hadithsammlungen für Mohammed geltend machen.

Gestatten Sie mir, geehrter Emir, mit einer Beobachtung zu schließen, die ich oft gemacht habe. Politische und religiöse Kontroversen zwischen Moslems und Christen werden so lange unfruchtbar bleiben, bis auch die mohammedanische Bildung sich diejenigen Grundsätze historischer Kritik zu eigen macht, die wir nicht nur bei der Ermittelung historischer Thatsachen üben, sondern auch auf die Urkunden unserer Religion anzuwenden gewohnt sind.

Potsdam. Johannes Lepsius."

Prozeß Talaat

„Der Prozeß Talaat Pascha; Stenographischer Bericht über die Verhandlung gegen den des Mordes angeklagten armenischen Studenten Salomon Teilirian vor dem Schwurgericht des Landgerichtes III Berlin": so heißt das Buch, das in den nächsten Tagen in der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte erscheinen wird. Eine weltgeschichtlich wichtige Urkunde; und ein Bericht, der jede Menschenseele erschüttern muß. Nur vier Aussagen, die in den Zeitungberichten nicht Raum fanden, kann ich heute, in ihren Haupttheilen, hier anführen.

Zeugin Frau Christine Tersibaschian: Erserum ist meine Heimath. Im Juli 1915 sind dort die Bewohner zusammengekommen und man hat gesagt, daß die Stadt verlassen werden müsse. Zuerst hat man die Reichen der Stadt benachrichtigt durch Gendarme und Beamte; dann hat man gesagt, wir müßten die Stadt verlassen, weil sie zur Kriegszone gehört und die Civilbevölkerung entfernt werden müsse. Die Reichen der Stadt wurden acht Tage vorher benachrichtigt, die Anderen eine Stunde vor der Deportation. Nachher erfuhren wir, daß es ein Betrug war und daß nur die armenische Bevölkerung ausgeschieden werden sollte.

Vorsitzender: Ist denn die ganze Bevölkerung mit einem Mal aus der Stadt getrieben worden?

Zeugin: In vier Malen.

Vorsitzender: In vier Trupps?

Zeugin: Vier Trupps im Laufe von acht Tagen.

Vorsitzender: Erfuhren die Zurückgebliebenen, was aus den früheren Kolonnen wurde?

Zeugin: Nein.

Vorsitzender: Wurde ein bestimmtes Ziel angegeben?

Zeugin: Wir sollten zunächst nach Ersindschan. Unsere Familie bestand aus 21 Personen. Davon sind nur 3 übrig geblieben.

Vorsitzender: Wie groß war der ganze Trupp?

Zeugin: 500 Familien.

Vorsitzender: Wie sind Ihre Angehörigen umgekommen?

Zeugin: Unsere Familie bestand aus 21 Köpfen. Wir hatten drei Ochsenkarren gemiethet und nahmen mit, was wir unterbringen konnten, Essen und Geld. Wir dachten, daß wir nach Ersindschan kommen würden. Mein Vater und meine Mutter waren mit, drei Brüder, der älteste 30 Jahre alt, drei Knaben und das Kleine im Alter von 6 Monaten, die verheirathete Schwester mit dem Gatten, sechs Kinder, das älteste 22 Jahre alt. Mit eigenen Augen habe ich den Tod Aller gesehen; nur drei sind übrig geblieben und gerettet worden. Ich schwöre darauf, daß sie auf den Befehl Konstantinopels getötet worden sind.

Vorsitzender: In welcher Weise?

Zeugin: Als wir die Stadt verlassen hatten und vor den Thoren der Festung Erserum waren, kamen die Gendarmen und suchten nach Waffen. Messer, Schirme usw. wurden uns weggenommen. Von Erserum kamen wir nach Beiburt. Als wir bei dieser Stadt vorbeigingen, haben wir Haufen von Leichen gesehen und ich habe mit den Füßen über Leichen gehen müssen, so daß meine Füße mit Blut befleckt wurden.

Vorsitzender: Waren Das Leichen von früheren Trupps, die aus Erserum gekommen waren?

Zeugin: Nein; diese waren aus Beiburt. Dann kamen wir nach Ersindschan. Man hatte versprochen, uns Quartier zu geben, aber wir durften nicht wohnen, man erlaubte uns auch nicht, Wasser zu trinken. Wir haben sogar die Ochsen hergeben müssen; sie sind in die Berge getrieben worden. Als wir weitergingen, wurden von den Trupps 500 junge Leute herausgesucht. Auch einer meiner Brüder. Es gelang ihm aber, zu entfliehen und zu mir zu kommen. Ich habe ihn als Mädchen verkleidet, so daß er bei mir bleiben konnte. Die übrigen jungen Leute wurden zusammengetrieben.

Vorsitzender: Was geschah mit den Ausgesuchten?

Zeugin: Man hat alle durcheinander gebunden und ins Wasser geworfen.

Vorsitzender: Woher wissen Sie Das?

Zeugin: Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Sie sind

in den Fluß geworfen worden und die Strömung war so reißend, daß von ihr alle, die ins Wasser geworfen waren, weggerissen wurden.

Vorsitzender: Was geschah mit den Zurückbleibenden?

Zeugin: Wir haben geschrien und geweint und haben nicht gewußt, was wir anfangen sollten. Man hat uns aber nicht einmal das Weinen erlaubt, sondern uns mit Stichen weitergetrieben.

Vorsitzender: Wer war Das?

Zeugin: 30 Gendarme und eine Abtheilung Soldaten.

Vorsitzender: Haben Die dazwischen geschlagen?

Zeugin: Ja.

Vorsitzender: Was ist weiter geschehen?

Zeugin: Wir sind mit Dem, was wir auf dem Rücken tragen konnten, nach Malatia gekommen; dort hat man uns auf den Berg geführt und hat die Männer von den Frauen getrennt. Die Frauen sind ungefähr zehn Meter weit von den Männern entfernt gewesen und konnten mit eigenen Augen sehen, was mit den Männern geschah.

Vorsitzender: Was geschah mit den Männern?

Zeugin: Man hat sie mit Beilen totgeschlagen und man hat sie vom Land ins Wasser gestoßen.

Vorsitzender: Sind die Frauen und Männer wirklich auf diese Weise massakrirt worden?

Zeugin: Nur die Männer sind auf diese Weise ums Leben gekommen. Als es ein Wenig dunkel war, kamen die Gendarme und suchten sich die schönsten Frauen und Mädchen heraus und nahmen sie als Frauen zu sich. Es kam auch ein Gendarm zu mir und wollte mich zu seiner Frau machen. Diejenigen, die nicht gehorchen wollten, die nicht nachgeben wollten, wurden alle mit Bayonnettes durchstochen und ihnen die Beine auseinandergerissen. Sogar schwangeren Frauen wurden die Rippen durchschnitten und die Kinder herausgenommen und weggeworfen. (Große Bewegung im Saal. Die Zeugin erhebt die Hand:) Ich beschwöre Das.

Vorsitzender: Wie sind Sie gerettet worden?

Zeugin: Auch meinem Bruder wurde der Kopf abgeschlagen. Als Das meine Mutter sah, fiel sie um und war auf der Stelle tot. Nachher kam auch ein Türke zu mir und wollte mich zu seiner Frau machen, und da ich nicht darauf einging, nahm er mein Kind und warf es weg.

Vorsitzender: Wie sind Sie dann herausgekommen?

Zeugin: Ich sah von Weitem Rauch aufsteigen und bin diesem Rauch nachgegangen; und da habe ich meinen Bruder und die Frau meines Bruders gefunden, die schwanger war und entbunden werden sollte. Da wurde gesagt, daß wir noch an dem selben Abend den Ort verlässen mußten, und wir waren gezwungen, die Frau meines Bruders, weil sie schwanger war, zurückzulassen.

Vorsitzender: Sie sind dann in Samseck angekommen? Wie viele waren Sie denn?

Zeugin: Rund 600.

Vorsitzender: Und von Ihrer Familie?

Zeugin: Der Vater, zwei Brüder und ich selbst.

Vorsitzender: Sie sind also selbst bis Samseck gekommen?

Zeugin: Ja. Da ist der Vater krank geworden und da kam ein Befehl, daß die Kranken nicht mitgenommen werden dürften, sondern ins Wasser geworfen werden mußten. Da hat man den Vater aus dem Zelt geholt. Nachher hat der Bruder ihn wieder zurückgebracht; er ist aber an dem selben Abend gestorben.

Vorsitzender: Und die zwei Brüder?

Zeugin: Sie blieben am Leben.

Vorsitzender: Und ist das Alles wirklich wahr? Ist Das nicht Phantasie?

Zeugin: Was ich erzählt habe, ist noch viel weniger als die Wirklichkeit. Es war viel schlimmer.

Vorsitzender: Sind Sie nun in Samseck geblieben?

Zeugin: Ich konnte nicht in Samseck bleiben. Wir mußten nach Suritsch gehen. Zuletzt hat man uns Alle auf einen Berg getrieben und hat uns noch das Allerletzte, was wir hatten, weggenommen.

Vorsitzender: Wen hielt man damals für diese Furchtbarkeiten für verantwortlich?

Zeugin: Es geschah auf Befehl Enver Paschas. Die Soldaten zwangen die Vertriebenen auf die Knie und sie mußten rufen: „Es lebe der Pascha!", weil der Pascha ihnen erlaubt hatte, am Leben zu bleiben.

Sachverständiger Dr. Johannes Lepsius: In einem von Talaat unterzeichneten Erlaß kommt das Wort vor: „Das Verschickungziel ist das Nichts." Im Sinn dieses Befehles wurde dafür gesorgt, daß von der gesammten Bevölkerung, die aus den ostanatolischen Provinzen nach Süden transportirt wurde, etwa nur 10 Prozent am Verschickungziel ankam; die übrigen

90 Prozent sind unterwegs ermordet worden oder, so weit nicht Frauen oder Mädchen von den Gendarmen verkauft und von Türken und Kurden verschleppt wurden, durch Hunger und Erschöpfung umgekommen. Was ich Ihnen sage, ergiebt sich auch aus den Dokumenten, die ich aus den Akten der Kaiserlichen Botschaft und des Auswärtigen Amtes herausgegeben habe. Sie haben hier zwei Berichte gehört von Teilirian und von Frau Tersibaschian über ihre Erlebnisse bei der Deportation. Solche Berichte mit realistischen Details, die alle Merkmale des Selbsterlebten tragen, liegen zu Hunderten gedruckt vor, zum großen Theil in deutschen, zum Theil auch in amerikanischen und englischen Publikationen. Die Thatsachen selbst sind nicht zu bezweifeln. Die Methoden der Ausführung gleichen überall denen, die uns hier von Teilirian und Frau Tersibaschian beschrieben worden sind. Anderen Falls würde man sich fragen müssen: Wie war es möglich, in einer so kurzen Zeit eine Million Menschen umzubringen? Das war nur denkbar mit den allerbrutalsten Methoden, wie auch durch die Verhandlungen des Prozesses, der gegen Talaat Pascha und Genossen in Konstantinopel vor dem Kriegsgericht geführt wurde, erwiesen ist. Der Gerichtshof setzte sich zusammen aus einem Divisiongeneral als Vorsitzenden, drei Brigadegeneralen, darunter bekannte Heerführer aus dem Kriege, und einem Hauptmann. Der erste von den fünf Punkten der Anklage betraf die Armenierabschlachtungen. Durch Urtheil des Kriegsgerichtes vom fünften Juli 1919 wurden zum Tode verurtheilt als Haupturheber: Talaat, Enver, Dschemal und Dr. Nasim.

Die Krankenschwestern Thora von Wedel-Jarlsberg und Eva Elvers haben die von Teilirian geschilderten Deportationen der Armenier als Pflegerinnen in Ersindschan miterlebt. Sie haben ihre Beobachtungen in einem Bericht niedergelegt und waren bereit, den Inhalt zeugeneidlich zu erhärten. Aus diesem Bericht seien hier nur einzelne Thatsachen angeführt. „Aus dem Munde türkischer Soldaten, die selber dabei waren, haben wir hören müssen, wie die Frauen auf den Knien um Erbarmen gefleht und wie manche ihre Kinder selber in den Fluß geworfen haben. Auf unser entsetztes: ‚Und Ihr schießt auf Frauen und Kinder?‘ kam die Antwort: ‚Was sollen wir machen? Es ist ja Befehl.‘ Einer fügte hinzu: ‚Es war ein Jammer, mitanzusehen; ich habe auch nicht geschossen, ich that nur so.‘ Uns erfaßte ein tiefes Mitleid mit den armen Jungen, die jetzt systematisch zu Teufeln gemacht werden. Die Soldaten erzählten, sie hätten

vier Stunden gebraucht, um Alles zu töten. Dann hätten Ochsenwagen bereit gestanden, um die Leichen in den Fluß zu schaffen. Am Abend konnte man die ‚Krieger' mit Raub beladen nach Hause kehren sehen. ‚Haben wir unsere Sache nicht gut gemacht?' fragten einige von ihnen den deutschen Apotheker, Herrn Gehlsen, der auch Türkisch verstand und eben so entrüstet war wie wir. Sowohl Armenier wie Türken waren leider der Ansicht, daß die Deutschen dieses Vorgehen billigten ... Am Abend des Achtzehnten gingen wir mit Herrn Gehlsen vor unserem Hause auf und ab. Da begegnete uns ein Gendarm, der erzählte, daß kaum zehn Minuten oberhalb des Hospitals Frauen und Kinder aus der Beiburtgegend übernachten. Er hatte sie selber treiben helfen und erzählte nun in erschütternder Weise, wie es ihnen auf dem weiten Wege ergangen sei. ‚Schlachtend, schlachtend bringen wir sie daher. Jeden Tag 10 bis 12 Männer getötet und in die Schluchten geworfen, den Kindern, die nicht mitkommen können, die Schädel eingeschlagen, die Frauen bei jedem neuen Dorfe beraubt und geschändet!' Am folgenden Morgen in aller Frühe hörten wir, wie die Todgeweihten vorüberzogen. Wir schlossen uns ihnen an und gingen mit ihnen nach der Stadt. Der Jammer war unbeschreiblich. Es waren nur zwei Männer übrig geblieben, von den Frauen waren einige geisteskrank geworden; eine rief: ‚Wir wollen Moslem werden, wir wollen Deutsche werden, was Ihr wollt, nur rettet uns, jetzt bringen sie uns nach Kemagh und schneiden uns die Hälse ab!' ... Als wir uns der Stadt näherten, kamen viele Türken geritten und holten sich Kinder oder junge Mädchen. Am Eingang der Stadt, wo auch die deutschen Aerzte ihr Haus haben, machte die Schaar einen Augenblick Halt, ehe sie den Weg nach Kemagh einschlug. Hier war es der reine Sklavenmarkt, nur daß nichts gezahlt wurde. Auf dem Weg begegnete uns ein großer Zug von Ausgewiesenen, die erst kürzlich ihre Dörfer verlassen hatten und noch in gutem Zustande waren. Wir mußten lange halten, um sie vorüber zu lassen; und nie werden wir den Anblick vergessen. Wenige Männer, sonst Frauen und eine Menge Kinder, viele davon mit hellem Haar und großen blauen Augen, die uns so todernst und mit solch unbewußter Hoheit anblickten, als wären sie schon Engel des Gerichtes. In lautloser Stille zogen sie dahin, die Kleinen und die Großen, bis auf die uralte Frau, die man nur mit Mühe auf dem Esel halten konnte, Alle, Alle, um, zusammengebunden, vom hohen Fels in die Fluthen des Euphrat gestürzt zu werden."

Schriftsteller Aram Andonian aus Paris hat ein Werk herausgegeben: „Documents officiels concernant les massacres arméniens", Paris 1920. Darin sind Depeschen, die die Armenierverfolgungen anordnen, abgedruckt, vielfach unter Beifügung von Faksimiles der Originale. Fünf von diesen Telegrammen hatte Andonian der Vertheidigung im Original zur Verfügung gestellt. Auf den Antrag der Vertheidigung, sie zur Verhandlung zu stellen, wurde dann verzichtet, nachdem der Vorsitzende auf Grund einer Aeußerung der Geschworenen dem Angeklagten erklärt hatte: „Die Geschworenen glauben Ihnen, daß Sie bei Begehung der That die Ueberzeugung gehabt haben, daß Talaat Pascha Derjenige ist, der für die Massacres einzustehen hat." Aus dem selben Grunde wurde dann auch auf die Vernehmung des Zeugen Andonian verzichtet, der aussagen wollte, wie er in den Besitz der Telegramme gekommen sei. „Nach dem Zusammenbruch der türkischen Herrschaft in Alepo hatte der zilizische Katholikos eine Deputation von Armeniern berufen, um sich bei den türkischen Behörden in Alepo Einsicht in die betreffenden Aktenstücke zu verschaffen. Die Deputation stieß auf keinen Widerstand; der Chefsekretär der Verschickungsbehörde in Alepo, Naim Bey, zögerte angesichts der neuen Verhältnisse nicht, den Herren bei der Durchsicht der Akten behilflich zu sein, wohl um sich selbst von der Verantwortlichkeit der türkischen Regirung zu entlasten. Aram Andonian nahm an der Akteneinsicht Theil und suchte sich die wichtigsten Dokumente heraus, um sie in einem größeren Werk, wie auch geschehen, zu veröffentlichen. Es waren überall die Originaldepeschen mit den daraufstehenden amtlichen Bemerkungen und Verfügungen. Diese Originaldepeschen wurden noch ergänzt durch Abschriften anderer Depeschen, die Naim Bey gefertigt hatte und zur Einsicht zur Verfügung stellte. Andonian ließ diese Telegramme in London übersetzen."

Die Depeschen, deren wichtigste ich schon, aus Andonians Buch, für das Heft vom vierten Juni übersetzt habe und die nun sämmtlich (einundzwanzig) dem Prozeßbericht angefügt worden sind, erweisen dem störrigsten Zweifler, daß Talaat die Ausrodung des Armenierstammes gewollt und selbst, bis ins Kleinste, die unsäglichen Gräuel angeordnet hat. Leset das Buch. Keiner wird den Kauf bereuen. Hier ist das Bild eines Strafprozesses, wie er immer sein müßte. Leitung, Vertheidigung, Sachverständige sind höchsten Lobes

würdig. Daß der Jüngling, vor dessen Auge, auf Befehl des Massenmörders Talaat, Vater, Mutter und zwei Brüder gemetzelt, zwei junge Schwestern von einer ganzen Horde geiler Buben geschändet worden waren und den Erlebnißgraus in psychasthenische Epilepsie riß, freigesprochen werden mußte, konnten nur die des Prozeßstoffes Unkundigen verkennen. In Scham werden sie, wenn ihr Herz nicht völlig erblindet ist, nun empfinden, wie thöricht, wie nah unsühnbarem Frevel ihr Urtheil war. Der schurkische Pascha, der auf Berlins Straße von Knechtskreatur sich die Hand küssen ließ, wollte nach Anatolien zurück, wollte den seit bald drei Jahren ungesättigten Blutdurst wieder stillen, hatte den zur Heimfahrt nöthigen Paß schon in der Tasche. Nicht ein Land nur, nein: die Menschenerde hat Teilirian von dem Scheusal befreit. Als ein siecher Held. Denn Held ist, wer in der einen Stunde erhabensten Pflichtgebotes nicht von Hemmung, auch von der Bremse schaudernder Todesfurcht niemals, von Erlöserthat abzuhalten war. Deutschland, dessen kaiserische Regirer dem konstantinopler Klüngel außer dem Gold (das noch immer den Kurs der Türkenpfunde hochhält) auch von der Ehre des Reiches ein breites Stück geopfert hatten, darf stolz darauf sein, daß es diesem Verfahren das Forum bot. Lasset, endlich, nun auch die erbärmliche Schmährede gegen die Armenier verstummen. Dieses Volk tragischen Erlebnisses ist erst durch die Effendipest in die leidige Pflicht eingepfercht worden, stets als eine wimmernde, um Mitleid werbende Schaar vor das Antlitz der Welt hinzutreten. Zu deren nie vollendetem Werk hat es thätig einst mitgewirkt; ihr schöpferische Forscher und Künstler, weise Aerzte, baumeisterliche Menschen jeden Schlages geschenkt. Ein Volk des Geistes; fest in altem Orientchristglauben, rein im Wollen, redlich im Handeln. Schaffet ihm, Häupter des Völkerbundes, Ruhe nach Aeonen der Qual: und schnell könnt Ihrs, als eine von herber Süße duftende Blume, wieder in den Kranz der Menschheit einwinden. Auf dem von Talaats Niedertracht gedüngten Totenfeld kost eine irre Mutter, der die Schergen des Paschas das Kindchen entrissen und zerstückt haben, ein kleines Gerippe; blößt, es zu tränken, die Brüste

und singt, zwischen verwesenden Leichen, dem Knochenbündel ein Schlummerlied. (Furchtbare Wahrheit höret Ihr; nicht erfundene Mär.) Irr dünkt die Frau Euch? In wacher Helle leuchtet das Muttergefühl. Fremd oder eigen: ein Kind. So glühenden Christusglauben wagte nie, auf schleimigen Schneckentastern, Zweifel an der Auferstehung in Fleisch zu bekriechen. Mit der selben Inbrunst, doch ohne den Wahn des gemeiner Wirklichkeit Entrückten, drückt, über dem Schoß der Verwesung, die Mutter Armenia das traurig geschrumpfte Häuflein ihrer Kinder ans Herz. Ihr Athem wärmt, ihre Milch nährt, was schon entlebt schien. Und das Lied, das ihre Lippe summt, ruft in neuen Tag... Zu rauherem Himmel aber flattert, noch jetzt, das Geheul auf: „Ist die Ermordung Erzbergers denn etwa schlimmer als die unseres treuen Freundes Talaat?" Nie wirds verziehen. Der Heulchor weiß, was er thut.

Eros in der Schule

Von einem anderen Prozeß ist zu reden; einem, auf den Deutschland nicht stolz sein kann. Die rudolstadter Strafkammer hat den Gründer der Freien Schulgemeinden zu Gefängniß verurtheilt, weil sie, in dieser Zeit sexualer Allverschmutzung, ihn unzüchtigen Handelns überführt fand. Der Verdammte, Herr Dr. Gustav Wyneken, schrieb mir:

„Man hat gegen mich den § 174 StGB in Bewegung gesetzt, indem man als ‚unzüchtige Handlungen' Etwas ausdeutete, über dessen Thatbestand und Sinn ich in meiner Schrift ‚Eros' (Adolf Saals Verlag in Lauenburg) mich äußere. Der Prozeß ist ein vollständiges und bösartiges Analogon zu den aus letzter Zeit unzähligen staatsanwaltlichen Vorstößen gegen Literatur- und Kunstwerke wegen angeblicher Unsittlichkeit. Denn es giebt, neben der wissenschaftlich begründbaren, methodisch regulirbaren, lehr- und lernbaren Erziehungtechnik auch eine überrationale Erziehungskunst, eine wahrhaft schöpferische Menschenbildung, der die Autonomie jedes künstlerischen Schaffens gewährt werden muß. Ihr Medium war von je der Eros; ihr erster großer Verkünder ist Platon. Doch zieht sich ein Wissen um diesen erziehenden Eros durch die ganze europäische Geistesgeschichte hin. Indem ich, nicht freiwillig, sondern durch Angriffe gezwungen,

mit rückhaltloser Offenheit für diesen Eros eintrete, glaube ich, eine verschüttete Bahn des Lebens neu zu öffnen, alte Schönheit neu zu entzünden und der Menschheit ein kostbarstes geistiges Gut zu vertheidigen. Was ich hier für Markt und Straße aussprechen muß, wäre, wenns nach mir ginge, das wohlbehütete Wissen der Berufenen geblieben. Nun ist es Kampfobjekt geworden. Nicht eines Kampfes um das Recht gewisser seltener sexueller Veranlagungen (damit hat es kaum Etwas zu thun), sondern eines Kampfes um das Recht schöpferischen Wagnisses und geistiger That. ‚Der Staat darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe giebt und der Geist, Das läßt sich nicht erzwingen. Das laß er unangetastet; oder man nehme sein Gesetz und schlag es an den Pranger.' (So spricht Hölderlin.) Gustav Wyneken."

Ein Bruchstückchen aus dem Erosbuch soll folgen.

Zwei Knaben, die zu meinem engeren Kreise gehörten, hatten ausgeplaudert, daß sie einmal nackt von mir umarmt worden waren. Ein Student, den ich auf seine dringende Bitte zu Aushilfe als Lehrer angestellt hatte, bemächtigte sich dieses Geredes. Mit noch einigen Unzufriedenen (deren Minderwerthigkeit in der ganzen Schulgemeinde anerkannt war) bildete er eine Art Verschwörung, einen muffigen Winkel in unserem Heim, dem wir nicht genügend Beachtung schenkten, forschte die Jungen aus, verabredete mit ihnen, daß er die Sache beim Gericht denunziren werde, ließ sich schließlich von ihnen eine Art Protokol ihrer angeblichen Aussagen unterschreiben, das er ihnen fertig vorlegte, das sie kaum ansahen und später, als es ihnen vorgehalten wurde, in seinen wichtigsten Teilen nicht kannten oder bestritten. Als die Sache in aller Heimlichkeit so weit gediehen war, gab dieser junge Mensch unter irgendeinem Vorwand seine Stelle auf und machte sich daran, seinen Plan auszuführen. Die Jungen fühlten sich nun festgelegt, ein Zurück gab es für sie nicht mehr: und so wiederholte der eine von ihnen seine Aussage seinem erwachsenen Bruder gegenüber, der ihn besuchte, wie denn überhaupt allmählich zahlreiche Personen von der Sache erfahren hatten, nur ich nicht; wenigstens bin ich allerlei Gerüchten, die zu mir drangen, nicht nachgegangen. Jener Bruder des einen Schülers kam nun, bewaffnet mit der ganzen populärwissenschaftlichen Entrüstung des Bürgerthums solch einem Fall gegenüber, zu mir und drohte mir mit öffentlichem Skan-

dal. Ich übersah die Lage sofort; obwohl ich nichts gesetzlich Strafbares an meiner Handlungweise fand, glaubte ich, daß bei der herrschenden Einstellung des Bürgerthums in dieser Frage und bei der Gehässigkeit politischer und anderer Feinde, die mich umlauerte, auf irgendein Verständniß in dieser Sache nicht zu rechnen sei und daß ein öffentlicher Kampf ausbrechen könne, in dem die Freie Schulgemeinde wahrscheinlich zu Grunde gehen würde. Ich hielt darum für richtig, als der Verursacher dieser Krisis auch persönlich das Opfer zu bringen, das Wickersdorf den Skandal ersparen konnte, nämlich die Leitung niederzulegen. Ich wollte dadurch für die Oeffentkeit eine deutliche Scheidelinie ziehen zwischen der Schule und Dem, was ich persönlich verantworte. Ich verließ Wickersdorf.

Die Schulgemeinde nahm dies Opfer nicht an. Nachdem schon der Schülerausschuß, nach Kenntnißnahme vom ganzen Sachverhalt, mir einstimmig erklärt hatte, daß er sich nach wie wie vor in Allem meiner Führung anvertraue, und fast die ganze Schülerschaft sich in einer schriftlichen Kundgebung Dem angeschlossen hatte, nachdem ein einberufener Elterntag mit Mehrheit den Wunsch vertreten hatte, ich möge die Leitung sofort wieder übernehmen, sprach, etwa drei Wochen nach dem ersten Bekanntwerden der Sache, die ganze Schulgemeinde (also alle Lehrer und Schüler, gegen zwei Schülerinnen) die selbe Forderung aus. Der Elternschaft wurde der Stand der Sache mitgetheilt, und da sich aus ihrem Kreis kein Widerspruch erhob, kehrte ich, sieben Wochen nach meinem Ausscheiden, zurück und übernahm die Leitung wieder. Ich traf mit einem Nachtzug in Saalfeld ein. Einige der mir am Nächsten stehenden von meinen jungen Freunden geleiteten mich hinauf nach Wickersdorf. Stiller, kalter, winterlicher Frühmorgen; der Mond noch am Himmel. Auf unserm Spielplatz loderte ein mächtiges Feuer, von Fackeln umschwärmt. Ich wurde dorthin geleitet: da hatte sich mitten in der Nacht fast die ganze Jugend der Schulgemeinde versammelt, um mich wieder willkommen zu heißen. Das war das Urtheil der Schulgemeinde in dieser Sache; und sie ist bei diesem Urtheil geblieben. Wir haben nicht auf Bestätigung der Schulaufsichtbehörde gewartet, sondern deutlich kundgegeben, daß es in dieser Angelegenheit keinen anderen zuständigen Beurtheiler und Richter geben kann als unsere autonome Gemeinschaft.

Ich hatte bei meinem Ausscheiden gegen jenen jungen Studenten bei der Staatsanwaltschaft Strafantrag wegen Verleumdung gestellt und dabei dem Staatsanwalt den ganzen That-

bestand unterbreitet. Hieraus und angeblich aus einer Anzeige des zuständigen Gendarms (auf Gerüchte hin?) entwickelte sich dann ein Ermittelungverfahren gegen mich. Ich habe die Thatsachen nie in Abrede gestellt, habe auch nie den betheiligten Jungen ein Schweigeverbot auferlegt; wenn es auch natürlich eine Selbstverständlichkeit war, daß Umarmung und Kuß einer stillen und schönen Stunde nicht unsauberer Neugier geschwätzig verrathen werden durften. Wie die Thatsachen wirklich beschaffen waren, ist am vierten Tage nach ihrem Bekanntwerden durch einen Untersuchungausschuß der Lehrerschaft (in dem ausgesprochene Freunde von mir nicht vertreten waren) durch eingehendes Verhör der Jungen (mit denen ich selbstverständlich kein Wort mehr gesprochen hatte) protokolarisch festgestellt worden. Ich habe gegen die Richtigkeit der damals von den Jungen gemachten Aussagen nicht viel einzuwenden und der eine der beiden ist wohl auch im Wesentlichen bei seinen damals gemachten Angaben geblieben. Der andere, jüngere jedoch hat, nach Tage langer, von ihm selbst schließlich als unerträglich empfundener Ausfragerei durch jenen Studenten (während Dieser Gast im elterlichen Haus des Jungen war) schließlich bei seiner gerichtlichen Vernehmung alle möglichen Dinge zu berichten gewußt, von denen er vor dem Lehrerausschuß (obgleich immer wieder gemahnt, Alles zu sagen, und geradezu auf entscheidende Punkte hingewiesen) noch nichts wußte. Es widerstrebt mir, den Anschein zu erwecken, als wolle ich die Dinge „abschwächen". Ich will also nur mitteilen, daß dieser jüngere Knabe später eine stark sexuell betonte Umarmung behauptete, die nicht gewesen war und scheinbar nach und nach in ihn hineingefragt worden ist.

Beide Jungen haben ausgesagt, daß ich sie sehr geliebt habe und daß auch sie mich sehr geliebt haben. So war es. Beide galten, als ich 1919 die Leitung Wickersdorfs übernahm, für ziemlich minderwerthig; mir wurde von manchen Seiten nahegelegt, sie zu entfernen. Ich habe mich daraufhin ihrer besonders angenommen und konnte jenem Urtheil nicht beipflichten. Ich nahm sie in meine „Kameradschaft" auf und unter meinem persönlichen Einfluß trat nach allgemeinem Urtheil eine sehr auffallende günstige Wendung in ihrer Entwickelung ein. Besonders der Jüngere, früher verschrien als roh und ordinär, gewann nun Aller Herzen. Er bekam ein ganz anderes Gesicht, aus seinen Augen brach wirklich Etwas wie ein edles Feuer. Er schloß sich zwei Altersgenossen in meiner Kameradschaft an, lieben, feinen und treuen Jungen, die mei-

nem Herzen besonders nahstanden und die sich als meine Pagen bezeichneten, weil sie das Aufräumen meines Zimmers und ähnliche kleine Dienste übernommen, zugleich aber auch den ernsten Entschluß gefaßt hatten, ihr nahes Verhältniß zu mir nicht als eine Bevorzugung zu genießen, sondern durch vorbildliche Haltung, durch Zuverlässigkeit, Selbstlosigkeit und Treue zu verdienen oder zu vergelten. Der später gegen mich auftrat, hat damals und noch lange nach jenem Erlebniß voll Glück und Begeisterung seinem Vater von mir und seinem Verhältniß zu mir gesprochen; und auch nach Bekanntwerden des Vorfalls hatte sein Vater nur den dringenden Wunsch, daß Alles in Ruhe beigelegt werde und der Junge in meiner Obhut bleibe.

Mir ist leid, daß ich in dieser ernsten Sache nichts Rechtes zu wirken vermag. Der seltsame Eros, dem auf jedem Felde der „Jugendbewegung“ heute Altäre ragen und ohne dessen Segen (so sprechen die Jungen) keine Erzieherssaat in Frucht gedeihen kann, hat sich mir niemals offenbart. Und ich scheue nicht das Geständniß, daß ich in „Liebesbünde“ (Dr. Wynekens Ausdruck) solcher Art mich nicht einfühlen noch die Furcht bannen kann, Geküß von so wunderlichem Wesen und Umstand müsse manchem (nicht: jedem) Halbwüchsigen Gefahr werden. Unter diesem Mißgefühle lebt aber, vom Saft starker Wurzeln, die Ueberzeugung, daß der Mann, dem die Erziehungskunst Beträchtliches verdankt und dem, aller Anfeindung und Verdächtigung zu Trotz, Zöglinge, Eltern, Berufsgenossen in treuen Schwärmen anhangen, sich weder in Schmutzerei erniedert noch je an die selbstsüchtige Ausnutzung eines „Autoritätverhältnisses“ gedacht hat (das seine Freie Schulgemeinde ja eben durch ein zwangloses Freundschaftverhältniß ersetzen will). Ein Jahr Gefängniß wegen unzüchtiger Handlung: Das ist keine Replik auf Wollen und Leistung eines Mannes von Eigengewicht. Urtheil über den „Fall Wyneken“ kann innere Rechtskraft nur erlangen, wenn es von einem Tribunal unverstaubter Lehrer und sauber reifender Schüler nach gütig-gründlicher Prüfung des wickersdorfer Schulwerkes gefällt worden ist. Das in Rudolstadt verkündete muß nicht nur deshalb aufgehoben werden, weil ohne „Verhandlung mit den Prozeßbetheiligten“ auch für die Zeit der Urtheilsbegründung die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, also § 174² GVG und dessen reichsgerichtliche Auslegung miß-

achtet worden ist. Dieses Urtheil ruht auf der schwanken Aussage eines Zwölfjährigen, den der eigene Vater, nach Prüfung des Thatbestandes, gern in der Hut des „Unzüchtigen" lassen wollte; und kam aus dem Hirn naturfeindlich grauer Aktenmenschen, die in jeder nicht eng isolirten noch ehelich beglaubigten Nacktheit Schweinerei wittern und nie ein Gespräch aus der Schule, selbst kleinstädtisch zünftiger, heimkehrender Knaben erlauschten. Der Weg des Wickersdorfers mag Irrpfad sein; scheint aber dichten Schaaren Reinlicher weitab von dem Gelände, wo Rüsselnasen nach Trüffeln birschen.

Anekdota

In der Kommunistischen Arbeiterzeitung fand ich den folgenden Brief, den der Kommunist Max Hölz aus dem Zuchthaus geschmuggelt haben soll.

„Liebe Genossen! Mir geht es hier traurig. Ich werde in gemeinster Weise mißhandelt. Briefe, in denen ich über Mißhandlungen schreibe, schickt man nicht ab. Ich bin vollkommen hilflos und verzweifelt. Seelisch fällt mir die Haft nicht schwer, aber man mißhandelt mich, indem man mir den Kopf mit Schlüsseln und Seitengewehren bearbeitet. Den Mund hält man mir zu, damit ich nicht schreien kann. Ich weiß nicht, was ich thun soll, wenn sich Niemand um mich kümmert. Man hat mich vollkommen nackend in einen Raum gesperrt, in dem ich vier Tage bleiben mußte. Meine Nothdurft mußte ich auf dem Boden verrichten. Kein Tisch, kein Stuhl, gar nichts! Und das Alles, weil ich gerufen habe: ‚Es lebe die Weltrevolution.' Ich kann doch wohl verlangen, daß Ihr Alles thut, damit ich nicht so mißhandelt werde, wenn Ihr noch einen Funken Mitleid für mich habt. Die Rechtsanwälte rühren sich nicht. Von der VKPD. war der Landtagsabgeordnete Menzel aus Halle hier. Der scheint sich mit dem Direktor verbrüdert zu haben. Eben so gut hätte mich Ludendorff besuchen können. Diese Parlamentarier freuen sich noch, daß es mir so schlecht geht! Thut bitte Alles, was Ihr könnt, damit ich hier nicht mehr mißhandelt werde. Schickt mir Etwas zu essen und Bücher. Euer Max."

Fälscherwerk, Aufwieglerzweck, Zuchthauspsychose? Meinem Ohr klingts nicht hölzisch. Doch die Angaben müssen, öffentlich und unzweideutig, als falsch erwiesen werden. Sonst heißts draußen: „So sieht in der Deutschen Republik der Strafvollzug aus." Und übermorgen funken die milden Männer von Moskau Vehmspruch und Repressaliendrohung „an Alle".

Vor bald zwei Jahren zwang Pflicht in Erörterung von Gerüchten, die an dem Familiennamen Sklarz hingen. Im letzten Novemberheft der „Zukunft“ von 1919 standen die Sätze: „Haben regirende Sozialdemokraten ihre Amtsmacht zu Begünstigung von Geschäftsleuten genutzt, denen sie befreundet sind und von denen sie sich Vortheil, klein oder groß, gewähren ließen? So lautet die allein wichtige Frage. Zu Urtheil über das Wesen all der höchst einträglichen Geschäfte (von denen gemunkelt wurde) fehlt mir das Sachverständniß. Sauber oder unsauber, achtbare Kaufmannsarbeit oder Schiebung: Das mögen, Das müssen Andere prüfen. Ich will keinem der Sozietät Zugehörigen einen Verrufszettel ans Zeug flicken.“ Und begriff niemals, warum drei Brüder Sklarz mich mit Privatklagen bedrohen. Keine Verrufszettel: damit war doch wohl deutlich gesagt, daß ich keinen Grund habe, den Herren ehrwidriges Handeln zuzuzutrauen. Auch nicht dem damals in der Nachrichtenabtheilung des Auswärtigen Amtes thätigen, dem der Geschichtprofessor Oncken gute Leistung bezeugt haben soll und über dessen Kleinarbeit im Amt ich nie irgendwo Bemakelndes hörte. Wozu stets den Kadi bemühen, dessen Spruch doch erst („wies trefft“) verkündet wird, wenn Kläger, Beklagter und Publikum den ganzen Kram längst nicht mehr einer Gedächtnißregung werth finden? Das Haupt der Familie, Herr Georg Sklarz, war klug genug, ruhige Aussprache zu erstreben und mir die Akten vorzulegen, die bekunden, was aus all dem gegen ihn aufgewirbelten Verdacht geworden ist. Nach langwieriger, manchmal mit Eiferswuth geführter Untersuchung hat, in allen Fällen, der Generalstaatsanwalt am Kammergericht das Verfahren eingestellt, weil nirgends ein Anlaß zu Strafverfolgung erkennbar sei. Mein Novemberwunsch ist also erfüllt: Andere haben sachverständig geprüft; und nichts verpflichtet mich, an der Richtigkeit des Ergebnisses zu zweifeln. Das allein Wichtige? Verjährt.

In der „Tribuna“ erzählt ein Prager, wie er mit einem Freund, Beide mit Familie, einen Ausflug nach der westfriesischen Insel Borkum unternehmen wollte. „Wir mietheten eine kleine Segelbark und landeten an dem Molo für die kleinen Segelschiffe am

borkumer Strand. Es war am Sonntag, wo sich an diesem Molo viele Kurgäste ergingen. Wir stiegen aus und ich mit meinem Söhnchen und meinem Freund ging in die Stadt, während unsere Frauen und das kleine Mädchen meines Freundes beim Gepäck an der Landungbrücke zurückblieben. Nachdem wir eine Wohnung besorgt hatten, kehrten wir mit einem Träger nach dem Strand zurück. Um die Brücke sahen wir einen Auflauf von etwa zweihundert Personen. Neugierig nach der Ursache dieser Zusammenrottung drangen wir unter die Menge, die sich um unsere Frauen und Kinder schaarte und aus deren Mitte empörte Rufe zu hören waren. ‚Das ist eine Frechheit! Was sich die protzigen Juden erlauben! Sie dürfen hier keine Stunde bleiben und müssen sofort nach Norderney zurück! Das lassen wir uns nicht gefallen!‘ Ich füge hinzu, daß ich ein reinblütiger Arier bin, aber, trotzdem es in meiner Familie nie eine Blutmischung gab, etwas Semitisches in meinem Aussehen habe. Eben so meine Frau. Dagegen ist mein Freund, ein böhmischer Jude, ganz frei vom semitischen Typus. Aber unsere Damen sprachen Czechisch und die Menge glaubte offenbar, daß Dies Polnisch sei.“ Der Reisende erzählt nun weiter, wie die Menge rasch anwuchs und eine drohende Haltung annahm. Ein Wachtmann oder Gendarm war weit und breit nicht zu sehen. Auf Fragen erhielten die Herren nur die stereotype Antwort: „Dreckiger Jud!“ Schließlich fanden sie doch die Polizeiwachstube. Dort wurde ein Protokol aufgenommen, und als der Wachtmeister den wahren Stand der Dinge erfuhr, begann er, sich zu entschuldigen, und führte an, daß solche Demonstrationen von den Badegästen, die sich meist aus rheinländischen Kriegsgewinnlern zusammensetzen, sehr oft veranstaltet werden. Die heimische Bevölkerung leide selbst unter diesem Vorgehen, aber die Aemter seien dagegen machtlos. Er versammelte alle borkumer Polizisten, um die Menge im Zaum zu halten. Später kam auch der andere prager Herr mit Frau und Kindern auf die Wachstube, da die Menge seine Wohnung ausgeforscht hatte und davor lärmte. Da der Restaurateur sich weigerte, Speisen zu liefern, weil sonst sein Lokal bedroht würde, mußten die Gäste sich mit einer Tasse Kaffee begnügen, den die Frau des Wachtmeisters gekocht hatte. Die „Prager Presse“, die den Bericht wiedergiebt, hängt ihm ein paar Glossen an, die Deutschen bitter schmecken. „Die Herren wären dem Abenteuer sicher entgangen, wenn sie in ‚Griebens Reiseführer‘ nachgesehen hätten, wo schon in einer Vorkriegsausgabe bei der Insel Borkum die folgende fettgedruckte Anzeige steht: ‚Israeliten werden vor dem Besuch dieser Insel dringend gewarnt, da sie dort vor Belästigungen,

ja, vor thätlichen Beleidigungen auf offener Straße nicht sicher sind.“ Die Boxer, die man der chinesischen Kulturnation immer vorwirft und deren wegen einmal ein chinesischer Prinz vor Wilhelm dem Unvergeßlichen Kotau machen mußte, sind die reinen Waisenknaben gegen diese borkumer Badegäste. Es wäre eine dankbare Aufgabe für die deutsche Regirung, auch auf diesem glücklichen Eiland einmal der demokratischen Gleichheit zum Durchbruch zu verhelfen; denn in Europa wohnen noch andere neugierige Arier, die ein semitisches Aussehen haben und solche Bemerkungen in einem Reiseführer durch Deutschland gar nicht vermuthen.“

Unter jeder Mittagssonne schmettern auf der Frieseninsel Kurkapelle und deutschvölkisch geschulte Kehlen das Borkum-Lied wider Israels Söhne und Töchter. „Ein lauschiges Nest; ein Häkchenkreuznestelein“: spräche der den Pragern stammverwandte Vormund der Familie Schimeck. Und dieselben Leute, deren Lachlust, wenn Maximus Pallenberg auf dem Theaterzettel steht, die Kasse stürmt, schwören mit treublauem Auge, in Judennähe nicht athmen zu können. Nur an der Nordsee? Von der Pommernküste schrieb mir die Frau eines jüdischen Arztes, ihren kleinen Kindern sei die Ferienfreude dadurch zu Leid geworden, daß sie auf Schritt und Tritt das neckisch mahnende Lied hören mußten: „Raus mit Euch Itz aus Zinnowitz! In Heringsdorf ist Euer Sitz.“

Mancher erinnert sich wohl noch des Lärmes, den die „Protokole der Weisen von Zion“ machten. Der Fund dieses geheimnißvollen Buches sollte erweisen, daß die im Dunkel als ein Internationalstaat straff gegliederte Judenheit, um ihr altes, grimmig pfauchendes Haßgefühl gegen Christen, Buddhisten, Mohammedaner zu kühlen, die Erde in Chaos zurückstoßen und daraus den Tempel und Palast ihrer Weltherrschaft gestalten wolle. Götterspeise für alle Antisemiten. „Das Rußland der Sowjets ist nur ein Anfang; überall solls so werden.“ In Rußland sind ein paar ungemein kräftig begabte Juden vornan. Die Herren Lenin, Tschitscherin, Lunatscharskij, Krassin, Rykow, Bucharin und viele andere Führer sind Urrussen ohne ein Tröpfchen Judenblutes. Die Zahl der in der Regirung mitwirkenden Juden schwankt von zwei bis zu elf Prozent; in keinem Kommissariat ist sie höher; im

keinem militärischen oder polizeilichen über drei. Die tief überwiegende Mehrheit jüdischer Groß- und Kleinbesitzer ist den Bolschewiken erzfeindlich, die ihnen den Besitz nahmen, und füllt eifernd die Lager der Demokraten (Kadeten) und Sozialreformer. Nirgends hat ein Bolschewikensowjet die Juden geschont; niemals einer versucht, die gräßliche Judenschlächterei in der Ukraina zu hindern, zu enden. Thut nichts: der Jude wird verbrannt. Denn die „Weisen von Zion" haben ja selbst bekannt, daß sie die Christen ausroden und ihrem Stamm den Thron der Erde erobern wollen. Noch die Denkschrift, die dem Minister Winston Churchill in Palästina von Abgeordneten des Araberkongresses überbracht wurde, berief sich, zu Abwehr der Zionisteneinwanderung, auf das Buch, das Israels böses Trachten verrathe. Nun ists in Plunderfetzen zerfallen. Nüchterne zweifelten nie, daß es sich nur um Fälschung handeln könne; und in der „Tribune Juive", einer in Paris seit zwei Jahren erscheinenden Wochenschrift „für die Interessen der russischen Juden", war längst schon der fast lückenlose Beweis dafür erbracht worden, daß zarische Spitzel das Buch zusammengestoppelt hatten. Zufallsgelegenheit führte einen Mitarbeiter der „Times" in der Türkei auf die richtige Spur; und das Ermittelungverfahren der großen Zeitung (die selbst zuvor an die Echtheit der Protokole geglaubt hatte) entschleierte den ergötzlichsten Thatbestand. Die Protokole sind aus einem Buch abgeschrieben (oder „zurechtgemacht"), das der pariser Advokat Maurice Joly vor ungefähr sechzig Jahren unter dem Titel „Dialogues aux enfers entre Macchiavel et Montesquieu" erscheinen ließ. Aus einem Pamphlet gegen den dritten Napoleon, das dem Verfasser achtzehn Monate Gefängniß eintrug. Macchiavellis (schon damals mißverstandene) Gedanken sind auf die Lippen der „Weisen von Zion" gelegt und das Ganze ist mit allerlei „zeitgemäßem" Beiwerk aufgeputzt worden. Als Ergebniß der Untersuchung wird in den „Times" verkündet: „Die ‚Protokole' sind den 1860 in Genf veröffentlichten ‚Dialogues' nachgeahmt. Die Finsterlinge des russischen Hofes ließen sie anfertigen, um den Zar zu Unterdrückung des liberalen Geistes zu bestimmen. Das schamlose Plagiat ist hastig, ohne Sorgfalt, hergestellt worden. Einzelne Kapitel stammen nicht aus

den ‚Dialogues‘ (die mit dem Wesen der Judenheit nichts zu thun haben) und sind wahrscheinlich von der russischen Geheimpolizei nachgeliefert worden.“ Eine Lüge starb. Was Anderes suche zu beginnen, des Chaos wunderlicher Sohn ...

In „Brunos Review of two worlds“ erzählt Fürst Wladimir Ghika, er sei, als Begleiter des in die potsdamer Garde eingereihten Prinzen Carol von Rumänien, an einem der ersten Juliabende des Jahres 1914 Gast des Deutschen Kaisers gewesen, den die Kunde von der Ermordung Franz Ferdinands aus dem Yachtvergnügen der Kieler Woche nach Potsdam zurückgerufen hatte. „Na, wie denkt Ihr denn über diesen Streich? Grauenhaft! Mit solchen Bestien kann man doch nicht leben. Ich meine die Serben, die den Erzherzog und seine Frau gemordet haben. Diese Schweine konnten sich doch mit der Abschlachtung ihres eigenen Königpaares begnügen. Nein: sie morden auch fremde Fürsten. So darfs nicht weiter gehen. Europa muß handeln. Sofort; ehe dieses stinkige Viehvolk noch mehr Unheil anrichtet. Wenn wir uns nicht beeilen, gehts uns Allen an den Kragen. Morgen will ich nach Norwegen, freute mich auf meine Ferien: und nun ist Alles verdorben. Aber diese Serben sollen mirs büßen! Ich werde dafür sorgen, daß sie ihre gemeine Bestialität theuer bezahlen müssen.“ So hat, nach dem Zeugniß des Fürsten Ghika, Wilhelm vor zwei Rumänen gesprochen. „In seinen Worten war so wilder Haß, in seinem Auge so gefährliche Drohung, daß dieser letzte Eindruck, den ich von dem Kaiser empfing, unverwischbar ist.“ Daß Serbiens Volk und Regirung den Mord weder angezettelt noch gewünscht hatte, wäre von zuverlässigen Diplomaten am ersten Tag zu erweisen gewesen. Wilhelms Wort und Geberde wurde sicher sofort in Bukarest bekannt und drang (auf der Via Maria) schnell gewiß auch nach Petersburg und in die Kanzleien der Westmächte. Wie danach dort Deutschlands Widerstand gegen alle Mittlerversuche Greys und Sasonows gedeutet werden mußte, kann ein Dutzendquartaner begreifen.

Abbé Wetterlé, einst Mitglied des Deutschen Reichstages, jetzt der Französischen Abgeordnetenkammer, berichtet

in der Monatschrift „La Marche de France“ über ein Gespräch, das er in Paris neulich mit dem oberschlesischen Bergmannssohn Korfanty hatte. Der hat sich, wenn der Bericht wahrhaftig ist, aus einem vernünftig Wägenden in den tollsten Deutschenfresser verwandelt. „Direktoren, Techniker, Belegschaft der oberschlesischen Bergwerke wollen nicht unter Polen arbeiten? Dummer Schwindel. In der Aufruhrszeit haben Alle sich mir zu Verfügung gestellt. Sie wollen arbeiten, einerlei, unter welcher Fahne. Die Abstimmung war eine wüste Posse. Wenn die Deutschen zwei Jahre lang in Elsaß-Lothringen die Oeffentliche Meinung bearbeitet hätten, wäre am Ende auch Euch so eklige Erfahrung, wie wir sie machten, nicht erspart worden. In Posen steht Alles gut. Die posener Division, in der Deutsche fochten, hat Warschau vor dem Bolschewikeneinbruch bewahrt. In Oberschlesien hatten wir fünfzigtausend Mann, zweihundert Maschinengewehre und drei Batterien, darunter eine japanische. Unsere Waffen hatten wir (Sie werden lachen) von der deutschen Orgesch, deren Leute froh waren, durch den Waffenverkauf zu Geld zu kommen. Gräuel? Auf der anderen Seite gabs genug. Die Kommission der Verbündeten weiß darüber ein langes Lied. Unsere Mannschaft hielt strenge Zucht. Einzelausschreitungen sind, natürlich, vorgekommen. Die Pauschalanklagen aber sind niederträchtige Lügen. Der Oberste Rath muß uns, früh oder spät, den Industriebezirk zusprechen. Weigert er ihn uns, dann knallen, vielleicht, die Gewehre von selbst los. Die Bergarbeiter wollen um keinen Preis wieder unter Deutschenherrschaft; und jede Sabotage würde den Gruben zu Lebensgefahr. Neutralisirung Oberschlesiens? Deutschland würde einen Schritt zurückthun, um besser springen zu können. Nie wird Polen diese Lösung annehmen. Der Werth unseres Geldes wird steigen, wenn wir das polnische Oberschlesien endgiltig haben. Unser Land ist reich, unser Volk arbeitsam und unsere Außenschuld ist nicht der Rede werth. Galizien, Posen und Russisch-Polen sind noch nicht in rechter Eintracht. Da ist der dunkle Punkt. Die drei Volkstheile haben unter grundverschiedenen Regirsystemen verschiedene Gewohnheiten angenommen. Und unser Bauer steht sehr weit links. Wollen Sie glauben, daß ich, den Sie doch kennen, als haariger Re-

aktionär verschrien bin? Von Rußland fürchten wir nichts. Eher von der litauischen Seite und, ein Bischen, noch von der Czechoslowakei. Aber da läßt sich eine Brücke schlagen. Frankreichs Regirung hat im Obersten Rath alles ihr Mögliche für uns gethan und unser Volk wird diese Hilfeleistung nie vergessen. Wir hoffen, daß auch fortan Frankreich für den Friedensvertrag und für das Recht eintreten wird, das er den polnischen Bauern und Arbeitern verbürgt."

Wichtiger als jeder Versuch einer Mohrenwäsche und Geldwerthreklame (ein Dollar kauft heute ungefähr vierzigtausend polnische Papiermarkzettel) dünkt mich die barsche Abwehr des Gedankens an ein selbständig wirthschaftendes Oberschlesien. Das dürfte, natürlich, nicht, unter dem Schein vollkommener Autonomie, ein zweites Saarabien werden, dems gut geht, das sich aber dem Wollen Frankreichs anschmiegen muß. Doch da Deutschland fürs Erste mindestens Rybnik und Pleß, vielleicht noch ein anderes Saftstück verlöre, bleibt, was man so „Neutralisirung" nennt, die erträglichste Lösung. Die dem Gemeinschaftbedürfniß und der Wirthschaft Oberschlesiens nützlichste. Und nur darauf kommts heute an. Hebt der Völkerbundesrath sich in die Klarheit dieser Erkenntniß, dann liefert er die Feinmechanik der jungen Ostindustrie nicht der gefährlichen Polenprobe aus. Warum aber, voll und ganz Kernige, zetert Ihr gegen den Pan Korfanty? Der ist, mit Speckhaut und Blondhaar, nun doch genau so, wie Ihr den Patrioten wollt. Bisse sich die Zunge ab, die in das Bekenntniß traben möchte, daß in der Heimath irgendwas nicht erlauchtester Hoheit würdig sei. Sie trabt nicht; hat ja schon in Racheguerilla Blut geleckt. Blicket in den Spiegel. Ist das Bildniß bezaubernd schön?

Um die Fahne

Welcher Pedant erlag wohl in Weimars pharaonisch fetten Wochen dem Einfall, die Fahne des Deutschen Reiches zu ändern? Wahrscheinlich ein breit in Bildungdünkel hingeräkelter Herr. Konstantin hat Aurelians Drachenfahne durch das purpurne Labarum mit dem Griechenkreuz oder dem Monogramm des Christus ersetzt. Ludwig der Bayer, Ruprechts Ahn und schon Deutscher Kaiser, nahm den gemalten Adler

Ottos des Vierten von der Stange und ließ ihn, schwarz unter rothem Band, auf gelbem Fahnentuch schweben, das an eine rothe Lanze genagelt war. Dieses alten Reiches Sturmfahne war also schwarz-roth-gelb; und die kahrischen Bayern konnten die Rückkehr der drei Farben als einen Sieg über die „Saupreußen" feiern. Aus der Abtei von Saint Denis kam Frankreichs Oriflamme: rothe Seide mit fünf Zipfeln und grünen Quasten an einem mit vergoldetem Kupfer beschlagenen Schaft. Nach der Niederlage bei Azincourt weht sie nicht mehr. Von der Zeit des neunten Charles bis in den letzten Königstag des sechzehnten Louis bauscht in der douce France der Wind wieder die alte weiße Fahne mit goldenen Lilien. Nach der Restauration des Königshauses taucht sie noch einmal auf; muß aber bald der von den Männern der Großen Revolution gehißten Trikolore weichen, über deren Tuch Bonaparte seinen Adler die Schwingen spreiten, der Juli-Orleans einen Kampfhahn das Gefieder sträuben läßt. Sogar im Orient hat mit der Herrschgewalt fast immer auch die Fahne gewechselt. Aliden, Omajjaden, Abassiden: jedes Geschlecht entthronte die Farbe des Vorgängers. Wir, denkt der Pedant, dürfen nicht weniger „zeitgemäß", zeitgeistvoll sein. Also Schwarz-Roth-Gold. Achtundvierzig, vastehste? Oesterreichs Fahne sollte, Preußens durfte es damals nicht sein. Und das neue Symbolon bot Stoff zu schönen Reden. Ganz anders als in Frankfurt wars in Weimar. Hier konnte die Nationalversammlung künden: „Das alte Zeichen, doch neuer Geist. Millionen unserer Söhne blickten fallend zu der Fahne auf; Millionen und Abermillionen weist sie den Weg ins friedliche Glück mündiger Freiheit." Und so weiter. Nein. Siehe, sprach die Mehrheit, ich mache Alles neu. Heilandsworte. Der Bürger regte sich nicht; athmete auf, weils, immerhin, nicht die rothe Fahne war, die sein entsetztes Auge über dem Alten Schloß und den Ministerien erblickt hatte. (Long, long ago!) Wir glaubten, der Beschluß sei das Ergebniß stiller Vereinbarung mit den Nationalisten, die anno 19 ja noch ziemlich zag waren. Jetzt haben wir die Bescherung. Ueberall heißer Streit um die Fahne. Goldfarbe giebts nicht; also Schwarz-Roth-Gelb. Fast so häßlich wie Schwarz-Weiß-Roth (an die man aber gewöhnt war). Einst hieß es: „Die Preußen haben nicht

geruht, bis ihrem Lappen die Blutsfarbe angeflickt wurde; Großpreußen ist aber nicht das Deutschland unseres Traumes." Heute heißts: „Der Jude hat den gelben Fleck, der ihn in guter alter Zeit von kerndeutschen Christenmenschen unterschied, in die Reichsfahne verschoben und das Weiß, die Farbe der Reinheit, weggelistet; kein Treudeutscher hißt oder grüßt Schieberiens Judenbanner!" Vierzig Millionen sahen seit dem August 14 ihre Väter, Ehemänner, Söhne, Brüder unter der alten Fahne ins Feld ziehen. Die hat, für ein paar Groschen, in den Kriegsjahren fast Jeder gekauft. Groß oder klein: warum, da sie, trotz mancher schlimmen That, als Feldzeichen des bis zum letzten Wank tapferen Heeres nicht geschändet ward, nun ins Feuer oder Gerümpel? Die neue hat Niemand. Kauf würde, bei hemmungloser Steigerung aller Gewebepreise, theuer. Die Kriegerischen, die Umsteller, die für jedes Ding der Erde (und des Himmels: siehe „unseren alten deutschen Gott", der auch Mohammedaner und oströmisch getaufte Tataren segnete) flink „Ersatz" fanden, hätten ein paar Millionen genommen, den Färbereien zu Fahnenreparatur (Weiß in Gelb gefärbt und hinters Roth genäht) von Reiches wegen Zuschuß gezahlt und an jeder Ecke das Nationalbanner, „in jeder Größe und zu Spottpreisen" angeboten, Die Republikanerfirma ist nicht so findig. Sie that nichts; hoffte auf ihres Liebreizes Zauberkraft. Und nun ist übler Kram geworden, der (im Ernst) ohne Subvention und „Reichs-Fahnen-Umtausch-Stelle" kaum zu erledigen sein wird. Und selbst mit solcher staatlichen Hilfe wird die „Abwickelung" von Schwarz-Weiß-Roth nicht leicht werden. Denn die Mannschaft, die sich von dem Luft-Schiffer Hergt anführen läßt, scheint den Farbenstreit als Kraftprobe nutzen zu wollen. Wunderlicher Wunsch von Leuten, deren Mund dem Vaterland alltäglich jedes Opfer anbietet. Der weimarer Beschluß war unnöthig. Da er aber gefaßt wurde und auf die Zweidrittelmehrheit, die ihn umstieße, in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist, müßte jeder in Vernunft Strebende sich ihm fügen. Die Rückkehr zur alten Fahne würde Deutschland lächerlich machen. Und es braucht das Vertrauen der Welt in die Stetheit seines Willens zu friedlicher Republik.

Nach diesem Vertrauen langt und bangt die Regirung

von heute (und, weil kein Fraktionengeklüngel Lust hat, sie jetzt schon abzulösen, auch wohl noch von morgen). Nicht ohne Erfolg. Dessen Werth und Gewicht wird von ihrer unerfahrenen Amtsjugend überschätzt. Ihr Haupt ist auf tausend Auslandsblättern „ehrlich", auf tausend „sympathisch" genannt worden. Solches Lob kann als Sprungbrett dienen. Statt aber zu springen, sprach Herr Wirth. Manchmal sehr hübsch, im Ton eines frisch liberalen Turnlehrers, in dem kein Unbelehrter den frommen Zögling des römischen Katholizismus wittern würde; doch zu viel und, als Kanzler eines Reiches, zu oft Unnützliches. Erzbergers „gigantische Leistung" rühmen, ihn, im selben Athem mit Bismarck, als „großen Staatsmann" feiern: noch an der Bahre des von feiger Tücke Gemordeten durfte ein Verantwortlicher nicht so tief ins Giesbertische gleiten. (Nekrologiker! Hätten von Hundert, die den toten Matthias in Apostelsglorie hoben, für den lebenden in seiner Noth auch nur Zehn gezeugt: er wäre nicht gestürzt; aber die Fraktion ließ ihn fallen, und als ihr Senior, Herr Peter Spahn, ihn mit dem Fuß eines Königlich Preußischen Justizministers weggestoßen hatte, galt er dem Gerichtshof nicht höher als irgendein Kadaver.) Eben so unhold klang das Preislied auf die mannichfachen Verdienste des Herrn Rathenau, der dem Vaterlande das Opfer gebracht habe, „unter Verzicht auf ungeheures Einkommen und viele Aufsichtrathssitze Minister zu werden". Zu tragen peinlich. Die Verstandesflinkheit und Verhändlergabe des Kollegen, sein polyglottes Wissen durfte der Kanzler loben, ihm auch albern rohen Antisemitenschimpf abwehren (nur nicht den Verfasser von „Höre, Israel!" als treugläubigen Altjuden unter das Davidsauge der Synagoge hissen). Daß aber ein reicher, von Ehrgeiz ruhloser Hagestolz ein Opfer bringt, wenn er für ein Weilchen der Rieseneinkunft entsagt, Hauptamt und Nebenpfründen sich offen hält, Reichsregirer wird und für den Lebensrest die Excellenz einhandelt: auf das Geklimper so herziger Mär antwortet nur Deutschland nicht mit Boslachen. Dritte Rednersentgleisung: „Käme es zu einer Scheidung zwischen Bürgerthum und Proletariat, so würde ich auf der Seite der Arbeiterschaft stehen." Mit den Christlichen Gewerkschaften, die der behutsamere Wettbewerber Stegerwald nicht rechtwärts zieht·

doch ohne die sehr lebendigen Kräfte, die der Centrums-partei bisher stets Waffen und Proviant geliefert haben. Wagt sich ein Ungeweihter auf den steinigen Weg, vor dessen Böschungwinkel Bischof Ketteler und Papst Leo zauderten, dann gebührt schon seinem Muth ein Denkmal. Ankündung aus dem Mund Eines, der mit der Bourgeoisie regiren und ihr, dennoch, zwei Drittel des Einkommens und ein großes Vermögensstück mit streichelnder Hand nehmen will, mußte arg verstimmen. Herr Wirth hat noch nicht gelernt, dem Wort, ehe ers auf die Lippe läßt, bis in jede Folgemöglichkeit vorzudenken. Die unbedachte Hast seiner Augustverordnungen, die das Versammlung- und Preßrecht enger, als je ein Kaiserliches Generalkommando versucht hat, in Diktatorswillkür einjochen, trug ihm nur bittere Enttäuschung ein. Er mußte die Verbote zurücknehmen, weil er selbst sie als Fehlgriffe erkannte oder vom Reichsrath dazu gezwungen wurde. Solche Ansehensschmälerung könnte er nicht zum zweiten Mal im Amt überdauern. Um von öffentlicher Aufforderung zu Gewaltthat und Mord abzuschrecken, braucht die Regirung nicht neues Gesetz und Verbot; braucht sie nur Staatsanwälte und Richter, die das Gedeihen der Republik aufrichtig wünschen. Diesen Wunsch (der sich auch im Reichsrath nicht inbrünstig ausdrückt) kann kein Ukas, der rauhborstigste nicht, ersetzen. Und wem frommte, innen und außen, die langwierige Ausspreitung des kleinkarrirten Streitstoffes, der zwischen Bayern und der Reichsmacht liegt? Kompromiß (der, während ich schreibe, noch gesucht wird) umnebelt ihn; räumte ihn aber nicht weg. Eine Vendée wird heute weder von den Waffen der Turreau und Hoche noch von hurtigen Zungen besiegt. Den Bayern, die sich täglich in die nicht unbedingt rühmliche Behauptung brüsten, in ihren Bergwäldern habe die Republik keine Wurzel und Volksabstimmung würde dem Königthum eine breite Mehrheit bringen, muß höflichste Offenheit erwidern, daß Rückkehr in Monarchie nur, auch für einen Theilstaat, von der Mehrheit aller Deutschen mit Rechtskraft zu beschließen sei. Vom Reich sich zu trennen und draußen den drin noch nicht möglichen Bund mit Oesterreich zu knüpfen: in diesen Entschluß wird eine beträchtliche Bayernschaar sich nicht leicht verlaufen. Sie käme in gefähr-

liche Nähe der Kronewährung und müßte, um Kohle zu erlangen, sich in Frankreichs Gunst nisten, also die Politik der unseligen Rheinbündler treiben. Was jetzt in Berlin erklügelt ward, schürt glimmende Funken in Hochgluth. Die selbe Stunde, die den Bayern schleunige Abkehr von dem Rechtszustand der Belagerungzeit gebietet, zwingt ihn, durch Verordnungen, in die Wilhelm sich nicht erdreistet hätte, die aber der allbeliebte Sozialdemokrat Ebert schlank unterzeichnet, der Deutschen Republik wieder auf. In das Hohe Lied von der pünktlich abgezahlten Goldmilliarde bricht mißtönig die Kunde, daß beinah ein Drittel unter harten Bedingungen aus Holland und dem Goldreservebrünnlein der Reichsbank gepumpt worden ist. Wärs nicht würdiger und klüger gewesen, den Kommissaren der Westmächte den Bilanzstand zu erweisen und sie zu fragen, ob sie ernstlich wünschen dürfen, dem deutschen Schuldner neue Zinslast, ein ganzes Gebirg von Papiermillionen, zu Nutz der Guldenkönige aufzubürden? Der von den Industrialministern Loucheur und Rathenau in Wiesbaden geschlossene Vertrag wird empfohlen, weil er „Bar- durch Sachleistungen ablöse". Verpflichtet er aber Deutschland, in jedem Jahr den Franzosen Geräth und Waaren im Werth von ungefähr hundertdreißig Papiermilliarden zu liefern, dann nöthigt er unsere Geldnotenpresse in noch schnelleren Lauf, ärgert England und Amerika, die Frankreich mit dem Produkt billiger Deutschenarbeit unterbieten kann, und erwirkt uns den Weltgroll über ein Dumping, von dem unsere Wirthschaft nicht einmal Vortheil hat. Ehrlich ist solche Politik, Einem, dem sie rentirt, auch sicher „sympathisch". Aber die Westvaluta thront auf steilerer Höhe als je zuvor. Und alle Sympathie hat den von ihr Gekränzten noch nicht ermuthigt, die einzige Prämie zu fordern, die von mancherlei Verlust entschädigen kann: Aufnahme in den Völkerbund. Ablehnung des Antrages ist unwahrscheinlich und würde den Genfern mehr als den Berlinern schaden. Aus der Annahme würde der Republik und ihrer Fahne stärkerer Schutz als aus untauglicher Zufallsverordnung. Ein „Kabinet der Erfüllung" darf nicht immer nur die Wünsche fremder Völker erfüllen.

Das Problem der Mütterlichkeit

Man spricht heute von Feminismus als von einer Begleiterscheinung in der Entwickelung der Frau zu materieller wie geistiger Selbständigkeit. Wo man den Gedanken an die Revolution der Frau auszudenken wagt, betrachtet man sie schon als eine Folgeerscheinung des Feminismus. Die Frau ist in den Rang des Mannes vorgedrungen und trachtet nun, ihn allein auszunutzen. Mutterschaft, zuvor eine schwache Stellung, wird Ueberlegenheit und zwar eine den Mann zum Beihelfer degradirende. Ist die Vormacht der Mutterschaft, die sich organisch festigen soll, gesichert, so ist zugleich auch der Weg ins Mutterrecht frei. Damit schließt sich ein Kreis soziologischer Untersuchungen über Frauenfrage, Mutterrecht und Feminismus. Diese Auffassung, die noch mancher deutsche Hochschullehrer hegt, ist roh und dumm.

Inhaltlose Wortverknüpfung, nichts Anderes, ist der Satz von der Revolution der Frau. Vorbedingung der Revolution und zugleich klassenbildend ist das Bewußtsein, unterdrückt zu sein. Wie die proletarische Arbeiterschaft zur Klasse zusammengeschweißt worden ist, die um ihre Lebensrechte kämpft, so kann man sich die um diese Rechte kämpfende Frau vorstellen; aber nur die Frau, die ihr organisches Sein, ihr Erleben gefesselt fühlt. Auch das Proletariat kämpft nicht nur um die materiellen Bedingungen, sondern auch und im tiefsten Grund ausschließlich um die geistigen. Die wirthschaftlichen Bedingungen dringen nur deshalb so weithin sichtbar hervor, weil sie in der Klassenbildung die breiteste Plattform geworden sind und, so zu sagen, die erste Stufe zur Vermenschlichung der Gesellschaft zimmern. Erst hinter dieser Gemeinsamkeit der Lebensbedingungen bilden sich die neuen Gemeinsamkeiten der Erlebensbedingungen: und hier erst schneidet die Revolution der Frau die proletarische und geht in ihr auf.

Begreiflich ist deshalb, daß dieser Kampf, der seit Jahrzehnten heftig entbrannt ist, als eine Nebenbewegung gering geschätzt und weggeschoben wird. In einer Zeit, der die Macht das einzig lohnende Kampfziel scheint, verachtet man eine Bewegung, deren Front das Glück ist. Blinder Aberglaube behauptet noch heute, die Frau kämpfe um die Mutter-

schaft. Nein: sie ringt, für sich, als weiblicher Einzelmensch, um das lebendige Erleben in Mutterschaft, und als Glied der Gemeinschaft um Mütterlichkeit. In unserem Krisenzeitalter, in den Einzelkämpfen der mit Konfliktstoff Beladenen gegen einander wird die Mütterlichkeit der Frau gewaltsam gefesselt und eingeengt in die organische Mutterschaft. Nur dagegen wehrt sich die Frau; um die Freientfaltung der Mütterlichkeit geht der Kampf. Die Frau, der diese Unterdrückung bewußt lebendig ist, wird sich nicht nur gegen den Staat, sondern vor Allem gegen die Familie wehren, gegen den Mann, als deren Träger und Nutznießer, und gegen die so verknüpfte Mutterschaft. Dieser Kampf wirkt sich zwar einzeln, aber nicht weniger intensiv als der proletarische Klassenkampf aus und bereitet eine neue gemeinschaftliche Plattform, die nicht etwa eine gemeinsame Klassenbildung von Frauen voraussetzen, sondern zunächst vom Manne besetzt sein wird. In meinem Buch über die „Technik des Glücks" wird dieser Gegenstand breiter behandelt werden, als Das hier möglich ist.

Mütterlichkeit ist das Bewußtsein, nicht einzeln, von der All-Gemeinschaft abgesondert zu sein; ist eine Form des Gemeinschaftbewußtseins. Diese Mütterlichkeit, die Organisation mütterlichen Erlebens, kann erst frei werden, wenn im Erleben des Mannes die Mütterlichkeit frei geworden ist. Sonst wird nur Verkennung, Scharmützel, Zwist. Ja: auch der Mann ist mütterlich; mütterlicher, möchte man sagen, als die Frau, so lange das Mütterliche in der Mutterschaft gebunden und geknechtet bleibt. Die Mütterlichkeit des Mannes, der heute der Träger von Staat und Familie ist, wird freigelegt durch die Revolution. Das gehört zu deren wichtigsten Aufgaben. Das Gemeinschafterlebniß erzwingt, als Mütterlichkeit, im männlichen Erleben, heute also im staatlichen, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Revolution gegen diesen Staat, der die Mütterlichkeit der Frau noch an die staatliche, heute also männliche Organisation unserer Umwelt bindet. Deshalb treibt dieses Gemeinschaftbewußtsein gerade den Mann, als Masse der revolutionären Kämpfer, vor die Front. Gewiß: weil er Arbeiter ist; doch eben Arbeiter für die Erhaltung des Staates, der Familie und der an Mütterlichkeit gebundenen Mutterschaft. Das begreifen die bürgerlichen Kritiker der sozialen Revolution nicht; weil sie das motorische Grundelement der Revolution nicht mehr erfassen: den Schrei nach Leben, den Schrei nach Glück. Mutterrecht ist nicht Mutterschaftrecht, sondern die

Organisation der Mütterlichkeit. Und zu einem neuen Inhalt dehnt sich das Wort: Revolutionär sein heißt ritterlich sein.

Marx erweist die Massenbildung, die Entstehung der proletarischen Masse, als nicht mehr zufällige, sondern unvermeidliche Entwickelungstufe einer Gesellschaft, die, auf Besitz und Eigenthum fußend, unbeweglich, starr, dem Leben und der Gemeinschaft feindlich ist. Lenin hat diese Masse dadurch in Bewegung zu setzen und zu halten vermocht, daß er ihren Erlebensinhalt, über äußerlich gegebene Gemeinschaft ökonomisch Unterdrückter hinaus, als in Gemeinschaft des Lebensrhythmus geschmiedet zeigte. Das Problem der Mütterlichkeit ist zugleich das Problem der bolschewistischen Revolution. Die Durchbrechung der mit Lohnarbeit verknüpften Vereinzelungideen, die Konzentrirung der aus der alten Gesellschaftform übernommenen Machtmittel auf die Gemeinschaftarbeit, auf Arbeit als Lebensrhythmus: Dies muß im All-Erleben wie im Ichbewußtsein Raum frei lassen, auf dem die in dieser Umwelt noch überzarte Pflanze der Mütterlichkeit sich entfalten und mit Tastern in das Gemeinschafterleben eingreifen kann. Das ist die unüberwindliche Macht des Leninismus und zugleich die Ursache der brutalen Straffheit seiner Taktik. Der Grundgedanke wird sich durchsetzen, weil in ihm Gemeinschaftbewußtsein und Mütterlichkeit ist. Der Versuch, dagegen anzurennen, ist das Zucken des der Gemeinschaft Feindlichen, Schwachen, der nicht mehr den Muth hat, Arbeit als Rhythmus zu leben. Sein Untergang ist nicht aufzuhalten; denn Niemand wird morgen noch arbeiten, um Schwache, Unglücklich-Mürrische, denen es an Lebenstempo fehlt, zu erhalten.

Mit Recht rühmt sich der Bolschewismus, für die noch Ungeborenen zu kämpfen. Wie die Mütterlichkeit in ihrer Intensivirung der Gemeinschaft das Einzelerleben auflöst und seinen Werth in Intensitätgrade umschafft, so greift Lenins Taktik vom lebendigen Inhalt des Ganzen her zu den Mitteln, eine Organisation aufzurichten, in der alle sich unterdrückt Fühlenden, von Arbeit Kranken, vom Glück Gemiedenen sich erleben und zu neuer Gemeinschaft gesunden können. Er schafft den Umriß, in dessen Mitte die lebendige Mütterlichkeit lebt und wirkt. In dieser Phase wird die Revolution der Frau als Gemeinschaftbewegung Allen sichtbar werden.

Franz Jung.

Ein Buch über Ungarn

Ein Buch, das ich nur kritisiren sollte; es war aber so amusant, daß ichs durchgelesen habe. Dr. Ludwig Hatvany hat es geschrieben, ihm den Titel „Das verwundete Land" gegeben und der rührige junge Verlag von E. P. Tal in Wien hats verlegt. Preis? Weiß ich nicht. Aber es dürfte ruhig so viel kosten wie eine Flasche Tokayer, denn es giebt dem Europäer Geschmack und Geruch dieses balkanischen Gebildes, das wir nur in dem schönen Irrlicht seiner Hauptstadt kennen lernten, also nicht erkannten. Denn „Budapest ist das Ergebniß eines Kampfes zwischen dem gemeinsten Geschmack seiner Bewohner und der berückenden Pracht seiner landschaftlichen Reize". Wie dort Alles verbaut ist und schlecht überbaut: Das wird diesem Ungar zum Symbol seines Landes, das er mit ritterlicher Skepsis liebt und dessen er sich mit sentimentaler Weltläufigkeit gelegentlich schämt. Doch ist hier mehr als bei den Polen, die bis 1918 bei Maxim in Paris über ihr verwundetes Land weinten, wie sie jetzt in Warschau bei ... inski über das verwunderte Paris lachen. Es ist mehr, denn es ist der Kampf in der Seele eines guten Europäers, der sich nicht entschließen mag, vaterlandlos zu sein. Diese kleinen Nationen haben es ja wirklich schwerer, Grenzpfähle zu errichten, weil ihnen die ihrer Länder immer gleich in die Augen stechen; der Besitzer eines kleinen Gartens hütet ja auch viel stolzer und eifersüchtiger „seinen" Garten als der Grundherr seine weiten Meilenfelder. Hatvany ist auch manchmal ein Schwärmer, doch, Gott sei Dank, nur im Vorwort, das, doch wohl allzu schwer überladen, irritirt wie die Heilige Theresa des Bernini. Enfin, als ich neulich in Wien den Klagen einer verbannten Ungarin zuhören und ihre Zeichnung anschauen mußte, worin das neue im alten Ungarn schwarz und trauernd, als ein armer Rumpf, lag, bat ich sie, nun auch die Linie einzuzeichnen, die das alte Ungarn ohne unterdrückte Nichtmagyaren bezeichnen würde. Sie lachte und sagte: „Boche!"

Hatvany nennt seine Heimath das „Land der Illusionen" und beweist die Wahrheit des Wortes wunderschön an der Geschichte von hundert Jahren. Aber Alles so locker, so warm, so überredend, so secco, wie deutsche Bücher selten geschrieben werden. Denn dieser junge Ungar spricht von Ungarn wie ein Großvater, der lächelnd zürnt und immer endet: Nicht wahr, trotzdem ist es doch ein entzückendes Kind!

Prachtvoll ist das Portrait des alten Szechenyi; oder Franz Deak,

der Bauer, den der Kaiser nachts in die Hofburg ruft: „Kann ich mich auf meine Ungarn verlassen?" „Majestät haben Oesterreich mit allem Guten überhäuft und sind dennoch in ihm enttäuscht worden." Die naiv-abstruse Rechthaberei des ungarischen „Staatsrechtes", in das dort jeder Quintaner hineinredet, sammt dem burlesken Streit über „K. K." oder „K. u. K.", und der Jahre lange Kampf um diesen Buchstaben, als wären wir auf dem Konzil von Nicaea. (Wissen Sie auch, daß wir diesem Kampf um das „und", neben anderen Ursachen, den Weltkrieg als Folge des ungarischen Vetos gegen einen vernünftigen Völkerstaat verdanken?) Oder wie sie Jahre lang um Rakoczys Leiche kämpften, bis daß er, nach zweihundert Jahren, „kraft Gesetzesänderung" nicht mehr als Rebell zu gelten habe und heimgeführt werde. Und der schöne Schein dieser eitlen, gerissenen, aber naiven Menschen, um Titel, um Orden, auch um allerhöchst gnädig bezahlte Wechsel: „Wir sind das ewig liebenwerthe Land der kindlichsten, reinsten Illusionen."

Dann sieht man die Gardehusaren in Wien zugleich nach West und Ost sich sehnen, daneben aber hört man Ady stöhnen und Petöfy lächeln, leise rauschen alle Jahreszeiten über diese weite, schwermüthig wilde Landschaft dahin; und gleich darauf taucht Szechenyis herrlicher Greisenkopf auf und sein Kampf gegen Kossuth wird zum Gleichniß des Kampfes zwischen Karolyi und Bela Khun. Denn der Autor, Politiker wie jeder ordentliche Ecrivain aus Budapest, war ein paar Minuten lang Staatssekretär unter Karolyi und hat die herrliche Szene geschildert, wie General Franchet d'Espéray in Belgrad die Friedensdeputirten Ungarns stehen ließ. In diesem zweiten Theil seines Buches fommt nun die sogenannte Revolution zur bildmäßigen, gobelinhaften Darstellung, mit Tisza und Karolyi als Gegenspielern.

Wieder steigt Tiszas eulenäugiger Kopf auf, wie wir ihn um die Wende des Krieges sahen, diesen stärksten Mann der Monarchie, der sie einige Augenblicke lang retten wollte, Juli 14, um sie dann vollends zu zerstören. Aber bei Hatvany gleicht er dem modernen Helden eines Ritterromans von Scott: „Tiszas männliche Größe wird ganz und gar nicht durch die Größe seines Programmes erklärt, beinah umgekehrt. Der Wille ist größer, als es das Ziel verdient, er vergeudet ungeheure Energie auf die Rettung eines Unrettbaren." Daneben Karolyi, „ein Gemisch von politischem und Sport-Grafen". Seine Zögerungen wurden auf seinen verwachsenen Mund mit Hasenscharte und künstlichem Platingaumen zurückgeführt, da er nicht öffentlich reden kann. „Inmitten von schlecht gesinnten Nullen war er doch wenigstens eine gut gesinnte Halbheit. Tisza wollte der

Zeit Halt gebieten und das Gestern nicht zum Heute reifen lassen. Karolyi zwängte mit schwacher Hand das Morgen auf das Heute. Tisza war der Mann einer einzigen fanatischen Einsicht, Karolyi der Spieler mit vielen oberflächlich erfaßten und verfolgten Einsichten." Alles in Bilder aufgelöst.

Ascona. Emil Ludwig.

Logokratie

„Logokratie oder **Ein Weltbund des Geistes"**, Leipzig 1921. Verlag Der Neue Geist; 4 Mark.

Ich versuche in dieser Schrift, ein knappes, doch klares, ein bei aller, wenn man ehrlich ist, Verwickeltheit des Problems doch eindeutiges Programm aktivistischer Politik zu geben. Ich entwerfe eine Synthese aus Pazifismus (radikalem, Das heißt: wurzelhaftem, gründlichem, grundsatzscharfem), Sozialismus (radikalem) und Aristokratismus (radikalem), greife also die herrschende „Demokratie" von drei Punkten her an, und zwar energisch; vielleicht nicht so energisch, wie sies verdient, aber energisch genug, um ihr Schweigen zu erzielen; Totschweigen ist bekanntlich die infamste Waffe der Demokratie; sie wird nur gegen Gefährliche verwendet. Uebrigens kehre ich mich auch wider gewisse marxistische Irrlehren und setze mich besonders mit dem Bolschewismus auseinander, den ich als eine eben so barbarische wie im Grunde irrevolutionäre Abart des Demokratismus erweise. Ich denke, daß die Schrift bei Alledem wesentlich nicht polemisch, sondern positiv wirkt; daß sie den Grundriß zum Bau einer neuen Gesellschaft liefert. Synthese ist nicht Kompromiß noch Eklektizismus; die Differentialdiagnose dieser drei Begriffe bildet übrigens einen besonderen Abschnitt des Büchleins. Es ist nicht für Gebildete, sondern für Köpfe geschrieben; und da sich unter Gebildeten Köpfe nur selten, recht oft dagegen unter Solchen, die das Bildungmonopol der besitzenden Klassen grundlos von der Bildung ausschloß, befinden, so entschloß ich mich, dem Text eine Wörtertafel anzuhängen (ich glaube, das deutsche Schrifttum kennt keinen Präzedenzfall), in der ich einige hundertundfünfzig Fremd- und Fachausdrücke (die sachlich unvermeidbar waren) epigrammatisch erläutere. Denn mich wurmte (um aus der Vorrede zu citieren), „daß, wer den Gedanken niemals begreifen wird, die Formel verstehen darf, während an der Formel soll scheitern müssen, wen der Gedanke vielleicht erlösen würde".

Friedenau. Dr. Kurt Hiller.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 24. September 1921

Die nächste Pflicht

Am Todestag Dantes, dessen Genius eine über den Völkern thronende, die Völker einende Weltmonarchie ersehnte, ist in Genf der Internationale Gerichtshof des Völkerbundes geschaffen worden. Noch blieb er unvollendet: kann nicht alle Staaten des Bundes (dem Amerika, Deutschland, Rußland fehlen) zu Anruf zwingen, also nicht das vom zwölften Artikel der Völkerbundesverfassung gewollte Ziel erreichen, „daß in keinem Streitfall vor Ablauf von drei Monaten nach dem Gerichtsspruch eine der Parteien Krieg beginne." Langsam, seufzte Plutarch, mahlen die Mühlen der Götter; getrost aber dürfen wir nun auf die Spendung feinen Mehles hoffen. Hier ist ein Anfang; wird die Aussicht frei. Dieser Gerichtshof ist ein ständiges, nicht erst, wie der haager, in der Bedürfnißstunde zu bildendes Institut, hat die zu Urtheilsvollstreckung nothwendige Gewalt, ermöglicht allen dem Bund zugehörigen Staaten, wegen angedrohter oder erlittener Unbill Klage zu erheben, und die Richter sind in reinliche Wahrung des Rechtsgedankens verpflichtet, dessen Spruch niemals durch nationale Wünsche und Vorurtheile getrübt werden darf. Jahrtausende gingen, bis der Einzelne sich entschloß, aus Streitsgefahr mit dem Werkzeug allgemein giltigen Rechtes, nicht mehr mit dem roher Kraft oder schlauer List, nun sich zu lösen; bis dann auch Gruppen und Gilden, Dörfer, Städte, Volkheitstämme uraltem Fehdebrauch entsagten und sich unter Gerichtshoheit beugten. Den Staaten selbst, kleinen und großen Reichen, tagt, endlich, jetzt die

Erkenntniß, daß sie auf diesen Weg folgen müssen. Was am vierzehnten September 1921 wurde, war nie zuvor. Wägets ohne grämliche Spottlust, athmet tief auf und lasset muthigen Willen zu Neuem in Eure Seele strömen. Hätte das zerstückte, von Meer und Markt abgesperrte Serbien die austro-ungarische Anklage und seine Vertheidigung dem Völkergericht zu unterbreiten vermocht, unsere Erde wäre nicht ein Siechen- und Tollhaus geworden. Würde Deutschland in den Bund eingeknüpft, dann könnte es von dessen Gericht rasche Erlösung aus seiner Noth fordern. Artikel 19 im „Covenant" des Völkerbundes berechtigt zu „Nachprüfung unanwendbar gewordener Verträge, deren Dauergeltung den Weltfrieden gefährden könnte". Dieser Artikel kann der Schlüssel werden, der unseren Kerker öffnet. Der Antrag, die versailler Friedensurkunde zu revidiren, verhallt noch; und jeder Versuch, seine Tonmacht durch eingekurbelte Unschuldbetheuerung zu stärken, wird schädlich.

Das von den Nebeln des Nationalismus umfangene Deutschland ist anderer Meinung. Im Lauf der letzten Wochen gingen mir (den Krankheit und Aerzteverbot in der letzten Minute zu Aufschub der Fahrt über den Atlantic zwangen, der aber in gewichtiger Stunde nicht ganz verstummen möchte) allerlei Aufrufe zu, die einen neuen Feldzug ankünden und um schnelle Häufung des Kriegsschatzes mit Mund und Trommel werben.

1. „Aufruf! An alle deutschen Stämme! Der unterzeichnete Verband will am ersten Januar 1922 einige Mitarbeiter in das Ausland einschließlich von Deutschland abgetretene Gebiete und Abstimmungsgebiete zum Zweck der Erlangung von Beweismaterial gegen die Ententelüge von der Schuld Deutschlands am Weltkriege, die unverschämten Forderungen des Feindbundes jeder Art, die Entwürdigungen des Deutschthums in der Welt, entsenden. Zur Ausführung dieses großen vaterländische Unternehmens sind größere Geldmittel nöthig, wenn ganze Arbeit zum Wohle des deutschen Volkes geleistet werden soll. Es ergeht daher dieser Aufruf mit der Bitte an alle deutschen Stammesgenossen im In- und Ausland, das am ersten Januar kommenden Jahres beginnende Unternehmen des unterzeichneten Verbandes durch Geldmittel, je nach eigenem Ermessen, zu unterstützen und dadurch fördern zu helfen. Indem wir im Voraus für Ihre freundliche Unterstützung bestens danken, verbleiben wir, um Weitergabe dieses Rundschreibens an Verwandte und Bekannte

bittend, mit treudeutschem Gruß, Deutsche Einheitfront, Verband zur Wahrung deutschvaterländischer Interessen."

2. „Ew. Hochwürden wollen aus der Anlage ersehen, was die Arbeitgemeinschaft für vaterländische Aufklärung ist und welche Zwecke und Ziele sie verfolgt. Ohne Frage gehören auch Sie einem der in der Anlage namhaft gemachten und zu der Arbeitgemeinschaft zusammengeschlossenen Vereine oder Verbände an. Wir richten nunmehr die Bitte an Sie, fortan als Mitarbeiter in unsere Reihen zu treten. Ueber die Bedeutung, die eine planmäßige Aufklärung über die Kriegsschuldfrage für die Rettung unseres Vaterlandes hat, brauchen wir den Herren Geistlichen wohl kein Wort weiter zu sagen, auch nicht davon, daß es einfache Pflicht jedes Deutschen ist, an der Rettung des Vaterlandes mitzuarbeiten. Lediglich über den Arbeitplan seien einige kurze Worte gestattet. 1. Wir müssen dem Volk endlich und mit allem Nachdruck zu Gemüth führen, welchen entsetzlichen, ja, schrecklichen Zeiten wir durch die Annahme des versailler Schandvertrages und des londoner Ultimatums entgegen gehen. Neunundneunzig vom Hundert kennen den versailler Schandvertrag überhaupt nicht! Wir taumeln seit 1918 an einem Abgrund entlang. Raffen wir uns nicht bald zur Selbstbesinnung auf, dann sind wir rettunglos verloren! Darum die Augen auf und zunächst einmal in den versailler Schandvertrag hineingeschaut, damit dem Volk die Größe der Gefahr zum Bewußtsein kommt. 2. Wir müssen dem Volk die Erkenntniß schaffen, daß unsere Rettung nicht mehr durch Waffengewalt möglich ist, daß sie auch niemals von einer Einsicht oder Umkehr unserer Feinde erhofft werden darf, sondern lediglich durch die restlose Beseitigung der Kriegsschuldlüge möglich, ja, gewiß ist, denn einzig und allein auf der Lüge von Deutschlands Kriegsschuld baut sich das ganze Gebäude des Schandvertrages und des Ultimatums auf. Gelingt es uns, sowohl unser eigenes Volk wie die neutralen Staaten von dem verderblichen Wahn der deutschen Schuld am Kriege zu heilen und die Einsetzung eines neutralen Schiedsgerichts zu erzwingen, dann stürzt die Macht unserer Feinde kläglich zusammen, dann wird Deutschland wieder gesund und frei! Und wir können dieses Ziel erreichen; denn die Wahrheit ist auf unserer Seite. Und wir werden dieses Ziel erreichen, wenn wir uns restlos schaaren zum geistigen Kampfe um das Banner: Weg mit der Kriegsschuldlüge!... Was verlangen wir denn nun von unseren Mitarbeitern? a) Sie sollen sich zur Aufklärungarbeit ausdrücklich bereit erklären und es uns kurz mittheilen, damit wir wissen, wer die Mitarbeiter sind, wo sie wohnen, welchen

Kreis (Wirkungskreis) sie bearbeiten und zu welcher größeren Arbeitgemeinschaft wir sie zusammenschließen können. b) Sie sollen durch Vorträge in Vereinsabenden, Elternabenden, bei Festen und allen sich sonst darbietenden Gelegenheiten die Kriegsschuldfrage beleuchten und klären, wie auch die lokale Presse beeinflussen und mit Stoff versehen. c) Sie sollen namhafte Persönlichkeiten aus ihrem Wirkungskreis zur Mitarbeit heranziehen oder sie zur Gewährung von Geldmitteln zwecks Verbreitung von Aufklärungschriften veranlassen. Für Mittheilung der Anschriften solcher Persönlichkeiten wären wir besonders dankbar. d) Sie sollen sich verpflichten, nur mit dem allein durch uns erhältlichen einwandfreien Material zu arbeiten. Als solches Material ist als erstes Heft soeben erschienen die vom ‚Arbeitausschuß deutscher Verbände‘ herausgegebene Schrift ‚Unser gutes Recht‘... Durch Einsendung von 6,90 M. (durch beiliegende Zahlkarte) kann diese Schrift mit fünf anderen bezogen werden. Gratisabgabe ist unmöglich, da wir keine Gelder für Schriftenpropaganda besitzen, ist übrigens von vorn herein auch nicht in Aussicht genommen gewesen, da mit dem Gratisverschleudern von Schriften nur Unfug getrieben wird. Wer ernstlich mitarbeiten will, Der hat auch noch 6,90 M. aus eigener Tasche übrig oder findet Kassen, die diese Bücheranschaffung tragen. Wenn Sie den Betrag nach oben abrunden und uns eine Spende zur Schaffung eines Grundstockes für die im nächsten Jahr einzurichtende Auslandpropaganda übermitteln wollten, so wären wir Ihnen ganz besonders dankbar. Denn die Auslandpropaganda wird unbedingt nöthig sein und wird sehr viel Geld erfordern schon wegen der niedrigen Valuta. Die Fäden sind bereits zahlreich angeknüpft. Die Stimmung, nicht nur im neutralen, sondern sogar im feindlichen Ausland wird dank unserer Aufklärungarbeit für uns immer günstiger. Man wartet förmlich darauf, daß wir Deutsche uns endlich aufrütteln und das Schuldjoch vom Halse werfen. Denn dadurch allein kann der Welt und uns geholfen werden. Mit deutschem Gruß Arbeitgemeinschaft für vaterländische Aufklärung.“

3. „Auf dem Artikel 231 des versailler Schmachfriedens, wonach Deutschland und seine Verbündeten als die alleinigen Urheber des Weltkrieges hingestellt werden, beruht unser Unglück. Auch alle weiteren Zwangsmaßnahmen unserer Feinde bauen sich auf diesem Artikel auf. Soll und kann es mit Deutschland überhaupt noch besser werden, so muß vor allen Dingen die große Lüge von unserer alleinigen Schuld am Kriege beseitigt werden. Vaterländische Vereine, Verbände und Einzelpersonen arbeiten seit einiger Zeit an diesem Werk; doch wurde

die Gefahr der Zersplitterung der Kräfte tagtäglich größer. Darum haben sich die nachstehenden Vereine bzw. Verbände, nämlich: Heimathbund Ostpreußen, Deutscher Arbeiterbund, Deutscher Frauenbund, Deutscher Herold, Ostmarkenverein, Deutschnationaler Jugendbund, Deutscher Treubund, Deutscher Volksbund für Gerechtigkeit, Bund deutscher Schriftstellerinnen, Bund deutscher Volkserzieher, Deutsche Vereinigung, Evangelischer Bund, Verband nationalgesinnter Soldaten, Nationalverband deutscher Offiziere, Deutscher Wehrverein, Deutscher Hochschulring, Reichs-Landbund, Allgem. Studenten-Ausschuß München, Allgem. Studenten-Ausschuß Würzburg, Deutsche Kolonialgesellschaft, Deutschnationaler Kolonialverein, Verein Hindenburg-Ehrung, Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund, Reichsverband deutscher Bureau- und Behörden-Angestellter, Ostbund, zu einer Arbeitgemeinschaft für vaterländische Aufklärung zusammengeschlossen. Der Arbeitgemeinschaft gehört ferner an: der Vorsitzende der Centralstelle vaterländischer Verbände. Mit ihr in Verbindung steht auch der Volksbund ‚Rettet die Ehre'. Die Arbeitgemeinschaft für vaterländische Aufklärung vertritt mit an führender Stelle im ‚Arbeitausschuß deutscher Verbände' die vaterländischen Interessen der ihr angeschlossenen Verbände und bearbeitet in engster Fühlung mit einer Reihe anderer Organisationen die Schuldfrage mit dem in der Centralstelle zur Untersuchung der Kriegsursachen wissenschaftlich geprüften Material. Insgesammt stehen hinter der Arbeitgemeinschaft und deren Arbeitausschuß schon jetzt über zwei Millionen Mitglieder; fast täglich gehen Neuanmeldungen ein. Unser Sammelruf lautet: Alle vaterländischen Verbände, Bünde, Vereine, schließt Euch der Arbeitgemeinschaft an! Werbt für unser Arbeitziel! Bildet Redner aus! Beeinflußt die nationale Presse! Kämpft mit in unserer geschlossenen Angriffsfront die große Offensive gegen die Schuldlüge! Schließt Euch in Euren Orten mit den anderen nationalen Kreisen zusammen zu örtlichen Arbeitgemeinschaften. Das giebt Geschlossenheit der Propaganda-Aktionen, Das verhütet Einzelmißerfolge, Das stärkt Eure Ortsgruppen gegen die internationalen Wahrheitfeinde, Das führt zum Siege der Wahrheit über die Schuldlüge, zur Erlösung von den Ketten der Schande und des Elends von Versailles!"

All dieser Aufwand würde nutzlos verthan (könnte nur die Beamtenschaft so vieler Verbände ein Weilchen noch über Wasser halten). Artikel 231 sagt nur, von Deutschlands Kaiserlicher Regirung und den ihr Verbündeten sei der Krieg entfesselt, den anderen Mächten aufgezwungen („caused" und

„imposed") worden. Zu Beweis genügen die Kriegserklärungen; ein dickes Bündel. Je heftiger Deutschlands Volk, auch nur dessen lautester Theil, sich gegen die Hinnahme dieser mindestens sieben Zehnteln der Menschheit als erwiesen geltenden Thatsache sträubt, desto starrer wird draußen der Wille, es im verriegelten Käfig zu halten. Die offene Aussprache dieser Ueberzeugung hat mir seit fast drei Jahren Haß, Schimpf, Morddrohung eingetragen. „Murre nicht, wenn Dich die Menschen verkennen; nur der ganz Unedle bleibt davor bewahrt." Der weise Kong-Fu-Tse lehrts; und heischt von dem Manne Erfüllung der Pflicht, auch in winziger Minderheit, auch ganz einsam, als ein Chun-Tsu, aufrecht zu stehen. Nach ernstester Prüfung, tausendmal, ohne eitle Verliebtheit ins eigene Urtheil, wiederholter, bin ich gewiß, daß kein Mühen um Unschulderweis, kein Zetern wider Unrecht und Bosheit uns auch nur um Fußesbreite vorwärtshelfen kann. Von allen Lebenden sieht nicht einer den Tag, in dessen Sonne aus zwei Dutzend Nationen das Bekenntniß schallt: „Das Kaiserliche Deutschland war ohne Schuld am Ausbruch des Krieges und unsere Söhne sind, Millionen, als Opfer unseres leichtfertigen Irrens gefallen." Die Vertragsbande werden erst gelockert oder durchschnitten, wenn die Sieger erkennen, daß nur dadurch ihr Leben zu sichern, ihre Rückkehr in Wohlstand zu verbürgen ist.

Merken die Lärmer nicht, daß Felsenthore schon rasselnd knarren und das Licht der Erkenntniß herantost? Jeder Brite, nicht nur der Kaufmann, und von je drei Amerikanern wenigstens einer sagt, wo er sich nicht in Patriotenheuchelei verpflichtet wähnt: „Das uns Nützlichste, also Vernünftigste wäre, unter den ganzen Kriegskram einen dicken Schlußstrich zu ziehen; je schneller sich Deutschland erholt und wieder zu kaufkräftigem Geld kommt, desto besser für uns." Spricht aber der Deutsche von seinem Recht, von Tücke und Niedertracht der Sieger, dann frißt Zorn die Frucht der Erkenntniß. Amerika und Britanien können in Europa, dessen Osten gelähmt, dessen Mitte ohne international giltiges Zahlmittel ist, nichts verkaufen. Ueberfülle von Rohstoff und Waaren, Millionenheere Arbeitloser: so siehts heute in den beneideten Weltreichen aus, die (auch die Vereinigten Staaten schon) auf den Ertrag ihres Exportes zu Nährung eines beträcht-

lichen Volkstheiles angewiesen sind. Wie Deutschland. Frankreich ist in anderer Lage; kann, als Kleinbauerland, sich selbst ernähren, beinah autarkisch wirthschaften: und dürfte drum nicht darüber staunen noch zürnen, daß die Gefährten von gestern ihm heute ein mürrisches Antlitz zeigen. Für fremde Besatzungtruppen, die nur Haß säen und auf die Länge, in Müßiggang und Herrenrecht, verlüdern, mußte Deutschland bisher hundertzwanzig Milliarden zahlen; aus Ländern mit kräftiger Valuta kann es nichts kaufen und neben den dort gezahlten Löhnen sind seine höchsten (achtzig bis hundert Mark für den Tag, noch nicht ein Dollar, kaum mehr als ein Viertel des Sterlingpfundes) so niedrig, daß es auf jedem Markte die Konkurrenten unterbietet (englische Schienen, in England selbst, um fast zwei Drittel des Preises). Dieser Zustand wird nicht erträglicher, wenn die deutsche Privatwirthschaft, Landbau, Industrie, Handel, sich in Sozietät und Ertragstheilung mit dem Staat bequemen oder ihm zu Devisenkauf ihren Kredit leihen muß und wenn Frankreich die ihm zum Zweck der „réparation" gelieferte Kohle und Waare zu Spottpreis auf die Märkte wirft. Noth zwingt die Weltmächte in Umordnung ihrer europäischen Wirthschaftpolitik und in Lockerung der den Besiegten umschnürenden Stricke. Frankreich braucht Geld (den Westriesen und manchem Kriegspfründnerstaat, der jetzt in Fett erstickt, würde die größte Anleihe nicht so lästig wie Wechseldauer von Reparation und Sanktion), braucht Abrüstung (für die der Gläubiger in Washington eine Prämie gewähren kann) und Sicherung seines Besitzstandes. Die wird fester als durch anglo-amerikanische Beistandszusage selbst durch Verständigung und Interessenversträhnung mit Deutschland verbürgt. Das braucht Geduld und Selbsterkenntniß. Nicht aus dem Grab der Kaiserei sprießt ihm Heil. Nicht durch Greinen und Wüthen schützt es die Republik, sondern durch den Entschluß, die breite Menschenschicht, die jähe Deklassirung und dräuende Elendsgefahr zu Bakterienträgern des Militarismus, Vibrionen des Monarchismus gemacht hat, mit der Kette des Vortheils an die neue Staatsform zu binden. Tapferen Willen zu Morgen und Menschheit, nicht Aufschürung böser Rachsucht, gebietet in weckender Helle dem Deutschen die Pflicht.

Czechen und Deutsche

1. Die deutsche Frage in der Czechoslowakei

Am achtundzwanzigsten Oktober 1918 begann in Prag die große mitteleuropäische Revolution mit der czechischen Unabhängigkeiterklärung. In unblutiger Revolution hatte dieses Volk nach fast dreihundert Jahren seine Freiheit wiedererlangt. Deutschböhmen (hier, wie im Folgenden, soll dieses Wort auch die Deutsch sprechenden Theile Mährens und Schlesiens umfassen) erkannte seine Zugehörigkeit zu der neuen Republik nicht an und wurde deshalb von czechischen Truppen besetzt, eben so die slowakischen Gebiete Ungarns. In der Nationalversammlung, die dem czechoslowakischen Staate die Verfassung gab, waren die Deutschen nicht vertreten. Nach den Friedensschlüssen mußte sich Deutschböhmen in seine neue Staatzugehörigkeit fügen, erhielt von der prager Regirung weitgehende Amnestie und wurde zur Mitarbeit am Staat eingeladen. Die Führer Deutschböhmens machen jedoch diese Mitarbeit von der Gewährung einer nationalen Autonomie abhängig, die ihnen Prag weigert, aus Furcht, sie könne die Vorstufe zum Abfall an Deutschland bilden.

So stehen Deutsche und Czechen in der jungen Republik einander als Feinde gegenüber: die Deutschen sind Föderalisten (wie die Slowaken), die Czechen Centralisten; den Deutschen fällt es schwer, sich in die Rolle der Minorität zu fügen, den Czechen, ihre Macht mit einer zweiten Nation zu theilen. Die Deutschen können nicht vergessen, daß sie einst das Herrenvolk in diesem Land waren, die Czechen nicht die erlittenen Verfolgungen und Bedrückungen. Die Deutschen treiben eine Politik der Starrköpfigkeit, die Czechen eine des Ressentiment; den Deutschen fehlt Einsicht, den Czechen Großmuth, Beiden Takt und Versöhnlichkeit. Beide Völker leiden an kleinlicher Gehässigkeit und an dem engen Horizont ehemaliger österreichischen Provinzler. Dennoch ist zu hoffen, daß sich die Zukunft stärker erweist als die Vergangenheit, daß Weltpolitik Lokalpolitik überwindet und diese beiden hochentwickelten und begabten Völker der Czechoslowakei zu einträchtiger Kulturarbeit zwingt.

Die deutsche Frage ist die eigentliche Existenzfrage der Republik; gelingt ihr die Versöhnung der 3½ Millionen Deutschen mit den 9 Millionen Czechoslowaken, so wird sie reich, angesehen und vorbildlich für künftige übernationale Staatenbildung werden. Gelingt diese Versöhnung nicht, so muß der

Staat aus einer Krise in die andere taumeln, bis Deutschböhmen sich bei günstiger weltpolitischer Gelegenheit losreißt und der Rest in zwei Zwergstaaten, den czechischen und den slowakischen, zerfällt, die, ohne eigene Lebensfähigkeit, bald zu Vasallen Deutschlands oder Ungarns herabsinken müßten. Czechoslowakien steht am Scheidewege: wählt es den Weg der Schweiz, so steht ihm ein schweizer Schicksal bevor; wählt es den Weg Oesterreich-Ungarns, so erwartet es auch das Schicksal der Donaumonarchie.

Wer trägt die Schuld an dieser nationalen Feindschaft, die Beiden nur Schaden, Keinem Nutzen bringt? Auch hier wird der Satz bestätigt, daß, wo Zwei gegen einander streiten, Beide im Unrecht sind.

Der Unbefangene kann nicht leugnen, daß heute die Czechen mehr zur Vergiftung der politischen Atmosphäre beitragen als die Deutschen; daß ihr Verhalten gegen deutsche Schulen, Aufschriften, Denkmale auch die geduldigste Bevölkerung erbittern muß. Vor Allem schüren die czechischen Legionäre, die Deutschböhmen besetzt halten, den nationalen Haß. In ihnen erblicken die Czechen Nationalhelden, die freiwillig in den Befreiungskampf zogen, während die Deutschen sie als Deserteure und Hochverräther betrachten, die ihren Fahneneid gebrochen haben. Von den Czechen verehrt und gefeiert, von den Deutschen verachtet und gehaßt, sind diese Legionäre, so weit sie nicht Bolschewiken sind, Hauptexponenten des czechischen Chauvinismus. Ihr Deutschenhaß ist Jedem begreiflich, der sich der Massenhinrichtungen ihrer gefangenen Kameraden durch die Armeen der Mittelmächte erinnert. Nun rächen sie sich durch Chicane aller Art an der deutschen Bevölkerung. So lange, wie diese Legionäre in Deutschböhmen weilen, kann dort keine Atmosphäre des Vertrauens zum Staat entstehen.

Der Haß der Czechen gegen die Deutschen ist Reaktion; denn in der Vergangenheit haben die Czechen unter den Deutschen furchtbar gelitten. Durch nahezu drei Jahrhunderte wurde das Czechenvolk von einem deutschen Herrscherhaus, einer deutschen Regirung, einem deutschen Adel unterdrückt und geknechtet. In den letzten Friedensjahren geriethen die Deutschen in Böhmen und Mähren freilich schon in die nationale Defensive; an die Stelle der Unterdrückung trat aber der Spott, unter dem die Czechen, besonders von Wien her, viel zu leiden hatten: und bekanntlich leidet ein stolzer Mensch, ein selbstbewußtes Volk tiefer unter Spott und Mißachtung als

unter Verfolgung und Unterdrückung. Mit dem Weltkrieg begann eine neue Leidenszeit für das Czechenvolk, dessen natürliche Sympathien auf der Seite ihrer russischen und serbischen Stammesbrüder lagen. Die Verfolgung seiner Führer, Massenhinrichtungen, Internirungen, Einkerkerungen vernichteten im czechischen Volk die letzte Spur einer Anhänglichkeit an Oesterreich. Ueberall herrschte die tiefste Erbitterung gegen Habsburg, Oesterreich, Wien und das deutsche Volk. Nun ernten die Deutschen Böhmens den Haß, den die deutschen Machthaber Oesterreichs gesät haben.

Im historischen Prozeß des Weltkrieges haben die Czechen die Partie gewonnen, die sie im Dreißigjährigen Kriege verloren hatten. Mit dieser Thatsache müssen sich die Deutschen abfinden. Als Sieger haben vom machtpolitischen Standpunkt die Czechen größere Berechtigung, von den Deutschen Entgegenkommen zu verlangen; gerade den Siegern müßte es aber leichter fallen, mit großmüthiger Geste nachzugeben, als den Deutschen. Der Nationalhaß wird auf beiden Seiten von einem Theil der Presse geschürt und von Politikern, die wissen, daß es kein wirksameres Agitationmittel giebt als Nationalismus. Bei manchen deutschen Führern mag die Erwägung hinzutreten, daß ihrer Laufbahn die deutsche Republik günstigeres Gelände bietet als die czechoslowakische. Außerdem gilt der Nationalismus als das erprobteste Gegenmittel gegen den Bolschewismus, der in der Czechoslowakei weit verbreitet ist: Völkerhaß wird gegen Klassenhaß, Militarismus gegen Bolschewismus, nationales gegen soziales Ideal ausgespielt, wie es ja auch in anderen Staaten üblich ist. Und auch hier versöhnen sich erst in der äußersten Linken die beiden Nationen.

Für Böhmen bedeutet der czechisch-deutsche Gegensatz das Selbe wie der französisch-deutsche für Europa. Hier wie dort historische Schuld, Rivalität, Rache, Haß, Verblendung, Eitelkeit, Ehrgeiz, Lüge auf beiden Seiten, wo Achtung, Liebe, Vergessen, Verständigung und Zusammenarbeit so dringend nöthig wären. Gelingt es, hier wie dort, Bürgern und Demokraten nicht, zu Verständigung und Dauerfrieden zu gelangen, so werden, ohne Frage, Proletarier und Bolschewiken, von nationalen Ueberlieferungen und Vorurtheilen unbelastet, mit mehr Erfolg dieses unaufschiebbare Versöhnungwerk durchführen.

2. Deutschland und die Czechoslowakei

Die deutsche Frage ist auch außenpolitisch die eigentlhe Lebensfrage der czechoslowakischen Republik; denn sie

beherrscht das Verhältniß Czechoslowakiens zu Deutschland, seinem wichtigsten Nachbar. Das Verhältniß der beiden Nationen innerhalb der Czechoslowakei bestimmt das Verhältniß der deutschen zur czechoslowakischen Republik.

Aus politischen wie aus militärischen Gründen muß die czechoslowakische Politik Deutschland gegenüber Friedenspolitik sein. In einem Krieg könnte sie nichts gewinnen und Alles verlieren. Selbst im Fall eines Sieges müßte jede Annexion deutschen Landes unterbleiben, weil sie die deutsche Minorität stärken würde; ein verlorener Krieg wäre das Ende des Czechenstaates. Militärisch wäre ein Krieg gegen Deutschland wegen der voraussichtlichen Haltung der deutschböhmischen Truppentheile und der deutschen Grenzbevölkerung fast aussichtlos. Von dieser Seite droht keine Gefahr, so lange Deutschland selbst Friedenspolitik treibt. Ein Krieg zwischen diesen beiden Nachbarrepubliken könnte nur ausbrechen als deutscher Eroberungskrieg in der Maske des Befreiungskrieges. Denn die einzige Bedrohung des deutsch-czechoslowakischen Friedens bildet die deutschböhmische Irredenta mit ihren beiden Verbündeten: dem alldeutschen und dem czechischen Nationalismus. Die deutschböhmischen Irredentisten müssen, da einstweilen an friedliche Verwirklichung ihres Strebens nicht zu denken ist, einen neuen Krieg herbeisehnen, der sich natürlich nicht auf den deutsch-czechischen Kriegsschauplatz beschränken ließe. Wer also an die Grenzen Böhmens rührt, rührt an den Frieden Europas.

Der einzige Weg, auf dem Deutschland seinen Stammesbrüdern nützen kann, ist der des völligen „désinteressement“: wenn es den Irredentisten jede (wie immer geartete) Unterstützung weigert, schwächt es ihren Einfluß, reinigt Deutschböhmen vom Verdacht hochverrätherischer Umtriebe und verbessert so seine politische Lage. Zugleich schafft es nur dadurch die Möglichkeit zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Nachbarstaaten; je besser die Beziehungen der Czechoslowakei zu Deutschland, desto günstiger die Lage der Deutschen in Böhmen; und umgekehrt.

Die künftigen Beziehungen zur Czechoslowakei werden auch von der innerpolitischen Entwickelung Deutschlands abhängen. Die czechoslowakische Demokratie kann nur mit einer deutschen Republik, die von Nationalismus und Imperialismus frei ist, in Dauerfrieden und Freundschaft leben. Zum Schutz gegen ein monarchistisches, nationalistisches, imperialistisches, militaristisches Deutschland müßte die czechoslowa-

kische Republik sich bis an die Zähne bewaffnen und in der ganzen Welt um Bundesgenossen werben.

Die Czechen sind die demokratischste Nation Europas; ihnen fehlen die stärksten Stützen der Reaktion: sie haben keine nationale Dynastie, keinen nationalen Adel, keinen einflußreichen Klerus, keine militärische Tradition. Die geschichtliche Entwickelung hat dieses Volk zu Demokraten und Sozialisten erzogen. Seit der Niederlage am Weißen Berg sind die Czechen ein Volk von Kleinbauern und Proletariern, die einem deutschen Großgrundbesitz und Großkapital gegenüberstehen. Jeder Sieg des demokratisch-sozialen Gedankens kräftigt die Czechen gegen die Deutschen. Auch heute liegt die Bodenreform eben so sehr im sozialen wie im nationalen Interesse der Czechen. Die Habsburger haben den Czechen, wie einst den Schweizern, die Freude an der Monarchie gründlich verleidet; und wenn auch vereinzelte Monarchisten von der Wenzelskrone auf dem Haupt eines englischen Prinzen träumen, so giebt es in der Czechoslowakei doch keine Monarchistenpartei.

Im Gegensatz zu den Czechen ist das deutsche Volk Böhmens im Grunde nicht nationalistisch: der Deutschböhme liebt seine Heimath und gehorcht seinem Staat, während das nationale Ideal bei ihm in den Hintergrund tritt; es wäre falsch, sich durch Studentendemonstrationen und Parlamentsreden hierüber täuschen zu lassen. Wenn sich heute ein großer Theil der Deutschböhmen vom Staat abkehrt, so tragen daran die czechischen Quälereien die Hauptschuld. Das gemeinsame Interesse von Deutschland, Czechoslowakien und Deutschböhmen fordert den gemeinsamen Kampf gegen reichsdeutschen, czechischen und deutschböhmischen Nationalismus.

Das Schicksal hat den Deutschböhmen das schwere Los zugewiesen, auf die Staatsgemeinschaft mit seinen Volksgenossen verzichten und die Rolle einer Minorität spielen zu müssen. Von diesem harten politischen Opfer wurde es durch die europäische Kulturmission entschädigt: Mittler zu sein zwischen den beiden ersten Völkern Mitteleuropas, Brücke zu sein zwischen der Germanen- und Slawenwelt. Durch ihre politische Situation sind heute die Deutschböhmen dazu berufen, Europäer zu sein, wie gestern die Czechen und Polen, die jenseits ihrer Nation inniger am europäischen Kulturgedanken hängen konnten als jene Staatsvölker, die ihr höchstes Ideal im Vaterland verkörpert sahen.

Das zweischneidige Los: politische Thätigkeit mit kultureller zu vertauschen, theilen die Deutschen Böhmens mit denen

Südtirols, Westpolens und Ostfrankreichs. Vom Deutschen Reich geschieden, gehören sie dennoch zum Deutschland Goethes. Ihr gemeinsamer Beruf ist: Versöhnung Deutschlands mit Europa. Sie können Abgründe sein, die für immer dem deutschen Volk den Rückweg in europäische Gemeinschaft sperren, oder Brücken, die ein Land dem anderen, ein Volk dem anderen verbinden und sie erkennen lehren, daß es im blutdurchmischten Europa heute nur Sprachenfragen, nicht mehr nationale Fragen geben kann und daß im Grunde aller Nationalismus auf Lüge beruht. Die Deutschen Böhmens können durch loyales Verhalten die Freundschaft und das Vertrauen ihres Staates zu Deutschland fördern und so ihrem Volk und zugleich ihrem Staat einen unschätzbaren Dienst erweisen.

Böhmen ist nicht nur eine historische und geographische, sondern auch eine wirthschaftliche Einheit. Das deutschböhmische Industrievolk ist auf die Verbindung mit dem czechischen Agrargebiet angewiesen. Eine Zerreißung des Landes müßte beide Völker wirthschaftlich aufs Schwerste schädigen. Trotz aller Pein, der die Deutschen Böhmens noch ausgesetzt sind, wäre es übertrieben, von einer Unterdrückung Deutschböhmens zu sprechen. Denn es genießt das denkbar freiste Wahlrecht, das auch in den national gemischten Orten den Minoritäten Vertretung sichert. Auch die beklagenswerthe Chicane gegen die Deutschen wird aufhören, sobald bei den Czechen an die Stelle des Siegerstolzes die Erkenntniß tritt, daß ihr Staat ohne das Vertrauen ihrer deutschen Mitbürger nicht zu halten ist.

Um der czechoslowakischen Republik den inneren Frieden zu geben, müssen die Deutschböhmen auf jede Irredenta verzichten, die Reichsdeutschen auf Alldeutschland, während die Czechen einsehen müssen, daß ihr neues Vaterland kein Nationalstaat, sondern ein demokratischer Nationalitätenstaat ist, in dem die Stellung eines Staatsbürgers von seiner Muttersprache unabhängig sein muß. Verläßt die Czechoslowakei den Boden des Nationalismus, so kann sie vorbildlich werden für ein neues Europa, das keine Sprachenkonflikte mehr kennen wird.

Ich glaube und hoffe, daß der Weltkrieg für den Nationalismus Das bedeutet, was der Dreißigjährige Krieg für den religiösen Fanatismus war: Höhepunkt und Krisis zugleich; daß, wie im neunzehnten Jahrhundert die Helden Nationalhelden, die Dichter Nationaldichter waren, im zwanzigsten Jahrhundert die Helden Internationalhelden, die Dichter Internationaldichter sein werden; daß heute schon die besten Elemente

der Menschheit aller Rassen sich zum Internationalismus bekennen und es bald von der gleichen Geistesarmuth zeugen wird, Nationalist zu sein, wie in der Aufklärungepoche religiöser Fanatiker. Der Schwanengesang des Nationalismus, der heute Europa durchbraust, darf uns nicht täuschen.

Durch ihre nationale Zusammensetzung ist unter den Nationalstaaten der Gegenwart die czechoslowakische Republik ein unzeitgemäßes Staatsgebilde: vom Heute geschieden, kann sie wählen zwischen dem Gestern und dem Morgen, zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ihr steht die Wahl frei, Unternationalstaat zu werden oder Uebernationalstaat: ewige Wunde am Herzen Europas oder Grundstein zu seiner Wiedergeburt; von ihr kann der Untergang Europas ausgehen oder das Heil.

3. Präsident Masaryk

Stärkstes Unterpfand für die Aufwärtsentwickelung der jungen Czechenrepublik und für die Versöhnung ihrer Nationen ist die Persönlichkeit ihres Präsidenten. Thomas G. Masaryk ist heute die bedeutendste Gestalt unter den Staatsmännern Mitteleuropas. Dem Czechenvolk ist hoch anzurechnen, daß es, als einzige Nation, seinem geistig stärksten Mann die höchste staatliche Würde übertragen hat. In Prag nähert sich der Traum Platons der Erfüllung: hier ist ein Philosoph König.

Präsident Masaryk ist Aristokrat des Geistes, Sozialist des Herzens; in ihm verbindet sich der Politiker mit dem Philosophen, der Realist mit dem Idealisten. Er, der Gelehrte und Denker, wurde, als die Noth seines Volkes und seiner Zeit ihn rief, zum Mann der That. Was er dann für sein Volk gethan hat, ist nur vergleichbar mit der Leistung Wilhelms von Oranien und Washingtons. Er hat sein Reich aus dem Nichts geschaffen, nachdem er die Kulturwelt überzeugt hatte, daß die Habsburgermonarchie ein mittelalterlicher Anachronismus sei und neuzeitlichen Staatsgebilden Platz machen müsse. Trotz hohem Alter ist er, als Flüchtling, Diplomat, General, Agitator und Staatsmann, um die Welt gereist, nachdem er Familie, Heimath und Stellung auf die Gefahr des Nimmerwiedersehens verlassen hatte; und durfte schließlich, nach unnennbaren Mühen, nach einer modernen Anabasis durch Sibirien, im Triumph in das Prag einziehen, das er befreit hatte. Seinem Volk ist er nicht nur politischer Führer, sondern lebendiges Vorbild, beinahe Prophet. Trotz allen hohen Geistesgaben, die ihn auszeichnen, liegt der Schwerpunkt seiner Persönlichkeit im Ethischen. Nie war er Fürstendiener, nie Demagoge. Die

Redlichkeit des Forschers, dem die Wahrheit über Alles geht, war stets der sichtbarste Zug seines Wesens. Vor vielen Jahren hat er den Haß aller czechischen Chauvinisten auf sich geladen durch den Nachweis, das angebliche Nationalepos der Czechen, die Königinhofer Handschrift, sei eine Fälschung. Später zog er sich viel Feindschaft und Verfolgung zu durch sein mannhaftes Eintreten für den unschuldigen Hilsner, der des Ritualmordes angeklagt war. Nie in seinem Leben hat er der Oeffentlichen Meinung geschmeichelt, nie vor ihr gezittert.

Dieser Mann ist berufen, nationaler Friedensstifter in der Czechoslowakei zu werden. So sehr er sein Volk liebt: er steht über den Nationen und ist in wahrstem Sinn Europäer. Wie kein Zweiter vereinigt er in sich slawische, romanische und germanisch-angelsächsische Kultur. Seine Frau ist Amerikanerin. In seinen Adern fließt, von der Mutterseite her, auch deutsches Blut, er hat an deutschen Universitäten studirt, an der wiener Universität Philosophie gelehrt. Die deutsche Literatur kennt er, auch in ihren jüngsten Erscheinungen, besser als die meisten Deutschen. Immer war er ein Freund und Verehrer deutscher Kultur, ein Feind und Verächter deutschen Barbarei. Den czechischen Chauvinismus, unter dem er viel zu leiden hatte, verurtheilt er nicht weniger als den deutschen: sein Ziel ist gemeinsame, soziale Kulturpolitik. Er ist siebenzig Jahre alt; daß er physisch, psychisch und geistig ungleich jünger wirkt, ist wohl auch darauf zurückzuführen, daß er, wie sein österreichischer Kollege Dr. Hainisch, seit Jahrzehnten keinen Alkohol zu sich nimmt.

Masaryk ist überzeugter Paneuropäer: sein höchster Herzenswunsch ist der Aufbau eines neuen, einigen Europa. Die Kleine Entente, die ihm und Venizelos ihr Leben dankt, war von ihm gedacht als Keimzelle, aus der die Vereinigten Staaten von Europa hervorgehen sollten. Heute ist Europa Leidensgemeinschaft: morgen wird es, vielleicht, Arbeitgemeinschaft sein. Will es mit den panbritischen, panamerikanischen, panrussischen, panmongolischen Wirthschaftimperien der Zukunft konkurriren, so muß es sich einigen; es hat nur die Wahl zwischen Untergang oder Zusammenschluß. Die einende Macht der Noth muß und wird sich in nicht ferner Zeit als stärker erweisen als die trennende des Hasses.

Die czechisch-deutsche Frage wurzelt in der europäischen; die deutsch-böhmische Frage ist nicht nur eine czechische und deutsche, sondern vor Allem eine europäische. Wird Europa, so wird alle Staatzugehörigkeit in diesem einigen Erdtheil bald

belanglos sein; wird es nicht, so muß die nationale Kohäsion schließlich sich gegen alle staatsrechtliche Adhäsion durchsetzen. Gelingt es nicht, die Czechoslowakei fest in Europa zu begründen, so muß sie, früh oder spät, zerfallen.

Geographisch ist Böhmen das Herz Europas: gebe Gott, daß es dereinst auch politisch dessen Herz werde! Heute ist es, leider, noch weit von diesem Ziel. Doch wie einst vom Prag des Johannes Huß das erste Morgenroth einer neuen Zeit aufdämmerte, so mag vielleicht vom Prag Masaryks aus das erste Leuchten Europas neuen Tag ankünden.

Dr. Richard N. Coudenhove-Kalergi.

Schöpferische Indifferenz

Salomo Friedländers Buch „Schöpferische Indifferenz" scheint mir die wichtigste philosophische Begebenheit seit Nietzsche und einer der kritischen Punkte in der deutschen Philosophie überhaupt zu sein. Denn Friedländers Konzeption bedeutet einen logischen Endpunkt. Mit ihr ist in bestimmter Weise das Ende zahlloser Bewegungen und Stationen einer Denkmethode erlangt, die vielleicht selbst, als Ganzes, noch problematisch werden kann (eine Problematik, deren Sichtbarkeit davon abhängen dürfte, ob man aus der gesammten abendländischen Geistesstruktur heraustreten kann), innerhalb deren aber der Fixirung der Schöpferischen Indifferenz eine das Vorhergegangene mit Endgiltigkeit ergreifende, abschließende Geltung zukommt. Alle großen Positionen, die in der Geschichte des europäischen Denkens zu Blickpunkten gewählt wurden, scheinen uns hier in eine einzige zusammengezogen.

Der Gedanke der schöpferischen Indifferenz hat zu allen diesen Punkten eine Beziehung, die erlaubt, ihr Verhältniß zu dem neuen Augenpunkt festzustellen, ohne das Typische all dieser jeweiligen Standorte deshalb zu verändern, wie es nöthig würde, wenn dieser neue Punkt nur ein Grundsatz der Klassifikation und nicht wirklich eine beherrschende Stelle wäre. Eine „relative Betrachtungweise" unterschlägt die Proportionen der anderen, eine wirkliche läßt ihnen ihr Maß und behauptet ihnen gegenüber dennoch den Charakter eines „ausgezeichneten", eines realen, eines „Angel-Punktes". Das entscheidende Merkmal einer beherrschenden Lage ist: ein nicht willkürliches, sondern logisches Schema abzugeben, in das alle Elemente dieses

Schemas nicht nur sich einzeichnen lassen, sondern in dem sie leben müssen.

Der Grundgedanke des Werkes (den irgendwie allseitig sichtbar zu machen hier keineswegs unsere Aufgabe sein kann, den wir, um in diesem beengten Zusammenhang überhaupt mit ihm umzugehen, höchstens nennen können, da sein Urheber einen Weg durch die geistige Welt macht, um ihn von jedem Grunde sich abheben zu lassen und die Wendungen zu erschöpfen, die ihn ausdrücken) scheint am Ehesten greifbar durch die Zusammenrückung der beiden nie zusammen gesehenen philosophischen Anblicke: Nichts der Unterschiede und: lebendige Person. Die Vorstellung des Nichts der Unterschiede, in ihrer Form die erste typische Hervorbringung dieses Denkens, präzisirt einen kaum jemals wahrgenommenen Zustand, der keinerlei „objektives" Merkmal mehr enthält und dennoch nicht „Nichts" ist. Hier ist jene besondere Kraft erfordernde, retardirende Langsamkeit des philosophischen Sehvermögens erlangt, die, nicht mitgerissen von der Affinität kaum unterschiedener Attribute zu einander, zwischen einer Aufhebung allen irgendwie existierenden Unterschiedes und der Aufhebung der Existenz selbst zu unterscheiden vermag.

Aller Unterschied fällt, aber das Existirende wird damit nicht zu „nichts" (obwohl „nichts" mehr „da ist"), sein Dasein wird dadurch nicht einmal reduzirt, sondern durchaus potenzirt. Die Freiheit „von", aber damit „zu" allem Möglichen besteht. Dieses Nichts ist lebendig. Damit ist ewig alle Unbeweglichkeit, Totenähnlichkeit, Starre, Sterilität, alles objektartige Zum-Stillstand-Kommen von dieser Indifferenz ferngehalten, der große Schrecken aller objektartigen Indifferenz, aller dinghaften, unlebendigen Aufhebung: die Ent-Kräftung, gebannt; gerade dort, an unwahrnehmbarster Stelle, wo kein Unterschied mehr einen „Anhalt" bietet, am Nullpunkt jeder Skala hält sich das Unterscheidende auf, der Hort aller Lebendigkeit: Subjekt.

Und umgekehrt gilt es jene stärkste Distanzirung: dieses Subjekt ist frei von jeder Bestimmtheit, kein empirisches, kein bestimmtes Ich darf sich mit diesem Subjekt im Anbeginn verwechseln; denn die Identifizirung bezeichnet die ethische Aufgabe in dieser Weltauffassung, die einen logisch geraden Weg enthält über die ungeheure Kluft zwischen der erbärmlichen Geltung des bestimmten Ich vor den Gewalten des Objekts und dem Herrschaftanspruch eben dieses Ichs über eben diese Mächte, die ein Anzeichen ist, daß der Beherrschungpunkt der Welt personal sei. Wie aber geht es dann zu, daß Personales,

statt das Getriebe des Differenten zu bändigen, ihm grenzenlos unterliegt oder auch nur von ihm bedrängt wird? Weil es sich an unrechter Stelle befindet, weil es sich selbst hineinrechnet in das Heer der Differenzen und damit zu einer solchen wird, weil es im Strom der endlosen Bestimmtheiten sich als selber eine sieht, statt jede Differenzirung von sich fernzuhalten und sich herauszustellen. Es kommt auf gleich und gleich zu stehen mit aller Differenz, so lange es sich selbst noch als different sieht, es kämpft mit ihr, siegt, unterliegt, siegt wieder und so weiter: es spielt die Rolle jeden Unterschiedes, nur nicht die des Herrschers über Unterschiede.

Dazu muß es deren ganze Gemeinschaft verlassen und den Punkt des Freiseins von allem Unterschied als den Ort erkennen, in dem es sich lokalisiren, „illokalisiren" darf. Diese Umstellung verwandelt das ohnmächtige, auf- und niedersteigende, empirische in das aller Differenz mächtige Subjekt.

Diese Umstellung ist ein selbsteigener Entschluß. Und die Welt der Differenz muß das Gelingen dieses Entschlusses nicht nur mit dem Aufgeben ihres Widerstandes gegen das Subjekt, sondern mit dem Verschwinden ihrer internen Disharmonie beantworten, die nur daher rührt, daß Person in die Differenzen gemengt war. Der kreischende, widerwillige, disharmonische Gang der Welt muß „spielend" werden, wenn in dieser Welt wirksam geworden ist: daß alles Widereinander bösartig ist, wenn es roh, platt, starr gegen einander anrennt, aber (als Widereinander) harmonisch ausfallen kann, wenn nicht die mehr oder weniger toten Gegentheile (jeder Gegensatz ist als Differenz ein Totes im Vergleich zur allein echt lebendigen Indifferenz) die selbständigen Darsteller des Streites sind, sondern wenn der Ursprung aller Sinngebung, die Lebendigkeit des Subjektes selbst, Veranstalter des Streites ist und bleibt, in welchem Fall er um das Subjektes willen, nicht um der Gegensätze willen geführt wird, in welchem Fall der Kampf nicht von der Perspektive des Siegers oder Besiegten, sondern von seinem Regulativ aus besteht, in welchem Fall der Kampf von einem Identischen (Das heißt: von einem als identisch Entzweiten), nicht von einer absoluten gegensätzlichen Zweiheit geführt wird, welche die Bedingung des pathologischen, des „schlimmen" Streites ist.

Während man nach jeder Art von „Anhalt" für ein Prinzip der Welt suchte, übersah man allzu sehr die absolute Anhaltlosigkeit als produzirende Möglichkeit: denn als Schranke

und Beschränktheit, als „Unfaßbarkeit" des Letzten war sie schon genug bejammert und bekannt. Die Indifferenz als etwas gleichsam zu Vermeidendes umkreisen alle Systeme der Philosophie, das Nicht-Aussagbare als Hemmung empfindend der Aufgabe: auszusagen, bis diese konzentrirte Nichtaussagbarkeit, verselbständigt, entschlossen ins Auge gefaßt, sich selbst als die Bedingung jeder Aussagbarkeit auswies und als schöpferisch, wenn sie mit Dem zusammentraf, dessen Wesen von allen Gegebenheiten am Meisten die Bedingung des Freiseins von Differenz, von Objektivität erfüllte und zugleich Lebendigkeit bedeutete: lebendige Person, bis jede Aeußerung als polare, Plus und Minus bergende Aeußerung die Nichtaussagbarkeit, Integrität, Indifferenz symbolisch zu wahren verpflichtet wurde. Indifferenz war hier und da vielleicht schon aufgeleuchtet, aber noch nicht als Maß des philosophischen Begreifens eingesetzt worden. Und alsbald sieht man jeden philosophischen Standort, der nicht in dieser absoluten, logischen Mitte ist, mit einem einseitigen Plus oder Minus behaftet als einer Verzeichnung, die ihn in die Sphäre der polaren, positiven oder negativen Bestimmtheiten hineinzieht, mit einer Abweichung, die ihn zum „Schwerpunkt" ungeeignet macht. Das Nichts, als die innerlichste Umschreibung der echten Lebendigkeit, entzog diese so lange Aller Augen. Die echte Person ward übersehen, da sie als reines Nichts (obzwar lebendiges) sich „darstellte". Und so korrigirt das Schema der lebendigen, also unendlich-schöpferischen Indifferenz, wie zuvor angedeutet, die denkgeschichtlichen Einstellungen. Zwei, drei der wichtigsten Paradigmata.

Kant. Gerade an ihm wird die entscheidende Wichtigkeit des Ausgangspunktes der philosophischen Besinnung offenbar. Hier kann Friedländer darthun, daß er „zu spät" eingesetzt habe. Kant meinte, mit der Sicherheit des Urtheils genug gethan zu haben, und vernachlässigte den Urtheilenden (oder übersah, daß von ihm aus das Urtheil selbst wieder einmal gefährdet werden könne), weil seine logische Unterbringung, seiner Indifferentzirtheit wegen, ungleich schwieriger war als selbst die der innerlichsten Differenzen: Objektitäten, auch wenn sie dem „Innen" angehörten. Formen, auch psychische, gehören ins Objekt, in die „Erscheinung" des an sich nicht erscheinenden indifferenten Subjektes; und im Schema der Welt, bei dem Alles auf den ersten Schritt ankommt, geht es nicht um den Gegensatz zwischen „Wesen" und „Erscheinung", vielmehr ist Gegensatz, Unterschied einzig und allein eine An-

gelegenheit der polarisirten Erscheinung als solcher. „Der Unterschied ist Erscheinung des Wesens, der eigenen Weltidentität."

Die „Kritik" beruhigte sich in Hinsicht auf den Ausgangspunkt bei den ersten scheinbar feststehenden Differenzen: den apriorische Formen, sie betonte das objektive Trans, das hinter diesen Formen liegen mochte, das Ding an sich, sie unterschätzte das Subjektive, den schöpferisch-indifferenten logischen Ausgangspunkt dieser differenten Formen. Denn „der Kritisirende ist entweder mit dem Schöpfer identisch oder selbst nur Gegenstand einer Kritik; die Beurtheilung von Grenzen und Umfang des Erkenntnißvermögens kann nur von dessen Schöpfer ausgehen, und weigert sich der Kritiker, gerade aus Mangel an Selbstkritik (aus furchtsamer Demuth vor der eigenen Schöpferkraft) unmittelbar Schöpfer zu sein, so rächt sich diese vorsichtige Vorbehaltlichkeit an der letzten Vollendetheit seines Geschöpfes. Weil Kant kein echter, vollwesentlicher Beginner ist, weil er zwar das phänomenal empirische Subjekt, den Menschen, durch das apriorische überwindet, dieses aber nur formal sein läßt, keinen ersten Beginner, kein aus sich rollendes Rad: so kann er auch kein eigentliches, sondern nur ein Als-ob-Objekt erschaffen."

Viel drastischer als die bedachtsamen kantischen Formulationen lassen sich die Schiefheiten von Schopenhauers Alternativen am Präzision-Punkt der Indifferenz abmessen: weil diese Philosophie schon mit den Begriffen des Indifferentismus operirt, ohne seines Inhaltes ansichtig geworden zu sein. Schopenhauers „Nirwana" ist das typisch tote, unbeweglich, quietistisch-pessimistische Nichts, ist das eigentlichste und entscheidendste metaphysische Mißverständniß der lebendigen Indifferenz. Diesem vor Allem muß aus dem Wege gehen, wer begreifen will, wie Nichts der Unterschiede und echtes, unempirisches Subjekt zusammentreffen können. Schopenhauers willenloses Subjekt ist die Karikatur der Indifferenz; die ganze Alternative: Nichts, Welt des Sinnenscheins, Nirwana, Sansara, Wille, Vorstellung, ist schief und verzerrt. Hierzwischen herrscht nicht „Gegensatz". Gegensatz, Unterschied gehört einzig der einen Hälfte dieser scheinbaren Antipodien an, der Welt der Vorstellung, die in sich different ist, deren Centrum „Nichts", „Wille" differenzrein gedacht werden muß, sollen diese Grundbegriffe nicht, wie bei Schopenhauer, anthropomorphe, „empiromorphe" Steigerungen sein, statt originärer Eigenheiten.

Eine fast restlose Richtungsgleichheit dagegen verbindet

Friedländers Philosophie mit der Einstellung Nietzsches, mit dessen Jenseits von Gut und Böse und seinem Ja zu Plus und Minus. Ihm ist zum ersten Mal in der Geschichte des europäischen Denkens jener „Doppelblick" aufgegangen, der der antinomischen Welt gewachsen ist, weil er dieses ihr polares Attribut in sich trägt und es vorwegnimmt, und ihm ist jene Begier nach Totalität schlechthin eigen, welche sich mit einer Einheit nur identifiziren kann, wenn kein Rest bleibt, und die so von Einzelheit zu Einzelheit, von Unterschied zu Unterschied genöthigt wird bis zum apriorischen „Auf-ein-Mal", ohne darüber die Erkenntniß zu verlieren, daß solche komplementäre Entfernung von Differenzen nicht die „Verpflichtung", sondern die „Sammlung" und äußerste Intensivirung war.

Ich glaube mich nicht berechtigt, heute schon kritisch Grenzen zu ziehen: denn aus der Vergangenheit scheint in diesem Fall das Recht zur Kritik nur gering oder gar nicht zu fließen.

Erich Unger.

Die Seele der Geige

In Verolanuova, wo ich zur Erholung auf dem Lande war, spielte der Prete sehr hübsch die Geige. Es war ein wohltönendes Instrument. Der alte Pfarrer meinte, es sei zwar keine Amati, sicher aber eine Guarneri. Wir kamen über Geigenbau ins Gespräch; und da Cremona in der Nähe lag, so beschlossen wir, dorthin zu fahren, um Genaueres von Sachverständigen an Ort und Stelle zu hören und uns die ehrwürdige Stadt anzusehen.

Der Herbstmorgen war wunderschön, als wir auf der Landstraße im Wägelchen, von zwei lustigen Pferden gezogen, mit Schellengeläut dahinrollten. Der liebenswürdige Prete zeigte mir die Ab- und Bewässerung der Felder, die von Leonardo stammen, der schon damals die Lombardei dadurch fruchtbarer zu machen suchte. Eine Art Drainage, nicht etwa englischen Ursprunges, sondern einzig und allein das Werk des genialen Da Vinci, des Meisters von so vielem erstaunlich Großen. Eben so sinds die Dämme des Oglio, den wir passirten. Selbst die Pflanzungen der Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht hatten den Großmeister interessirt. Im anregendsten Geplauder ging die Zeit und die Fahrt dahin. Da

tauchte aus dem silbernen Duft der hohe Glockenthurm von Cremona auf, il torrazzo, der alte Recke.

Je näher wir kamen, um so deutlicher wurde die Silhouette. Die Ringmauer mit ihrem gewaltigen Thor, der Dom und der Alles beherrschende Riese lagen vor uns. Von seiner Höhe herab verkündete er mit dumpfen Schlägen die Mittagsstunde. Bald war der behagliche Gasthof „Zum Hut" erreicht. Die Vermicelli dampften in der Schüssel, der Parmesano roch so verlockend und in den Gläsern funkelte der rubinrothe Chianti. Wie da der geistliche Herr schmunzelte und wie mir das Wasser im Munde zusammenlief! Der Wirth ließ sich nicht nehmen, uns selbst zu bedienen. Mit eleganter Wichtigkeit zertheilte er das gebratene Hühnchen, setzte mit einem gewissen Schwung die saftigen Früchte auf den Tisch, scheuchte die Fliegen und brachte den heißen „nero". Die Virginier ließen ihr sanftes Blau zur Decke steigen und uns durchrieselte ein Wohlbehagen.

Der Wirth, Signor Giuseppe, wußte die an ihn gerichteten Fragen schelmisch, aber gut zu beantworten; und rasch wußten wir, wo wir etwa einen Nachkommen Amatis zu suchen hatten.

Während mein Prete Siesta hielt, schlenderte ich durch die Stadt, an die alte Pobrücke, über die Amilcare Ponchielli, der Komponist der „Gioconda", so oft gewandert ist. Träg wälzte sich der Strom. Kräuselnd war noch die hellgrüne Mischung der Adda, die von Lodi kam, zu unterscheiden. Lodi! Die Brücke! Welche Erinnerung!

Beim Heimweg wählte ich absichtlich kleine Nebengassen und der Zufall führte mich ans Ziel meiner Wünsche. In einem Gäßchen sah ich die Geschäftsschilder von Geigenmachern, die ihr Fabrikat als Amati priesen. Zum „Capello" fand ich mich bald zurück. Freudig folgte mir mein Pfarrer zu dem berühmten Geigenbauer.

In einem Thorbogen saß, in einem vergilben Ledersessel, ein wundervoller Greis mit langem weißem Bart. Ein lila Sammetkäppchen auf dem schönen Kopf. In den schmalen, feinen Händen hielt er prüfend eine Geige. Die untergehende Sonne vergoldete ihn und ließ das Ganze mit dem dunklen Hintergrund bronzefarbig erscheinen. Tizian! Wahrhaftig! Herrlicher war kein Bild zu schauen. Wir standen wie gebannt. Vorsichtig näherten wir uns. Da blickte der Alte mit seinen tiefen Augen auf; ehrfurchtvoll begrüßte er den geistlichen Herrn, der nun das Schweigen brach. Meister Baldini, wenn

ich nicht irre, hatte gerade sein Lieblinginstrument auf den Lack hin geprüft. Schnell kamen wir ins Gespräch. In der nur dem Italiener eigenen Art, gestikulirend, immer voll Grazie, sich auszudrücken, begann der herrliche alte Mann, seinen Liebling kosend, zu erzählen. „Gewiß ist das Holz die erste Hauptbedingung. Wir haben aber nicht etwa den amerikanischen Geigenholzbaum, Citharexilon, nöthig; wohin kämen wir da! Unsere Pinie bei Ferrara, bei Pisa, Livorno giebt uns Besseres. Sie trocknet und läßt uns das Schönste hoffen, wenn wir nicht geschäftlich schnell, sondern mit Liebe und Ausdauer, langsam, geduldig verfahren. Ich habe immer den größten Werth auf den Lack gelegt. Der ist das Geheimniß! Und gerade eben prüfte ich mein Instrument darauf hin. Der Lack ist, wenn ich so sagen darf, die Seele der Geige. Er schützt sie vor Feuchtigkeit, dem gefährlichsten Feind. Bewahrt sie vor Altersschwäche, ich meine: Gebrechlichkeit; und, summa summarum, selbst der Ton hängt vom Lack ab. Meine großen Vorfahren, die alten Meister, bewahrten so fromm das Geheimniß der Zubereitung, daß wohl nur der Auserwählte dahinter kommen konnte. Wenn ich nun auch nicht gerade ein Solcher bin, so habe ich mir doch zur Lebensaufgabe gemacht, durch rastlose Prüfung das Geheimniß zu ergründen. Und Etwas will ich Ihnen gern verrathen, wenn Sie, mich anzuhören, geneigt sind." Freudig baten wir darum.

Die Sonne war untergegangen. Ein Violet zog duftige Linien in den Raum, dem wir uns genähert hatten. Der Meister erhob sich, ging eine kleine Stiege hinauf, sein ziemlich langes Gewand mit den Händen fassend. „Con permesso!" flüsterte er.

Mit einem Windlicht kehrte er zurück und sprach: „Die Pinie wird gefällt; sie muß ihr Leben lassen. In ihrem Schmerz weint sie die letzte Thräne, ihre Thräne. Die ist das köstliche Gut für den Lack. Sie muß vom Holz der Geige sein. Nur diese Zusammengehörigkeit ist das Bindemittel zu guter Erhaltung des ganzen Baues. Vom selben Stamm, die selbe Thräne. Geige und Lack. Vereint geben sie dem Instrument die Seele, den räthselhaft schönen Ton. Das singende Wiedersehen! Ich habe es ausprobirt."

Er nahm seinen Liebling, drückte ihn an die Schulter und ließ ein kleines Lied von Pergolese erklingen:

„Tre giorni son che Nina ..."

München. Paul Kalisch.

Jesus von Nazareth*)

Dies ist das Dilemma, vor das der gläubige Christ den Juden stellt und zwar jeden Juden, einerlei, ob er gläubig oder ungläubig sei:

Jesus hat sich den Sohn Gottes genannt. Nun ist Zweierlei möglich. Entweder Du, Jude, nimmst an, daß Jesus hierbei die Wahrheit gesprochen hat. Dann ist vollinhaltlich richtig, was Clemens Ritter in Franz Bleis „Summa" (1917) geschrieben hat: „Christlich betrachtet, ist die zweideutige Stellung der Juden diese: Gottes Sohn ist unter ihnen erschienen, Gottes Sohn ist von ihnen getötet worden. Die beiden Seiten dieser Paradoxie bezeichnen ihre Größe und ihren Untergang." Dann ist die ganze Geschichte der Juden ein ungeheurer Irrthum und ein Verbrechen. Alle Propheten hätten auf das Erscheinen des Gottessohnes hingezielt, auf dieses einzige, einmalige Ereigniß in der Geschichte der Menschheit, nach allen Vorbereitungen wäre schließlich das jüdische Volk als das „auserwählte" gewürdigt worden, daß die fleischgewordene Majestät Gottes gerade unter ihm, in seinem Lande auftrete, von allen Sprachen der Welt gerade die hebräisch-aramäische spreche; und dennoch haben die Juden Gott mißkannt, Gott zurückgewiesen, Gott verrathen. Was kannst Du nun noch thun, Jude von heute? Nichts Anderes als: eiligst diese verfluchte Gemeinschaft verlassen. Hat Jesus die Wahrheit gesprochen, so mußt Du Christ werden. Etwas Anderes ist ganz unmöglich. Oder Du nimmst an, Jesus habe, als er sich Gottes Sohn nannte, die Unwahrheit gesprochen. Dann war er, nun hast Du die Auswahl, entweder ein Wahnsinniger oder ein Betrüger. Ihn für einen immerhin honetten, sogar bedeutenden, sogar verehrungswürdigen Mann zu halten, geht nicht an, da er nun einmal gesagt und darauf bestanden hat, er sei Gottes Sohn. Das kann nichts Anderes sein als wahr (dann werde Christ) oder Lüge (dann wende Dich von Jesus völlig ab, drücke Dich nicht um dieses entschiedene Nein herum durch Bewunderung des „Urchristenthums" usw.).

Dem konsequenten Christen muß es also ein Gräuel sein, wenn ein Zionist äußert, Jesus sei für uns Juden zwar nicht als Objekt, wohl aber als Subjekt der Religiosität bedeutsam. Wie kann (so denkt der konsequente Christ) ein Lügner, der

---

*) Ein Bruchstück aus dem zweibändigen Werk „Heidenthum, Christenthum, Judenthum", das der Dichter des Tycho Brahe im Verlag von Kurt Wolff erscheinen läßt.

sich selbst fälschlicher Weise Attribute der Gottheit zulegt, als Subjekt der Religiosität gelten? Ist Das nicht blos eine schöne Ausrede, eine Flucht vor der Entscheidung?

In meinem Bekenntnißbuch „Heidenthum, Christenthum, Judenthum" (Kurt Wolff, Verlag in München) habe ich die Fragestellung des gläubigen Christen selbst in Frage gestellt. Das scheinbar so unausweichliche Dilemma des gläubigen Christen ist für uns Juden bedeutunglos. Für uns ergiebt sich faktisch ein Drittes. Wir verstehen den Christusglauben des Apostels Paulus als dessen individuellen Weg zur Gnade, an dem natürlich weitere Kritik nicht erlaubt ist. Darüber hinausgehende objektive Ansprüche aber lehnen wir ab.

Das Verständniß und die Erklärung, von denen hier die Rede ist, ist kein psychologisches Verständniß, keine psychologische Erklärung. Es thut noth, sich dagegen zu verwahren, da man heute dazu neigt, jede nähere Beschreibung als „Aufklärung", als Psychologismus zu verdächtigen. Es wäre höchste Zeit, diesem Terminus „Psychologismus", der durch die Aeußerungen aller mittelmäßig-kritischen Geister spukt, einmal auf den Grund zu gehen. Was kann man mit Recht „Psychologismus" nennen und als solchen ablehnen? Ein Herunter-Erklären seelischer Thatsachen, eine Reduktion des Rapports mit einer höheren Welt auf natürliche Denkvorgänge, auf anderweitig bekannte seelische Mechanismen, auf Bedürfnisse, Nerven, unbewußte Wünsche, ja, auf materielle Motivation. Also ein Zurückführen höherer Prozesse, die ins Unendliche weisen, auf die Arbeit niederer endlicher Organe der Seele. So, wenn man (grob gesprochen) die außerordentliche Begeisterung eines Menschen für eine Idee aus seinem Milieu, seiner Erziehung oder aus seiner Sexualität „erklärt". Das Lächerliche, Blamable eines solchen Psychologismus ist es, daß er zunächst Das, was er nicht erklären kann (nämlich die Idee), ausläßt, dann Das erklärt, was sehr erklärbar ist und was sich daher (verdächtiger Weise) meist sogar auf mehrere Arten erklären läßt (nämlich, welche Idee nun und unter welchen Umständen sie von einem Menschen Besitz ergreift, die Empfänglichkeit dieses Menschen für eine Idee überhaupt und die überirdische Kraft der Idee vorausgesetzt), — und daß der Psychologismus zuguterletzt behauptet, die ganze Erscheinung, auch den Theil, den er vorher ausgeschaltet hat und der der wesentlichste ist, erklärt zu haben. Psychologismus liegt also immer dann vor, wenn man eine Erscheinung auf Bekanntes zurückführt, wobei, leider, ihr Besonderes flöten geht.

Paulus hat geglaubt, daß Jesus der Sohn Gottes war, ausgesandt zur Tilgung der Sünden und zur Erlösung der Menschheit. Hat auch Jesus selbst Dies geglaubt? Hat Jesus sich für den Christus gehalten?

Zunächst ist sicher, daß wir Jesus durchaus nur durch das Temperament des Paulus sehen. Die Paulusbriefe sind älter als die Evangelien, jedenfalls älter als die auf uns gekommene griechische Uebersetzung der Evangelien. Jesus aber hat aramäisch gesprochen. Der Papiasbrief (um 150 nach Christus) ist das erste Zeugniß für eine aramäische Niederschrift der Evangelien, die nicht erhalten ist. Daß das Johannesevangelium von alexandrinischer Logosphilosophie durchtränkt ist, also schon ein recht farbiges, unzuverlässiges Medium darstellt, wird kaum bestritten. Aber auch die Synoptiker (Verfasser der drei anderen Evangelien) sind durch die Schule des Paulus gegangen. Auch Das also, was diese nächsten Zeugen berichten, hat die Censur der paulinischen Konstruktion passirt.

Damit aber entfällt das Dilemma des konsequenten Christen: ob nämlich Jesus die Wahrheit gesprochen hat oder nicht, als er sich als Gottes Sohn bezeichnete. Wir brauchen diese Frage nicht zu beantworten; denn es steht ja gar nicht fest, ob Jesus sich wirklich als Gottes Sohn bezeichnet hat. Paulus hat ihn als Solchen bezeichnet. Dagegen ist nichts zu sagen; dieser Glaube war die dem Paulus zugetheilte Gnade, seine persönliche gottgesandte Rettung, die weiter zu diskutiren lächerlich wäre, wie das Verstehenwollen irgend einer allerindividuellsten Angelegenheit lächerlich und demuthlos ist. Auch daß nun Paulus diesen Glauben weiterpropagirte, gehört noch mit in seine Gnade hinein. So weit also können wir Juden in der Werthschätzung des Paulus gehen. Damit aber ist über den Gnadenwerth der paulinischen Propaganda für Andere, für die menschliche Allgemeinde nichts ausgesagt.

Es könnte scheinen, daß ich einer Darstellung der Jesusfigur ausweiche. In einem gewissen Sinn ist Das richtig. Es widerstrebt mir, den Gegenstand religiöser Verehrung für so Viele, den wahrhaftigen Gnadenquell für Einige mit prüfendem Blick auch nur anzusehen. So wird denn auch den wirklich Gläubigen und wirklicher Christusgnade Theilhaftigen (deren individuelle Möglichkeit hier immer wieder zugegeben, deren Allgemeingiltigkeit nur, deren „Katholizität" bestritten wird) das Nachfolgende kein Anstoß sein; denn der Jesus, von dem hier die Rede ist, ist nicht der ihre.

Meine Meinung nun geht dahin, daß der historische Jesus

sich nicht als Gottes Sohn in dem exklusiven Sinne bezeichnet hat, den die Kirche predigt, im Sinne der einmaligen, einzigen Menschwerdung Gottes. „Sohn Gottes“ ist kein dem Neuen Testament eingenthümlicher Ausdruck. In den Büchern des Alten Bundes wird er mehrfach gebraucht, um ein inniges, kindliches und dabei richtiges Verhältniß zur Gottheit zu bezeichnen. So beim Propheten Hosea („Und statt daß man von ihnen sagt: Ihr seid Nichtmeinvolk, soll man sie Söhne des lebendigen Gottes nennen“). Im Zweiten Psalm („Gott sprach zu mir: Du bist mein Sohn, ich habe Dich heute gezeugt“). Im Psalm 82, im Zweiten Buch Samuel VII usw. Es ist ferner auffallend, daß der Ausdruck „Sohn Gottes“ im prägnant-christlichen Sinne nur im Johannesevangelium häufiger zu finden ist; bei den Synoptikern giebt es nur einige „johanneische“ Stellen, die leicht spätere Interpolationen sein können, aus der Johannesevangelium-Zeit stammend, in der die paulinische Heilskonstruktion bereits vollständig durchgearbeitet war. Dagegen finden sich auch „anti-johanneische“ Stellen in den früheren Quellen. So heißt Jesus in der Apostelgeschichte (22, 14) einfach „der Gerechte“, im ersten Timotheusbrief „der Mensch“, bei den Synoptikern öfters „der Prophet“; und bei Lukas (XVIII, 19) finden wir gar einen Ausspruch, den man sehr beachten sollte, da sich Jesus hier ausdrücklich von Gott distanzirt. („Und es befragte ihn ein Oberer also: Guter Meister, was soll ich thun, um ewiges Leben zu ererben? Jesus aber sagte zu ihm: Was nennst Du mich gut? Niemand ist gut außer dem einigen Gott.“) Also: Widersprüche in den Quellen! Auch sonst nahmen ja die Evangelisten das wörtliche Citiren nicht so genau. Tendenz hatte bei der Ueberlieferung mitzureden. So spricht Jesus bei Matthäus (XXIV, 20): „Betet aber, daß Eure Flucht nicht falle in den Winter oder auf den Sabbath.“ Bei Markus aber, der das Jüdische an Jesus schon censirt, lautet die analoge Stelle (XIII, 19): „Betet aber, daß es nicht im Winter geschehe.“ Der Sabbath, gegen den Markus auch sonst (II, 27) polemisirt, ist ihm in der Feder geblieben.

Die Gottessohnschaft im Sinn der Kirche bleibt also in Schwebe. Als Messias aber dürfte sich Jesus wohl bezeichnet haben. Das ist an sich nichts Unjüdisches. Auch dann nicht, wenn die Hoffnung sich als trügerisch erweist. Hat doch etwas später Rabbi Akiba sich nicht gescheut, den Kriegshelden Bar Kochba als Messias zu begrüßen. Und der unglückliche Ausgang des hadrianischen Krieges hat den Ruf des großen Lehrers nicht beeinträchtigt. Damals stand eben Alles so, daß Er-

lösung gefordert, Erlösung erwartet wurde. Die Römerherrschaft machte das Leben unerträglich. Die Noth, das Leid waren nicht mehr zu überbieten. Ueberall klang der Ruf: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes herbeigekommen. Einer von Jenen, die sich stark genug glaubten, dieses Reich heraufzuführen, war Jesus. Unbegreiflich, daß er Dies ganz fest zu glauben vermochte, — unbegreiflich wie jede individuelle Gnade. (Das möge man nicht vergessen: wie jede individuelle Gnade heute und je!) Wie fest sein Glaube an sich und seine Messiassendung war, wie überzeugt er in diesem Sinn sich als Sohn Gottes bezeichnen konnte, Das sieht man aus nichts Anderem besser als aus der geradezu bestürzenden Geradlinigkeit, ja, auf den ersten Anschein fast konfliktlosen Sicherheit seines kurzen Lebens. Diese innerliche Ruhe und Konfliktlosigkeit ist es, was den stillen Leser der Evangelien als ein Besonderes hinnimmt, eine ganz persönliche Färbung der erzählten Begebenheiten, etwas Unvergleichbares, was in der Biographie keines andern großen Mannes wiederkehrt. Welch ein Idyll am See Genezareth, wie ist da das Bedeutsamste, das Blitzendste in unendlicher Sanftheit vor sich gegangen! Obwohl dieses ganze Leben nothwendiger Weise seiner Katastrophe zustürzt; da ist nichts von der Schwäche und Abruptheit des Paulus, kein Abbrechen, keine Gewaltsamkeit. Nein, nie war Etwas so hell, so selbstverständlich, nie bei aller Bestimmtheit so zart wie dieses Dasein, das doch durchaus nur auf das Größte ging, nie mehr seitdem ist das Milde mit dem Tragischen, das Süße mit dem Ungeheuerlichen einen so vertrauten Bund eingegangen. Welche Leichtigkeit in der strengen Idee der Führerschaft, die ihm völlig natürlich zufällt. Wie Paulus von Jerusalem wegtendirt, in sektirerische Spaltungen, so tendirt Jesus hin zu Jerusalem, zur Allgemeinheit seines Volkes, zum Mittelpunkt der Menschheit. Nie ergiebt sich ein Aufklaffen zwischen seiner Mission und seinem Wollen, zwischen Trieb und Pflicht. Der Versucher in der Wüste, Gethsemane: Das geht so leicht vorbei, daß man an einen ernstlichen Kampf gar nicht denken mag. Der Konflikt ist gleichsam in dem selben Augenblick, in dem er ausbricht, schon geschlichtet. Die Gnade (so ist man versucht zu sagen, obwohl man fühlt, daß solche Komparationen thöricht sind), die Gnade hat hier die denkbar höchste Intensität erreicht.

Leid ist da, an Leid fehlt es nicht, an dem gewaltigsten Leid, das nur gelitten werden kann, und dennoch umfließt Glück die Gestalt, deren Irdisches so gleichgerichtet mit ihrem

Himmlischen war. Dabei fehlt das Irdische durchaus nicht, die Gleichnisse zeigen einen Mann, der die Menschen und ihr Treiben, ihre Berufe kennt. Was er aber nicht kennt, ist Alltag, ist Verdruß der Banalität. Denn das Alltäglichste ist ihm mit dem Höchsten verknüpft; Thiere, Bäume, Landschaften, die Feige und die Distel, Regen, Sand, der Sämann, das Senfkorn, der Sauerteig, der Perlenverkäufer, der Geldverleiher, der verlorene Sohn und der reiche Verwalter, Oel und Korn, Purpur und Byssus: alle Elemente des täglichen Lebens spielen mit in sein Wissen um die göttlichen Dinge. Aus seinen Reden mag man lernen, was „Diesseitswunder" ist. Nicht asketisch grollt er; er nimmt das Salböl der frommen Frau an und seine Schüler, so wünscht er, mögen sich freuen, so lange der Bräutigam unter ihnen weilt.

Da ich von den Gleichnissen rede, will ich anfügen, daß ich eines Tages sehr überrascht war, in den Gleichnissen des Talmud nicht nur die selbe Anschaulichkeit wie bei Jesus, sondern auch eine tiefgehende nationale Gemeinschaft der Ausdrucksweise zu finden. Ja, im Talmud, im vielverlästerten Talmud, den Ihr nicht kennt, marschirt genau die selbe Staffage der Gleichnisse auf wie bei Jesus: der König, der treue und der untreue Knecht, der Verwalter, der Fuchs und der Fisch, die ökonomische Lebenstüchtigkeit mit Zinsen und Rückerstattung einer Schuld, Saat und Ernte, Handel und Arbeit der Hände. Es ist das selbe Material, es ist der mit den lebhaftesten, fast abstrusen Einfällen zupackende Stil. Man vergleiche etwa mit den Jesusgleichnissen vom Kamel und Nadelöhr, vom Splitter und Balken im Auge, die durch ihre Ungewöhnlichkeit, treffende Seltsamkeit so unvergeßlich ins Gedächtniß springen, jene Talmudstelle, wo der leichteste Tod, das gelindeste Aushauchen der Seele, der „Tod im Kusse Gottes" so erscheint, „als ziehe man ein Haar aus der Milch", während der schmerzlichste Tod der ist, bei dem die Seele den Körper verläßt, „als reiße man einen Dorn aus einem Wollfell". Ich habe absichtlich keine sogenannte „Parallelstelle" gewählt. Wörtliche Anklänge ließen sich zu Dutzenden auftreiben. Aber gerade bei offenbar von einander unabhängigen Einfällen tritt die gleichgerichtete Originalität, der gemeinsame Impuls um so deutlicher vor.

So wendet sich, vom Sprachstil ausgehend, die Aufmerksamkeit dem Gemeinsamen zu, das Jesus an die andern großen Söhne unseres Volkes bindet. Des Besonderen seiner Persönlichkeit wurde vorhin gedacht: es ist heitere Sicherheit, über allen furchtbaren Ernst und die Schrecknisse seines Lebens wie

Hauch der Jugend hinglänzend. Diese persönliche Atmosphäre eines Menschen, die er seiner individuellen Gnade verdankt, durchdringt man nicht. Sie durchdringen wollen, hieße: unreligiös sein; nicht nur in diesem Falle, weil es sich gerade um Jesus handelt, sondern in jedem Falle der Welt. An der Kraft göttlichen Gnadenbeistandes ist eben nichts dem Verstand begreiflich, und daß solche Gnadenkraft einmal oder mehrmals auch Wunder wirken konnte, sichtbare Wunder im striktesten Sinne des Wortes, Umkehrungen des Naturlaufs, der Kausalität, nichts scheint mir unwahrscheinlich daran. Doch neben dem Besonderen, Persönlich-Auszeichnenden, darf das Volklich-Allgemeine nicht verdunkelt werden. Eine kühne Stirn gehört schon dazu, eine Chamberlainstirn, eine rassenantisemitische Stirn, in Jesus nicht den durchaus jüdischen Menschen erkennen zu wollen. Als Messias tritt er auf. Das heißt: um das Judenthum zu retten. Nun wird, vor Allem von christlich-theologischer Seite, gern eingewendet, das jüdische Messiasideal sei politisch gewesen, die Vorstellung von einem siegreichen Judenkönig, der die Unabhängigkeit der Juden wiederherstellt, die Römer verjagt. Natürlich gab es dieses Ideal. Doch daneben regte sich (und durchaus nicht bei Jesus allein) die Stimmung, daß aller politische Widerstand nutzlos sei dieser furchtbaren römischen Uebermacht gegenüber, wie sie die Agripparede bei Josephus Flavius mit geradezu geilem Masochismus, mit wollüstigem Schwächegefühl vor solcher Gliederfülle von Welthilfkräften, mit gewissermaßen monotheistischer Anbetung des einig-einzigen Welt-Imperiums und unübertrefflichen Präzision-Militarismus darstellt. Nur im Geiste (so glaubte nicht Jesus allein) sei noch das Judenthum zu retten. Ein Gedanke, den Jahrzehnte später Jochanan ben Sakai That werden ließ, indem er sich nach dem Fall Jerusalems von den Eroberern nur Eins ausbat: im Lehrhaus Jabne ungestört das Gesetz lehren zu dürfen. Und dieses Lehrhaus von Jabne hat ja wirklich den römischen Thron um alle die Jahrhunderte überlebt; es lebt noch heute, wir Juden leben aus seiner Kraft... (Nebenbei: Jochanan ben Sakai ließ sich in einem Sarg aus dem totgeweihten Jerusalem ins römische Belagerungheer tragen. Dann trat er vor den Imperator. Dieses „Lebendigwerden" und das darauffolgende schaffende Leben von Jabne könnte wohl ein Anstoß für den Mythos von der „Auferstehung Christi" geworden sein.)

Jesus wählte einen sehr ähnlichen Weg. Rettung durch innere Reinheit, durch Einkehr und Verschärfung, durch Zäune um das Gesetz. Die Bergpredigt wiederholt immer wieder: Dies

und Jenes befiehlt das Gesetz, ich aber gebe Euch eine noch strengere Regel an. Ein „Erschwerer" also ist Jesus gewesen. Er hebt das Gesetz nicht auf, er erschwert es, der kritischen Situation des Judenthums entsprechend, das nur durch innerlichstes Zusammenraffen jedes Einzelnen noch zu retten war. Ein Erschwerer, ein Verfeinerer des moralischen Gefühles. Solche Erschwerer und Verfeinerer aber sind wiederum eine vertraute Erscheinung in unserer Geistesgeschichte. Ich citire nur etwa, was Bacher („Die Agada der Tanaiten" I 278) von Akiba berichtet. „Als besonders hassenswerthe Sünde geißelte er den Wucher, der so sehr zu meiden ist, daß selbst ein Gruß als verbotener Zins zu betrachten sei, wenn der Schuldner den Gläubiger vorher nicht zu grüßen pflegte. Als besonders wichtige Pflicht der Nächstenliebe empfahl Akiba den Besuch der Kranken; wer diesen verabsäumt, hat gleichsam Blut vergossen. Wer Blut vergießt, Dem wird es so angerechnet, als ob er Gott selbst (das Urbild des Menschen) verringert hätte." Ist Das nicht bis in den Tonfall hinein der Geist der Bergpredigt: „Es ist den Alten gesagt: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, soll dem Gerichte verfallen sein. Ich aber sage Euch: Jeder, der seinem Bruder zürnt, soll dem Gericht verfallen sein." Nicht ein Jota, nicht ein Häkchen wird vom Gesetz genommen werden; so lehrt Jesus. Er giebt nur noch zu, er löst nicht auf. Von paulinischer Indifferenz äußeren Formen gegenüber ist bei ihm wenig zu finden. Seine persönliche Gnade ist eben eine andere als die des Paulus. Er lebt in gleichmäßiger Lichtheit, während Paulus nur noch ein einziges, grell erleuchtetes Ereigniß (den Kreuzestod) sieht und alles Uebrige in Nebel, in Dunkelheit, der Verdunkelung würdig. Wo aber Jesus die Pharisäer tadelt (Lukas XI 42), daß sie „Münze und Raute und jedes Kraut verzehnten", dagegen aber „vorbeigehen am Recht und an der Liebe Gottes", da setzt er, der Ebenmäßige, der Klare, den Kohelethssatz hinzu: „Dieses galt es zu thun und Jenes nicht zu lassen." Dieses also (das Verzehnten) galt es zu thun. So wichtig war ihm noch Form und Gesetz. Nein: hier ist noch keine Spur von Diesseitsnegation, von Zerfließen, von Auflösung der jüdischen Gemeinschaft. Im Gegentheil: der Gedanke, daß durch Verschärfung der Gebote, durch Verinnerlichung das drohende Verhängniß abgewendet werden könne, ist tief jüdisch, kehrt immer wieder und lag in jenen Tagen besonders nah, da der Untergang des Staates fühlbar bevorstand. „Groß ist die Reue", sagt Rabbi Meir, „denn um eines Einzigen willen, der Reue übt, wird der ganzen Welt ver-

ziehen." Der Traktat Gittin berichtet von einem Manne, der sich vierzig Jahre lang nur vom Saft der Feigen nährte, um den Fall Jerusalems abzuwenden. Und Jochanan ben Sakai sagte zu Vespasian: „Wären nur zwei Solche gewesen, die Stadt wäre nicht gefallen". Auch der Gedanke der stellvertretenden Genugthuung hat also seine jüdischen Analogien. (Siehe vor Allem das herrliche Jesajakapitel 53.) Wie sehr überdies die Gestalt Jesu von den seiner Generation Nahen als Glied der jüdischen Geistesgeschichte empfunden wurde, geht aus einer hübschen Stelle des Traktates Abodah Sarah hervor: Akiba erinnert den Rabbi Elieser daran, daß er einmal eine Schriftdeutung aus dem Munde eines Min (Sektirers, Christen) gehört habe, der sie als von Jesus aus Nazareth (Jeschu Hanozri) empfangen vortrug, und daß ihm diese Schriftdeutung (bezüglich Micha I 7) sehr große Freude bereitet habe. Allerdings wird gleich darauf die Absonderung von den Minim streng eingeschärft. Aber gerade dieses Verbot deutet, im Zusammenhang mit der Anekdote, auf die sehr enge communicatio in spiritualibus hin, die damals bestand.

Nirgends finde ich, daß Jesus die paulinische Idee in die Mitte gestellt habe, alle Menschen könnten nur durch seinen Opfertod und auf keine andere Weise selig werden. Erst im Johannesevangelium treten solche Stimmungen in den Vordergrund. Natürlich liegt in Jesu Gedankengang, daß Alles dem Ende sich nähere, viel Verlockung, die tägliche Arbeit, das „unedle Unglück" zu vernachlässigen (die Geschichte von Maria und Martha, „Sorget nicht für den morgigen Tag!"). Aber so völlig unpolitisch wie Paulus ist er noch nicht. Der jüdische Tempel soll zerstört, doch auch wieder aufgebaut werden. Aehnliches haben die Propheten Jesaja, Ezechiel und Andere geweissagt. So einseitige Einstellung auf „edles Unglück" wie bei Paulus war, wie es scheint, trotz allen späteren Einschiebseln in die synoptischen Evangelien nicht hineinzubringen. Kein désinteressement am Diesseits, daher auch kein désinteressement an den natürlichen Unterschieden der Völker, am eigenen Volk. Ein merkwürdiges und ergreifendes Beweisstück hierfür: in der vom Censor unterdrückten Stelle des Traktates Gittin wird Jesus allerdings als einer der drei ärgsten Verfolger des Judenthums angeführt. Onkelos citirt seinen Geist neben dem des Bileam und des Titus aus der Unterwelt. Dann fragt er die Drei, was er thun solle, um Größe in der Welt zu gewinnen. Bileam und Titus rathen ihm, die Juden zu hassen und auszurotten. Jesus aber räth, die Juden zu lieben und ihnen

Gutes zu thun. Der Talmud fügt hinzu: „Komm und sieh, welch ein Unterschied zwischen einem Abtrünnigen Israels und den Propheten der Welt!" Und alle Deutelei kann der berühmten Matthäusstelle nichts anhaben, in der Jesus sich bezeichnet als „gesandt nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel". „Es geht nicht an, das Brot der Kinder zu nehmen und es den Hündlein vorzuwerfen." Und seinen Aposteln trägt Jesus auf: „Ziehet auf keiner Heidenstraße und betretet keine Samariterstadt, gehet aber vielmehr zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel." In letzter Linie freilich zielt seine Lehre (wie jüdische Lehre überhaupt) auf alle Menschen. Doch kraft des Diesseitswunders ist ihre praktische Durchsetzung gebunden an irdische Differenzen, die niemals, nicht einmal vom erhabensten Blickpunkt aus bedeutunglos werden. „So seid denn klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben": befiehlt Jesus den Schülern. In diesem Satz ist die fast unlösbare, nur durch ein Wunder lösbare Aufgabe des Menschseins ausgedrückt: dem edlen Unglück und zugleich dem unedlen zu leben.

Das christliche Dogma nimmt gönnerhaft das Jüdische an Jesus zur Kenntniß; es gehört eben mit zu dem Wunder der hypostatischen Union, daß Gott in Jesus „wahrhaft Mensch geworden ist". (Hier also gehen die Wege der christlichen Theologie und des Rassenantisemitismus, dem Jesus ein „Germane" sein muß, auseinander. Später treffen sie sich dann wieder.) Zweifellos finden sich einige Aussprüche bei Jesus, die „christlich" sind im paulinischen Sinn. Echt oder unecht: mir lag nur an dem Nachweis, daß wesentliche Züge der Jesusgestalt mit Dem, was paulinische Konstruktion erfordern würde, nicht übereinstimmen, daß sie jüdisch sind, im Sinn des alten antipaulinischen Weltgefühles. Es ist dann wohl Geschmackssache, daß auf mich gerade solche Züge, die mit der Theorie „nicht stimmen", die also einer entgegengebauten Theorie zum Trotz sich Ueberlieferung gleichsam erzwungen haben, viel lebendiger und wahrer wirken als Einzelheiten, die wie Beweisstücke eines Systems anmuthen. Gerade die irrationalen Elemente in der Jesusgeschichte sind es auch, die mir den Gedankengang eines Drews und Lublinski (Jesus habe nie gelebt, die Passion-Geschichte sei gleichsam nur eine Präzipität aus asiatischen und griechischen Mythologien) völlig unwahrscheinlich, geradezu indiskutabel machen.

Prag. Max Brod.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

nicht das Erlebniß dieses Krieges, dieser gepanzerten, Flam»
men, Granaten, Stickgas ausspeienden Lügengeschwader links
und rechts gerade die kräftigsten Seelen, die feurigsten Kopfe
zum Bruch rostiger Rechtstafeln aufreizen, den deren Pfründ»
ner stets zu Verbrechen stempeln? Kann genialische Einfalt
sich gegen den Ruf der Pflicht zu Zertrümmerung einer
„Ordnung" täuben, die, statt Bedürfniß zu stillen, nur auf
Profitsmehrung sinnt, Vorrath versteckt oder vernichtet, um
die Preise nicht sinken zu lassen, und mit vollen, oft über»
vollen Lagern Millionen Armer Hemd und Laken versagt?
Dreihundertsechzigtausend Arbeitlose in Deutschlands Juni»
bilanz, trotzdem eine Viertelmillion von der „produktiven Für»
sorge" genährt wird und unzählige Kurzarbeiter von Drittel»
und Vierteleinkunft zehren: aus diesen Herden eitert die Wuth,
die in Hölz und Genossen kocht. „Ubi pus, ibi evacua":
lehrt alte Heilwissenschaft. Erst nach des Herdes Reinigung
quillt nicht mehr Eiter. Richtblock und Zuchthaus sind
Pfuschermittel; tilgen Symptome, doch niemals die Ursache
des Wehs und gewaltsamen Ausbruches. Der Kettenkokkus
überdauert die Eisenbartkur. Aus dem finster engen Ge»
wölbe des götzischen Vehmgerichtes summt in gedämpftem
Baß die Mahnung: „Dessen Herz rein ist, dessen Hände
rein sind, zu schwören auf Strang und Schwert, Der klage
bei Strang und Schwert!" Der allein darfs. Anderer Klage,
gar Urtheil wird Frevel. Waren Herz und Hände Derer rein,
die über Hölz den Stab brachen? „Richter, die Ihr richtet
und strafet, Gott gleich, bewahret Euer Herz vor Missethat
und Eure Hände vor unschuldigem Blut!" Also spricht der
Vermummte, der über Goethes Vehmhof schaltet.
Nicht jeder Kommunist war oder wird je ein Hölz.
„Liebe Marie, liebe Anna, lieben Schwestern!
Für Eure Briefe vorn .... meinen allerbesten Dank, ich habe
mich riesig gefreut, daß, Ihr armen, kleinen Mädels mich nicht
vergessen habt. Und wenn Ihr mir nur einen Umschlag gesandt
hättet mit einem Oruß darin, ich hätte midh eben so gefreut.
Doch der Inhalt Deines Briefes, liebe Marie, lohnt sehr,
darauf einzugehen. Es thüt mir eigentlich so ein Bissel weh,
wenn ich sehen muß, wie Du, meine Schwester, die vor nicht
allzu langer Zeit mit Herz und Hand dabei war, in Folge der
Mühsale, der Mißerfolge von der proletarischen Sache Dich ab-

scheidung;verbietetabernichtdieNachtragsfrage,obdasMisch*
volk einen eigenen Staat, unter internationaler Aufsicht, bilden
wolle. Erkennt es darin das einzige Mittel zu (mindestens be»
fristeter) Wahrung der Einheit, ohne die es nicht gedeihen kann,
so wird die Zunge aller Unbefangenen, deutsche und polnische,
für die Wahl dieses Ausweges stimmen. Solche Provisoriums»
wahl könnten beide Anrainer verschmerzen. Europa würde
durch sie nicht geschädigt. Und Frankreich stünde vor einem
in Privatwirthschaft zurückgekehrten, zu Schuldzahlung ent»
schlossenen Rußland nicht als der Polenmäster, gegen den sichs
den Deutschen verbünden muß; und wo die pariser Regirung
selbst zu Aufsicht mitwirkt, vergißt sie rasch wohl die allzu wil»
helmische Paradegranate, auf deren Mittelschild jetzt General
Le Rond täglich zehnmal die Warnung liest, bis in den Mai
1916 habe die oberschlesische Waffenschmiede vier Millionen
Schwergeschosse ins Feld geschickt. Fehlt aber zu dieser (längst
hier empfohlenen) Lösung der Muth: auch was in Boulogne
oder Paris in Erztafeln geätzt wird, offenbart sich bald als
Provisorium. Angora, Oppeln, Nebengebündel furchtsamer
oder feiger Regirer, Sozialistendreibund gegen den durch un»
kluges Anschlußgeschrei in Bruderliebe zu Frankreich ge»
schreckten Grafen Sforza: all Dies und anderes überlaut Hör»
bare ist Zwischenaktszerstreuung. Erst aus der panbritischen
Reichskonferenz, dem in Washington Beschlossenen, im Kreml
als unvermeidlich Erschauten wird Schicksalsbereitung. Ge»
lingt der Gigantentrust, den Botschafter Harvey ankündete,
den der amerikanische und der australische Hughes, Lloyd Ge»
orge und Smuts, Grey und Henderson wollen, dann muß
neben den Riesenpool British Empire»United States, dem Süd»
amerika nicht lange fern bleiben kann, ein mongolischer, Chi»
na»Japan, und ein eurasisch»russischer sich ballen. In diesen
Bund der Rassen, der die Erde entwaffnen, entseuchen, von
Basaltschutt säubern, Orient und Occident, endlich, versöhnen
könnte, fände nur ein geeintes Europa Einlaß, nicht der Knirps,
der ein Bündel geflickter Vaterländer und den mageren Er»
trag sonnenloser, zerklüfteter Wirthschaft mitbrächte. Mor»
gen Nothwendiges heute erkennen und dazu in Bereitschaft
sein: Das nur ist Politik. Und wer schlummernde Vernunft
in Erkenntniß wecken will, Der muß in der rechten Stunde
die rechte, den Schoß der Seele belichtende Frage stellen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardert in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Faß &. Garleb G. m. b H. in Berlin.

«

Nach sieben Jahren

Die Sanktion des Hasses

Frankreichs Parlament, dessen Ausschuß regirt, hat als seinen -*- Willen gekündet, die Vollstreckung der in der londoner Märzkonferenz beschlossenen Strafen dürfe erst enden, wenn alle Pflichten, deren Leistung diese Strafen erzwingen sollten, von Deutschland wirklich erfüllt seien. In der Fülle des seitdem über diese „Sanctions" Geredeten und Geschriebenen war allerlei Verständiges, viel Unnöthiges, manches Schäd» liche (Beispiel: die grelle Beleuchtung des franko»britischen Meinungspaltesf die, nachgerade könnte mans wissen, immer nur dessen Verengung bewirkt). Der, wie mir scheint, wich» tigste Gegengrund wurde nicht gezeigt. Welche Pflicht sollte denn durch den Straf druck erzwungen werden? Nach dem Wortlaut der Rügerede des Herrn Lloyd George nur die, das von den Westmächten zu Erfüllung des Friedensvertrages Ge» forderte anzunehmen; nicht aber die Pflicht zu dessen Aus» führung, die sich ja über Jahrzehnte hinstrecken muß. Die Annahme war, von dem Kabinet Fehrenbach, geweigert wor» den und die Sanctions sollten den berliner Widerstand brechen. Auch Aristeides Briand,der den Einwand, der Friedensvertrag erlaube den Vordrang nach Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nicht, mit der Berufung auf das gemeine Recht zu entkräften suchte, das dem Gläubiger gegen störrige Schuldner Pfand» nahme gestatte, auch dieser lächelnde Gerichtsvollzieher ging in seinenReden nur von demGedanken aus, Deutschland werde

/ 5

sich zur Annahme der londoner Bedinge entschließen, wenn der Machtsitz seiner Schwerindustrie den Druck der Besatzung und Zollgrenze spüre. Die Bedinge sind angenommen worden und die Erfüllung hat begonnen. Die Weiteranwendung von Mit» teln,deren Zweck erreicht wurde, ist sinnwidrig und verletzt das einfachste Rechtsgefühl. Der Juniglaube französischer Regirer, der Strafvollzug solle Leistung, nicht Bereitschaftgelöbniß, erzwingen, ist eben so irrig und gefährlich, wie der auf Bahn» höfen verkündete Märzglaube des Herrn Simons war, durch die Abstimmung sei entschieden, „daß Oberschlesien bei Deutschland bleiben soll und muß und wird". In beiden Fällen wurde die Meinung großer Länder vom hellen Weg der Wahrhaftigkeit in Nacht und Morast verleitet. Kein Red» licher kann leugnen, daß die (von Vernunft, also Politik, schon damals empfohlene) Erklärung deutscher Bereitschaft im März den Beschluß, mindestens die Ausführung der Sanctions ge» hemmt hätte. Kann ihr Zweck klarer bewiesen werden? Unbe» streitbar ist, freilich, daß der Reichstag, der die nach dem Miß» lingen anderen Versuches in die Form eines Ultimatums ge» brachten Vorschriften zu Ausführung des Friedensvertrages annahm, geschärfter Versäumnißstrafe, der Besetzung des Ruhr» beckens, vorbeugen wollte. Er war aber überzeugt, konnte und mußte, auch ohne Geflüster aus Botschafterhäusern, über» zeugt sein, das rechte Rheinufer von militärischer, die ganze deutsche Rheinlands wirthschaft von ökonomischer Fremdvor» mundschaft durch seinen Beschluß zu erlösen. Und wäre dieser Beschluß nicht in unwürdiger Hast zu Stand gekommen und in den Wehenstunden unser Auswärtiges Amt kopflos ge» wesen, dann hätte es zuvor über den Vollstreckungablauf der Märzstrafe Gewißheit erstrebt und, ganz sicher, erhalten. Noch aber galt Unkundigen diese Strafe als eine, deren Unwirk» samkeit jeder Kontorlehrling belächeln dürfe. Noch immer: Kriegstaktik. „Fochs berühmte Reserven sind längst aufge» rieben"meldete einst der amtliche Bericht; dann brachen sie aus dem Walde bei Villers»Cotterets. „Da die Amerikaner weder fliegen noch schwimmen können und ihren Schiffen unsere Tauchboote den Weg sperren, bringen sie keinen Mann auf den Kriegsschauplatz": also sprach Minister Hergt; dann brachte jeder Monat eine Viertelmillion. „Mit den Sanktionen schneidet die Entente nur sich selbst, nicht uns, ins Fleisch;

wir können sie so lange aushalten, wie uns beliebt": Bank»
direkteren, die in Wortpatriotismen Beträchtlicheres als in
Wirthschaftprognose leisten, und „Sachverständige" aus ähn»
lieber Mehlsorte schrien es ins Land. Selbsttäuschung oder
Trug „im vaterländischen Interesse" währt unter militärischem
Meinungzwang länger als in censurloser Friedenszeit. Doch
erst in der zweiten Juniwoche kamen von den Ausschüssen
für Industrie und Handel des besetzten Gebietes laut drängende
Gesuche, alles zu schleuniger Befreiung von den Sanktionen
irgend Mögliche zu thun. Der Absatz stocke, der Versand
sei um ein Drittel des Rechnungwerthes gesunken, die Fluth
der Auftragswiderrufe steige, die Zollgrenze zwischen Er*
zeugung* und Verarbeitungstätte belaste die Produktion, viele
Betriebe seien schon eingeschränkt, müßten morgen einge»
stellt werden, das Schieberwesen blühe fröhlicher als je und
verpeste mit seinem Giftstaub ringsum die Geschäftsmoral.
Wars nicht, Alles, vorauszusehen und entmakelt berechtigter
Tadel des Franzosenfehls die schuldigen Deutschen?
Das berliner Märzmanöver war Rücksprung auf den er«
sten Irrweg der Kriegszeit, über dem das Motto leuchtete: „Wir
dürfen und können Alles und alles gegen uns Unternommene
bleibt nichtiges Stümperwerk." Frau Hybris in Spartaner*
gewand. General Ludendorff, ein (nur in Sonnenlicht, nur
im Aufstieg) starker Wille, ungemein begabter Fachmensch,
doch ohne irgendwelche Kenntniß der Volkheitbedürfnisse,
ohne die fernste Ahnung von Psychologie, fordert das Men*
sehen auf die Länge Unmögliche. „Unbedingtes Ausnützen
aller unserer Kräfte. Die Sonntagsarbeit ist einzuführen. Ener*
gische staatliche Ausbildung der männlichen Jugend vom
sechzehnten Lebensjahr an für den Militärdienst. (Auch, ver«
steht sich, in der Zeit nach dem Krieg.) Schließung von Uni«
versitäten, Seminaren und ähnlichen Anstalten, so weit es
das unabweisbare Bedürfniß der einzelnen Berufe (Aerzte)
zuläßt. Kinos, Theater, Restaurants, Musikkapellen, Mode«
geschäfte.Waarenhäuser, Friseure, alle für den Krieg unwich»
tige Betriebe sind stillzulegen. Für die gesammte Bevölker»
ung wird Arbeitzwang, etwa in Verbindung mit Nahrung*
ansprächen, eingeführt. Alle zur Zeit Untauglichen, die an
heilbaren Krankheiten, Herzschwäche, Sportherz, Körper»
schwäche und Aehnlichem leiden, sind in besondere A1

theilungen einzustellen, die an geeigneten Orten einer Ge»
sundungskur unterworfen werden. (Damit'sie dann Front»
dienst leisten können.) Die Erhöhung der Preise für ratio»
nirte Lebensmittel muß verhindert, die Senkung der Preise
für Schuhe, Kleider und andere Gebrauchsgegenstände muß
erreicht, der Schleichhandel beseitigt, der unzulässig hoheUn»
ternehmergewinn erfaßt werden." Auf Berichte über schlechte
Stimmung und Moral erwidert er: „Hieran sind die hohen
Löhne neben der zu großen persönlichen Freiheit schuld. Die
Leistung der Arbeiter ist stellenweise um dreißig bis vierzig
Prozent gesunken. An der Ernährung liegt es nicht; es ist
vielmehr passiver Widerstand." Im letzten Kriegssommer for»
dert er: „Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle Männer vom
fünfzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahr. Hilfdienstpflicht
sollte Mittel geben, Frauen restlos zu erfassen. Viele thun
heute noch nichts; müßten dazu gezwungen werden." Und
können sies nicht, dann muß „diese Thatsache auch öffent-
lich deutlich zum Ausdruck gebracht und der verderblichen
Agitation auf Gleichstellung in allen Berufen und damit na»
türlich auch in politischer Beziehung ein Riegel vorgescho»
ben" werden. In den von ihm veröffentlichten „Dokumenten
der Obersten Heeresleitung" bekennt der General sich stolz zu
all diesen Erlassen und Forderungen. Er war nicht aHein schul»
dig; Trugberichte und vergottende Schmeichelrede hatten ihn
in die Wahnvorstellung verführt, solche Phalangenordnung,
neben der Fouriers Phalanstere wie ein Eden prangt, sei lange
haltbar. Bedenket, daß Herr Rathenau, Ritter des Rothen Adler»
ordens Zweiter Klasse und Leiter der Rohstoffabtheilung im
Königlichen Kriegsministerium, jetzt Republikaner, Demo»
krat, Bewunderer des Herrn Ebert und Aufbauminister, dem
Feldherrn schrieb, er „fürchte nichts so sehr wie eine plötz»
liche Nachgiebigkeit gegen England, das uns gegen Heraus»
gabe von Belgien den Frieden und ein gefährliches Bünd»
niß bietet. Wir müssen den Willen und die Kraft haben, mit
England bis zu Ende zu kämpfen. Wirthschaftlich halten wir
Das aus." Die Prophetie des in vielen Dutzenden beträcht»
licher Auf sichtrathsstellen Bewährten,der Seekrieg werde hoch»
stens bis Ende 1916 dauern und inzwischen unser Verhältniß
zu Rußland in Ordnung sein, wird auf den Sieger von Tannen»
berg (den fahren: Lu den dorff) nicht allzu stark gewirkt haben.

Viel stärker gewiß, daß ein heller Industriekopf und Bankdirek»
tor ihm zurief, Deutschlands Wirthschaft halte Krieg gegen
England „bis zu Ende", also bis in den Siegestag, aus. Und so
rasselnde, mit dem heiligen Oel der Verehrung gesalbte Briefe
waren nicht selten. Daher die Losung: „Wir dürfen und kön»
nen Alles und alles gegen uns Unternommene bleibt nichtiges
Stümperwerk." Die wurde nach der militärischen Nieder»
lage, sub auspiciis Matthaei Erzberger, durch die andere er»
setzt: „Fasset uns nicht an, setzet den Fuß nicht auf unseren
Boden, denn er und wir sind verseucht und schon von flüch»
tiger Berührung holet Ihr Euch den Bolschewismus]" Da
nach den gouvernementalen Massenmorden an Isar, Spree,
Ruhr und anderen Ufern auch diese Schreckparole nicht mehr
wirkte, ersannen Schlauköpfe das dritte und längste der Irrlicht»
motti. „Wir wollen die Sieger entschädigen", hieß es nun, „ wol»
len alles Schlimme wieder gut machen, könnens aber nur, wenn
Ihr uns dazu die Mittel lasset, nicht Soldaten, Schiffe, Vieh
(Milchkühe), Lokomotiven, Wagons, Waffen, Westpreußen,
Danzig, Memel, Nordschleswig, Oberschlesien nehmet. Sonst
ist Vertragserfüllung, bei allen Göttern, dem besten Willen un»
möglich." Ists schon vergessen? Nicht von Allen das Gestöber
der Proteste, Beschwerden, Betheuerungen, denen bald, ern»
sten Deutschen zu Scham,Niemand mehr horchte. „Unmöglich,
unausführbar,unerfüllbar":WochevorWocheJedesmal drück»
ten sie dann drüben: und Alles wurde möglich, ausgeführt, er»
füllt. Nur an die einstweilen letzten Beispiele sei hier erinnert.
Am zwölften März sagte Minister Simons im Reichstag: „Nach
den Sanktionen werden wir unser Angebot von London nicht
wiederholen, sondern nur auf der für uns erheblich verschlech»
terten Basis verhandeln können." Also: noch weniger bieten als
in London. Die Westmächte forderten „erheblich" mehr, als
sie im zweiten londoner Vorschlag gefordert hatten: und wir
gelobten prompte Erfüllung. Dieses Gelübde, hatte Herr Ra»
thenau ins Berliner Tageblatt geschrieben, würde bewußte
Unehrlichkeit sein. Als es geleistet war, trat er überselig an die
Spitze des Ministeriums, das, vor allen anderen, die Nation
auf den Weg dieser bewußten Unehrlichkeit zu führen hat. Der
blaugrüne Mandril würde von solcher Selbstanzeige schäm»
roth. Mußte nicht, da jeder Druck, Zwang, Schreckschuß schon
sich als wirksam erwies, in den Franzosen der Glaube ent»

stehen, ohne solche Einschüchterungmittel sei von den Deut»
schen nichts zu erlangen? Je derber Paris drückte, desto
weicher wurde Berlin. Und wer giebt aus freiem Willen den
Schraubstock hin, der ihm brauchbare Arbeit leistete? Seit dem
Waffenstillstand wurde hier, Manchem wohl zu oft, der Rath
wiederholt, Alles zu gewähren, was die Gerechtigkeit fordert
und das Vermögen gestattet, und nicht eines Hohlsaumes Breite
dem Glauben zu lassen, durch Drohung oder Druck sei eines
Quäntchens Uebergewicht zu erlangen. Unsere Regirer, rothe
und blaue, wolltens, leider, anders; ließen das Unweigerliche
von Zangen sich, Stück vor Stück, abzwicken: und handelten,
mit der Annahme all der harten Bedinge, statt der Anerkennung
guten Willens, die Meinung ein, nur mit Gewalt seien sie in
Rechtsgewährung zu bringen. Wird, endlich, auf Hieb und
Stich mit solchem Flederwisch verzichtet? Das Spiel mit Ober»
schlesien, „ohne dessen ungetheilten Besitz wir nicht Zahlung»
fähig wären", schleppt sich in den sechsundzwanzigsten Mo»
nat. Nach dem wiesbadener Gespräch noch mußte Herr Lou»
cheur klagen, der Emsige, der ihn ins Schlepptau nehmen
wollte, habe durchaus nach Erörterung der oberschlesischen
Frage getrachtet, „die, als eine politische, doch nicht in den
Amtsbereich des Auf bauministers gehört". Die Wegräumung
der Rheinzollgrenze wurde als Pflaster für die oberschlesische
Wunde aufgespart. Den Entschluß, Frankreichs Truppen aus
den drei Kohlenhäfen zurückzuziehen,hemmtederkriegerische
Lärm und das Rabengekrächz der Kyffhäuserfeier, dann der
allgemein befremdende Ausgang der leipziger Prozesse und
die Meinung, dem Kabinet Wirth werde bald eine nationali»
stische Regirung (Stegerwald &. Co.) folgen, gegen deren Trutz»
gelüsten die Vertragspartner alle wuchtigen Waffen in der Hand
behalten müssen. Die Reichstagsdebatte, gar vor dem Erfüll»
ungtermin des ersten Julitages, war nutzlos; schlimmer, also
schädlich, die ebertische Wiederholung der zehnmal als falsch
verlachten Angabe, Oberschlesien sei „altes deutsches Land".
Von solchen Kniffen und Pfiffen ist nichts zu hoffen. Nichts
mehr von dem Wahn einer Gottähnlichkeit, der Alles erlaubt
ist, von Nachbarsscheu vor Infektion noch von Nöthigung»
versuch, der flennt: „Laß mir die abgepfändete Perlenkette,
das Erbstück aus Urväterzeit, oder ich kann Dir die Schuld»
summe nicht zahlen." Den Franzosen kann nicht (noch we»

niger den geradlinig denkenden Briten) verborgen sein, aus
welcher dicken Wolke finsteren Grolles heute das Rheinvolk
auf die Eindringerschwärme blickt, die so lange nun schon in
seinen Häusern nisten, ihm die breitesten Räume, das beste
Geräth wegnehmen, mit Herrenallure.Weibergedüftel, Puder»
papier das Antlitz der Heime zerfurchen, verstauben, entadeln,
dieses Unwesen noch, mindestens, dreizehn Jahre forttreiben
wollen und nun auch auf dem rechten Ufer des Nordpaktolos
sich behaglich einnisten. Dieses Grolles würden sie gern ledig.
Weil aber die berliner Regirung, die noch vor einem Jahr um
die Hälfte des jetzt ausbedungenen Riesenbetrages, noch in
London um zwei Drittel billiger das Reich von der Entschädi»
gungpflicht loskaufen konnte, erst in engster Klemme des Zan«
genmaules sich dem Gläubiger willfährig zeigte, legt er das
heilsame Werkzeug, so lästig ihm das dadurch bewirkte Aer»
gerniß wird, nicht wieder aus der Hand. Wird das Wunder,
bis in den Aufgang des Erntemondes die erste Goldmilliarde
voll zu zahlen, den Deutschen gelingen? Wie werden sie die
TheilungOberschlesiens aufnehmen? Schlägt danach nicht die
von den Nationalisten ersehnte Stunde des Feldgeschreies:
„Das also habt Ihr, schlappe Kerle, mit Eurer ewigen Nach«
giebigkeit erlangt" (in die, was nicht gesagt wird, auch die
Helfferiche und andere Erzrecken gedrängt worden wären)?
Wandeln sich dann nicht über Nacht die Stahlhelme, Trutz»
bünde, Arbeitgemeinschaften, Turnvereine, Sterbekassen etc.
pp. in militärische Verbände und deren Finanzämter? Weil
wirs fürchten müssen, halten wir die Pfänder fest, die wir ha«
ben; und sorgen, für jeden Fall, so deutsch'tüchtig vor, daß
nach dem Sinken der Rheinzollschranken in dem besetzten
Land Wein, Cognac, Liqueurs aller Art, Seide, Spitzen, Kleider,
Hüte, Parfüms, Seife, Chocolade, Cigaretten, Putz und Tand in
Riesenstapeln liegen, die Deutschland uns abkaufen muß.
So (ungefähr) flüstert die Franzosenmeinung, die über dieGe»
fahr des ins Rheinland und in Schlesien gesäten Hasses und
über die Schwächung des deutschen Entschädigervermögens
durch Massenauf drängung von Luxus waare sich selbst, le coeur
leger, täuscht. An (nicht grundlosen und durchaus höflichen)
Tadel der ersten Rosen»Vorlesung reiht, im „Temps", Frank»
reichs Außenminister die mahnende Erinnerung, der Zweck
der Sanctions sei gewesen, Deutschlands Bereitschaft zu Ent»

Schädigung, Entwaffnung, Gerichtsverfahrenjgegen die von den Westmächten Angeklagten zu erlangen. Richtig: die Bereit« schaft. Da sie erwiesen ist und im dritten Friedensjahr auch ein noch mächtigerer Vertragspartner den anderen nicht mehr wie einen halb, mit Bewährungfrist, begnadigten Verbrecher behandeln dürfte, muß gerechte Vernunft schleunig Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf von der Ein'quartierlast, die rheinische Wirthschaft von der würgenden Zollkette befreien. Deutschen Regirern aber müßte dieses Erlebniß die vierte Losung, die einzig auf die Dauer nützliche, einhämmern: „Wäge, ehe Du Dichzu Handlung entschließest, nicht nur den Vortheil, den sie Dir bringen, sondern auch die Wirkung, schon die akustische, die sie auf Denken und Wollen Anderer, Deinem Gedeihen Wichtiger, erlangen kann; denn Du bist Theil eines Alls."

Blinde Blindenführer

Welche Unheilssumme aus dem Fehlen dieser Wägung angeschwollen ist, wird Deutschen wieder beim Lesen der Er« innerungen offenbar, die HerrJulesCambon,Frankreichs letzter Botschafter am berliner Kaiserhof, in der Revue de France veröffentlicht. Weil mir lehrreich scheint, in klarem Umriß zu zeigen, wie dieser nüchtern gescheite, redlich und still Jahre lang um würdige Verständigung bemühte Franzos in Berlin ver- ärgert, in Mißtrauen gezwungen, gefoppt, in seinem pariser Personalkredit geschädigt wurde, habe ich ein paar Bruch« stücke daraus ins geliebte Deutsch übertragen.

„Eines Tages besuchte ich den Staatssekretär Von Ki* derlen»Waechter. Bei all seinen Fehlern war in ihm ein ge» wisser Drang nach (manchmal ein Bischen brutaler) Ehrlich« keit; unter all den Deutschen, mit denen ich amtlich zu thun hatte, war kaum noch Einer, mit dem ich, Alles in Allem, so gut auskam. Auge in Auge sagte ich ihm: .Welcher Teufel ritt Sie eigentlich in die Geschichte von Agadir? Warum machten Sie Das? Was trieb Sie und was trugs Ihnen ein? Sie haben das Verhältniß unserer beiden Länder arg getrübt, beinah einen Krieg entfesselt, in Frankreich das Nationalisten* gefühl erregt und überreizt, in England Mißtrauen geweckt, sogar Feindsch aft gesät: und das Ergebniß von Alledem? Selbst hier wüthet die Oeffentliche Meinung gegen Sie. Deutsch« land glaubt sich herabgesetzt und ist überzeugt, eine Schlappe erlitten zu haben. Warum also haben Sie das Kanonenboot

nach Agadir geschickt?' Er besann sich ein paar Sekunden
und sagte dann: ‚Ich will Ihrer Frage ganz offen antworten.
Im vorigen Frühjahr war unser Kronprinz zur Fuchsjagd nach
England gegangen. Sie wissen, wie die Engländer sind, wie
sie die Wirthspflicht auffassen und den Gast bezaubern. Der
ganze Aufenthalt des Kronprinzen wurde ein einziges Fest.
Politiker, Minister, Salonmenschen, die elegantesten Weiber,
die ganz besonders, warben um die Ehre, ihm vorgestellt und
zu seinen Empfängen geladen zu werden. Alle Reden, die
er hörte, trieften nur so von Sympathie mit, von Schmeichelei
für Deutschland. All diese Huldigungen, Feste, Loblieder
hatten ihm buchstäblich den Kopf verdreht (der übrigens
nicht allzu fest sitzt). Er hatte Alles für bare Münze genom»
men und brachte von der Reise die Ueberzeugung mit, kein
anderer Fürst sei in England so populär wie er, die Mehr»
heit der Briten liebe Deutchland herzlich, sei stets bereit,
ihm zu helfen, und Frankreich dürfe nicht darauf rechnen,
in Streit mit Deutschland jemals englischen Beistandzu finden.
All Das erzählte er dem Kaiser, unterstrich, versteht sich, jede
Einzelheit noch dick: na, und da sind Sie nun auf dem tiefsten
Grund der Agadir. Sache' . . . Wie der Kaiser das Attentat
von Sarajewo erfuhr, ist noch nie richtig dargestellt worden.
Mir hats Einer, der dabei war, ein paar Tage später erzählt.
Der Kaiser war auf seiner Yacht, die in der kieler Regatta
mitlief. Wie immer: geschäftig, aufgeregt; er gab Befehle und
leitete selbst die Bootsmanöver. Plötzlich naht, mit Volldampf,
eine Pinasse; rennt gerade auf die Yacht los und will ihr
was sagen. Mit gebieterischem Wink sucht der Kaiser sie
wegzuscheuchen. Sie achtet nicht drauf und kommt näher.
Als nur noch ein paar Meter sie von der Rennyacht trennen,
giebt der neben dem Steuermann stehende Admiral Müller
pantomimisch zu verstehen, daß er Etwas zu übergeben habe,
hält ein Papier hoch, steckts dann mit auffälliger Geberde
in sein (Zigarettenetui und wirft das geschickt aufs Deck der
Yacht. Ein Matrose hebts auf und bringt es dem Kaiser.
Wilhelm öffnet das Etui, zieht das Telegramm heraus, ent»
faltets, wird blaß, läßt die Depesche fallen und sagt nichts
weiter als: ‚Nun muß ich von vorn anfangenI* Dann be»
fiehlt er, zu wenden und die Regatta aufzugeben ... In der
zweiten Julihälfte, als ich aus Paris nach Berlin zurückgekehrt

war, erfuhren wir nichts von Oesterreichs Absicht und von der
Note, die es an Serbien schicken wolle. Auch aus dem vielbe»
sprochenen Kriegsrath, der am fünften Juli in Potsdam ge»
wesen sein sollte, sickerte nicht das Allergeringste durch.
In Geheimnißwahrung habens die Deutschen ja zur Meister*
schaft gebracht. Ein Umstand beängstigte mich: zwar sah
ich fast täglich den Staatssekretär Von Jagow, unsichtbar war
für mich aber Herr von Bethmann, mit dem ich sehr gut
stand und mit desen Familie meine Frau und Tochter intim
verkehrten. Bethmann, der ein Bischen naiv war (sein weit«
berühmtes Wort vom Papierfetzen hats bewiesen), mochte
wohl fürchten, er würde sich nicht ganz in der Gewalt haben
und von Dem, was sich im Dunkel spann, mich Etwas ahnen
lassen. Jedenfalls schlug das wiener Ultimatum wie Donner
ein. Als ich die Note überflogen hatte, stand meine Ueber»
zeugung fest: nun werde uns nicht mehr gelingen, den Kon«
flikt zu vermeiden. Dennoch mußten wir alles zu Vermeidung
irgend Mögliche thun. Da Deutschland offenbar entschlossen
war, uns anzugreifen, blieb uns nur übrig, es dem Auge der
Welt als den verantwortlichen Urheber des Krieges zu er»
weisen. Den verhängnißvollen Fehler von 1870 durften wir
nicht noch einmal machen. Das war in den folgenden Tagen
mein Leitgedanke,- all mein Thun und Streben ging von diesem
Grundsatz aus. Wir mußten uns angreifen lassen. Das war
nothwendig, weil wir sonst nicht auf Englands Beistand rech»
nen durften. Am Ende eines langen Gespräches, schon an
der Thür, sagte ich Herrn von Jagow gerade ins Gesicht:
.Darf ich als Mensch zum Menschen sprechen?' Er gab seine
Zustimmung. .Dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß
Ihr Unternehmen höchst thöricht ist. Gewinnen können Sie
daraus nichts; aber viel verlieren. Frankreich wird sich un»
gemein viel besser vertheidigen, als Sie glauben. Und Sie
dürfen gewiß sein, daß England den groben Fehler von 1870,
wo es uns niederschlagen ließ, nicht wiederholen wird. Sie
können mir glauben; ich schwatze nicht ins Blau hinein und
Sie werden zugeben, daß ich zu den zehn Europäern gehöre,
die am Meisten über die internationale Lage wissen. Ich ver»
sichere Sie, daß materielle und sittliche Giünde England zu
Eingriff.zwingen und daß es nicht zögern darf, mit uns zu ge«
hen. Haben Sie die entsetzlichen Folgewirkungen des Ereignis»

ses erwogen? Allein, nur mit einem wurmstichigen Reich als
Bundesgenossen, werden Sie gegen den ganzen Erdtheil stehen.'
Jagow blickte mich mit leisem Spottlächeln an und er*
widerte: ,Sie haben Ihre Nachrichten, wir haben unsere; und
die lauten ganz anders. Wir sind der englischen Neutralität
vollkommen sicher.' Ich ging. Vor der Heimfahrt in die Bot*
schaft suchte ich, wie immer, meinen englischen Kollegen
auf, Sir Edward Goschen, mit dem ich in lückenloser Ein*
tracht arbeitete. Wir tauschten alle Informationen aus und
erlangten so, durch stets erneute Vergleiche und Nachprüf*
ungen, ziemlich genaue Kenntniß aller Vorgänge. Ich wie*
derholte ihm das Gespräch mit Jagow; die Schlußsätze wört«
lieh. Er antwortete: ,Ueber die Haltung meines Landes denke
ich genau wie Sie; leider habe ich nicht die Vollmacht, es
auszusprechen.' Das war das große Unglück, war die Tra*
goedie dieser Woche. Wenn Deutschland gewußt hätte, daß
es vom ersten Tag an gegen England zu fechten haben werde,
dann hätte es, nach meiner festen Ueberzeugung, den Kon»
flikt nicht heraufbeschworen. Doch es schmeichelte sich mit
der Hoffnung, England werde entweder gar nicht eingreifen
oder zu spät, wenn Frankreich schon niedergeworfen sei, sich
in Entschluß aufraffen. Am neunundzwanzigsten Juliabend
drückte, in dem potsdamer Kriegsrath, dem der Kaiser vor*
saß, der Generalstab mit aller Wucht den Beschluß durch,
die Mobilmachung nicht länger aufzuschieben. Die letzten
Widerstände und Zögerungen derCivilisten wurden von den
Generalen überrannt. Am nächsten Tag sollte die Mobil*
machung befohlen werden. Von diesem Kriegsrath fuhr Beth»
mann noch nachts in aller Hast zu Goschen. Er zeigt ihm,
in kaum noch verhüllenden Worten, die unmittelbar bevor*
stehende Katastrophe und sucht durch hohes Angebot die bri«
tische Neutralität zu erkaufen. .Wenn England dem Streit fern
bleibt, verbürge ich ihm im Namen der Kaiserlichen Regirung,
daß Deutschland nach seinem Sieg den Franzosen auf unserem
Erdtheil kein Landstück nehmen wird.' Für Frankreichs Kolo*
nien will er nicht die selbe Verpflichtung übernehmen. Was
Belgien betreffe, so werde Deutschlands Handeln von dem
Frankreichs abhängen. Goschen gab mir sofort Kenntniß von
diesem Gespräch,dasmeine Beklemmung mehrte. Am nächsten
Mittag, um Zwei, meldete ein Extrablatt des halboffiziösen

Lokalanzeigers die Mobilmachung von Heer und Flotte. Ein
ganzes Geschwader von Ausrufern verbreitete, bis in entlegene
Straßen, die noch feuchten Blätter, die von der Menge ver»
schlungen wurden. Eine Stunde danach wurde das Extrablatt,
auf Befehl der Regirung, in Beschlag genommen; und Jagow
selbst rief mich an, um mir zu sagen, die Nachricht sei falsch;
er bat mich, diese Thatsache so schnell wie möglich meiner
Regirung zu melden. Ich glaubte der Ableugnung nicht, son»
dern blieb überzeugt, daß die Mobilmachung am Abend zu»
vor beschlossen worden war, daß man aber im Hinblick auf
allerlei Umstände (Telegrammwechsel zwischen Kaiser und
Zar, Englands noch bedeutsamere Erklärung, daß es sich volle
Handlungfreiheit wahre) die Ankündung des ernstesten Schiit»
tes noch einmal aufgeschoben habe. Am nächsten Morgen, es
war der letzte Julitag, läßt Jagow mich zu sich bitten und
sagt, zu seinem lebhaften Bedauern sei, im Angesicht der russi»
schen Gesammtmobilisation, Deutschland zu ernsten Vorsicht»
maßregeln genöthigt und deshalb der Zustand der Kriegsge»
fahr verkündet worden. In Petersburg sei angezeigt worden,
wenn Rußland nicht sofort, auf der österreichischen und auf
der deutschen Front, demobilisire, müsse auch Deutschland
sein Heer mobilisiren. Dem Deutschen Botschafter in Paris
sei befohlen worden, diese Beschlüsse zu Kenntniß der Fran»
zösischen Regirung zu bringen und sie zu fragen, welche Halt»
ung sie im Fall deutsch>russischen Konfliktes wählen werde.
Von dieser Stunde an wurde meine Lage immer schwieriger.
Die deutschen Behörden verzögerten oder unterschlugen die
an mich gerichteten Depeschen und ich empfing deshalb kaum
noch eine Instruktion. Um der britischen Regirung durch un»
verwischbaren Eindruck zu erweisen, daß der Krieg nicht von
uns gewollt sei, hatte ich Paris ersucht, mir die Pflicht der
Pässeforderung zu ersparen; ich müsse ruhig warten, bis man
mich vor die Thür setze. Auch die Depesche, worin, am dritten
August, Ministerpräsident Vi viani mir mittheilte, der Deutsche
Botschafter habe ihm die Kriegserklärung gebracht, seine Pässe
gefordert und ich solle nun meine fordern, wurde von den
kaiserlichen Behörden unterschlagen. Ich hatte also keinen
amtlichen Schritt zu thun und wartete, bis die Deutsche Re»
girung selbst mir zu verstehen gebe, ich solle gehen."
Die Einfalt eines Kanzlers, der annimmt, was er in dieser

Situation dem Botschafter Englands ausplaudere, werde nicht
sofort auch derFranzos hören, würde man einem Romanschrei»
her oder Dramatiker nicht glauben. Im Fall Agadir hat Kider»
len natürlich nur die halbe Wahrheit gesagt; nur die ihn nicht
belastende. Der Trieb seines schon kranken Hirnes, eine Haupt»
rolle zu spielen, Epoche zu machen, seinen Namen in die
Weltesche zu kerben, hat viel kräftiger noch als die durch
den unreifen Bericht des Kronprinzen entstandene Hofstimm»
ung zu dem Panthersprung an Marokkos Atlantisküste ge»
drängt. Sein Hirn war schon krank. Ein paar Wochen nach
dem Agadir. Lärm, der ihn den Franzosen als Schwarzen Mann
offenbart hatte, fuhr er mit einer Ausländerin nach Chamonix,
auf französischen, nicht, wie erwähnte, schweizerischen Boden.
Dort wurde das Paar heimlich photographirt; wurde oben»
drein noch ein Brief Kiderlens gefunden, den die Dame auf
dem Nachttisch vergessen hatte und der politische Anspie»
lungen verfänglicher Art enthielt. Glückszufall fügte, daß in
dem selben Hotel ein mir bekannter Rechtsanwalt war, der mich
telegraphisch fragte, ob er Eingriff versuchen solle, und dessen
Geschicklichkeit, nach meiner eindringlich mahnenden Ant»
wort, gelang, den Brief an sich zu bringen und den drohen»
den Skandal zu vermeiden. Noch leichter ließ die pariser
Zeitung, wie zu ihrer Ehre gesagt sein muß, sich zum Ver»
zicht auf die Veröffentlichung der Photographien bestimmen.
Der persönlich, mir nicht, nur aus Holsteins Dauerhymnen be»
kannte Staatssekretär, den ich schon einmal vor einem Skan»
dälchen bewahrt hatte, war ungemein dankbar; doch die Vor»
aussicht, daß seine alkoholische Politik mich auch weiter
in Gegnerschaft zwingen werde, empfahl, dem angebotenen
Dankbesuch auszubiegen. Der hoch über den Durchschnitt
begabte, doch zu selbständigem Handeln noch weniger als
sein Freund Holstein berufene Schwabe hatte sich in Bukarest,
wohin Philis und Wilhelms Ungnade ihn für lange Jahre ver»
bannt hatte, allzu tief in Alkohol und den Qualm schwerster
Havannas eingenebelt. Der tolle Einfall, als Zielmännchen auf
jeder Budenscheibe Frankreichs mit einer Freundin, die inter»
national wichtige Briefe vertrödelte, nach Chamonix zu gehen,
erwies den Vorschritt der Krankheit, die sein letzter Arzt mir
später, als ich sie (erst nach seinem Tod, versteht sich) hier er»
wähnt hatte, bestätigte. In gesunden Tagen hätte kein Kaiser,

kein Kronprinz ihn zu dem Schwabenstreich von Agadir anzu»
treiben vermocht. Seine Ernennung war auf den oft wieder»
holten Wunsch des hilf» und rathlosen Bethmann von Wilhelm
schließlich mit dem fritzisch frisirten Satz bewilligt worden:
„Wenn Sie sich also auch diese Laus noch in den Pelz setzen
wollen, meinetwegen!" Von dem zimperlichen Damenhofe
wurde er, als ein „Unsittlicher", schroff abgelehnt. Tröstete
sich zwar mit dem hoch zielenden Wort seiner berühmten
Spötterzunge: „Kinder, von der Homosexualsorte habt Ihr
nachgerade doch genug Exemplare; lasset Euch auch einmal,
der Abwechselung wegen, einen Normalen gefallen." Doch auf
schwankem Sitz war die Versuchung, durch eine „That" sich
als unentbehrlich, als den providentiellenMann zu bewähren,
stärker als auf festem; und weil im Hirn die Bremse schon
rostig war, wurde aus Thatendrang gefährliche Thorheit. Der
Vorstoß an Marokkos atlantische Küste, der jähe Gestus,der an»
zudeuten schien, Deutschland suche einen Stützpunkt, von dem
aus, wenns ihm passe, seine Flotte die Weizenzufuhr Englands
abschneiden könne, hat noch ärgeres Unheil gestiftet als Wil»
heims Fantasia in Tanger und die Tragoedie der Irrungen,
die mit der pariser Mission des Herrn Rosen fast noch lustig
begann und in Algesiras kläglich endete. Vergesset nicht,
daß Londons „society" dem jüngeren der zwei labilenWilhelme
gewiß nicht ungestümer geschmeichelt hatte als er ihr sammt
dem Angedenken der Urgroßmama und der britischen Erb»
weisheit. Danach dieser Streich: Das roch nach dem Schwefel»
pfuhl höllischer Tücke. Der Pazifist und Deutschenbestauner
Lloyd George zeigte uns, in einer berüchtigten Rede, zum ersten
Mal die Igelstacheln. Das reine Herz des behutsamen Sir Ed»
ward Grey glaubte, den in sechs Jahren zum dritten Mal von
Deutschland ernstlich bedrohten Franzosen nun, da die Droh»
ung auch das Britenreich visirte, nicht länger die schmale Hoff»
nung weigern zu dürfen, die sein Briefwechsel mit dem Bot»
schafter Paul Cambon aufblinken läßt. Agadir scheucht
Italien nach Tripolis, das ihm, mit der Kyrenaika, entgehen
konnte, wem Deutschland auch nur einen Theil des Scherifen»
staates an sich raffte und dadurch dem franko.italischen Ver»
trag über Marokko und Tripolitanien das Rückgrat brach.
Italiens siegreicher Krieg gegen die Türkei entband den der
Balkanstaaten. Und erst Serbiens Waffenerfolg in, Serbiens

Landzuwachs aus diesem Krieg ließ in Wien und Budapest
den frevlen Wunsch nach Vernichtung des Bosniaken und Kro»
aten an sich lockenden Südslawenstaates aufwuchern. Die
Coulissen für das Drama des Großen Krieges waren gestellt.
Mene Jekel
Nach dem Wunsch Wilhelms, den an der Wehr nur der
Schimmer, an Gefahr nur das draus aufzugabelnde Nerven»
futter reizte und dessen Zungengefuchtel stets der Trostge»
sang des furchtsamen Kindes war, wärs bei ewigen General»
proben („vor geladenem Publikum"), bei Kaisermanö «rem
mit „glänzendem Kavallerieangriff1' und „ins Meer gewor»
fenen Feindesarmeen" geblieben. Damit aber begnügt auf die
Länge sich kein'übermächtiges Heer; kann sich eben so wenig
damit begnügen wie der Schauspieler mit Bühnenmanöver
ohne „richtige" Zuschauer. Nach dem Lieutenantskandal in
Zabern hieß es auf den Höhen der Offiziercorps: „Da habt
Ihr die Folge vierzigjährigen flauen Friedens. Das wagt der Pö»
bei nur einem Heer zu bieten, dessen Waff enthaten längst ver»
gessen sind." Bei angewärmtem Bordeaux oder gekühltem
Grünhäuser umplätschert langwieriges Corpsführergespräch
die Frage, wie mans wohl anstellen müsse und könne, damit der
allerhöchst Aengstliche den Krieg, „der doch nun einmal un-
vermeidlich ist", nicht bis in die „unseren Feinden günstige
Stunde" hinausschiebe. Der unvermeidliche Krieg und die
Gefahr, schwindende Stundengunst zu versäumön: die Ver»
leitung in diese Fetischbegriffe ist dem Deutschen Reich Ver»
hängniß geworden. Nicht erst im Tuli 14; schon ein Viertel»
Jahrhundert zuvor. Unwiderleglich wirds durch den Brief
erwiesen, den, unter dem Diktat des Generalquartiermeisters
Grafen Waldersee, Kronprinz Wilhelm, zu Erläuterung seiner
einem wiener Diplomatenbericht aufgeflickten Randglossen,
im Mai 1888 an den Reichskanzler Bismarck schrieb.
„Meine Randnoten, aus denen Eure Durchlaucht einen Ruf
von meiner Seite nach einer Aenderung der bisherigen Politik
herauszuhören glauben, wollen thatsächlich1 nichts Anderes als
darauf hinweisen, daß die Ansichten der Politiker und die der
Militärs über die Notwendigkeit oder Vortheilhaftigkeit eines
Krieges sehr stark auseinanderzugehen beginnen. Ich wollte
außerdem andeuten, daß meiner Ansicht nach diese militäri-
schen Anschauungen an und für sich nicht ungerechtfertigt
sind . . . Ich bin ganz Eurer Durchlaucht Meinung, daß es

nach einem glücklichen Ausgang eines Krieges mit Rußland'
nicht unsere Sache zu sein braucht, die Kräfte dieses Landes
ganz zu zerstören, denn ich glaube, daß dieses Land nach1
einem unglücklichen Krieg in Folge innerpolitischer Krisen
ganz anders als jeder europäische Staat in einen Stand der
Kraftlosigkeit verfallen würde. Ich erinnere daran, daß Ruß-
land nach dem Krimkrieg durch zwanzig Jahre hilflos war und
erst dann wieder in die Lage kam1, eine aggressive Politik zu
führen. Frankreichs militärische Kräfte waren nicht so weit zer-
stört worden, als daß es nicht unter den Augen, ja, sogar mit
der Unterstützung des wohlwollenden und siegreichen Gegners
eine neue Armee hätte schaffen können, mit der die Commune
besiegt und die ganze Nation aus dem Ruin gerettet werden
konnte. Die pariser" Vertheidigungwerke, die in die1 Hand des
Siegers gefallen waren, wurden nicht demolirt, ja, nicht einmal
desarmirt. Weit davon entfernt, den Feind vernichtet zu haben
(Bismarck schrieb an den Rand: ‚Vierzig Millionen! Und Eu-
ropa?'), haben wir vielmehr den Keim1 von den ungeheuren
Streitkräften bestehen lassen, die uns jetzt von Seiten der Re-
publik zu Wasser und zu Land bedrohen. Das war ein Fehler
vom militärischen Gesichtspunkte aus, aber politisch1 war es
völlig im Einklang mit dem damaligen Stande der europäischen
Angelegenheiten und daher in jenem Gesichtspunkte das Rich-
tige. Je mehr Frankreich1 aufblühte, desto stärker wurde aber
bei den Russen die Tendenz, und Das trotz der loyalen Ge-
sinnung des Zars, ohne von Deutschland herausgefordert zu
sein, auf den günstigen Augenblick zu passen, um im1 Verein
mit der Republik über uns herzufallen. Diese bedrohliche Si-
tuation besteht fort als Folge der gemeinsamen Interessen der
Panslawisten und des republikanischen Frankreich, Deutsch-
land als ein Bollwerk der Monarchie zu überrennen. Zu dieserm
Zweck sind beide Nationen bestrebt, ihre militärischen Kräfte
an den entscheidenden Fronten zu verstärken, obwohl dieses un-
gehörige Vorgehen von uns in keinerlei Weise provozirt ist
und also nicht der geringste triftige Grund dafür besteht. Die
kluge Politik meines verstorbenen Großvaters war unter Euer
Durchlaucht Leitung in Folge Dessen darauf gerichtet, Bünd-
nisse zu schaffen, welche wesentlich zu unserer Beschützung
gegen einen Einfall unseres Erbfeindes im Westen beigetragen
haben. Das legte dem russischen Herrscher nah, sich uns
gegenüber freundlich zu verhalten, und so lange der gegenwär-
tige Zar thatsächlich die Macht hat, seinen Willen durchzu-
setzen, wird sich diese Wirkung auch weiter geltend machen.
Sobald Das aber, was nach mancherlei Anzeichen möglich er-

scheint, nicht mehr der Fall wäre, dann wird Rußland aller
Wahrscheinlichkeit nach nicht länger unserem Erbfeind fern
bleiben, mit dem Ziel, den Krieg gegen uns zu beginnen, so-
bald die Streitkräfte beiderseits auf die nöthige Höhe gebracht
scheinen werden, um uns ungestraft vernichten zu können.
Unter solchen Umständen ist der Werth unserer Verbündeten
für uns gewachsen. Sie an uns zu fesseln (,Hier ist der Keim
für den Handelsvertrag von1 1891 zu finden!' schreibt Bismarck
auf das Blatt), ohne ihnen dabei irgendeinen wesentlichen Ein-
fluß im Refcih zuzugestehen, wird undi muß die große und, wie
ich zugestehe, die schwierige Aufgabe einer klugen deutschen
Politik bleiben. Es muß aber bemerkt werden, daß ein Theil die-
ser Verbündeten römisch-katholisch ist und eine Regirungma-
schinerie besitzt, deren absolute Zuverlässigkeit nicht garantirt
ist. Deshalb können wir kaum auf eine längere Dauer der
Alliance zählen und der Krieg, bei dessen defensiven Operationen
die Verbündeten mitzuthun berufen sein werden, wird daher
besser früher als später ausgefochten werden. (Ausrufungl-
zeichen Bismarcks.) Unsere Gegner werden sicherlich nicht
unterlassen, uns zu jsoliren und uns unsere Verbündeten ab-
spänstig zu machen... Rußland wird leicht im-Stande sein,
die für einen Krieg nothwendigen Voraussetzungen zu schaffen;
die Oeffentliche Meinung würde jedoch sicherlich Deutschland
als Urheber des Krieges ansehen. Es sei aber fern von mir,
danach zu streben, die Kriegsgefahr näherzubringen. (Bismarck:
,Aber Waldersee!') Da der Krieg im Westen förmlich in Seh-
weite geführt werden würde und da entsprechende Vorkeh-
rungen, wie Eure Durchlaucht selbst ausgeführt haben, im
Westen größere Vortheile bieten würden als im Osten (Frage-
zeichen Bismarcks), wären die militärischen Autoritäten beson-
ders dankbar für eine Politik, welche in dem Augenblick, wo der
Krieg als unvermeidlich1 erkannt ist, thatsächlich die Sicherheit
bieten könnte, daß er im Westen ausgefochten würde. (,Nur
Das?') Ich1 bin übrigens jedenfalls der Ansicht, daß wir Krieg
auf beiden Seiten haben werden, wenn es im Osten losginge.
Andererseits aber können wir uns auch nicht mit absoluter
Sicherheit vorstellen, daß Rußland, wenn wir genöthigt wären,
gegen Frankreich loszugehen, uns gegenüber eo ipso passiv
bleiben würde. Zu jeder Zeit, aber ganz besonders unter Ver-
hältnissen, so wie sie im letzten Herbst geherrscht haben, ist
es die Pflicht des Großen Generalstabes, unsere und unserer
Nachbarn militärische Situation scharf im Auge zu behalten und
sorgsam Vor- und Nachtheile abzuwägen, welche sich in mili-
tärischer Hinsicht bieten können. Die Ansichten aber, nicht

über die Politik, welche befolgt werden soll, sondern über die militärischen Maßregeln, welche ergriffen werden sollen, müssen zur Kenntniß des politischen Leiters gebracht werden, und zwar mit absoluter Offenheit und mit strenger Beziehung auf den militärischen Standpunkt. Darin liegt, meiner Ansicht nach, eine unumgängliche Unterstützung für die Führung gerade einer friedlichen Politik. (Bismarck schreibt: ,Waldersees Politik! Wenn er sie führen würde! Und wer ist der Kanzler?')"
Heller konnte die Kluft zwischen der Politik des ersten Kanzlers und dem irrlichtelirenden Wahn des dritten Kaisers kaum bestrahlt werden. Hier liegt, auch dem über das rein (oder: unrein) Walderseeische hinausblickenden Auge,die Wurzel des Uebels blos.Hier erst wird Militarismus (Das heißt: die Sucht, das Staatsgeschäft nach dem in Heer und Flotte geltenden und, vielleicht, unentbehrlichen Wollenskompaß zu lenken) zur Herrschmacht. Ein Vierteljahrhundert danach ist aus dieser Wurzel der Baum des Bösen geworden, der alles deutsche Reichsleben überwölbt und an dessen Zweigen die Unheils» frucht reift. In Warnschriften, die der Unbefangene den besten Diplomatenberichten, venezianischen und britischen, gesellen muß, hat Herr Jules Cambon schon imMärz, Juli undNovem» ber 1913 zwar nicht die Wurzel, doch die Frucht klar erkannt und gezeigt. „Die Kaiserlichen Behörden sind unermüdlich in Erhitzung des Patriotengefühles. Tag vor Tag beliebt es' dem Kaiser, das Gedächtniß an 1813 aufzufrischen. Gestern durchzog abends Militärmusik die Straßen Berlins und in Re» den wurde verkündet, Deutschlands Lage ähnele der Preußens vor hundert Jahren. Daß man in der Stunde neuer Forderungen für die Armee das vaterländische Gefühl aufpeitschen werde, war ja zu erwarten; der Vergleich unserer Gegenwart mit 1813 ist aber Mißbrauch des Geschichtkalenders. Wer dem Willens» aufruhr, der vor hundert Jahren das deutsche Volk wider den nach Weltherrschaft trachtenden Genius trieb, Vergleichsmög» lichkeit sucht, fände sie nur in Frankreich, dessen Volk nichts Anderes erstrebt als Schutz vor Gewaltherrschaft. Dadurch aber wird nicht die Gefahr gemindert, die, in beiden Ländern, der Zustand der Oeffentlichen Meinung bereiten kann. Selbst unter sonst Vernünftigen heißts hier jetzt, Frankreich habe, mit seinen vierzig Millionen Menschen, nicht das Recht zu Wettbe» werb mit Deutschland. Ein Reichstagsmitglied, kein Schreihals, rief neulich in einem Salon, daß Frankreich auf die dreijährige
\

Dienstzeit zurückgreife, sei ‚eineHerausforderung, die wir nicht dulden werden'. Die Gesellschaft ist in Wuth, weil der unge» heure Aufwand des Vorjahres und alles in diesem Jahr fürs Heer Bewilligte wahrscheinlich noch immer nicht genügen wird, um Frankreichs Verzicht auf Fortsetzung des Rennens zu erwirken. Alles hatte auf unsere Schwachheit gehofft und nach jedem französischen Kolonialerfolg die Nation mit den Worten getröstet: ‚Ganz schön; doch im Innern ist Anarchie, Zer» setzung, sicherer Verfall.' Man täuschte sich selbst und täuscht die Oeffentliche Meinung. Jetzt gilt Vielen der Krieg als ‚un= vermeidlich'; deshalb müsse Deutschland ihn lieber früh als spät führen. Anderen scheint er aus wirthschaftlichen Grün» den nothwendig. Uebervölkerung und Ueberproduktion drän» gen zu Erwerb neuer Absatzstätten; auch könne nur die Ab» schwenkung nach außen den Aufstieg demokratischer und sozialistischer Massen auf gefährliche Machtgipfel hemmen. Mancher fürchtet für die Zukunft des Reiches, glaubt, die Zeit arbeite für Frankreich, und möchte deshalb schnelle Eni» fesselung der Kriegsgewalt. Die Großbourgeoisie, deren Ver» treter die Nationalliberalen, die Partei der Satten, sind, hat andere Gründe als die um Wahrung ihres Vorranges und ihrer Familieninteressen bangen Junker, den Krieg zu wünschen. Mit wenigen Ausnahmen wünscht sie ihn. Sie, die jetzt nur 45 Sitze im Reichstag hat, zählte nach dem Krieg 125, im Jahr 1874 sogar 155 Abgeordnete. Heute fühlt sie sich, zwischen Junkertrieben und liberalen Gedanken, unbehaglich, hat Häke» leien mit dem Arbeitervolk, deren Ursprungsland ihr Frank» reich, der revolutionäre Herd alles Freiheitsehnens, scheint, und hofft vom Krieg die Lösung, die ihre kläglich unfähigen Führer den schwierigen Problemen in friedlicher Parlaments» arbeit nicht zu finden vermögen. Dazu kommen die Ge» schützlieferanten, die Stahlplattenfabrikanten, die Großhänd» ler, die auf Riesenmärkte, die Bankiers, die auf Goldene Zeit nach gewaltiger Tributheimsung rechnen. All diesen Leuten schwebt der Krieg als ein gutes Geschäft vor. Im Bereich der Universitäten halten nur einzelne vornehme Geister sich fern von der Pflege kriegerischer Ideologie. Historiker, Philo» sophen, Publizisten und andere Verherrlicher der ‚deutschen Kultur' wollen die Welt zwingen, auf deutsche Art zu emp» finden, zu denken, und die geistige Vorherrschaft, die Frank»

reich, nach der Meinung Hellsichtiger, noch immer bewahrt,
an sich reißen. Aus dieser Quelle schöpft die Phraseologie
der Alldeutschen, nährt sich der Körper und die Gefühlswelt
der Kriegervereine, Wehr vereine und ähnlicher Gebilde, deren
Wesen ja allbekannt ist. Die aus Aerger nach Krieg Lüsternen,
die gefährlichsten von allen, rekiutiren sich besonders aus
dem Schwarm der Diplomaten, die von Deutschlands Oeffent»
licher Meinung höchst unfreundlich beuriheilt werden. Am
Bittersten ist die Verärgerung in den seit 1905 in franko»
deutscher Verhandlung beschäftigten Diplomaten. Sie häufen
die Anklagen gegen uns, addiren sie eifernd und werden in
der kriegerischen Presse eines Tages ihre Rechnung vorlegen.
Sie behaupten, geprellt worden zu sein, lechzen nach Rache
und Einer aus dieser Schaar sagte während der Reichstags»
debatten über die neue Wehr vorlage: ,Mit Frankreich wird
ernsthaft erst zu reden sein, wenn Deutschland alle wehr»
fähigen Männer einberufen hat.' Auch der Kaiser steht auf
dem Glauben, der Krieg sei unvermeidlich, und ist von der
zerschmetternden Ueberlegenheit des deutschen Heeres und
von seinem Sieg fest überzeugt. Er und sein Generalstabschef
Moltke haben in der ersten Novemberwoche (1913) den Kö»
nig der Belgier in einem Gespräch einzuschüchtern, von Wi»
derstandsversuch im Fall franko»deutschen Streites abzu»
schrecken getrachtet. Je schwerer die Jahre auf Wilhelm dem
Zweiten lasten, desto fühlbarer wird in seinem Geist das Wir»
ken der Familienüberlieferung, des rückständigen Höfling»
empfindens und, besonders, der im Offiziercorps herrschen»
den Ungeduld. Irgendwie ist er wohl auch eifersüchtig auf
die Popularität seines Sohnes, der den Leidenschaften der
Alldeutschen schmeichelt und betont, dem Deutschen Reich
gebühre, nach seiner Macht, höhere Weltgeltung, als es jetzt
habe. Der Kaiser ist heute der Denkweise nah, die er bisher
wegschob." Ist, noch allzu harmloser Botschafter, Waldersees
gelehriger Schüler und zugleich das Zwitterwesen, das in Ge»
spräch und Briefen des Phili»Klüngels „das Liebchen" heißt
und, dennoch, ohne Scham deutschen Kriegern befahl, in China
hunnisch zu hausen und wehrlos Gefangene niederzumetzeln.
Als ihn, nach der Ermordung Franz Ferdinands, die aufrich»
tig von der „Unvermeidlichkeit" des Krieges überzeugten Mi»

litaristen „an der dynastischen Puschel packten", ließe ers am
Liebsten noch einmal bei Generalprobe mit majestätischem
Soffitengewitter bewenden. Damit ers nicht könne, wird am
dreißigsten Juli 14, just am Tag der vollsten Kriegsherrnhose,
durch ein Extrablatt des Berliner Lokalanzeigers die deutsche
Mobilmachung in die Welt geschrien und dafür gesorgt, daß
Swerbejews,des Russischen Botschafters,Meldung dieser That»
sache blitzschnell nach Petersburg kommt, sein (trotz dem ber»
liner Kanzleischwatz: durchaus bündig klarer) Widerruf der
inzwischen dementirten Nachricht aber verbummelt wird. Die»
ses Extrablatt, nicht die schmierige Suchomlinowtschina, hat
Rußlands Mobilmachung erwirkt; sollte und mußte sie, nach
dem Willen der in Berlin Mächtigsten, erzwingen. Auch sie
war, wider die kindslistige Berufung auf zweiundzwanzig Jahre
zuvor vom General Boisdeffre Gesagtes, nicht der Krieg. Am
letzten Julitag telegraphiite der Zar an Wilhelm, er könne zwar,
aus technischen Gründen, den Mobilmachungbefehl nicht zu»
rücknehmen, verpflichte sich aber auf Ehrenwort, für die Dauer
der austro»russischen Verhandlung über Serbien seinen Trup»
pen Alles zu Abwehr herausfordernde Handeln streng zu ver»
bieten. Und am ersten August ruft die vom Präsidenten Poin»
care und von allen Ministern desKabinets Viviani unterschrie»
bene Proklamation ins Franzosenland: „Die Mobilmachung
ist nicht der Krieg. Sie bietet, im Gegentheil, das in unserer
Lage wirksamste Mittel zu Sicherung ehrenvollen Friedens.
Frankreich ist zugleich entschlossen und friedlich; als die Hei»
math des Rechtes, der Gerechtigkeit harrt es in lückenloser
Einheit, in stiller ZüVersicht und wachsamer Würde." (Weil
all Das wichtiger als der Tratsch von Boisdeffre und Suchom»
linow ist, wirds von Offiziellen und Offiziösen verschwiegen.)
Doch die „für die gute Sache", ganz ehrlich, Verschworenen
kannten ihren Kaiser. Der fällt immer auf die Seite der stärk»
sten Beängstigung. „Die superklugen Esel des allerhöchsten
Dunstkreises" (also sprach Bismarck) wispern, Zar Nikolai
habe „bekanntlich nicht die unbeugsameWillenskraft unseres
erhabenen Herrn", sein Ehrenwort deshalb nicht das Vollge»
wicht zulänglicher Bürgschaft, draußen sei offenbar Alles ab»
gekartet, Anfangserfolg der Feinde könne das Reich in Le»
bensgefahr reißen. Aus Schlottern wird Entschluß. Mit Ni»

kolais und Greys Angeboten, den höchsten Trümpfen, in der
Hand taumelt der Furchtsamste, der je auf deutschem Kaiser»
stuhl saß, aus Angst in den vermeidlichsten Krieg.
In England, Frankreich.Rußland hat ihn damals kein Mäch«
tiger gewollt; und Denen, die ihn etwa für den Tag stärkerer
Bereitschaft planten, das Ränkespiel zu verderben, war deutsche
Staatsmannspflicht (die der Militaristendünkel nullt). Auch
Frankreich war, nach der Wahlniederlage seiner Nationalisten,
friedlicher als je seit 1871 gestimmt. Unkenntniß leugnets.
Wer nicht den Marschall Foch am Sternkragen hat, ziept das
Ohrläppchen des Herrn Poincare. Der, hören wir zum hun»
derttausendsten Mal, sei unter den am Ausbruch des Krieges
Mitschuldigen. Wenns bewiesen würde, ließe sich (ohne viel
Nutzen heute, doch immerhin) darüber reden. Noch aber
ist kein Flöckchen eines Beweises erbracht, noch nicht im
Winzigsten das Zeugniß von Jaures und einem Vertreter des
Pazifistenbundes für Menschenrecht entkräftet worden. „Mehr
als die Regirer vom Juli 14 hätten wir selbst nicht zur Wahr»
ung des Friedens zu thun vermocht." Das sprach der Tribun,
als er die Akten des Auswärtigen Amtes durchforscht hatte.
Der Glaube an den wüthigen Nationalismus des Rechtsan«
walts, Ministers, Präsidenten Poincare erwuchs aus dem Kampf,
den Herr Clemenceau, vor und nach der Wahl zum Staats*
oberhaupt, gegen ihn führte. Diesen Jakobiner aus der Vendee
sah Vorurtheil damals noch als einen Weltbürger, dessen Em»
pfinden von Schlagbäumen nicht begrenzt werde; daß er wider
Herrn Poincare wegen dessen hitzigen Patriotengrimmes ge«
stimmt und gefochten habe.glaubt längstkeinWeiser.keinNarr
mehr. Und da der Senator» Akademiker eines Tages wieder der
Regirung Vorsitzen wird, ists nicht nur zinsloser, sondern schäd»
licher Luxus, ihn (wie weiland Delcasse, der bis 1905 auch „ Ver»
söhnungpolitik" treiben wollte) durch Naserümpfen, Stichel*
rede,Schimpf noch tieferin mißtrauischenGrollgegenDeutsch»
land einzuwurzeln. Die, nicht gerade früh, diese Thorheit
erkannt haben oder von („kontinentalpolitischer") Franzosen*
um Werbung durch „Beiträge zur Schuldfrage" selbst vor den
Abonnenten entschuldigt sein möchten, lassen die FirmaFoch &
Poincare ungeschoren und verschießen ihre Bolzen gegen As»
uith & Grey. Aus schlecht verlöteter Konservenbüchse muf»
lt, wieder einmal, die Anklage auf, anno 13 und 14 sei von

den zwei Britenministern wider besseres Wissen, also aus
bewußtem Willen zur Lüge, im Parlament bestritten worden,
daß England sich irgendwie, nicht durch Vertrag, doch fest,
verpflichtet habe, den Franzosen „eine sehr große Armee zu
Hilfe aufs Festland zu senden." Die Herren Asquith und
Grey sprachen Wahrheit. JedenZweifel verscheucht der Brief,
den am letzten Julitag 14 Präsident Poincare an König Ge»
orge schrieb. Hier ist er. „Werther und großer Freund, die
ernsten Ereignisse, die Europa durchlebt, verpflichten mich,
Eurer Majestät die Nachrichten zu übermitteln, die der Re»
girung unserer Republik aus Deutschland zugegangen sind.
Die militärischen Vorbereitungen der Kaiserlichen Regirung
weiden, insbesondere dicht an der französischen Grenze, von
Tag zu Tag verstärkt und beschleunigt. Frankreich ist ent»
schlossen, bis in die letzte Stunde alles zu Friedenserhaltung
ihm irgend Mögliche zu thun, und hat sich deshalb bis jetzt
in die unentbehrlichsten Vorsichtmaßregeln beschränkt; all
seine Zurückhaltung und Mäßigung scheint aber das Tempo
des deutschen Rüstens nicht zu verlangsamen; durchaus nicht.
Trotzdem die Regirung der Republik nur dem Gebot weiser
Vernunft gehorcht und die Oeffenfliche Meinung sich still
hält, stehen wir also, vielleicht, am Vorabend entsetzlichsten
Geschehens. Aus Allem, was wir hören, ergiebt sich, daß
der Krieg unvermeidlich würde, wenn Deutschland die Ge»
wißheit erlangte, daß die Englische Regirung sich in einen
Konflikt, in den Frankreich verwickelt ist, nicht einmischen
werde; wäre aber Deutschland gewiß, daß die Entente Cor»
diale im Nothfall bis auf die Schlachtfelder wirksam wird,
dann dürfte man mit größter Zuversicht auf ungestörte Er»
haltung desFriedens hoffen. Nun wahren,ohne jedenZweifel,
unsere Vereinbarungen für Heer und Flotte der Regirung Eurer
Majestät vollkommene Freiheit; und in den 1912 zwischen
Sir Edward Grey und Herrn Cambon gewechselten Briefen
haben England und Frankreich sich nur einander verpflichtet,
im Fall europäischer Lufttrübung (tension) in Gespräch zu
erwägen, ob Anlaß zu gemeinsamem Handeln sei. Doch in
der Gefühlswelt beider Länder gilt Englands Eintracht mit
Frankreich als so intim, unsere zwei Regirungen haben in
Vertrauensgemeinschaft so unermüdlich sich um die Friedens»
Wahrung bemüht und Eure Majestät haben so oft Ihre Sym»

pathie mit Frankreich bekundet, daß ich mich berechtigt glaube, in allem Freimuth meine Eindrücke, die zugleich die der Re» girung und des ganzen Landes sind, in Worte zu fassen. An Sprache und Haltung der Englischen Regirung hängt, glaube ich, nun die letzte Möglichkeit friedlicher Lösung. Wir selbst haben, vom ersten Tag derKrisis an,unseren Bundesgenossen die Mäßigung empfohlen, von der sie seitdem nicht gewichen sind. In Eintracht mit der Regirung Eurer Majestät werden wie im selben Sinn weiter handeln und dabei die letzten An< regungen des Sir Edward Grey beachten. Geht aber aller eifernde Drang nach Versöhnung stets nur von einer Seite aus und können Deutschland und Oesterreich darauf rechnen, daß England nicht eingreift, dann wird Oesterreich unbeug« sam auf seinen Forderungen stehen und eine austro.russische Verständigung unmöglich werden. Im Innersten bin ich über« zeugt: je fester in dieser Stunde das diplomatische Handeln Englands, Frankreichs und Rußlands in Einheit gebunden scheint, desto fester darf auch unser Hoffen auf Friedens» erhaltung sein. EureMajestät wird mich freundlich von einem Schritt entschuldigen, zu dem nur das Sehnen nach endgül- tiger Sicherung des europäischen Gleichgewichtes trieb. Ich bitte Eure Majestät, an mein herzliches Gefühl zu glauben."

Am nächsten Tag antwortet der König und Kaiser George: „Werther und großer Freund, in vollem Umfang und im höchsten Maße schätze ich das Gefühl, das Sie trieb, so herzlich, so freundschaftlich mir zu schreiben, und ich bin für die offene und klare Darstellurg Ihrer Ansichten dank« bar. Sie dürfen gewiß sein, daß Europas Zustand mich mit Sorge und Angst erfüllt; Trost finde ich in dem Bewußt» sein, daß unsere beiden Regirungen in der Gemeinschaft wahrer Freunde die friedliche Lösung der vorliegenden Pro» bleme erstrebt haben. Ein Quell aufrichtiger Befriedigung flösse mir, wenn unser verbündeter Eifer Erfolg hätte; und ich lasse nicht von der Hoffnung, die furchtbaren, jetzt so nah scheinenden Ereignisse noch hindern zu können. Ich bewundere, in wie kaltblütiger Ruhe Sie und Ihre Regirung auf jede nicht unbedingt nöthige militärische Maßregel an der Grenze verzichten und jede Handlung vermeiden, die auch mr irgendwie als Herausforderung gedeutet oder verdächtigt verden könnte. Persönlich versuche ich auf jedem gangbaren

Weg, für alle Fälle eine Lösung zu finden, die den Beginn
kriegerischer Operationen hinausschiebt und den Mächten
Muße zu ruhiger Erörterung läßt. So lange auch nur ein
Schimmer von Hoffnung auf freundschaftliche Verständigung
bleibt, wird meine Anstrengung nicht ermatten. Die Ereig»
nisse wandeln sich jetzt so schnell, daß es schwer ist, vor»
auszusagen, was die Regirung meines Reiches thun wird. Sie
dürfen aber sicher sein, daß alle Gegenstände, an denen beide
Völker interessirt sind, von meiner Regirung auch ferner in
zwanglosem Freimuth mit Herrn Cambon erörtert werden."
Im Januar 1906, während der Schüttelfröste von Alge»
siras, haben die Herren Grey und Haldane Vorbesprechung
mit dem französischen Generalstab gestattet. Im August 1912
erinnert Außenminister Poincare den Kollegen Sasonow an
Frankreichs Gelübde, nur nach deutscher Herausforderung
die Waffen zu ergreifen. Drei Monate danach folgt der un»
verbindliche Briefwechrel Grey»Paul Cambon. Im Juli 14 ist
England weder Russen noch Franzosen zu Beistand verpflich»
tet. Der Angstbrief des Präsidenten, eines zerquälten Her»
zens Aufschrei, beweists, die ausweichende Antwort des Kö»
nigs bestätigts. Wer Ohren hat, hört aus beiden Briefen den
Ruf tiefer Sehnsucht nach Friedenswahrung. Das selbe Seh»
nen verbot dem Sir Edward Grey die frühe Zusage britischen
Beistandes, nach der, so fürchtete er, Rußlands und Frank»
reichs scheue Zurückhaltung rasch schwinden würde. Lernet,
Gewarnte! Tadel der Franzosenfreude an steter Wiederhol»
ung der Vertragsstrafartikel („foederis sanctionen poenamque
recitare": nennts Cicero) stünde uns besser, wenn nicht auch
unser Kleid arge Flecke hätte. Die neusten sind aus Leipzig
und Beuthen aufgespritzt. Rafft die Regirung sich in den
Muth, den Deutschen, endlich, offen zu sagen, daß Friedens»
vertrag und Stimmergebniß ihnen nur zwei Fünftel von Ober»
schlesien zuweisen, oder läßt sie ihr Gesinde weiter lügen,
bis Wirrköpfe, Abenteurer, Beutejäger den „unvermeidlichen"
Krieg gegen Polen beginnen? Fast ists schon so weit. Auch
Völker sinken, wenn sie vergessen, daß der vornehmste Theil
der vom platonischen Demiurgos ihnen geschenkten Seele im
Gipfel des Leibes lebt und aus Thierheit in Gottheit aufstre»
ben oder vom Anhauch niederer Leidenschaft, der Gier oder
des Hasses, ruhmlos nach Eintagssieg sterben muß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
. . Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.
1 - HP ,

BanK für Handel u. Industrie
Bilanz per 31. Dezember 1920.
Aktiva.
Kasse, fremde Geldsorten, Kupons und Outhaben bei
Noten- und Abrechnungs- (Clearing-) Batiken ....
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c, dj und unverzins-
liche Schatzanweisungen des Reichs und der Hundes-
staaten
b) eigene Akzepte
c) eigene Ziehungen
'd) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank . .
Nostro guthaben bei Banken und Bankfinnen
Reports und Lombards gegen börsengängige Werpapiere
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen . . .
davon am Bilanztage gedeckt:
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine
.K 234 598 827.25
b) durch andere Sicherheiten M 8 235 688.84
Eigeue Wertpapiere
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des
Reichs und der Bundesstaaten
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentral-
notenbanken beleihbare Wertpapiere
c) sonstige börsengängige Wertpapiere
4) sonstige Wertpapiere '.
Konsortialbeteiligungen
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bank-
firmen
Debitoren in laufender Rechnung
a) gedeckte
b) ungedeckte
c) Aval- und Bürgschaftsdebitoren M 565 011t 535.02
Bankgebäude
'993 711 918|
3 069117
695
41 122
22^30 525
7 430 612
38 400 287
5 855 582
301 574 946
701 820 035
436 261 794
2 996 822 853
422 823 814
162 405 942
24^027 167
73 917 008 71
35 709 917(60
30 331 273
2 003 394 982
34 999 721 41
6 444 594 476143
Passiva.
Aktien-Kapital
Reserven
Kreditoren
a) Nostroverpiiiehtungen
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite
t) Guthaben Deutscher Banken und Bankfirruen . . .
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:
1. innerhalb 7 Tagen fällig
2. darüber hinaus bis zu ;> Monaten fällig
3. nach 3 Monaten fällig
tt) sonstige Kreditoren:
1. innerhalb 7 Tagen fällig
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig
3. nach 3 Monaten fällig
Akzepte
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M 565019 535.62
Eigene Ziehungen Ton
davon für Rechnung Dritter .... - .—
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order
der Bank
Sonstige Passiva
TJnerhobene Dividende
Talonsteuer-Reserve
Verrechnungskonto der Zentrair mit ihn Filialen und
Niederlassungen
Gewinn-Saldo
220 000 000
47 000 000
14 404 702
10 948 046
347 809 438

1 531 782 044112
218 879 886
158 220 074
866 376 673
596 454 000
198 508 720
943 383 587
126 949 855
444 462
2 172 830
46 138 999 04
48 756 291 90
58 504 740;89
Gewinn- und Verlust-Konto pro 1920.
Soll.
Geschäftsunkosten
Handlungs-Unkosten, Zuwendungen an die Beamten
(Weihnachts- und Abschlußvergütungen, Teuerungs-
zulagen), Invaliden- und Krankenversicherung,
Reichsversicherung, Ehrengaben an Beamte, Zu-
wendungen an die Pensionskasse und für wohltätige
Zwecke
Steuern
Abschreibung auf Immobilien und Mobilicn
444 594 476|43'
Immobili
\

2Ü4 «65 2v:>1-i9

ralonsteuer-Regen e
Gewinn-Saldo. . .
Verwendung des Gewinnes:
Einlage in die besondere Reserve
Rückstellungskonto für Bauzwecke
Fonds II für Altpensionäre
Bückstellung für den Pensionsversicherungsverein für
höhere Beamte
Znwendung an die Fensionskasse für die Angestellten
Dividende pro 1920 von 10 % auf die alten Aktion in
Höhe von M. 160 000 000 —
und von 5 % auf die jungen Aktien in Höhe von
M 60 000 000.—
also insgesamt
Tantieme des Vorstandes, des stellvertretenden Vor-
standes und der am Reingewinn der Bank betei-
ligten Direktoren
Tantieme des Aufsiehtsrats
Vortrag auf neue Rechnung
16 000 000
3 000 000
204 665 295
504 000
58 504 740
263 674 036118
18 000 000,
12 000 0001
2 000 000
1 500 000
1 000 000
19 000 00
3 226 800
1 140 000
637 940
Habin.
Provisionen
Zinsen aus dem Konto-Korront- Geschäft und aus Wechseln, aus dauerndn
Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen und aus Valuten
Gewinne aus Effekten
Gewinne aus Finanz-Operationen
Verschiedene Eingänge .
Gewinn-Vortrag von 1919
Gewinn-Saldo M 58 504 740.89
.1
Berlin und Darmstadt, den 27. Juni 1921.
58 504 740.89
M
112 50(1 431
150 187 894
296 904:
628 805
7.1.
263 674 036
Bank für Handel und Industrie.
von Simson.
Die
Andreae.
Direktion,
ßodenheimer.
Bernhard.
Beheim.
DEUTSCHE BANK
Abschluß am 31. Dezember 1920.
Besitz
Kassa M. 1 183 373 311,01
'Guthaben bei Banken 1185 081 410,04
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen „ 16 025 821690,77
Verzinsliche Deutsche Schatzanweisunp-en ,, 85 285 240,51
Report und Lombard 217850 389,80
Vorschüsse auf Waren ,. 585 705 583,82
Deutsche Staatsanleihen . ., 6 747 730.17
• M. 19 239 365 362,12
Sonstige Wertpapiere „ 62 837 637,29
Beteiligung an Gemeinschafts-Unternehmungen 38852685,61
Dauernde Beteiligung bei anderen Banken und Firmen , 76717012,80
Schuldner in laufender Rechnung „ 3 285 979 507.«!
Forderungen an das Reich und die Reichsbank aus Tür Rechnung
derselben übernommenen Verbindlichkeiten „ 178 284 410,30
Bankgebäude 47 640 000,—
Sonstiger Besitz - - -' 2.—
M. 22 929176617.7;i
Verbindlichkeiten
Grundvermögen M. 400000000,—
Rücklagen . . . 1 . „ 378 085 653,13
M. 778 085 653,13
Gläubiger in laufender Rechnung „ 21580 004 280,1",
Akzepte , 151 071 251,22

Für Rechnung des Reichs und der Reichsbank übernommene
Verbindlichkeiten „ 178 284 410,30
B*.Georg-von-Siemens-Fonds , 8958 041,95
Sonstige Verbindlichkeiten „ 44 704 858 53
Reingewinn 18o068622,4 >
M. 22 929 I7b617,7.;

Commerz n. Mut-Bank AKtiengesellschaft
Bilanz, abgeschlossen am 31. Dezember 192Q.
Aktiva
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben
bei Noten- und Abrechnungsbarken
Wechsel und unverzinsliche Scbatzanweisungen . . .
Nostroguthaben bei Banken und Bauktirmen ....
Reports u. Lombards gegen börsengängige Wertpapiere
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen . . .
davon am Bilanztage gedeckt:
a) durch Waren, Fracht- od.Lagerscheine M. 175138 530,64
b) durch andere Sicherheiten . . . . „ 24654795,37
Eigene Wertpapiere:
a) Anleihen und verzinsliche Scbatzanweisungen des
Reichs und der Bundesstaaten
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentral-
notenbanken beleihbare Wertpapiere
c) sonstige börsengängige Wertpapiere
d) sonstige Wertpapiere
Konsortialbeteiligungen
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bank-
flrmen
Debitoren in laufender Rechnung:
a) gedeckte
b) ungedeckte
Außerdem: Aval- und Bürgschaftsdebiloren
M. 377 462 463 62
Verrechnunüsposten mit Niederlassungen und Filialen
Bankgebäude und Inventar in Hamburg, Berlin, Magde-
burg und Filialen
abzüglich Hypotheken
Sonstige Immobilien
abzüglich Hypotheken
M.
Pf
8144 719 64
M.
Pf
222 355 932
2 405 817 925|
393912 156
386 918 794
201 444 230|75
11090 915'
44 298 978
14 317 974
819 775 053
864 813 549
33
20537 653
820 300
4 537 470
420 000
77 852 617
48 005 222
39 465 513
1 684 588 602
69 586 922
19 717 353
4 117 470
67
61
41
56
M. |5 563812 792|85
Passiva
Aktienkapital
Reservefonds I
Reservefonds II
Talonsteuer-Riickstellung
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds
Kreditoren:
a) Nostroverpüichtungen
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite
c) Guthaben deutscher Banken und Bankürmen . . .
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:
1. innerhalb 7 Tagen fällig . . M. 1252 736 969,97
2. darüber hinaus bis zu 3 Mon.
fällig „ 362 097 780,22
3. nach 3 Monaten fällig . . . „ 234 473 200,30
e) sonstige Kreditoren:
1. innerhalb 7 Tagen fällig . .
2. darüber hinaus bis zu 3 Mon.
fallig
3. nach 3 Monaten fällig .
Akzepte und Schecks:

a) Akzepte
M. 2 404085 310,28
325066 449,67
73 169 499,54
b) noch nicht eingelöste Schecks .
Außerdem:
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen
Dividenden-Rückstände .....
Reingewinn
M. 377 462 -163,63
57 210809
3 289 656
345 760 229
1 849 307 950
2 802 311 259
91 026 197
84 341 604
49
M.
200 000 000
30 000 000
20700 000
340 000
2321 242
PI
01
49|5(
«1
175 367 802
405 889 50
66 797 953 16
IS
5 563 812 792185

Gewinn- und Verlust-Rechnung
für das einundlünfziqs'e Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1920.

Ausgabe
Unkosten .
Steuern
Reingewinn .
Einnahme
Gewinnvortrag von 1919
Zinsenj einsohl, des Gewinns auf Sorten und Zinsscheine
Provision • -
M.
133 1364331
10 604 732|
66 797 953|16
210 639 119
M.
508 014
128 672 8251
81 358 280
210 539 119i
60
\
Der Vorstand.

9. Juli 1921
Nr. 41
— Hie Zukunft —
Niederlausitzer Kohlenwerke
Bilanz-Konto pro 31. Mär/. 1921.

Aktiva
Kohlenfelder- u. Abbau * Ge-
rechtsame
Grundbesitz
Bergbau- u- Abraum - An-
lagen
Brikett-Fabrik-Anlagen . .
Ziegelei-Anlagen
Klektr. Kraft- u. l.icht-An-
lagen . .?
Werkstätten-Anlagen . . .
Eisenbahn-Anlagen . ,
Wohn- u. WirtschaftB-
Gebaude
Mobilien, Geschirre u. Au-
tomobile
Speditions-Anlagen Fürsteu-
berg a. d. O
Kasse
Außenstände ......
Warenbestände
Hypotheken
Vorausbez. Versicherungs-
prämien
Wertpapiere, Kautionen u.
Beteiligungen
15 430 000;-
740(00
4 500 000
8 5OU 000;
60 000
10301)00
250 000
960 000
4 304 956
44
5000
335 091
78 438 300
4 910 477
69 550
104 214
4 640 567
:24278'0llböl
Passiva
Akiten-Kapital
4l't1\, Teilschuldverscbreib.d.
Aul. v. J. 1906
41/2% Teitochuldverschrslb. d.
Anl. v. .1. 1912 ......
*Vi% Tellschuldverschrelb.d.
Gew. Alwine
5nl. TVilscbnldveischreib. d.
Akt.-Ges. Ulüekaufschiicht,
Blumroda
41/a% Teilschuldverschreib.d.
Gew. Germania v. J. 1907
41;a96 TeUsehuldverscbrelb d.
Anl. v. J. 1920
Reservefonds
Spezi U-Reservefunds . . .
Ausstehend, ausgeloste Teil-
sobuldrersobretbung. und
Zinssch
Ausstehend. Dividendensch.
Hypotheken
Talonsteuer-Riicklage . . .
Arbeiter-Unterptiitzungs-
fonds
Gläubiger
Gewinn -
25 000 000
4 940000
3 434 000
116 600
316 500
5uo00|
l5 000 000
9 638 695
290 0001
565 8931
26 650
2 619 536,
220 000

221 617
53 335 47o|
8 522 531
124 278 201
79
33
Berlin, 25. Juni 1921.
Die auf 22% festgesetzte Dividende gelangt sofort in Berlin: bei der
Deutschen Bank, bei dem Baokbause Jacquier tt Securius, An der Stech-
bahn 3-4, bei der Gesetlschaftskasse, Potsdamer Straße 127-128 zur Auszahlung.
(Dtto tttarttetmq
I 6crUn HtD7 /.mfterdam Hamburg
(Sa1nfemarft 60
Unter ben £inben n
^nltfl)tnnnöRenttn^t|I[l.mfinöclDu)ertJinl9gcn
Oeoifen * Jtf fteöitiöß - ßrßöitbtfefe
Umwetfiflung frember ®c(bforten
»u fufanten Sebingungen
J)Uaffil)tunö aller Ml- unö Börfcntranasmoncn
Bereitwillige SMu6(unft>(?rteiluna über 3nbujtrie>papiere
: fifeamurttw »erlin—jnorntt«ßambiira/3cntrurn 9153,9154,50s8.925.s026

Jir. 41
9. Juli 1921
— »ie Zukunft
Direetion der Diseonto-Gesellschaft
Berlin.
Unsere Kommanditisten werden hierdurch auf
Montag, den 18. Juli 1821, nachmittags 4 Uhr,
«u der diesjährigen ordentlichen Generalversammlung nach unserem
hiesigen Geschäftshause. Behrenstr. 42II, eingeladen.
Verhandlang «gegenstände ■
1. Vorlage der Bilanz und Gewinn- und Verlust-Rechnung sowie der Berichte
der Geschäftsinhaber und des Aufsichtsrats für das Geschäftsjahr 1920.
Beschlußfassung über die Genehmigung der Bilanz, die Gewinnverteilung und
über die der Verwaltung zu erteilende Entlastung.
2. Erhöhung des Kommanditkapitals um 90 000 000 Mark auf 400000000 Mark;
Festsetzung der Ausgabebedingungen.
3. Abänderung der Satzung:
Art. 3 (Wegfall der zeitlichen Begrenzung der Dauer der Gesellschaft);
Art. 5 (entsprechend den Beschlüssen zu 2.); Art. 18 (Zulässigkeit von Ab-
machungen des Aufsichtsrats betreffend Gewährung einer Ruhestands-
und Hinterbliebenenversorgnng an Geschäftsinhaber, Direktoren, Prokuristen
und Angestellte); Art. 27 (Wegfall des letzten Absatzes); Art 29 (Erhöhung
der Tantieme-des Aufsichtsrats und Feststellung des Rechts der General-
versammlung zu jederzeitiger Abänderung der Höhe der Tantieme durch
einfachen Mehrheitsbeschluß); Art. 31 (Aenderung der Stimmberechtigung
der Kommandit-Anteile und anderweite Regelung der gesetzlichen und auf
Vollroacbterteilung beruhenden Vertretung von Kommanditisten in der
Generalversammlung); Art. 7, 36 und 40 (Fassungsänderungen).
4. Wahlen zum Aufsichtsrat.
Zur Teilnahme an der Generalversammlung ist jeder Kommanditist, zur
Stimmenabgabe bei den zu fassenden Beschlüssen sind nur diejenigen Kommanditisten
berechtigt, deren Anteile mindestens acht Tage vor Berufung der Generalversammlung
im Aktienbuche der Gesellschaft auf ihren Namen eingetragen sind, und welche ihre
Anteile — oder Depotscheine der Reichsbank oder der Bank des Berliner Kassen-
Vereins — spätestens einen Tag vor der Generalversammlung entweder bei einem
Notar oder
bei der Direetion der Disconto-Gesellschaft in Berlin,
der Norddeutschen Bank in Hamburg oder dem A.Schaaff-
hausen'schen Bankverein A.-G. in Köln, oder bei einer
Filiale oder Zweigstelle der vorgenannten Banken an
anderen Plätzen,
oder in Augsburg bei der Bayerischen Ditconto- und Wechsel-Bank A.-G.,
„ Barmen bei dem Barmer Bank-Verein Himberg, Fischer S Comp,,
„ „ Breslau bei dem Bankhause E. Heimann.
„ „ Dresden bei der Allgemein en Deutschen Credit-Anstalt, Abteilung Dresden,
bei dem Bankhause Philipp Elimeyer,
„ Frankfurt a. H. bei der Deutschen Effecten- und Wechtel-BanH,
bei dem Bankhause E. Ludenburg, .
„ Hamburg bei der VereinsbanK in Hamburg,
„ Karlsruhe i. B. bei der Süddeutschen Disconto-Gesellschaft A.-G.,
bei dem Bankhause Veit L. Homburger,
bei dem Bankhause Straus S Co.,
„ Köln bei dem Bankhause *. Levy,
bei dem Bankhause Sal. Oppenheim jr. Cie..
Leipzig bei der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt und bei deren
Abteilung Becker H Co.,
„ Magdeburg bei dem Bankbause F. A. Neubauer,
, Hannheim bei der Süddeutschen Disconto-Gesellschaft A.-G.,
"„ Neiningen bei der BanK für Thüringen vormals B. N. Strupp A.-G.,
„ Hünchen bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank,
bei der Bayerischen Vereinsbank,
„ Nürnberg bei der Bayerischen Diseonto- und Wechsel-Bank A.-G.,
bei dem Bankhause Anton Hohn
»regen Bescheinigung bis zur Beendigung der Generalversammlung hinterlegen.
Berlin, den 29. Juni 1921.
Direetion der Disconto-Gesellschaft.
\ Die Geschäftsinhaber:
Dr. Salon«ssshs. Dr. Russell. Vrbig.

Abschluß per 31. Dezember 1920.

Akflva
Roch nicht-eingezahltes Aktienkapital
Grundstück Schlesische Strafe 26 . . .
Grundstück Schlesiscbe Straße 27 . . .
Grundstück Boucbestraße
Fabrikationsanlagen und Maschinen usw.
Matrizen
Inventar
Modelle
Patente
Kraftwagen
Gespann
Wertpapiere und Beteiligungen ....
Kautionen . . .
Kassenbestand
Bankguthaben
Wechselbestand
Außenstände
Aval
Warenbestand
M. 1< MnO.—
A
9 375 000
3 162 720
1 519 000
424 700
1 600 UOO
690 999
2 586 039
52 905
244 234
849 968
208 P50
15 072 015
20 966 294
56 753 333i
82
95
21
Passiva
Aktienkapital
Gesetzliche Rücklage
Agio auf Neu-Emission für spätere Verrechnung
Delkrederefonds
Hypotheken
Hicht eingelöste Gewinnanteilsoheine
Bankschulden
Aval
Gläubiger
Rückstellungen
Rücklage für Neuanfertigung von Matrizen . . .
Werkserhaltungsfonds
Reingewinn
M. 10 U".1l,—
25 a» 000
1100000I
4 037 588
459 248
:l 835 000|
35 710
3 732 620
7 622 939
5 869 786
002 149
1 243 047
3 215 242
65
56 753333|21
Die auf 20% = M. 200,— Festgesetzte Dividende gelangt pro Dividendenschein
1920 bei der Nationalbank Sur Deutschland, bei der Deutschen Bank, bei
der Dresdner Dank und bei dem Bankhause Schwarz, Goldschmidt & Co.,
hier, zur Auszahlung.
Berlin, den 28. Juni 1921.
Carl Lindström, Aktiengesellschaft
M. Straus.
Der Vorstand.
Thomas,
liodansky.
Seligsohn.

^himhin/ccifhm
Auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes
Kräftigungsmittel.
30 60 120 Port. I für Frauen 50 100 200 Port.
21 6039 60 72M. | 30 56.40 108 M.

Verlangen Sie Gratisbroschüre.
Versand durch Apotheker Maaß, Hannover Z.
„Porta-Union" - „Westfalia"
Vereinigte Cement- und Kalkwerke Aktiengesellschaft
in Bremen.
Auf Grand des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei ans erhältlich»
Prospektes sind
nom. M. 3 475 000,- neue Aktien
„Porta-Union" — „Westfalia"
Vereinigte Cement- und Kalkwerke Aktiengesellschaft
3475 Stück zu je M. 1000,—, Nr. 2526—6000
aus Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.
im Juni 1921.
Georg Fromberg & Co.

Berlin, den IB. Juli 1921
Wir sind von gestern
Die falschen Punier
O eit der Zerstörung Karthagos, rief am sechsten Juli der
Abgeordnete Helfferich in den Reichstagssaal, sei kein Volk
nach der Niederlage mit so schändlicher Grausamkeit be«
handelt worden wie Deutschland von der Entente. Als ichs
in der Zeitung gelesen hatte, ließ ich unwillkürlich das Blatt
sinken. Alltagsgewohnheit hat uns gestumpft. Ueber irgend«
eine der tausend aberwitzigen Behauptungen, tollen Entstell«
ungen, in Wolkenkratzerhöhe langenden Lügen, die uns um«
prasseln, noch zu staunen, schien unvorstellbar. Hier aber ist
«in Gipfel, vor dem Pflicht zu verweilen zwingt. Weil der Fun«
zelschimmer der Schulerinnerung in den Meisten wohl kaum
noch glimmt, sei, was am Ende des Dritten Punischen Krieges
in Libyen geschah, schnell ins Gedächtniß zurückgerufen.
Karthago hatte keine Oberste Heeresleitung, die schlau genug
war, der sicheren Zerschmetterung ihrer Truppen durch das
drängende, den Staatshäuptern abgezwungene Angebot der
Kapitulation auszubiegen und dessen Träger, den bürgerlichen
Boten ihres Flehens, dann, als derZweck erreicht war, wie einen
elenden Verräther anzuprangern. So frechen Trug hätte der
wache Verstand der Kaufmannstadt auch nicht geduldet. Vor
Winterseindrang hat Publius Cornelius Scipio Aemilianus
den Hafen erobert, das Lager bei Nepheris überrumpelt, ein
ganzes HeerWehrloser getötet und Haufen Gefangener wegge«
3t. Nun mag die Hungerblockade ihr Werk thun. Sie (

mattet das Karthagervolk und winkt furchtbare Seuchen heran. Nur in der Etape der Feldherren wird noch gepraßt und in Prahlreden der sichere Endsieg verkündet. Erst im Frühjahr befiehltScipio, die innereStadt anzugreifen, die (sagtMommsen) „von der ausgehungerten Besatzung kaum noch vertheidigt wurde." Doch jedes der vor der Burg stehenden, oft sechs Stockwerke hohen Häuser ähnelt einer Festung; jedes muß drum einzeln erobert werden. Was drin lebt, wird nieder» gestoßen oder verbrannt; denn Scipio läßt die ganze Burg» straße anzünden und den Schutt für den Marsch seiner Mann» schaft planiren. Die Bleibsel des Stadtvolkes, ein knappes Zehntel der Vorkriegszahl, erbitten und erlangen das nackte Leben. Der karthagische Feldherr Hasdrubal entläuft dem brennenden Heilgottstempel, in den er mit der Gattin und zwei Kindern geflohen ist, und winselt vor Scipio um Gnade. Die stolze Frau, die ihn vor dem Römer knien sieht, will solche Schmach nicht überleben und wirft erst die Knaben, dann sich selbst in die Flammen. Hasdrubal und Bithyas werden nach Italien geschickt und dort, als Internirte, glimpf- lich behandelt. Alle Gefangene, die nicht der Hunger und Schmutz im afrikanischen Lager frißt, werden in Sklaverei verkauft. Alle Tempelschätze, Weihgeschenke, goldene und silberne Geräthe, Barren, Münzen nach Rom verfrachtet. Was danach in Karthago bleibt, fällt Roms Legionären als Beute zu. Auf Befehl des Senates wird die Stadt, der Vorort Mapalia sammt allen Gemeinden, die bis zuletzt den Karthagern ver» bündet waren, „eingeebnet*', dem Erdboden gleich gemacht. Siebenzehn Tage lang lodert und schwelt der Brand. Ueber das ganze Gelände hin geht dann der römische Pflug; schallt» in düsterer Feierlichkeit, Roms Fluch: Nie wieder rage auf dieser Stätte ein Haus, niemals reife ein Kornfeld Menschen hier Nahrung. „Wo die fleißigen Phöniker ein halbes Jahr- tausend geschafft und gehandelt haben, weiden fortan rö» mische Sklaven die Heerden ihrer fernen Herren. Die kar» thagische Landschaft wird eine römische Provinz (Africa); das Stadtgebiet Karthagos, mit Ausnahme eines an Utica verschenkten Striches, und das der übrigen zerstörten Ort» schaften wird römisches Domanialland, welches man durch Verpachtung verwerthete. Die eigentlichen Gewinner bei dieser Zerstörung der ersten Handelsstadt des Westens waren

die romischen Kaufleute, die, sobald Karthago in Asche lag,
in Schaaren nach Utica strömten und von dort aus nicht nur
die lomische Provinz, sondern auch die bis dahin ihnen ver»
schlossenen numidischen und gaetulischen Landschaften aus»
zubauen begannen." (Mommsen.) Also: kein Friedensschluß;
spurlose Vernichtung des Staates, der Städte, aller Kultur; Aus»
rodung der ganzen Nation, deren Reste irgendwo in Sklaverei
verkümmern, verschimmeln. Diesen Abschluß des Römer»
krieges gegen die Phöniker wagt der Abgeordnete Helfferich
unserem Frieden zu vergleichen, der hart, in manchem Stück
unklug ist, doch keinem Siegerstaat auch nur einen Pfennig
desKriegskostenaufwandes einbringt. Nicht nur denVersailler
Frieden, nein: die beträchtlich geminderten londoner Bedinge,
in denen sogar der (Deutschlands Leistungfähigkeit unter»
schätzende) Professor Keynes den „Sieg der Vernunft" auf»
leuchten sah und die den Kanzler Wirth und seine Leute er»
füllbar dünken. Aus Karthago ward Wüste und Fremdvieh»
weide. Deutschland hat zwei Jahre nach Friedensschluß fünf»
undvierzigtausendMillionenMarkEinkunftsteuer aufgebracht,
mindestens eben so viel liegt auf Kontokorrent, als Kunden»
geld, in den Banken seiner Hauptstädte, die Sparkassen sind
übervoll und Niemand weiß, was in ländliche Schränke,
Truhen, Keller, Erdlöcher gespeichert ist. Nicht das winzigste
deutsche Dörfchen ist vom Feind angetastet worden. Um nicht
in Dividende gezwungen zu sein, die der Geldwerthmin»
derung entspricht, veistecken Banken und Industriegesell»
Schaften ihre Reserven und setzen ganze Maschinenstädte mit
dem Buchwerth einer Papieimark in die Bilanz. Oder sie ver»
schenken Riesensummen in Gestalt billiger Junger Aktien oder
Aktionärprämien (Bonus). Der Umfang der Arbeitlosigkeit
deutet auf Industriegefahr. In den größten Siegerländern auf
schlimmere. Die Löhne, also auch die Preise, sind hoch aufge»
schwollen. In den größtenSiegerländern noch viel höher;in den
„Times" finde ich stets Anzeigen, die Hausmädchen fünfund»
dreißig bis vierzig Pfund Sterling alsMonatslohn bieten (Das.
sind über elftausend Papiermark, fast hundertdreißigtausend
imJahr) und manchmal obendrein verbürgen, daß die sotheuer
Bezahlte ihr eigenes Zimmer mit Elektrolicht und reichliche
Freiheit habe, auch nicht etwa Stiefel, Messer, Lampen zu
putzen brauche. Das und alles Verwandte ist Folge des Krieges

und der von ihm bewirkten Umpflügung; kein Friedensvertrag
hätte daran irgendwas zu ändern vermocht. Wie in Deutsch»
land die Landwirthschaft und der Handel blüht, lehrt jeder
Umblick. Im Hochsommer sind in Berlin dreißig Theater
offen; unzählige Kinos, Singspielhallen, Dielen, Spelunken;
in Luxusschänken die Gäste wie Sardinen in die Blechbüchse
gestopft. So ists überall; bis in die einst stillsten Provinz»
nester. „EinHummer gefällig? Zweihundertfünfzig Mark; ganz
frisch." Warum nicht? „Geld spielt keine Rolle." Nie zuvor
sah man so viele Autos; unter hunderttausend Matk im Jahr
ist keins zu erhalten. An beinah jeder Ecke des Kurfürsten»
dammes blinkt Karrosserie durch Spiegelscheiben. Sogar Stin»
nesier lassen sich in Bau und Vermiethung von Garage herab.
Und Herr Helfferich wagt, in den Reichstag zu rufen, Deutsch»
land sei von den Siegern wie Karthago behandelt worden.
Der vom Fluch der1Unfruchtbarkeit geschlagene Mann,
dem auf keinem Feld je, Kolonialamt, Türkei, Deutsche Bank,
Schatzamt, Inneres, Moskau, der Nation Nützliches gelang,
ist, dennoch, klug. (Sein Wissen, sprach ein nur mit com»
mon sense begabter Kollege, „hat quantitativen Werth, nicht
qualitativen.") Er weiß, daß die einundzwanzig Jahrhunderte,
die seit dem Fall Karthagos gingen, gewiß Dutzende, wahr»
scheinlich Hunderte härterer Friedensschlüsse sahen, als un»
serer war; und er hat zu dlh zeitlich uns nächsten, Brest und
Bukarest, deren grundloser Grausamkeit kein Unbefangener
Versailles und London auch nur vergleichen kann, selbst mit»
gewirkt.. Doch eben so genau weiß er, daß, durch Kurzsicht
und eitlen Ehrgeiz, nicht etwa aus bewußt bösem Willen,
er ein Hauptschuldiger an dem Absturz deutscher Reichs»
macht geworden ist. Er kannte, wie Herr Muehlon bezeugt
hat, schon lange vor der Niederschrift der wiener Ultimatums»
forderungen Wilhelms Kriegstheaterplan und billigte ihn, trotz»
dem er sonst, noch im Krieg, oft sehr unwirsch über den
Unernst des Allerhöchsten redete. (Ein paar Monate vor dem
Krieg habe ich hier vor der fühlbaren Einwirkung des Bank»
direktors Helfferich ins Auswärtige Amt gewarnt; vergebens:
denn der blinde Pedant Bethmann sah in ihm „ein Genie".)
Seine nur auf Stimmungmache, Stimmungerhaltung berech»
nete Finanzpolitik, die Herr Erzberger mit vollem Recht die
leichtfertigste aller in Deutschland je erblickten nannte, hat

uns einen Löwentheil des Steuerelends von heute beschert.
Ohne seinen Umfall auf die Seite närrischer Marinerechen*
meister wäre der hemmunglose Tauchbootkrieg, dessen Wahn«
sinn gerade er zuvor durch den Massenaufmarsch blanker
Ziffern bewiesen hatte, nicht möglich geworden; hätte also
Amerika nicht 3V2 Millionen Mann nach Frankreich geschickt.
Kein politisch reifes Volk ließe ihn nach Alledem noch im
Rath mitreden. In Deutschland ist er gefeierter Parteiführer;
wird ihm das Gespann von der Deichsel gesträngt und sein
Wagen von einer Begeisterung keuchenden Menge vors Hotel
gezogen. Bethmanns Jammerpolitik war seine, war ganz und
gar vonihminspirirt:und der Schwärm wilder Bethmannhasser
um jubelt ihn. Er hat, immer wieder, gekräht, der besiegte
Feind müsse uns jeden Pfennig der Kriegskosten ersetzen
und noch was drauf zahlen: und erdreistet sich nun, die Ion«
doner Bedinge neben die Scipios zu stellen. Ihm blieb nur
die Wahl.reuig ins Dunkel zu kriechen,irgendwo ein wackerer
Dutzendprofessor zu werden oder durch stetes Wehgeschrei
von Verrath, Feindesinfamie, schlappen Regirern das nach«
hallende Gedächtniß der eigenen Sünde zu übertönen. Daß er,
um sich zu behaupten, nicht anders handeln könne, röche jedes
nicht politisch ganz instinktlose Volk. Auf unserer Erde gelingt
so verschmitztes Gaukelspiel; heute noch wie in den Tagen
des Tacitus, der aus Spottlust auf diesen Versutissimum sähe.
(Wenn Der wirklich, wie Geheimräthe erzählen, einen Theil
der hohen Pension, die er beim Widereintritt in den Reichs«
dienst, weil er „so viel aufgebe", sich ausbedang, jetzt aus den
Fonds bezöge, über die der Präsident der verhaßten Republik
gebietet, wärs ein beinah epischer Witz.) Der Versuch, ihn
niederzubrüllen, ist zwecklos und unanständig. Jeder Gewählte
erwarb das Recht, im Parlament zu sagen, was ihn gut dünkt.
Warum aber antwortet nicht, endlich, Einer so, daß in dem Vor«
lauten der Trieb zu neuer Rede verlischt? Dazu ist Grobheit
weder nöthig noch nützlich. Nur die Aufzählung all des er»
wiesenen Irrens und die Frage, ob Jemand, der auf den höchsten
Posten immer falschen Rath gegeben habe, sich heute vermessen
dürfe, nach dem Amt des Reichsmagisters zu langen. Schätzet
die Gefahr, die aus so unverschämten Hetzreden quillt, nicht
zu niedrig ein. Vor dem leipziger „Freisprecherpalast" werden
Franzosen, die nicht den allergeringsten Grund dazu gaben, be»

schimpft. Der schlesische „Selbstschutz" löst sich mit Kaiset* hoch und „Heil Dir im Siegerkranz" (ernsthaft: im Sieger* kränz) auf. (In manchen Kreis werden still, auf Landrathsver« fügung, je sechshundert Mann davon untergebracht. Der Staat zahlt jedem, wie bisher, fünfzig Mark, der Herberger acht für den Tag; wo sie arbeiten, erhalten sie nur freie Unter* kunft und Kost. Das wird wahrscheinlich als „produktive Arbeitlosenfürsorge" frisirt; ist schon jetzt aber der Erwäh« nung werth.) Der wegen Kapital Verschiebung mild verurtheilte Prinz Eitel Friedrich hält in Potsdam mit allem Pompklamauk ein Kapitel des Johanniterordens ab und „nimmt neue Ritter auf", die, noch immer, dem König von Preußen unverbrüch«" liehe Treue schwören. In Beuthen wird ein französischer Major, ein Führer der Truppe, die das alte Bytom der Polen vor dem Einbruch polnischer Insurgenten geschützt hat, aus der Menge, die soeben den einmarschirenden Briten knech« tisch zujauchzte, den Franzosen Hohnlieder pfiff, hinterrücks erschossen: und statt diese feige Schandthat zu verdammen, nutzen große deutsche Zeitungen die Flucht des Meuchel« mörders zu der erbärmlichen Verdächtigung, der Schuß sei „wahrscheinlich" aus dem Gewehr eines Franzosen oder Polen gefallen. Das sieht der Rückblick auf eine Woche, nur eine, als Folgen der Reden, die den Westmächten ruchlose Grausamkeit und niederträchtige Tücke nachzischeln. Darf der Gerechte staunen und zetern, wenn Unwissende aus solchen Reden die Ermächtigung schöpfen, wider die Teufelsbrut aus Sieger* land jedes erlangbare Mittel, auch das schmählichste, an zu» wenden? Der Abgeordnete Helfferich sieht abermals nicht, was ist; erkennt nicht, was werden muß. Ballt sich der Welt* zorn noch einmal gegen Deutschland, dann, erst dann, droht dem armen, blind verführten Volk ein Karthagerschicksal.

Vor sieben Jahren

Ein Leser des vorigen Heftes fragt, warum ich nicht er* wähnt habe, daß schon im Frühjahr 1914 Großbritanien durch eine Marinekonvention an Rußland gebunden war. Ant* wort: Weil ich Unwahres berichtet hätte. Diese Konvention bestand nur auf Zeitungpapier. Seit, im Sommer 13, von Rom aus die österreichische Angriffsabsicht auf Serbien ent* hüllt, dann die widrig.läppische Posse vom„deutschen Fürsten»
\

thum Albanien" in Szene gesetzt war, entband die Furcht vor eines Morgens unvermeidlichem Krieg den Wunsch, zwischen den Mächten der Entente Cordiale und Rußland den Verbin» dungdraht fester zu ziehen. Am zweiten April 14 schreibt Saso» now an den Botschafter Iswolskij nach Paris, die Umwand« lung der Tri ple» Entente in einen neuen, allem Erobererdrang fernen Dreibund scheine ihm eine wichtige Aufgabe dieser unruhvollen Zeit; das anglo'französische Abkommen könne, wenn Grey bereit sei, es den Russen (die es also noch nicht kannten) vorlegen zu lassen, gewiß die tragfähige Basis des Bundesgebäudes werden. Da Präsident Poincare nicht in Paris ist, spricht Iswolskij zunächst mit dem Minister Doumergue und hört von ihm, daß zwar die Generalstäbe Englands und Frankreichs technische Pläne für den Fall gemeinsamer Ab» wehrhandlung ausgearbeitet haben, daß aber die Regirungen der zwei Westreiche durch keinerlei Verpflichtung an einander gebunden sind; Frankreich wünsche zunächst Berathung der drei Admiralstäbe und ein anglo«russisches Abkommen in der Form einer Marinekonvention. Die nur hält Sir Edward Grey für erwägenswerth; nicht ein Bündniß. „Sie sehen ja, daß wir mit Frankreich selbst noch heute kein Bündniß haben": sagt er, nach der Rückkehr aus Paris, wo den König George und ihn die Wärme des nationalen Gefühlsausbruches überrascht und tief erfreut hat, zu dem Russischen Botschafter Grafen Benckendorff. Am zwölften Mai. Doch er sputet sich nicht. SechsTage danach schreibtBenckendorff („vertraulich und ganz persönlich") anSasonow, der Premierminister Asquith sehe nir» gends unüberwindliche Hindernisse, habe aber den Plan noch nicht ins Kabinet gebracht, aus dem, von einzelnen Mitglie« dern, wohl Widerstand zu erwarten sei. „Ein noch so vor» sichtig gefaßter Bündnißvertrag, der hier ja veröffentlicht wer» den müßte, stieße, besonders bei den Liberalen, aber auch anderswo, auf so starken und offenen Widerstand, daß da» durch ein großer Theil der erstrebten politischen Wirkung vereitelt und das Bündniß entwerthet würde. Die von Eng» land uns und Frankreich gebotene Sicherheitbürgschaft würde kaum wesentlich verstärkt; der deutschen Propaganda aber, die den Berlinern jetzt wichtiger als zuvor scheint, ein viel günstigerer Boden bereitet. In aller Kürze möchte ich be» tonen, daß selbst der Engländer, der fest überzeugt ist, ein

Konflikt mit Deutschland werde, früh oder spät, unvermeid»
lich sein, die Vorstellung scheut, sein Vaterland durch Ver»
träge in Pflichten knüpfen zu lassen, deren Umfang und Fol»
gen noch nicht ermeßbar sind." In der Foreign Office wird
diese Scheu durch die Erinnerung an Wilhelms listig. täppische
Versuche gemindert, sich in das franko»russische Bündniß
einzudrängen und dessen Front drohend gegen England zu
wenden. Am zweiundzwanzigsten Mai, fast fünf Wochen nach
Sasonows Anregung, bittet Grey die Botschafter Bencken»
dorff und Paul Cambon zu sich und zeigt ihnen an, das Ka»
binet sei damit einverstanden, daß Rußlands londoner Ma»
rineattache mit dem britischen Admiralstab die Möglichkeit
gemeinsamen Handelns im Nothfall bespreche, weil ohne
vorausgegangene Verständigung technische Hindernisse in der
Gefahrstunde die Aktion hemmen könnten. Sasonow ist von
der Bereitschaft Londons entzückt, sieht schon den Weg zu
Rußlands engerer Einknüpfung in den franko>russischen Bund
offen und meldet die Wünsche der russischen Admiralität an:
unauffällige Sendung englischer Handelsschiffe in Baltikums»
häfen, damitRußland in günstiger Kriegsstunde die zuTruppen»
landung in Pommern nöthigen Transportkähne habe; Er»
haltung so starker Britengeschwader im Mittelmeer, daß die
Flotten Oesterreich»Ungarns und Italiens (petersburger Un»
wissenheit zählt es noch zu den möglichen Feinden) nicht
die Uebermacht erlangen und zu Angriff ins Sch warzeMeer vor»
stoßen können; dazu die Erlaubniß, im Ostbecken des Mittel»
meeres die englischen Häfen eben so wie im Westbecken die
französischen als Stützpunkte zu benutzen, Verständigung
über Signale, Chiffres, Radiodepeschen, neue Instrumente»
Verbesserungen und Erfindungen der Technik; in bestimm»
ten Abständen persönlicher Meinungaustausch der beiden-
Admiralstabschefs. Am sechsten Juni meldet der Marinebe»
vollmächtigte Kapitän Wolkow: „In einem Gespräch mit dem
Admiral Prinzen Ludwig von Battenberg merkte ich, daß
die englische Regirung unsere Sache durchaus nicht eilig be»
treibt und die Beschleunigung nur von Frankreich gewünscht
wird. Der Prinz hat den Auftrag, in Petersburg, wohin er
im August mit seiner Frau reist, die Frage mit dem Admi*
ralstab und dem Marineminister zu erörtern." Noch ist nichts:
vereinhart: und schon steht das Marineabkommen als That*

sache in deutschen, danach, natürlich, auch in anderen Zeit»
ungen. Grey ist verstimmt; und begrüßt den raschen "Wider»
ruf der Nachricht in der „Nowoje Wremja". Auf die Inter»
pellation King und Bylas antwortet er im Unterhaus: „Vor
einem Jahr hat der Premierminister hier gesagt, daß wir keinen
Geheimvertrag haben, der im Fall eines Krieges zwischen
Europäerstaaten die Freiheit der Regirung oder des Paria»
mentes irgendwie einschränken und England zu Eingriff in
diesen Krieg zwingen könne. Diese Antwort ist heute eben
so richtig wie damals. Mit keiner Macht ist seitdem irgend»
welche Verhandlung, durch die das Wort des Herrn Asquith
weniger wahr würde, zu irgendeinem Abschluß gebracht wer»
den; keine Verhandlung dieser Art schwebt und ich halte für
unwahrscheinlich, daß eine beginnen werde. Sollte aber ein
Abkommen, durch das die Erklärung des Premierministers
unhaltbar würde, vereinbart werden, dann wären wir, nach
meiner Auffassung, verpflichtet, es dem Parlament vorzu»
legen; und Das würde auch, wie ich glaube, geschehen." Dem
Botschafter Fürsten Lichnowsky,der sich vor der Abreise zur
Kieler Woche verabschiedet, sagt er(mitWissenCambonsund
Benckendorffs): England habe mit Frankreich und Rußland
weder ein Bündniß noch ein für den Kriegsfall bindendes Ab»
kommen; die Meerengenfrage sei zwischen England und Ruß»
land seit 1909 nicht mehr erörtert worden; doch wolle er dem
Deutschen Botschafter nicht verschweigen, daß im Lauf der
letzten Jahre das Verhältniß der drei Regirungen sehr intim ge»
worden sei; über alle auftauchenden Fragen haben sie sich so
aufrichtig ausgesprochen und verständigt, als ob sie Bundes»
genossen wären; nicht ein einziges Mal aber sei in diesen
Aussprachen irgendwelche Feindschaft gegen Deutschland,
nie etwas der (so genannten) Einkreisungpolitik Aehnliches
zu Wort gekommen. In Kiel, unmittelbar vor der Ermordung
Franz Ferdinands,hörtsWilhelm von Lichnowsky. Der grünste
Attache würde Behutsamkeit draus lernen. Das Duo Wilhelm»
Theobald ist unbelehrbar. Sasonow ist bereit, die Marine»
konvention mit fester russischer Bürgschaft für Englands in»
disches Imperium zu erkaufen, das von Japan seit 1902 asse»
kurirt ist, und bestimmt sogar seinen schüchternen Zar, selbst
den Botschafter Buchanan an die Wichtigkeit schleunigen Ver»
handlungbeginnes zu mahnen. Aber Grey ist zu ehrlich, um

nach dem im Juni dem Parlament Gesagten im Juli sich in sol»
ches Geflüster einzulassen. Seit dem Tag von Sarajewo ist seine
ganze Zeit obendrein von dem Drang nach Friedenswahrung
ausgefüllt. Und schon am sechzehnten Juli bekennt er dem
Grafen Benckendorff ernste Sorge. „Ich bin nicht ruhig. Wir
dürfen nicht mehr darauf rechnen, daß Deutschland unter
allen Umständen Friedensstiftung erstreben wird. Und die
Zahl und Gewalt der Kräfte ist nicht groß, die einmal aus»
gebrochene nationale Leidenschaft zu zügeln vermögen."
In Berlin hat man den Berichten Lichnowskys, gegen
den hurtige Maulwürfe gewühlt haben und den Bethmann,
wie jeden möglichen Nachfolger, von dem Kaiser, dem Re»
gimentskameraden aus der potsdamer Husarenzeit des Für»
sten, weglotsen will, nicht mehr getraut. Staatssekreär Von
Jagow bittet Ballin, der sich von Dapper in Kissingen „auf»
bügeln läßt", die Kur zu unterbrechen und in London zu er»
künden, ob nicht doch ein anglo»russischer Marinevertrag ab»
geschlossen sei. Dringendes Ersuchen Seiner Majestät. Unser
Botschafter erfährt keine Sterbenssilbe davon; wußte noch
1917 nichts von Ballins Mission. Der trifft schon am Abend
nach der Ankunft bei seinem Freund Lord Haldane Sir Ed»
ward Grey; fragt ihn ohne Umschweif und hört: „Ich will
Ihnen in voller Offenheit antworten. Wir haben, trotz Allem,
was darüber gedruckt worden ist, kein Abkommen mit Ruß»
land; haben auch noch gar nicht über die Marinefrage ver»
handelt. Von unseren Freunden kommen mancherlei Wünsche
an uns. Wir können nicht alle erfüllen. Und Sie würden, Herr
Ballin, der Sache des Friedens einen sehr werthvollen Dienst
leisten, wenn Sie auch Ihre Regirung in den Entschluß brin»
gen könnten, nicht alle Wünsche zu erfüllen, die ihr, jetzt,
zum Beispiel, in der recht heiklen serbischen Sache, von ihren
Freunden vorgetragen werden. Dann könnten wir wieder freier
athmen." AuchHerrWinston Churchill, der ErsteSeelord(dem,
als er zur Kieler Woche kommen wollte, auf berliner Befehl
unhöflich abgewinkt wurde) bezeugt, daß der Marinevertrag
nur in der Presse spuke; und schüttet dem Hamburger sein
Herz aus. „Seit Haldanes Mission in Berlin zum Scheitern
gebracht wurde, bin ich sehr besorgt. Wenns so weiter geht,
stolpern wir eines Tages in den Konflikt, den kein Vernünf»
tiger wollen kann. Meine Seeoffiziere reden und schreiben

manchmal dummes Zeug. Tirpitzens, weiß Gott, nicht weni»
ger. Ich selbst vergalopire mich leicht, wenn ein voller Saal
mich mit Beifall spornt. Das sind doch, Alles, nicht Dinge
von ernster Bedeutung. Ich bin gewiß, daß ich in Gespräch
mit Eurem Tirpitz zu einer beide Reiche befriedigenden Ver»
standigung käme. Ich weiß: er hält nichts von mir; sieht in
mir einen Schaumschläger. Ich bewundere ihn trotzdem als
einen Fachmann ersten Ranges. Können Sie, Herr Ballin, ihn
denn nicht überreden, sich mal irgendwo mit mir hinzusetzen
und mich wenigstens anzuhören? Ich bin überall und in je»
der Stunde zu haben. Wir dürfen doch nicht warten, bis Eu»
ropa an einer Ecke und bald danach an allen brennt." Im Pa»
lais Henckel sagts Ballin Üem Großadmiral. Antwort: „Um
Gottes willen! Mit dem Gauner will ich nichts zu thun haben."
Aus dieser in jedem Punkt statisch sicheren Darstellung
erkennen Sie, Herr Frager: Die anglo.russische Marinekon»
vention lebte nur in Preßmärchen. Deshalb wurde sie hier gar
nicht erst erwähnt. Rath: Glauben Sie berliner Offiziellen und
Offiziösen nie wieder ein nicht als wahr erwiesenes Wort.

Die Unverschämten

Glauben Sie ohne tief gründlich ungläubige Nachprüf ung
aber auch keine Erzählung irgendeines Vorganges, alten oder
neuen, den diese Leute öffentlich für erwiesen ausgeben. Seit in
jedemReichs» oder Staatsamt die Räume wachsen, das Haus
sich dehnt, hat in manchem sich, über, neben und unter dem
schwellenden Beamtensch warm, allerlei Federvolk eingenistet;
Leute, die in der gewählten Berufssphäre nicht recht vorwärts
kamen, in dem stürzenden Kaiserreich 1den Futtertrog ver»
loren, von Ruhesold und Nebeneinkunft beim Preisstand von
heute nicht leben könnten und und drum von der Freundes»
hand kleiner Untersarastros in besseres Land geleitet wurden.
Weil sie nicht in der Beamtenheerde mittraben, nur mit Ver»
trag oder, nach Vereinbarung, mit fetten „Diäten", „Spesen",
Tagegeldern angestellt sind, heißen sie „unabhängig Sachver»
ständige". Achtung: denn, was sie sagen oder schreiben, kommt
(vastehste?) eben nicht aus dem Amtsbereich, sondern aus der
freien Ueberzeugung kernhafter Männer und hat deshalb An»
spruch auf Doppelkredit. „Was Ihr den Geist der Zeiten
heißt, Das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem

die Zeiten sich bespiegeln. Da ists denn, wahrlich, oft ein
Jammer I Man läuft Euch bei dem ersten Blick davon. Ein
Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer und höchstens eine
Haupt' und Staatsaktion mit trefflichen pragmatischen Maxi«
men, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen." Faust
hat die Sippe gekannt. Wenn, ehe ihre Films angekurbelt
werden, in Leuchtschrift die Ziffer ihres Diätenbezuges sieht»
bar würde, wäre der Kram leidlich; wüßte Herr Omnes, woran
er ist. Jetzt wähnt er, heilig reine Weisheit zu schlürfen: und
wird aus dem Kehrichtfaß bewirthet. Vor acht Tagen er*
innerte ich hier an das Extrablatt des Berliner Lokalanzeigers,
das am dreißigsten Juli 14 die Mobilmachung des deutschen
Heeres meldete, und an die Thatsache, daß Swerbejews, des
Russischen Botschafters, telegraphischer Widerruf dieser nach
mindestens einstündigem Umlauf von Agow („dem von Jott
verlassenen Staatssekretär") dementirten Nachricht auf dem
Depeschenweg bei uns verbummelt wurde. Flink sprang
die Löschmannschaft der offen oder verkappt Offiziösen mit
Spritsschläuchen auf den Plan. Zuerst hieß es, die Behaup«
tung sei neu, jetzt, nach sieben Jahren, erst in einer pariser
Zeitung aufgetaucht und schon dadurch zwiefach verdächtig.
Sie ist alt, Kernhafte. Noch im August 14 sagte mir ein russi«
scherMonarchistvornehmenNamens:,,DiesesverfluchteExtra*
blatt hat das ganzeUnheil angestiftet." Und inPetrograd wurde
sofort, in London, vom Sir Edward Grey, öffentlich imOktober
16 davon gesprochen; unser braverBethmann,der schon knie»
tief im politischen Verbrechen watete und keinerLüge mehr aus»
biegen konnte, widersprach, natürlichem Reichstagsausschuß.
Auch Herr Markow, der den Pressedienst der berliner Russen»
botschaft leitete, hatnicht „kürzlich", wie in berliner Zeitungen
stand, sondern längst über die Sache ausgesagt. „Herr Markow
von der Agence Russe kaufte den Lokalanzeiger und wollte
seinem Botschafter schnell die schwergewichtige Nachricht
ins Ohr rufen. Das Amt verbot ihm, nach seiner Gewohnheit
Russisch zu telephoniren; er müsse am Apparat Deutsch
sprechen. Der Botschafter, der die Nachricht für wahr halten
mußte (denn der Lokalanzeiger, dessen Besitzer sich der be»
sonderen Gunst des Kronprinzen erfreute, galt allgemein als
sineArt militäroffiziöser Zeitung), meldete sie sofort durch De*
iesche nach Petrograd. Als aber Herr Markow den Widerruf

telegraphiren wollte, hieß es, die Depeschencensur sei ange«
ordnet. Selbst die unchiffrirten Depeschen des Botschafters hat»
ten mehrstündige Verspätung, während seine erste, die Mobil*
machung meldende Depesche blitzschnell nach Petrograd ge»
langt war." (Ernest Renauld: „1914—1919; histoire populaire
de la guerre.") Auf den Fall Markow gehen unsere Kernhaften
nicht ein; auch, natürlich, nicht auf die Fragen, wie es mög»
lieh wurde, daß aus dem Hause Scherl, das in steter Verbin»
dung mit dem Kronprinzenpalais, Generalstab, Kriegsmini-
sterium, mit dem Chef des Kaiserlichen Hauptquartiers, dem
Hausminister August Eulenburg, mit Herrn von Chelius und
anderen Hofgünstlingen stand, am Tage gefährlichster Span»
nung die verhängnisvoll „falsche" Nachricht kommen und
ungefähr hundertMinuten lang unwiderrufen bleiben konnte;
daß die schon recht wachsame Polizei, der Herr Traugott
vonjagow, der Vetter des Staatssekretärs, vorstand, das Extra«
blatt bis in ferne Vororte ausschreien ließ und nicht nach
zehn Minuten das Haupttelegraphenamt angewiesen war, nir»
gends die falsche Meldung durchzulassen. Der ganze Casus
wird wie Kindsschwatz abgethan. Keine Spur von Verzöge»
rung, sagen, mit dem milden Lächeln Ueberlegener, die Kern»
haften; denn: Swerbejews Widerrufsdepesche hat für den
Weg vom westberliner Post» ins Haupttelegraphenamt nur acht»
zehn Minuten gebraucht, auf dem Haupttelegraphenamt nur
neununddreißig Minuten gelegen und ist dann, weil die Lei»
tung nach Petrograd „gestört" war, über Warschau, als letzte
von zehn Depeschen, befördert worden. Auch Swerbejews
zweites, chiffrirtes Telegramm, das zugleich mit dem ersten, en
clair und viel früher abgeschickten, im Hauptamt eintraf, sei nur
zehn Minuten länger als dieses liegen geblieben. Woraus sich
denn sonnenklar ergebe, daß sämmtliche berliner Amtsstellen
wieder mal in jeradezu vorbildlicher Weise ihre königlich
preußischePflicht und Schuldigkeit jethan haben. DerZeitung»
fromme liest drüber hin und denkt: „Wieder 'ner Entente»
ente der Hals umgedreht." Soll man gegen die Verschmitzten
sackgrob werden? Nein. Nur aussprechen, was ist. Nehmen
wir einmal an, die Zeitangaben seien richtig; was ja, nach
unserem „Kriegsbrauch im Landkrieg", durch schriftliche Ein*
tragung durchaus nicht erwiesen wäre. In die Stunde sorgen*
vollster Unruhe schleudert das offiziöseste, höfischste aller

deutschen Blätter, das nicht eines Vortragenden Rathes Diar»
rhöe ohne Rückfrage melden würde, Hunderttausende feuch»
ter Blätter mit dem Aufdruck, die Mobilmachung sei be»
fohlen. Setzt sich dadurch einer Anklage,harter Verurtheilung,
dem Verlust höchster und allerhöchster Gunst aus. 2?&, nach»
mittags. Die Blätter werden den Ausrufern entrissen. Unge»
heure Erregung. Alle diplomatischen Geschäftsträger telegra»
phiren die Schicksalskunde sofort dringend nach Haus. Kein in
Rußland, wo auf unermeßlich weiten Strecken der Rekrutenauf»
ruf nur durch den Stabstrompeter be wirkt werden kann, irgend»
wie Verantwortlicher darf nach dem Eingang der Meldung auch
nur eine Minute zögern, noch vor dem Befehl des Zauder»
zars, der, vielleicht, nicht sofort erreichbar war, alles für die
Mobilmachung Nöthige anzuordnen. Um Vier wird in Berlin
dementirt. Warum nicht, allerspätestens, um Drei? Warum
nicht direkt an die Deutsche Botschaft in Petrograd? Nie»
mals hatte der deutsche Draht eine wichtigere Nachricht zu
tragen als Swerbejews Widerruf der (im wahrsten Wortsinn)
alarmirenden Meldung: und der braucht vom Telegraphen»
Schalter des Postamtes bis zum Abgang aus Berlin eine ganze
Stunde. Macht obendrein den Umweg über Warschau; weil
die Leitung nach Petersburg gestört ist. Plötzlich; denn um
Drei war sie noch „ungestört". Ward je ein Verbrechen durch
derbere Indizien erwiesen? „Den Ruf trug ein geflügelter
Merkur; ein lahmer Bote trug den Widerruf." Um den la»
bilen Wilhelm aufzurütteln, brauchte man die russische Mobil»
machung; nach ihr schrie auch, aus schlotterndem Kiefer, der
Bethmann, weil er „nur mit der Erklärung, daß der Zarismus
uns überfalle, die Sozialdemokraten bei der Stange halten
könne". Für die Ermöglichung lückenlosen Beweises müssen
wir den Kernhaften dankbar sein. Die Dreistigkeit aber, wo»
mit sie ihn flüchtig Lesenden als Gegenbeweis aufschwin»
dein wollten, müßte, endlich, dem Frommsten sich als Warn»
ung einprägen. Wer aus Dauerausverkäufen theuer bezahlte
Konserven oder „echten Bordeaux von 1917" ungeöffnet heim»
trägt, ist nicht so leichtfertig wie Einer, der unseren Offiziellen,
Offiziösen ohne mißtrauische Nachprüfung ein Wort glaubt.
Ein baltischer Baron, der das zarische Rußland durch»
aus nicht zärtlich liebte, erzählte mir, in welchem Zustande
tiefster Depression und Kümmerniß er Swerbejew nach der

Scherlmeldung fand. Im vorigen Heft berichtete ich, wie Herr
Jules Cambon und sein britischer Kollege die Nachricht auf»
nahm. Als Sir Edward Goschen im Auswärtigen Amt seine
Pässe forderte, schüttelte ihn Weinkrampf. So sah es in den
Botschaften der Hauptmächte in den Tagen des „schmählichen
Ueberfalles" aus. Auch die Mehrheit der französischen, eng»
lischen, russischen Journalisten, sogar die Vertreter der von un»
serenAlltagshetzern„Hetzblätter" gescholtenen Weltzeitungen
waren entsetzt; und mindestens bis in die Stunde britischer
Kriegserklärung glaubte kaum irgendwo ein Franzos an Sieg
seines Vaterlandes. AlsHerrHedemann, der (später an der Front
gefallene) Sondergesandte des „Matin", mich nachts, um Ab»
schied zu nehmen, anrief, deutete er in düsterer Stimmung an,
Frankreich könne einen neuen Frankfurter Frieden nicht über»
leben, und antwortete auf die Frage, ob er nicht glaube, daß die
Republik militärisch sehr gut vorbereitet sei, aus trockener
Kehle: „Ce n'est pas trop mal..." Unvergeßlich. Aus toten
Akten quillt, wären sie selbst durchaus von Redlichkeit betreut
worden, niemals der Vollstrom lebendiger Wahrheit. Wer, im
Vollbesitz aller Informationen, im dichten Gedräng der Er»
eignisse, das Werden miterlebt, diehandelnden und die leiden»
den Menschen beobachtet hat, Der lacht der von feigen Schur»
ken ersonnenen, von Kindsköpfen geglaubten Mär, im Juli 14
habe Rußland, Frankreich, England den Krieg gewollt.
Kleine Anfrage: „Ist der Herr Reichskanzler bereit, zu
erklären, welches Gesetz ihn berechtigt, ausReichsmitteln Leute
zu bezahlen, deren Aufgabe ist, die Fehler und Schandthaten
der Kaiserlichen Regirung wegzuleugnen, deren Sturz ihm
den Aufstieg ins höchste Amt gestattet hat?"

Schiffer»Patent

Herr Traugott vonJagow,der zuvor erwähnte berliner Po»
lizeipräsident,nahm imMärz 1920 aus der Hand des HerrnKapp
das Portefeuille des preußischen Innenministers; und steht
seitdem unter der Anklage des Hochverrathes. Ich glaube nicht,
daß er verurtheilt werden kann; denn er hat nicht versucht,
die Verfassung des Reiches oder Preußens „gewaltsam zu
ändern", sondern, wie Herr von Hindenburg im November
1918 und nach ihm Mancher, „sich auf den Boden der ge»
gebenen Thatsachen gestellt". Die Herren Lüttwitz und Kapp

wollten fachkundige Minister einsetzen und die damals be»
drohte Wahl des Reichspräsidenten durch Volksentscheid
sichern; hatten die Verfassung nicht angetastet. Herr Ebert war
mit seiner Kabinetsauslese bei Nacht und Nebel geflohen,
nur der Justizminister Schiffer, als Parlamentär und Horch«
posten, zurückgeblieben; und die natürliche Folge des Reichs*
personalwechsels war, daß auch in die Preußenämter neue
Männer einzogen. Die Leser dieser Blätter wissen, daß all
solche Spielerei mit Hochverrathprozessen mir, in einem vor»
gestern durch Hochverrath entstandenen Staatswesen, widrig
ist und daß ich oft die Amnestie aller wegen politischer Ver»
brechen und Vergehen Verurtheilten und Angeklagten emp»
fohlen habe. Dazu hat keine der dreiRegirungen, die wir seit«
dem hinnehmen mußten, den Muth aufgebracht. Ueber die
Amnestie der Kappisten entstünde links, über die der Korn«
munisten rechts (also von Ebert»Noske bis zu Wulle »Hergt) ein
Gezeter; und daß die Zahl Derer, die, ohne enge Parteibin«
dung, die Herrschaft von Recht und Vernunft wollen, je groß
genug zuStützungeinesKabinetsgebälkes werden könne, dünkt
den Regirerklüngel unglaubhaft. Herr von Jagow blieb auf
freiem Fuß. Da die Vollstreckung des Haftbefehles durch
die Hingabe einer Bürgschaftsumme von fünfhunderttausend
Mark gehemmt worden war, ging keinen Menschen die Frage
an, was in Anwaltsschriftsätzen über Jagows Gesundheit und
Haftfähigkeit stand; und daß Herr Schiffer daraus im Reichstag
Citatepflückte,warhöchstungehörig.DerJustizminister,anold
parliamentary hand, sonst nichts, haschte nach der im Reichs«
tag stets locker sitzenden „allgemeinen Heiterkeit", die, hoffte
er, die vielen objektiv unwahrenAngaben, die er über die Sache
gemacht hatte, sanft wegplätschern werde. Herr von Jagow war
immer auffindbar, schrie nach der Hauptverhandlung, konnte.
sie aber bis heute nicht erlangen. Warum wohl nicht? Ent«
weder hält der Oberreichsanwalt die Anklage für aussichtlos:
dann müßte das Verfahren eingestellt werden. Oder der Justiz»
minister wagt zwar nicht die Niederschlagung des Verfahrens,
fürchtet aber die öffentliche Verhandlung. Das ist nicht un»
wahrscheinlich. Der kaiserlich treudeutsche Demokrat Schif»
fer.den vor ein paar Jahren noch die sacht Liberalen als Basser»
-'ngegner und „schwarzen Reaktionär" verschrien und der
t nun als „schlecht Getaufter" auf der Antisemitenliste
•
V

steht, dieser tüchtige Vasall Wilhelms und intime Bewun»
derer Fritzens Ebert hätte gewiß gern den Unerschütterlichen
gespielt, dessen starke Hand rechtwärts, linkwärts mit gleicher
Festigkeit „zupackt." Gern. Leider bleibt ein Erdenrest, zu
tragen peinlich. Wenn in der Hauptverhandlung erwiesen
würde, daß der Justizminister, um den Rücktritt des Gene»
rals Lüttwitz und des Herrn Kapp zu erreichen,all den „Hoch»
verräthern", nicht nur ihren Handlangern, Amnestie feierlich
zugesichert hat? Das könnte den bequemen Sitz kosten, den
dieser kompromißvergnügte Immerverhandler Deutscher De»
mokratie auch im Mai, unter dem Geseufz manches Fraktion»
genossen, wieder für sich belegt hat. Er leugnet die Zusiche»
rung. Will überhaupt nicht mit den Kappiden verhandelt, son»
dern „von ihnen nur Erklärungen entgegengenommen haben".
Wer Anderes behaupte,sei ein Lügner. Daß irgendwo in dieser
Sache gelogen wird, ist unbestreitbar. Um den Wurzelsitz des
Schlinggewächses zu ermitteln, veröffentliche ich den Brief,
den ich, nach neuer Empfehlung der Amnestie, in der zweiten
April woche von dem Kapitän Ehrhardt erhielt.
„Mit Erstaunen habe ich in der letzten Nummer Ihrer
‚Zukunft' gelesen, daß Sie aus Gerechtigkeitgefühl für Oberst
Bauer und mich eingetreten sind. Wenn in unseren politi»
sehen Anschauungen auch Berührungpunkte sind, insbeson»
dere in sozialen Fragen, so glaube ich doch, zu wissen, daß
wir in vielen Punkten Gegner sind. Um so höher schätze
ich Ihr Eintreten ein. All die Kreise, die uns seiner Zeit zu
der That drängten, die uns zujubelten, die ihre Vortheile da»
durch gehabt haben, haben uns feig fallen lassen. Nicht ein
Mann aus dem rechten Lager ist je in Wort oder Schrift öffent-
lich oder gar im Reichstag für uns eingetreten. Ich hoffe, daß
all diesen jämmerlichen Bürgergestalten beim Lesen Ihrer Zei»
len die Schamröthe ins Gesicht gestiegen ist. Ich hasse diese
Kreaturen, denen jeglicher Bekennermuth fehlt. Es ist mir un»
angenehn, daß Befehle des Generals Von Seeckt veröffent»
licht worden sind; ich weiß nicht, wie Sie dazu gekommen
sind. Daß Ihr Eintreten keinen praktischen Erfolg für uns
haben wird, ist sicher. So hart es auch für uns ist, ständig von
Frau und den heranwachsenden Kindern getrennt zu sein, die
ihren Vater so nöthig hätten, so lege ich doch keinen Werth
auf irgendeinen Gnadenakt; ich will mein gutes Recht haben

vor dem unparteiischen Reichsgericht in Leipzig. Ich will aber doch erwähnen, daß seiner Zeit Herr Schiffer, der ausdrück« lieh betonte, daß er im Auftrag der Regirung spreche und daß er die Verantwortung für seine Worte übernehme, Oberst Bauer gegenüber die Verpflichtung der Amnestie übernom» men hat, um einen Rücktritt Kapps und Lüttwitzs zu er« reichen. Bei dieser Besprechung war ich zugegen. Ich habe mich für meine Person gegen diese Amnestie verwahrt. Herr Schiffer gab mir wörtlich zur Antwort: ,Ich weiß, Herr Ka« pitän, daß Sie darauf keinen Werth legen; um weiteres Un» glück zu verhüten, ist eine Amnestie jedoch erforderlich.' Auch Herr Schiffer hat, so weit mir bekannt ist, bisher kein Wort für uns gefunden. Kein Wunder, wenn in weiten Kreisen des Volkes die Achtung vor dem Charakter, der Wahrheitliebe und dem Gerechtigkeitsinn der Männer schwindet, die an leitender Stelle die Erziehung des Volkes lenken."

Der Korvettenkapitän sieht die Welt von einem anderen Planeten als ich; daß er bewußt oder leichtfertig je Unwahres sage, ist, nach Allem, was ich, von oft bewährten Menschen« erkennern, über ihn weiß, undenkbar. Obendrein wird seine Angabe durch das Zeugniß des Obersts Bauer, der das am Höchsten begabte und belastete Mitglied der Obersten Heeres« leitung war, und durch andere Aussage gestützt. Und nur der Glaube an ihre Richtigkeit kann erklären, warum diese Männer zwar verfolgt, heim» und brotlos gemacht, in fünf Vier» teljahren aber nicht ergriffen und vor den zuständigen Richter gestellt wurden. „Man" scheut die Hauptverhandlung; und wenn „man" ein Parteichen hinter sich hat und einer Mutual» Versicherung für Pfründenwahrung angehört, wird Wahrheit Kents verprügelter Hund und vor jedem Herd Oeffentlicher Meinung stinkt eine mopsig geräkelte Lüge. Kein Reichsinter» esse würde durch die Heimkehr der Verfolgten gefährdet. Sie mit ihren ansehnlichen Kräften in Mitarbeit zu neuem Zweck zu rufen und zu gewöhnen, befiehlt Staatsmannspflicht. Der Skandal muß enden. Dies ist die letzte Warnung.

Oberschlesiens Rettung

„Hochverehrten Herrn Harden, Sie beschäftigen sich im zten Heft wiederum mit dem Problem Oberschlesien und n die beste Lösung in der Neutralisirung des Gebietes.

Diesen Gedanken sprachen Sie schon aus, ehe die Aussichten
der Abstimmung sich abschätzen ließen, und Sie sind ja seit-
dem immer wieder auf das Proijekt zurückgekommen. Gestatten
Sie mir, Ihnen dazu ein paar Worte zu sagen. Ich bin nicht
geborener Oberschlesier, aber seit vielen Jahren im Lande. Von
dieser Zeit ihabe ich vier Jahre unter Industrievolk zugebracht
und sitze nun schon lange unter Bauern. Mein Beruf (ich bin
Volksschullehrer) hat mich in enge Verbindung mit dem wirk-
lichen ‚Volke' gebracht, mit dem ich durch tausend Fäden ver-
knüpft bin und das ich gründlich zu kennen glaube, gründlicher
jedenfalls als mancher der Herren, die im Abstimmungskampfe
auf deutscher Seite vornan standen und immer wieder daneben
griffen. Wie leicht konnte es die deutsche Propaganda haben,
wenn sie an die Stelle der Worte Thaten setzte! Hätte man nach
den Grundsätzen gehandelt, die im Dezember 1918 der Volks-
beauftragte Haase in Oppeln entwickelte, dann gab es für
Polen, statt der vierzig, keine zehn Prozent der Stimmen. Nöthig
war und ist: gründliche Reform der Verwaltung, Ersatz der land-
und volkfremden Regirungbeamten durch: Volkskenner, Gleich-
berechtigung in jeder Hinsicht, völlige Umgestaltung der Volks-
schule, vor Allem auch durchgreifende Agrarreform. Die länd-
lichen Besitzverhältnisse in Oberschlesien schreien ja zum
Himmel. Aber wer sich für deren Aenderung einsetzte, konnte
was erleben; ich'habe es am (eigenen Leib zu spüren bekommen.
Statt solcher Reformen gab uns Minister Heine Herrn Hörsing.
Der Stier wurde in den Porzellanladen losgelassen. Der frei er-
fundene Mythos vom ‚Schmied' ist dem Deutschen Reich theuer
zu stehen gekommen. Man hat es den Polen wahrhaftig leicht
gemacht; und Herr Korfanty brauchte kein diabolisch kluger
Demagoge zu sein, um1 die Situation gehörig auszunutzen. Nun,
freilich, ist die Karre gründlich verfahren. Wie sie flott machen?
Das ‚untheilbare, zu Deutschland gehörige Oberschlesien', von
dem Regirungmänner und Presse in nicht zu verantwortendem
Leichtsinn immer noch sprechen, ist ausgeschlossen, nicht nur
nach dem Friedensvertrag, den der Durchschnittsdeutsche ja
nicht kennt, sondern auch aus psychologischen Gründen. Eine
große, sehr große Zahl Oberschlesier geht einfach nicht mehr
ins preußische Vaterhaus' zurück, das man ihnen viel zu spät
durch ein verklausulirtes Autonomieversprechen wohnlich zu
machen versucht hat. Nach den Ereignissen der letzten Wochen
erst recht nicht. Reine Beschönigung Dessen, was unter den
Insurgenten verbrecherische Schufte an Deutschen verübt haben!
{Auch drüben gab es viele Truppentheile, die musterhaft*

Manneszucht hielten!) Aber dann auch kein Vertuschen Dessen,
was deutsche Freischärler an Polen thaten! Ich spreche nur
von Dem, was ich1 selbst gesehen habe und beweisen kann:
Dutzende von Menschen aus den Häusern geholt und unter
brutalen Mißhändlungen verschleppt, nur, weil sie Polen waren;
Dutzende an die Wand gestellt, Verwundete und Gefangene
ohne Gnade umgebracht, ganze Geschäfte, viele Wohnungen
ausgeplündert. Der von Ihnen abgedruckte famose Brief des
„Kämpfers für Recht und Freiheit' giebt nur ein schwaches?
Bild von dem wirklich Geschehenen. Das Freicorps ‚Oberland'
unterhielt eine eigene Kriminalpolizei, die jeder Denunziation
nachging; und weh den ‚Verdächtigen'! Ich selbst bin, weil
ich durch meine pazifistisch-sozialistische Weltanschauung, meini
Fernhalten von allem nationalistischen Rummel verdächtig ge-
worden war und weil leih (der Verbrechen größtes) seit Jahren
mit gebildeten Polen befreundet bin, zweimal verhaftet worden
und verdanke nur ein paar Glückszufällen, daß ich1 noch lebe.
Andere (ach, wie viele!) haben nicht solches Glück gehabt.
Nein: die rein deutsche Lösung ist, leider, jetzt ausgeschlossen.
Eben so die rein polnische; die Polen ja übrigens nicht ver-
langt. Die Zerreißung des Landes würde sehr große Wirth-
schaftwerthe vernichten und ist aus den angedeuteten psycho-
logischen Gründen gleichfalls unmöglich. Schon, weil die glatte
Trennung in deutsches und polnisches Gebiet und Volksthum
eben undurchführbar ist; immer blieben starke Minderheiten
einer anderen Rasse unter Fremdherrschaft. Bei der Siedehitze,
die heute der Haß erreicht hat, bedeutet Das den Bürgerkrieg'
in Permanenz, bedeutet Blut und Thränen und Verelendung.
Nur der Weg, den Sie vorschlagen, ist gangbar; nur er kann
aus der Wirrniß herausführen. Tausende Oberschlesier sehen1
Das heute ein und möchten diesen Weg beschreiten; dagegen
sind eigentlich nur die unverbesserlich chauvinistischen Schreier
aus beiden Lagern, die aber in dem Augenblick abgewirt-
schaftet haben, wo die Neutralisirung des Landes Thatsache
wird. Die würde in ganz kürzer Zeit vermögen, was keime
andere Lösung vermag: den Haß zu sänftigen, die Wunden zu
heilen, vor Allem aber Jedem1 die Gewißheit zu bringen, daß
die eine Rasse weder KneChtung noch Hintansetzung von der
anderen zu fürchten habe. Die Furcht davor hat Polen und
Deutschen die Waffe in die Hand gedrückt; gewiß nicht zurrt
letzten Male. Und diese Furcht wird beiden Völkern nur ge-
nommen, wenn sie, frei von Berlin' und von Warschau, in den
Stand gesetzt werden, ihr Eigenleben zu leben und sich1 ihr

Haus zu bauen - nach ihrem Willen. Unzählige wollen Das.
heute; dürften sies nur! Wäre bei der Abstimmung die Mög-
lichkeit gewesen, weder für Deutschland noch für Polen, son-
dern für ein selbstständiges Obersch'.esien zu stimmen: Der
Oberste Rath hätte es leichter gehabt und viel Jammer wäre
vefhütet worden. Noch ist es nicht zu spät, das Versäumte1
nachzuholen und damit das Einzige zu thun, was überhaupt
noch zur Rettung und Erhaltung Oberschlesiens möglich ist."
Diesem Brief eines deutschen Lehrers, der den Muth hat,
zu sehen, was in Oberschlesien ist und wird, brauche ich
nichts anzufügen als die Mahnung, nicht wieder, nach übelstem
Kriegsbrauch, auf ein Wunder zu hoffen, das eine noch bessere
Lösung bescheren werde. Die kommt nicht. Keine, die das
wunde Land vor gefährlicher Zerstückung bewahrt oder gar
morgen dem Deutschen Reich als ungetheilten, ungefährdeten
Besitz zurückgiebt. Mein Vorschlag will befristetes Proviso»
rium. Endgiltige Ordnung ist in Nordosteuropa nicht möglich,
ehe erkennbar ist, was aus Rußlands Leib und Seele wird und
ob in dem auferstandenen Polen die Kraft zu Erhaltung eines
Staatswesens lebt. Wem taugt ein Definitivum, das aus Un«
sinn sprießt und nur Unheilsfrucht reift? Vernunft warnt, just
heute, vor hastiger Bindung. Denn Weltwende naht.

Aus West steigt die Sonne

Herr Winston Churchill, der in seinem Kolonialamt eine
Abtheilung für den Mittelorient schuf und im Frühjahr die
Häupter der Briten Verwaltung aus den Ländern dieses Orient»
theiles nach Kairo zur Konferenz berief, hat am vierzehnten
Juni in langer Rede den Weg trassirt, den Englands Orient»
politik gehen will. Am Ausgang des Krieges besoldete Eng*
land dort 700000 Mann (Militär und Civil); im Lauf dieses
Jahres soll die Truppenzahl (auf zwölf Bataillons) und die
Kostensumme für Sold und Verpflegung so herabgesetzt wer»
den, daß, zum Beispiel, Mesopotamien das nächste Jahresbud»
get nur noch mit, allerhöchstens, zehn Millionen Pfund Ster»
ling belastet. Die Stämme sollen nicht, wie von den Türken,
zersplittert, sondern in Einheit zusammengefaßt werden; als
Wipfel sähe England am Liebsten den Emir Feissal, dessen
älterer Bruder, Emir Abdullah, über Transjordanien herrschen
soll. „Der neue Araberstaat, den ein von den Arabern erwähl'-

tes Oberhaupt in Eintracht mit der Nationalversammlung re*
giren wird, darf von uns Rath und Hilfe erwarten, bis er in
Mesopotamien fest eingewurzelt ist, fremden Beistandes nicht
mehr bedarf und wir die Last nicht länger zu tragen brauchen.
Für die Vertheidigung Indiens ist Mesopotamien nicht von
strategisch entscheidender Bedeutung. Wir müssen aber auf
einzelne starke Araberhäuptlinge achten, die in Uebermacht
streben und eines Tages die Heiligen Stätten des Islams ge»
fährden könnten. Der Araberstaat wird seinen Regirungsitz
in Bagdad haben, seine Truppen selbst löhnen und ein bri»
tischer Flugdienst Kairo-Bagdad, dem wir die nöthigen Flug»
zeuge liefern, wird jede irgendwo drohende Meuterei schon
im Keime ersticken. In Palästina können wir nicht weniger als
5000 Mann halten; möglich sogar, daß wir die Zahl ein We»
nig erhöhen müssen. Wir sind den Zionisten verpflichtet, in
diesem Land ihnen eine nationale Heimstatt zu sichern. Nach
altem ßritenbrauch haben wir aber auch den Willen der Volks»
mehrheit zu erforschen; und diese Mehrheit ist hier musulma»
nisch und der Einwanderung feindlich. Daß im letzten Jahr
7000 Israeliten einwanderten, hat die Araber um so mehr be»
unruhigt, als die meisten Israeliten aus Rußland und Mittel»
europa kamen und die Absicht auf Judaisirung des Landes ver»
kündeten. Die Araber Palästinas fürchten, in ein paar Jahren
werde ihr Schicksal am Willen der Israeliten hängen. Da sie
500 000 gegen 65 000 sind, ist die Gefahr nicht so groß, wie
sie ängstlichen Seelen scheint; und unser Oberkommissar, der
selbst Zionist ist, wird den Gegensatz auszugleichen und zwi»
schen Arabern und Israeliten Versöhnung zu stiften wissen.
Unser Verhältniß zu der Scherifenfamilie von Mekka ist den
Interessen Frankreichs durchaus nicht unbequem, sondern,im
Gegentheil, geeignet, in Syrien den Franzosen Störung durch
die ihnen, leider, noch nicht befreundeten Araber zu ersparen.
In Frankreichs und unserer Orientbeamtenschaft ist ein unter»
irdischer Strom des Mißtrauens fühlbar, der die verantwort»
lichen Spitzen aber nicht bespült. Deren leichte Aufgabe wird
die Eindämmung dieses Stromes, die Austilgung derTadelsucht
sein. Auch im Nahen Orient müssen Frankreich und England
in Eintracht handeln; für beide Völker wärs eingroßes Unglück,
wenn der im letzten Jahrfünft entstandene Eindruck haften

bliebe, daß eins^dieser Völker ohne Gefühl für den Rechts»
anspruch der Araber, das andere den Türken grimmig ver»
feindet ist. Ein Unglück würde daraus: weil in der Stunde,
wo wir Truppenzahl und Kostenaufwand minderten, alle nicht
völlig versöhnten Kräfte sich einen und gegen uns wenden
würden. Unser Ziel ist und muß bleiben: die feste Interessen»
gemeinschaft der Araber mit Großbritanien und dessen Bun»
desgenossen. Die aber wäre unmöglich, wenn wir uns nicht
mit Frankreich über ein friedlich haltbares Abkommen mit der
Türkei verständigen können. Irgendein Schwachheitzeichen
Englands oder Frankreich: und die Gelegenheit zu solchem
Abkommen schwindet. Wir haben die Mittel zu Vertheidi»
gung unserer wesentlichen Interessen, wir müssen zeigen, daß
wir diese Mittel im Nothfall anwenden wollen; sonst endet
niemals das üble Gemächel gegen die im Sieg verbündeten
Großmächte, die eben erst das Osmanenreich niederwarfen.
Scheinen wir den Türken schwach oder unfähig zu Wahrung
unsererRechte, dann erlangen wir niemals die friedliche Lösung,
die wir aufrichtig wünschen, seit Monaten erstreben und die
uns, Briten und Franzosen, einen Theil der Orientlast entbür»
det. Ob diese Politik von Erfolgen gekrönt wird, kann erst die
Zukunft lehren. Gewiß aber ist, daß die Handlungen, die
das Ergebniß unserer Beschlüsse sein sollen, dem Zweck
dieser Politik dienlich sind. Und deshalb hoffe ich auf die
Zustimmung dieses Hauses." Die hat er rasch erlangt.
Dadurch aber ist noch kein Hinderniß von Britaniens
Weg in den Nahen Orient weggeräumt. Seit Wilhelm das
Britische Reich, die größte musulmanische Erdmacht, in der
islamischen Welt zu überbieten trachtete und die Jungtürken
diesem Streben willig schienen, entstand in Londons Downing»
street oder im hellen Kopf Kitcheners, der die Araber gut
kannte, der (lange vor dem Krieg hier oft erwähnte) Plan,
dem Türkensultan den Khalifat, den ihm vor vierhundert
Jahren Gewalt und List erobert haben, zu nehmen und einen
Khalifa einzusetzen, auf den England unter allen Umstän»
den zählen und dem es die Obhut über seine indischen Mo»
hammedaner, den Wall des asiatischen Kaiserreiches, anver»
trauen könne. Muslimischen Aufruhr, aus dem Funken in
die vierhundert Millionen Hindu flögen, könnte Englands

indisches Imperium nicht ungeschwächt überleben; deshalb
ist ein in Konstantinopel von britenfeindlicher Strömung um«
spülter Khalif, mag er noch so still sich in Dunkel halten,
dem Empire stete Gefahr. Wer darf Khalifa, Glaubenshaupt
im Islam, sein? Die Schiiten, lasen wir, erkennen nur den
Khalifat der Erben Alis an, der Mohammeds Neffe, Eidam und
Freund war, den der Aliden; die Sunniten, die an die Sünna,
das aus überlieferten Worten und Handlungen des Propheten
abgeleitete Gesetz, nicht nur an den Koran, glauben, sehen
auch in den ersten Khalifen, Abu Bekr und Omar, die echten
Erben mohammedanischerKirchengewalt (das Wort paßtnicht
ins Islamische, vermittelt Westlern aber den ungefähr richtigen
Sinn des Khalifatsbegriffes). Nur ein Mann arabischen Blutes
kann Khalif sein, heiß ts hier; dort aber wird erwidernder grau»
same Türkensultan Selim, der sich (nicht, wie Märchen erzählt,
auf den Ruf des letzten Abbassiden) zum Glaubenshaupt
machte, habe kein Tröpfchen Araberblutes in den Adern gehabt
und dennoch sei er, seien vier Jahrhunderte lang seine Folger
als Khalifen anerkannt worden. Zuerst von der islamischen
Gemeinde, der Mohammed die bindende Entscheidung zu»
gewiesen und die sich nach dem Tode des Propheten von
dessen Familie abgewandt hat. Haben Großbritaniens gelehrte
und erfahrene Orientalisten diesmal geirrt, die Kraft nationaler
Ueberlieferung zu hoch, die rein islamisch>religiöser zu niedrig
eingeschätzt? Nach mancherlei Schwanken undTasten fiel Eng»
landsWahl aufHussein ben Ali aus dem alten Arabergeschlecht
der Koreischiten, das die Ureinwohner der Heiligen Stadt
Mekkaumfassen soll. Hussein hatte den Ruf eines treu der Jung»
türkensache Anhänglichen erworben und wurde deshalb von
Enver Pascha vor zwölf Jahren als Statthalter des Khalifa nach
Mekka geschickt. Dort gerieth er in den Bereich britischen
Einflusses, erhob sich im April 16 wider den Khalifen, wurde
durch Befehl aus Konstantinopel abgesetzt, blieb aber auf
seinem Machtsitz, weil der Ersatzmann, ein Koreischit aus
noch vornehmerer Familie, Mekka im Krieg nicht zu erreichen
vermochte. Seitdem waren die Heiligen Stätten, war das Wall»
fahrtziel aller Mohammedaner aus dem Khalifat gelöst. Groß»
cherif Hussein nannte sich Emirai Mumenin, Beherrscher
'er Gläubigen, und in seinem Namen wurden in den Mo»

scheen die Gebete gesprochen. Die Wurzel des neuen Araber»
khalifates schien sicher gebettet. Doch wider die Machtan»
maßung des Großscherifs reckte der Zorn islamischer Rechts»
gelehrten und Traditionalisten sich auf. Nur der von der
Gemeinde erwählte Khalif,nur ein dem Gesammtislam Schutz,
und Schirm verbürgender Souverain, also ein Erbe von Se»
lims Macht, dürfe sich den Beherrscher aller Gläubigen nen»
nen. Hussein mußte nachgeben; und empfing von Britaniens
Gnade den Titel „König des Hedschas". Seine Söhne, Feissal
und Abdullah, wurden Herren über Syrien, Palästina, Trans»
jordanien. Diese Familienmacht blieb immerhin etwas einem
Nebenkhalifat Aehnliches. Nach dem Kriegsabschluß begann
in Frankreichs Musulmanenkolonien der Widerstand. Hat
ihn der Franzosenwunsch gespornt, Englands Uebermachr
im Nahen Orient zu stutzen, nicht in Allmacht wachsen zu
lassen? Mit ernster, fast bekümmerter Miene erklärten Frank»
reichs Vertreter den Briten, der einstimmige Wille der Mo»
hammedaner in Algerien, Marokko, Tunis, Syrien zwinge die
Republik, den Türkensultan als Khalifa anzuerkennen. Bis
nach Egypten und Mesopotamien, ins Herz der Araberlän»
der wirkte die Bewegung fort. Ueberall durfte in den Mo»
scheen nur noch der Name des Khalifa von den Betern ge»
nannt werden. Sunniten und Schiiten eint die Furcht, durch Zer»
splitterungder religiösen Gewalt den Islam zu entkräften. Nach
dem Vertrag von Sevres (Westmächte»Türkei) darf aber der
Sultan keinerlei Einwirkung in die Glaubensangelegenheiten
der nicht zur Türkei gehörigen Staaten und ihrer Bürger
erstreben; also auch nicht in die des Hedschas, wo Hussein
thront. Der ist in diesem Gebiete der Heiligen Stätten, zwar
nicht dem Titel nach, doch de facto, durch seine Macht Khalif.
Kann ers bleiben? Wird islamische Inbrunst dulden, daß
ihre Weihstätten unter der Herrschaft eines Mannes stehen,
dem sie nicht von dem Oberhaupt aller Gläubigen anvertraut
ward? Kann der Schattensultan bestimmt werden, ihn zum
Statthalter zu ernennen, und würden die Nationalisten von
Angora sich in solchen Beschluß fügen? Dem arabischen
Khalifat sind dieGestirne nach dem Krieg ungünstiger, alsEng»
land gehofft hatte. Der Zustand, der die Macht des Sultans»
Khalifen vor der Pilgerstraße nach Mekka und Medina enden

läßt, kann nicht dauern. Die Angabe des Kolonialministers
Churchill, das britische „Verhältniß" zu der Scherifenfamilie
nütze auch dem Franzoseninteresse, könnte erst wahr werden,
wenn dieser Familie, dem Vater in Mekka, dem dritten Sohn in
Bagdad, der Verzicht auf alle Khalifatsrechte abgerungen wäre.
Denn darum gehts; nicht um Sieg oder Niederlage der türki»
sehen Nationalistenpartei noch gar um die Grenze des Grie»
chenreiches, das, seit Herr Venizelos von thörichtem Undank
gestürzt wurde, in West keinen starkenFreund mehr hat. Frank«
reich will nicht, daß Britanien sich „seinen" Khalifa züchte.
Und die dritte musulmanische Großmacht, Rußland, ersehnt
den bis in Indiens Eingeweide wirksamen moskauer Khalifat
mit Lenin als Beherrscher aller Gläubigen, der, um diesen
Preis, sogar den duften Herrn Enver als Genossen und Banner»
träger zu dulden bereit ist. Der schlau verwegene Mustapha
Kemal hat also die Wahl; zweifelt aber gewiß nicht, daß die
dem Außenscheine nach nationale Bewegung, die ihn in Macht
trug, im tiefsten Grund, wie jede im Islam, eine religiöse
ist und daß er ein Spiel, dessen Trumpf die Khalitengewalt
wäre, mit feinster und leisester Meisterkunst fingern müßte.
Denket dieserZusammenhänge, Deutsche, wenn desOber*
sten Rathes neue Tagung beginnt. Der ist zunächst an die
Völkerbundesakte gefesselt, die (im Artikel 224) allen dem
Türkenjoch entwachsenen Stämmen nahe Selbständigkeit ver«
heißt. Nun ist aber keine der Hoffnungen, auf die dieser
Artikel und der Vertrag von Sevres gebaut war, in Erfüll*
ung gereift. Amerika hat, nach dem Regirungwechsel, dem
ganzen Covenant of the League of Nation sammt allen Orient«
Verträgen die Anerkennung versagt. Griechenland ist, fürs
Erste, wieder konstantinisch, also unzuverlässig geworden.
Die Moskauer haben den Versuch, sie von Süd her zu be«
rennen, abgewehrt und die Truppenmacht der Denikin urfd
Wrangel zerrieben. Und der orientalische Dreibund, dieWoI«
lenseinheit Frankreichs und Italiens mit England, ist holder
Traum geblieben. Als Husseins dritter Sohn, der pfiffige
Feissal.nach der Heimkehr von der pariserFriedenskonferenz in
Damaskus von jauchzenden Araberhäuptlingen zum „König
von Syrien" ausgerufen worden war, wurde ihm dieser Titel
Sen so rasch bestritten wie zuvor dem Herrn Papa der des

Beherrschers aller Gläubigen. In Syrien, sprach Frankreichs
Stimme, ist und bleibt General Gouraud Inhaber der hoch»
sten Befehlsgewalt. Emir Feissal wanderte nach Bagdad (das
die Briten jetzt in großen Passagierflugschiffen von Kairo
aus in elf Stunden erreichen: merketsl); verkündete, nach
einem Besuch im Hedschas, daß die Scherifenfamilie dort un»
ausrodbar feste Wurzeln habe; und hofft gewiß, auf einem
der zwei alten Khalifensitze (Bagdad wars fast ein Halbjahr»
tausend lang) sich bis an seines Sehnens Ziel zu recken. Doch
je näher der Julitag rückt, der den Obersten Rath wieder
versammelt sehen soll, desto härter panzert Herr Briand seine
Kammerreden über Frankreichs Orientpolitik. Er ist der An»
walt der angorischen Regirung Kemals, die, bis den Griechen
etwa Zufallssieg lächelt, die in Konstantinopel hindämmernde
überstrahlt; scheint willig, der Türkei Ostthrakien mit Adria»
nopel zurückzugeben, und fordert laut schon jetzt die Wieder»
herstellung ihrer ungeschmälerten Souverainetät: ohne die
der Sultan den Khalifat nicht retten könnte. Die Erkennt»
niß, daß die Neuordnung der Machtbezirke im Nahen Orient
auch für die Zukunft Italiens (das kein starkes Hellas, keinen
englischen Khalifen will, aber von Adalia aus ein großes
Stück des kleinasiatischen Handels zu erwerben hofft) von
höchster Bedeutung ist, hat den franko>italischen Zwiespalt
geschlossen. Diesem Interessengesträhn entbindet sich Dop»
pelfurcht. Erste: daß die Westmächte noch länger die Türken
in Europa dulden, wo sie niemals irgendwie Nützliches ge»
leistet haben noch je leisten werden. Zweite: daß England,
um im Orient seinen Willen, der auch diesmal der weit»
blickender Vernunft ist, durchzusetzen, in Wesentlichem die
Zustimmung des in Europa stärksten Vertragspartners, Frank»
reichs, durch Nachgiebigkeit erkauft, deren Folgen Deutsch»
lands Leib spüren müßte. In dem aber rumoren Leipzig und
Beuthen, Karthager und Johanniter; Ewig»Gestrige.

Zu Hiob spricht Baldad, der Suhiter: „Wir sind von
gestern, wissen nichts und wie ein Schatten sind unsere Tage
auf Erden. Suche drum bei Denen Rath, die waren, und forsche
fleißig im Angedenken der Väter." Der bibelkundige Pres»
byterianer David Lloyd George hat der Lehre gehorcht; und
die Weisheit der Väter offenbarte ihm die richtige Fragestell»

ung, die sokratische, die schlummernde Vernunft in Erkennt»
niß zu wecken vermag. Wo blutet Britaniens gefährlichste
Wunde? Auf der Grünen Insel. Wo ist auf der gesunden
Haut des British Empire die reizbarste, also schwächste Stelle?
In dem Pakt, der ihm, zu Schutz vor der russischen Mili»
tärmonarchie (die nicht mehr ist), zu leisem Trutz gegen Arne»
rika (dessen Riesenmacht heute kein Bluff mehr ängstet), Japan
verbündet. Wie ungern in Kanada, Kolumbien, Australien,.
Neuseeland, Neufundland, sogar in Südafrika und den ost»
asiatischen Settlements das Bündniß mit den Gelben gese»
hen wird, hat deutlich wieder die Reichskonferenz erwiesen,,
deren stärkste Köpfe freundschaftliche Verständigung mit
Amerika heischen. Wodurch ward sie bisher gehindert? Durch
das an jedem Geburtstag der United States wiederkehrende
Erinnern, daß die Verkündung der Menschenrechte die Folge
des Abfalles von England war; durch den Säkularzwist mit^
Irland, dessen Söhne in Amerikas Politik und Oeffentlicher
Meinung sehr mächtig sind; durch den Vertrag mit Japan, der»
trotz allen Desinfizirmitteln, schweflig nach neidigem Groll
gegen Amerika riecht. Was braucht die vom Krieg in ein unge»
4ieures Exportland fertiger Waaren umgewandelte Republik
Washingtons, der das schlechte Geld des europäischen Fest»
Iandes nur unbeträchtliche Gütermengen abkaufen kann? Die
weiten Flächen von Asien (und Rußland), breite Stücke von
Australien und Afrika als Absatzmärkte. Aus vier Fragen
ist Antwort geworden, die alle Nebel spaltet. Herr Lloyd
George befriedigt die Iren durch Gewährung aller Rechte
einer Dominion Ersten Ranges und stimmt dadurch den Prä»
sidenten Harding zu Einberufung einer Konferenz, die alle
an die Ufer des Stillen Ozeans brandenden Probleme in Frie»
den lösen und den Erdball entwaffnen soll. Gelingts: dann
lebt im Hochland englischer Geschichte kein an Lebens»
leistung dem Premier von heute vergleichbarer Staatsmann.
Dann bedarf Britanien nicht länger der japanischen noch der
khalifischen Bürgschaft für Indien. Und Frankreich, als Pacific»
macht, keiner Brustwehr gegen Deutschland. Dann wird aus
Sintfluth, wirklich, neue Welt. Und, als Nebenprodukt dieser
Erneuung, auf Titanengebot in Europa vernünftiger Friede.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M iximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m.b H. in Berlin.

DRESDNER BANK.
Bilanz per 31. Dezember 1920.
Aktiva.
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsseheine und Guthaben bei
Noten- und Abrechnungsbanken
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen ....
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen
des Reichs und der Bundesstanten
b) eigene Akzepte
c) eigene Ziehungen
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffung
davon am Bilanztage gedeckt
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine ....
b) durch andere Sicherheiten
Verzinsliche Schatzanweis. des Reichs u. der Bundesstaaten
Eigene Wertpapiere
a) Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten . .
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentral-
notenbanken belcihbare Wertpapiere
c) sonstige börsengängige Wertpapiere
d) sonstige Wertpapiere
Konsortialbeteiligungen
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bank-
firmen .-
Schuldner in laufender Rechnung
a) gedeckte
b) ungedeckte
außerdem Aval- u. Burgschaftsschuldner M1 847187 090—
hierunter Avalforderungen an Reich und Reichsbank
M 257 721 450.—
Bankgebäude
Sonstige Immobilien
MoMlien-Konto
Pensionsfonds-Effekten-Konto
Effekten-Konto der König-Friedrich-August-Stiftung . .
Effekten-Konto der Georg-Arnstaedt-Stiftung
Saldo der Zentrale und auswärtigen Abteilungen mit
unserer Niederlassung in London
Passiva.
Aktien-Kapital-Konto
Rücklage A
Rücklage B . . . .
Talonsteuer-Rücklage-Konto
Gläubiger
a) Nostroverpflichtungen
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kre
dite einschließlich der für Reich und Reichsbank
übernommenen
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung
1. inerhalb 7 Tagen fällig
'2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . .
3. nach 3 Monaten fällig
e) sonstige Gläubiger
1. innerhalb 7 Tagen fällig
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . .
3. nach 3 Monaten fällig
6767 932 223.95
288 389 634.10|
93 227 351.55
11 918 267.05,
9 450 343.20
93 500 785.70
6 335 995.85
1671 739 030.60:
1 069 492 500.101
665 017 849.6»
6 767 932 223.06-
894 573 333.85.
235 061 336.85-
456 789 660.05-
53 789 477.65
90(3 163 881.95
121 205 391.8»
71 577149.3»
77 211035.85
2741 231530.7»
61 585 415.95
4 192 324.95
11 140 475.35
9 220 473.25
95 205.—
122 250.—
20 030 784.60-

I2J90 775 918.7»
22 674190.30
140 702 666.70|
640 044 966
1467 041 095.75
542 737 322.25
431 343 648.60
6973 031 349.15
971 747 215.30
392 687 898.90
M
260 000 000.—
51 000 000.—
29 000 000.—
1 444 536.—
11582 010 352.95
Akzepte
Außerdem
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen (einschließlich der
für Reich und Reichbank übernommenen) ....
M 1 847 187 090.—
Eigene Ziehungen —
davon für Rechnung Dritter ... —
Weiterbegebene Solawechsel der Kun-
den an die Order der Bank ... —
Dividenden-Konto -
Pensions-Fonds-Konto ,
König-Friedrich-August-Stiftung
Georg-Arnstaedt-Stiftung
Eugen-Gutmann-Fonds
Übergangsposten der Zentrale und Filialen untereinander
Reingewinn. .
108 928 259.6R
1 292 988.—
9 747 841.05
107 294.85
153 362.35
2 065 377.10
799 780.75
144 22« 126.—
12190 775918.7» ^

Hannoversche Waggonfabrik Aktiengesellschaft.
Auf Grund des von der Zulassungsstella genehmigten, bei uns erhältlicbea
Prospektes sind
nominal M. 13 500 OOO,— neue Aktien
der
Hannoversche Waggonfabrik Aktiengesellschaft
in Rh kl ngen bei Hannover
13 500 Stück zu je M 1000,—, Nr. 12 501 -26 000
zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.
Berlin, Hannover, Hamburg, im Juni 1921.
Georg Fromberg & Co. Kationalbanlc für Deutsehland.
Kommanditgesellschaft auf Aktien.
Ephraim Meyer & Sohn. Norddeutsche Bant In Hamborg.
WarsteinerGruben-u.Hütten-WerKe.
Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns.
erhältlichen Prospektes sind
nom. M. 2 500 OOO.— neue Aktien
2500 Stock zu je M. 1000.- Mr. 3501—6000
der
Warsteiner Gruben- und Hütten-Werke
zu Warstein I. Westf.
zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen.
Berlin, im Juni 1921. von Goldschmidt-Rothschild gl Co.
Die auf 35% für das Geschäftsjahr 1920 festgesetzte Dividende gelangt
sofort mit M. 350,— bei dem Bankgeschäft Strasser & Co., Berlin, Am
Kupiergraben 4, zur Auszahlung,
Berlin, den 25. Juni 1921.
Öliger Porzellan -Mnnufoctur, Aktiengesellschaft
uormals Ed. Elchler.
Der Vorstand.
Pumplün.

Keine Postkarten, sondern nur Künst-
lerische AKtphotographie, Man
verlange Probesendung. Postfach 'J.
Hamburg- 31.
Bad Kissingen. Hotel Büdel
gegenüber dem Kurhausbade, Minuten
von den Quellen. Bekannt gutes Haus.
Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung
durch den Besitzer A. Büdel.
Die Zukunft
ist das beste
Insertionsorgan
för Verlagshandlungen
Kopfschmerz?
ileruös?
nimm:

VBSCITIN-
Nerven-Krafttabletten
gegen Schlaflosigkeit, bei
körperl, und <?eist. Ueber-
ansireng., bei Erregungszu-
ständen u. allg. Abspannung!
Diabetiker - Eitrapackpn.
Zuhaben inallenApo-
theken u. Drogerien.
Chemisch-pharmazeut.
Schöbelwerke, Dresden 15.

Berlin, den 23. Juli 1921
Völkerkampf um Leipzig
yXer Friedensvertrag (Artikel 228, 29, 30) verpflichtet die
Deutsche Regirung, alle von den Siegern des Bruches von
Kriegsrecht und Kriegsbrauch Angeschuldigten auszuliefern
und ihnen von den Kriegsgerichten der Verbündeten undVer»
bundenen Mächte das Urtheil sprechen zu lassen, auch wenn in»
zwischen gegen diese Angeklagten in Deutschland ein Straf ver»
fahren schon eingeleitet oder durchgeführt worden ist. Diese
Verpflichtung wurde am achtundzwanzigsten Juni 1919inVer»
sailles unterschrieben. Bis in den Juni 21 war in Deutschland
gegen keinen solches „Kriegsverbrechens" Beschuldigten ein
Hauptverfahren eröffnet worden; in zwei Jahren nicht ein ein»
ziges. Am dreizehnten Dezember 19 nahm der Reichstag den
Gesetzentwurf an, der dasDeutscheReichsgerichtals das Forum
des Verfahrens gegen diese Angeklagten, auch der durch Am»
nestie von Verantwortlichkeit entbürdeten, bestimmte; und
zwölf Tage danach ersuchte die berliner Regirung die verbün»
deten Westmächte, ihr dieAburtheilung zu überlassen. Dieser
Wunsch wurde erfüllt, trotzdem Freiherr von Lersner, der in
Paris der Deutschen Delegation vorsaß, die Annahme der
Angeklagtenliste geweigert hatte. Dem Drängen Englands
und Italiens gelang sogar, die Franzosen in Streichung der be»
sten Führernamen zu überreden. Am dreizehnten Fe»

bruar 20 verkündete der Oberste Rath einen Beschluß, dessen
Hauptsätze lauten: „Die Verbündeten bestätigen die Erklär»
ung der Deutschen Regirung, sie wolle selbst die Schuldi»
gen strafen (was ihr ja schon durch den letzten Satz im Ar»
tikel 2281 des Friedensvertrages gestattet ist). Sie weisen ihr
die volle Verantwortlichkeit für die angebotenen Strafver»
folgungen zu und werden aus demErgebniß schließen lernen,
ob Deutschland den guten Willen zu Anerkennung der Ver»
brechensthatsachen und den ernsten Wunsch hat, zu ihrer
Sühnung mitzuwirken. Sie behalten sich alle Rechte vor, die
ihnen die Artikel 228 bis 30 geben, und werden, wenn, nach
ihrer Meinung, die Urtheile der deutschen Gerichte die Ab»
sicht verrathen, Schuldige der Strafe entschlüpfen zu lassen,
erwägen, ob sie die Fälle vor ihre eigenen Gerichtshofe brin»
gen sollen." Fünfundvierzig Fälle, die den Verbündeten be»
sonders graß schienen, wurden auf eine erste Liste gesetzt,
die belastenden Angaben beigefügt; und in dem Begleitbrief
vom siebenten Mai stand: „Die Zeugen können, wenn sie es
wünschen, nach Deutschland gehen, durch Zwang aber zu Aus»
sage vor dem leipziger Gericht nicht bestimmt werden. Die
Verbündeten sind bereit, alle von der Deutschen Regirung an
sie gerichteten Ermittelungfragen beantworten zu lassen. Sie
wahren sich das Recht, Delegirte nach Leipzig zu senden,
die dem Zeugenverhör und der ganzen Verhandlung beiwoh»
nen werden. Ausdrücklich wahren sie sich auch alle Rechte»
die ihnen die Artikel des Friedensvertrages zusprechen und
deren Anwendung ihnen frei steht, wenn die leipziger Ur»
theilssprüche sie unzulänglich dünken." Weil die Minister
Fehrenbach und Simons von der Bezichtigung, den Verfahrens«
beginn verzögert zu haben, sich mit der Angabe zu entschul»
digen versuchten, die unentbehrlichen Unterlagen seien aus den
Westländern schwer zu erlangen, wurde am neunten Juli 1920
auf der Konferenz in Spa dasProtokol unterzeichnet, das dem
leipziger Oberreichsanwalt das Recht zu unmittelbarem, also ,
schleunigem Verkehr mit den Justizministern Belgiens, En»
glands, Frankreichs giebt. (Aus anderen Ländern war für die
erste Liste keine Anklage geliefert worden). Als, fast ein Jahr
danach, die Hauptverhandlungen begannen, hörten ihnen aus

diesen Ländern abgeordnete Juristen zu; ohne, versteht sich,
irgendwie einzugreifen. In Parlamenten und Presse der drei Län»
der wurden die ersten Urtheile, Freisprüche und ganz geringe
Strafen, „lächerlich" und „skandalos" genannt; auch mit noch
härteren, giftigeren Worten bezeichnet. Die weithin, auch in
einst neutrale Länder, verbreitete Meinung fand den klar»
sten Ausdruck in einem Artikel, den, unter dem Titel „Deutsche
Justiz", der pariser „Temps" veröffentlichte. „Auf Antrag un»
serer zuständigen Instanz war General Stenger angeklagt wor»
den, mehrfach die Tötung verwundeter, die Abschlachtung
gefangener Franzosen befohlen zu haben. Danach war er in
Vorsatz und Thät schuldig. Mit erdrückender Wucht bestä»
tigten Zeugenaussagen, daß er selbst die Ausführung seiner
Befehle überwacht und die Erschießung der Untergebenen
angeordnet habe, deren unvorhersehbare Mitleidsregung ir»
gendein Opfer seiner bewußten Barbarei entzogen hatte. Die»
sen Mann hat das leipziger Gericht freigesprochen. Nach den
vorausgegangenen Freisprechungen von der Beschuldigung
vorbedachter Verbrechen, deren Opfer Briten und Belgier
waren, durfte Frankreich, der ‚Erbfeind', sich nicht mit der
Hoffnung auf Gerechtigkeit schmeicheln, die seinen Bundes»
genossen versagt worden war. In grauer Vorzeit, über die, wie
wir jetzt annehmen dürfen, deutsche Trügerkunst schon eine
zu Gunst deutscher Tugend und Größe entstellte ‚Wahr»
heit' verbreitete, soll es in Berlin Richter gegeben haben. Jetzt
sehen wir, daß es in Leipzig keine giebt. Der Gerichtssaal
verwandelt sich in eine Triumphstätte. Der General, der ein
Bein verloren hat, wurde von dem andächtigen, in Ehrfurcht
ihm ergebenen Publikum mit so rührenden Huldigungen um»
drängt, als wäre er, in französischer Gefangenschaft, von un»
seren Generalen nach dem Geist seiner eigenen Befehle be»
handelt worden. Die Gemeinschaft des Verschleierungdran»
ges, der in Deutschland öffentlichen Ausdruckes nicht be»
darf, um Verständniß und Gehilfen zu finden, schuf von der
ersten Verhandlungstunde an das wortlos einträchtige Gefühl
in Gerichtshof und Publikum: General Stenger ist unschuldig,
schuldig nur Major Crusius. Weil aber selbst aus dieser Schuld
eines Untergebenen eine unbequeme Belastung Deutschlands

würde, hüllte die schweigende Eintracht, die den Sündenbock
gesucht hatte, dessen Fehl in einen mildernden Frommheit-
schleier: sie verlieh dem Major Geisteskrankheit, die seine
überlebende Vernunft wohl mit Staunen in dem gesunden
Hirn fand. Auf dieses Doppelsophisma, diese zwei Trug»
schlüse baute sich das Gerüst, auf dem die Freisprechung
des Generals und die Verurtheilungdes Majors möglich wurde.
Wer sich über dieses Ergebniß wundert, verräth dadurch
eine naive Harmlosigkeit, zu deren Auswurzelung Deutsch»
land doch alles Erdenkliche gethan hat. Denn durchaus ehr»
lich (und nur auf dieses eine Zeichen von Ehrlichkeit, auf kein
anderes, kann sichs berufen) hatte es vor dem Krieg der Welt
angekündet, wie es in dem frischen, fröhlichen Krieg handeln
werde, der es in ein paar Wochen nach Paris, in ein paar
Monaten auf die Höhe der Weltherrschaft führen müsse.
Das offiziell herausgegebene Buch ‚Kriegsbrauch im Land»
krieg' bietet den Leitfaden für den vollkommenen Barbaren,
der, unter dem Schirm des Krieges, in Freiheit entfesselt
wurde. Noch ist der Krieg ein endemisches, von Zeit zu
Zeit ausbrechendes Uebel, eine abscheuliche Wirklichkeit»
erscheinung, um deren Verseltenung und Entgrausung alle
civilisirten Völker sich mühen müßten. Manche Waffen und
manchen Mißbrauch haben sie auch, in feierlichen Konfe»
renzen, schon verpönt. Deutschland hat in seinem ‚Kriegs»
brauch' Barbarenmittel behaglich aufgezählt, gestattet, emp»
fohlen, mit dem Stempel der Regirungbürgschaft versehen.
Unter dem Vorwand, kurzer Krieg sei das kleinere Uebel,
häufte Deutschland in ihn alle Schrecken. Dann wurde er
lang, währte vier Jahre, behielt aber allen Graus. Deutschland
beschloß, als erstes aller Länder, die Anwendung von Stick»
gasen, die nicht etwa von seiner Wissenschaft zuerst im Labo»
ratorium gefunden worden waren, die aber seine unfaßbare,
keiner anderen Nation erreichbare Grausamkeit auf das leben»
dige Fleisch seiner Feinde wirken ließ. Gern möchte man
von Vergessen, Verzeihung, von Wiederaufnahme normaler
Beziehungen mit Deutschland träumen, gern auf Sänftigung
und Verständigung der Rassen hoffen, die fortan nur den
Werken des Friedens sich widmen würden. Doch unter Beth»

mann oder Wirth, kaiserlich oder demokratisch: immer steht
Deutschland gestiefelt, gespornt, behelmt, bissig, rachsüchtig
vor uns; zwischen Angriffsplan und Rachebereitung kehrt
es den anderen Völkern die harten Gesichtszüge, die rauhe
Schale des Wesens zu und erschwert Denen die Arbeit, die
es so gern in Selbsterkenntniß und Sinnesänderung umkehren
sahen. Seine demokratische Regirung steht vor der ernie»
drigenden Wahl, ob sie als Gefoppte oder als Mitschuldige
an den Handlungen, die ihrer Zusage widersprechen, von dem
Auge der Welt erblickt werden will. Unter den Aufthaureden
einzelner Minister strömt eine wilde Fluth aus den Ufern ge»
tretenen Grolles durch das ganze Land. In Beuthen wird
ein französischer Major gemordet, der die Anwendung der
Vertragsartikel zu überwachen hat; in Leipzig wird ein deut»
scher General freigesprochen, der französische Gefangene und
Verwundete morden ließ. Lehre und Handlung sind heute
noch, wie sie gestern waren. Und weder die Lehre noch die
Handlungen geben dem Deutschen Reich irgendein Recht,
in dieser Stunde den Verzicht auf die Strafandrohungen zu
fordern, die von den Verbündeten beschlossen wurden, um
sich dadurch gegen Deutschland zu sichern."
In der „Revue des Deux Mondes" spricht Senator Pom»
care von der „widrigen leipziger Justizkomoedie". Im Par»
lament sagt Herr Briand, der neben ihm lange im Ersten Glied
pariser Rechtsanwälte stand: „Die Regirung war, als sie nach
den skandalösen leipziger Entscheidungen ihre Vertreter und
die in Leipzig weilenden Zeugen telegraphisch heimberief,
von dem Bewußtsein geleitet, daß ihre Würde verbiete, noch
länger sich zu solcher Parodie der Rechtsprechung herzu»
geben. Wir haben unsereAkten zurückgezogen, unsere Bundes»
genossen zu Rückkehr in die Anwendung der Vertragsartikel
aufgefordert und ihnen gesagt, in Frankreich gebe es noch
Richter. Ob sie uns folgen werden? Das ist ihre Sache.
Jeder wahrt seine Würde, wie ihm beliebt. Niemand aber,
Dessen bin ich gewiß, wird von der Thatsache befremdet
sein, daß wir die Gerechtigkeit, die wir in Deutschland nicht
fanden, zu Hause suchen. Schon das Bild der ersten Prozesse,
in denen sichs um unsere englischen und belgischen Freunde

handelte, gab Aergeiniß. In dem von uns geforderten Straf«
verfahren wurden sofort die Züge des niedrigen Chauvinismus
sichtbar; empörende Parteilichkeit leitete die Verhandlungen
und der Betrachter sah Vorgänge, die ich abscheulich nennen
würde, wenn sie nicht, nach der militärischen Niederlage und
in dem heutigen Zustande Deutschlands, eher noch lächerlich
.wirkten. Ich muß fürchten, daß die Geistesart des deutschen
Volkes sich nicht gewandelt hat. Und doch müßte es merken,
daß die Zeit alldeutscher Träume verstrichen ist und es nicht
mehr mit der Geberde plumper Habgier die Welt durch»
streifen darf. Was aber nützt uns alles Mühen, ihm die
Wirklichkeit zu zeigen, was selbst die Stütze einer Zufalls»
regirung, wenn das ganze alte Militaristenpersonal des Kaiser«
reiches nach Erweckung des Vergeltungdranges trachtet? Von
der Höhe unserer Macht und unseres guten Rechtes blicken
wir ruhig auf diese Ereignisse. Ungern haben wir in London
beschlossen, dem deutschen Volk zu erweisen, daß es macht«
los geworden ist. Wir haben Düsseldorf, Duisburg, Ruhrort
besetzt und gesagt: ,Wir müssen Zwangsmittel anwenden,.
bis Ihr zu Entschädigung, Entwaffnung und Bestrafung der
Schuldigen bereit seid.' Die Deutsche Regirung versucht,
sich zu halten und, dennoch, die in unserem Ultimatum vor«
geschriebenen Pflichten zu erfüllen. Das wird ihr besonders
auf dem Gebiete der Rechtspflege schwer. Im Interesse des deut«
sehen Volkes ists ernstlich zu bedauern. Wir wissen jetzt, daß
Schuldige straflos, erwiesene Verbrechen ungesühnt bleiben:
und werden danach handeln. Nach dem Abschluß des Prozesses
Stenger hat die Menge, nach erbärmlicher Bubenart, unsere
Vertreter laut verhöhnt; sie haben diesen häßlichen Haß«
ausbruch mit der gebotenen Würde hingenommen. Die
Deutsche Regirung hat sich um Entschuldigung bemüht. Nach«
gerade aber müßte Deutschland einsehen, daß es sich in an«
dere Haltung entschließen muß." Ob diese Urtheile gerecht
oder ungerecht sind, braucht uns zunächst nicht zu beküm«
mern. Sie sind. Die pariser Kammern haben sie, das londoner
Unterhaus hat ähnliche mit starkem Beifall begrüßt. In den
meisten Ländern wird ihnen zugestimmt. Alles Folge ruch«
loser Verlogenheit, die nur in Deutschlands Grenzen keine
r

Stätte,nicht die schmalste, fände? Wärs so: noch dann müßten
wir trachten, das Wahre der Welt wahrscheinlich zu machen.
Auch dar fEuch, tüchtigeBürger und gegen die „imperialistische
Anktankte" aufgehetzte Arbeiter, nicht der Schlummerspruch
einlullen, aus dem vermaledeiten Frankreich schalle ja nie, was
immer Deutschland thue, anderer Ton über den Rhein. Das
glaubt Ihr, weil dieser andere Ton niemals in Euer Ohr ge»
lassen wird. Nach manchem hier angeführten noch ein be»
weisendes Beispiel? Gern. Im Juni wurde, im wiesbadener
Nassauerschloß, eine französische Kunstausstellung eröffnet,
in die Gemälde und Skulpturen aller „Richtungen" aufgenom»
men,aus Paris Pavillons, Proben der Gartenkultur, chinesisches
und japanisches Gebild aus Bronze jade, Lack, die Rheinland»
Schaften (Sepia) Victors Hugo, des großen Romantikers, und
anderes Köstliche geliehen worden waren. Ich hatte gehofft, un»
sere Zeitungen, in denen kaum je noch aus dem Weltgeschehen
Wissenswerthes steht, würden die Gelegenheit nutzen, uns,
endlich, wieder von Frankreichs neuer Kunst zu erzählen.
Hier ware ohne Francdevisen möglich. Doch die Patrioten»
gemeinschaft deutscher Preßbeherrscher hatte offenbar be»
schlossen: „Kein Wort über diese Ausstellung" (die nicht
einmal „halbseitig" annoncirt wird). Mich würde patriotisch
dünken, für die Fremdenindustrie der besetzten deutschen
Kurorte, die durch das schmähliche Einzelfälle aufbauschende
Gewütheüber „schwarze Schmach" undähnlichenUnfugschon
genug leiden, alles der Kraft des Hinterlandes Erreichbare
zu thun. Hatten etwa feindsälige, gallo»nationalistische Fan»
faren die Ausstellung umschmettert? Ich suchte die in Wies»
baden gehaltenen Reden heraus. Zwei Minister, Herr Loucheur
und Herr Berard (Unterricht und Künste), General Degoutte,
Oberbefehlshaber der Rheinarmee, der Seine» Präfekt und Herr
Tirard, Oberkommissar für das besetzte Rheingebiet, waren
zur Eröffnung an den Neroberg gekommen; auch Frankreichs
Rothes Kreuz war vertreten. Aus der Rede des Herrn Tirard:
„Uns trieb der Wunsch, neben dem Heim, das denLeib unserer
Krieger versorgt, auch ihrem Geist eine Heimstatt zu schaffen,
wo sie, von edlen Kunstschätzen umgeben, im Anblick all des
Schönen Erquickung finden. Frankreichs Geist und Kunst

bietet hier seine Schätze zu Schau. Und wir freuen uns, dazu
auch das Volk des Rheinlandes einladen zu können. Weitab
blieb Uns aber das eitle Streben nach «Propaganda'. Dieses
Wort bezeichnet manchen Leuten ja irgendeine heimliche Ab»
sicht auf das linke Rheinufer, gegen die doch unsere ganze Ge»
schichte zeugt. Seit Jahrhunderten haben, auf allen Schlacht»
feldern Europas und auf mancher Walstatt der Neuen Welt,
Frankreichs Söhne ihr Blut für die Freiheit der Völker ver»
spritzt. Wir haben nicht den Wunsch, an unserer Grenze die
Sklaverei einzuführen. Diese Grenze militärisch und politisch
zu sichern: Das ist der Zweck, der einzige, unseres Handelns.
Wir hoffen, daß unsere Mannschaft und das Rheinvolk in
der Zeit der Besetzung einander kennen, Einer des Anderen
Kultur schätzen lernen und daraus ein Band festen Vertrauens
werde. Weckt dann jemals wieder reaktionäre Treiberei den
kriegerischen Geist und versucht, noch einmal die Mensch»
heit in Schreckenszeit zu stürzen, so wird das Rheinvolk, das
Ziel und Absicht Frankreichs deutlich erkannt hat, seineStimme
unserer zu Wahrung des Weltfriedens vereinen. Dahin zu
gelangen, wünschen wir von ganzem Herzen. Im Kult der
Gerechtigkeit und der Schönheit können sich Alle vereinen,
die eine bessere Menschheit ersehnen." Aus der Rede des
Ministers Leon Berard: „So stolz wir auf unsere ererbte
Kultur und Kunst sind, eben so fern sind wir dem häßlichen
Hang, das Genie anderer Völker zu verkennen oder gar zu
verschmähen. Niemals haben wir Franzosen uns in den Wahn
verstiegen, die ganze Menschheit belehren zu können. Nicht
der Zweck, die Geister zu knechten, trieb uns, die hier ge»
sammelten Kunstwerke über die Grenze unseres Landes zu
tragen. Weder im Bereich des Geistes noch in dem der Politik
sind wir Imperialisten. Nicht, um uns aufzudrängen, son»
dern um unser wahres Wesen zu zeigen, gehen wir ins Aus»
land. Um Verständnis werben wir, nicht um Bewunderung.
Glanz und Geltung der französischen Intelligenz wurde von
je her durch Austausch, nicht durch rohe Eroberung, ge»
mehrt. Und zu dem friedlichen Werk, das wir im Rhein»
land bereiten, gehört auch die Kunstschau, zu der sich heute
die Pforten öffnen." Nicht eine Silbe von Alledem fand ich

in deutschen Zeitungen. Patterjohtismus: weißte? Is nich mehr
so wie bei Joethe,wo se den französischen Statthaltet Thoranc
als halben Heiligen anstarrten. Der Herr Redakteur, der tag»
lich das Kabinet Briand „nationalistisch" nennt und längst er»
düftelt hat, daß die pariser Bande nur das linke Rheinufer ein»
sacken möchte, darf doch nicht laut weiden lassen, daß ein
Mitglied dieses Kabinets in Wiesbaden das besetzte Gebiet
als „pays etranger" bezeichnete. Zwanzigmal sind freundliche
Reden echolos verhallt; wundert Euch drum nicht, wenn sie
vonMond zuMond seltener werden. Glaubet aber, umDeutsch»
lands willen, auch nicht der Lüge, Frankreich hätte immer ge»
schimpft, was auch in Leipzig geschehen wäre.
Schon die Vorgeschicht hat arg geschadet. Als der Ver»
zicht auf die Auslieferung erlangt war, mußten die Justizin»
stanzen sich sputen. (Wie oft wurde hier dazu gemahnt !) Das
endlose Zaudern undZerren sah verdächtig aus. Dreißig Mo»
nate nach dem Waffenstillstand der erste Prozeß: Das mußte
internationales Aergerniß geben. Dazu kam eine (höflich aus»
gedrückt) seltsame Art der Berichterstattung. Unbefangen aus
einer Gerichtsverhandlung das Wesentliche wiederzugeben, ist
nicht leicht. In London und Paris versuchens junge Anwälte.
In Deutschland könnens nicht Sechs. Was uns jetzt aber aus
Leipzig vorgesetzt wurde, roch übler noch als das Alltäglich»
Widrige. Das Beispiel, eins von hundert, will ich nicht von all»
deutscher Annoncenplantage pflücken, sondern aus dem Ber»
liner Tageblatt. Da stand, am vierzehnten Juliabend, ein Bericht,
der in einem Satz,einem einzigen,die Worte „Rothes Kreuz" ent»
hielt. EinOffizier des versenkten englischenLazaretschiff es habe
als Zeuge ausgesagt, an Bord seien niemals Bewaffnete, sei nicht
einmal ein Revolver gewesen; die kanadische Bedienungmann»
schaft habe über Khakiröcken eine Armbinde mit dem Rothen
Kreuz getragen. Nichts weiter. In schwarzen Fettlettern aber
stand drüber: „Die Rothe» Kreuz. Flagge mißbraucht?" Wieder
ein Gauner kniff dieser Halunken aufgedeckt, glaubt der fluch»
tig Hinblickende, solls wohl glauben; „und solches Gesindel
wirft unseren Blauen Mißbrauch der Kriegsgewalt vor !" Da das
grüne Holz einer Demokratenzeitung solche Blüthe trug, kann
Jeder sich vorstellen, was anderen Stämmen entsproß. Jeder

auch, was ein ehrlicher Brite empfand, dessen Auge so unge»
heuerliche Entstellung sah. Dazu kamen die Bilder; ohne die
es ja kaum irgendwo noch zu gehen scheint. (Meist sind nur die
auf der letzten und einem Theil der vorletzten Seite stehenden
nach dem Inseratentarif, von Schneidern, Pelz, oder Theater»
händlern, bezahlt; aber emsigen Geschäftsleuten, die aus der
Täuschung der Kunden über die Grenze zwischen den vo,n
der Redaktion erwählten und den zu Reklamezweck bezahl»
ten Bildern hohen Zins scheffeln, ist die Konfektion Oeffent»
licher Meinung anvertraut und sie lassen ihr Erwerbsunter»
nehmen von angestellten Pathetikern als „eine Kulturmacht
und Institution zu Volkserziehung" ausschreien.) Fällt nicht
auch Ihnen auf, schrieb mir ein Ausländer, dem aller Sieger»
wahn fern, gerechtes Urtheil und Völkerversöhnung Herzens»
sache ist, „wie ‚sympathisch' diese Angeklagten gemacht wer»
den? Allen werden blanke Augen, wird heiliger Mannesmuth
anretouchirt. Beim Anblick ist man versucht, wie vor Schau»
spielerbildern zu sagen, zu denken: Eine gute Maske. Der kühne
Jüngling, der junge Seebär, der Heldengreis. Ich schämte mich
Jahre lang immer ein Bischen, wenn ich hörte, wie gut bei Ihnen
für jeden Verwundeten vorgesorgt war, viel besser als bei uns;
daß Niemand, auch kein ‚Gemeiner' ohne Prothese aus dem
Lazaret entlassen wurde. Auf deutschen Bildeiblättern sehe ich
nun den General Hoefer mit leer hängendem Aermel, den Ge»
neral Stenger, vor Gericht, mit einem Beinstumpf und hohen
Krücken. Merkwürdig. Gerade in Deutschland hat die Fa»
brikation künstlicher Glieder ja den höchsten Rang erreicht.
Tragen diese Generale denn niemals Prothesen? Die Annahme»
sie wollten durch Schaustellung ihrer Kriegswunden Mitge»
fühl werben, muß ihnen selbst doch peinlich sein. Und sogar
wir Laien wissen, daß die Aerzte vor Dauergebrauch von
Krücken, weil er schädlich ist, warnen." Dazu kam, drittens,
alles über die „Rechtspflege" in der Deutschen Republik ans
Licht Gebrachte. Wiederholung ist unnöthig. In dem kleinen
Buch „Zwei Jahre Mord" (Verlag Neues Vaterland) giebt Herr
Dr. Gumbel Zahlen, deren Sprache eindringlicher als Schwung
der längsten Reden ist. Von Kommunisten und ihnen Ver»
wandten wurden, im Ganzen, 15, von Nationalisten wurden
314 Menschen getötet. (Unter der münchener Räterepublik,

von deren Rothem Terror wir immer noch hören, sind, Alles
in Allem, 12 Menschen erschossen worden; auch sie erst,
als die heranrückendenNosketiere 20 Unbewaffnete und 3 Sa»
nitäter getötet hatten. „Die 12 Ermordeten waren die ein»
zigen Opfer der Rätherepublik. Dagegen hat der Einzug der
Regirungtruppen in München Hunderte Unschuldiger das
Leben gekostet.") Von den 314 nationalistischen Morden
blieben 282 ungesühnt; in 22 Fällen wurden gelinde Frei»
heitstrafen verhängt. Von 15 kommunistischen Morden blier
ben 2 ungesühnt; die Bilanz der 13 übrigen ergab 8 Todes»
urtheile und 177 Jahre Zuchthaus oder Gefängniß. Und die
fast noch tollere Rechnung des Aufstandes im März 21 liegt
hinter der Grenze des lesenswertben Buches. War nach Alle»
dem internationales Vertrauen in die unbefangene Vernunft
deutscher Rechtspflege zu erwaiten? Das weigert ihr sogar
in der Heimath die tief überwiegende Mehrheit. Unter vielen
Briefen, die mirs, auch als die Meinung deutscher Adeligen
und Offiziere, aussprachen, ist einer, der an einer wichtigen
Stelle bis auf den Grund der Dinge zu tauchen versucht und
deshalb hier abgedruckt werden soll.
„Sehl" verehrter Herr Harden, gestatten Sie mir ein Wort
zu den leipziger Kriegsverbrecherprozessen. Ich finde sie un-
würdig unter jedem Gesichtswinkel, unwürdig für Alle, die
es angeht; intra et extra muros. Aber nicht unwürdig im Sinn
unserer patentirten patriotischen Brüllaffen; denn Die stellen
sich doch sonst, wenn der Wind zum Parteipferch weht, so gern
und mit der ihnen eigenen Lungenkraft auf die iustitia, als das
fundamentum regnorum; man denke nur an das schieberhafte
Kesseltreiben gegen Erzberger, der die Frechheit hatte, einige
Krumen aufzuklauben, die vom1 berliner Freßtisch abfielen. Son-
dern unwürdig finde ich1 die leipziger Prozeduren, weil man an
lächerlich kleinen, ganz äußerlichen Symptomen herumdoktert,
wählend man den Sitz des Üebels genau kennt. Ein Beispiel her
und gleich eine kleine Reminiszenz dazu gelegt. Da ist neulich
ein Seeoffizier von der Anklage, ein Hospitalschiff versenkt zu
haben, aus der Erwägung heraus freigesprochen worden, daß
er nur einen militärischen Befehl ausgeführt habe. Entsetzlich?
,Voilä le boche de pur sang!' ,That's the real hun!' Durchaus!
nidht. Denket, Engländer, an Captain Fryatt. Warum habt Ihr,
warum hat die ganze, außerhalb der Reichweite des Maulkorbs
unserer Obersten Heeresleitung befindliche Welt die Ermordung

(jawohl: die Ermordung) dieses Kapitäns so sehr als ein fluchwürdiges Verbrechen empfunden, daß jeder rechtlich1 denkende Mensch darüber aufbrüllte, als habe ein Peitschenhieb ihm das Gesicht gestriemt? Weil Ihr mit Fug sagtet: Ob es vö'kerreChtwidrig ist oder glicht, auf Achterdeck eines Handelsschiffes eine Kanone zu haben: der Mann kann nichts dafür, da er nur einen ihm gegebenen Befehl ausführte. Weiter. Als Ihr, Engländer, eine Weile dazu übergegangen waret, deutsche Tauchbootoffiziere, statt in das Internirunglager, ins Gefängniß zU stecken (as pirates): was war es, das Euch damals nach einem kleinen Personen- auch einen Systemwechsel darin einführen ließ? Die Angst vor Repressalien? Sicher nicht; wenigstens offiziell nicht. Sondern hinwiederum die Erwägung: Militärischer Befehl ist Befehl, ist für das Vollzugsorgan eine lex sui generis. Nur, wer einen Befehl unterzeichnet, haftet für die» Unterschrift mit seinem Kopf. ‚Also sollen scheusälige Verbrechen ungesühnt bleiben?' Je nun, diese Ungesühntheit wäre (zwar nicht in guter, aber) in gar reichlicher Gesellschaft. Und wieder füge ich bei: intra et extra muros. Aber es soll ja gar nicht ungesühnt bleiben. Mir scheint (wie eine dumpfe Erinnerung klingt es in mir), daß wir in Deutschland in unserer Strafprozeßordnung das Legalitätprinzip, das Offizialverfahren haben. Wenn man nun in Leipzig auf dem Standpunkt steht, daß die Torpedirung eines Hospitalschiffes ein Kriegsverbrechen sei und wenn man the little one laufen ließ, und Das mit Recht, weil er nur schuldfreies Ausführungorgan war: weshalb geht man nicht auf Grund des Offizialverfahrens gegen the big one vor? Warum läßt man sich vormachen, die nationale Ehre zu beschatten, wenn man dem Gesetz zu seinem Recht verhilft? Warum steckt man einen Rechtsanwalt und kleinen Reserveonkel ins Gefängniß, der unter der zermürbenden Wirkung des Trommelfeuers nur um eines Atomes Gewicht der Pression nachgab, die ihm mit dem von oben ihm ins Gehirn gehämmerten, in die Ohren gebrüllten: ‚Gott strafe England!' gaurisankarschwer auf den Schultern lastete?

Ich bin gewiß der Letzte, der die, ach, so brombeerenbillige starke Geste gegen Entente-Forderungen predigen möchte; Das überlasse ich Denen, die diese Geste als Blitzableiter brauchen. Aber mir scheint: hier giebt es nur ein Entweder = Oder. Entweder, meine Herren in Leipzig, greifet durch bis dorthin, wo neben dem Namen auch1 der Kopf steht, oder gebet die Geschichte auf. Sonst machet Ihr, Gott verzeihe mir das herbe Wort, aus dem tragischsten1 aller Stoffe ein Satyrspiel. Und den

Einpeitschern in London (von Paris spreche ich schon gar)
nicht, weil ich nicht gern tauben Ohren predige und mir von
Gracchus keine Sonntagspredigt über die Verwerflichkeit eines
Aufstandes halten lassen will), den Londonern sage ich nur:
‚Remember Captain Pryatt and let 'em alone!' Ein unwürdig
Spiel, von welcher Seite man es auch betrachten mag. Dixi."
Diese Meinung stimmt mit der überein, die ich vor sechs
Wochen hier aussprach. „Massengericht über kleine Befehls»
ausführer verheißt Keinem Gewinn. Der Fremde wird aus
Freispruch oder gelindem Urtheil stets, mögen sie auch von
Gesetzesvorschrift erzwungen sein, auf landsmännische Be»
günstigung und Rechtsbeugung schließen. Der Deutsche stets
wüthen, weil nur Menschenschinder seines Stammes, nicht
fremden, vors Strafgericht müssen. Soll durchaus Doppel»
strafe (nach Niederlage, Entwaffnung, Entschädigerpflicht)
sein, dann stellet morgen die für System und Befehl Ver»
antwortlichen, nicht Büttel, Handlanger, Werkzeug, unter An»
klage; Köpfe, nicht Arme. Sogleich aber sage ich Euch wahr»
lieh, daß auch daraus nur Comedy of Justice werden könnte.
Jämmerliche Justizkomoedie: in anderem Sinn des von der
londoner (pariser, brüsseler) Presse auf das Reichsgerichts»
verfahren angewandten Wortes. Krieg von heute, dessen letztes
Ende an der Ueberzahl von Geschoß und Geräth, Rohstoff
und Geld, nicht am Schaft persönlicher Tapferkeit, hängt,
der abscheulich tückischste Krieg aller Zeiten ist organisirter
Völkerwahnsinn, von Technik und Industrie ins Höchstmaß
der Unheilswirkung gesteigerte Barbarei. Ist stete, von All»
gemeinbrauch geheiligte Marterung und Tötung Wehrloser.
Denn wehrlos ist der Infanterist gegen Granaten, der Gra»
berrhocker gegen Luftbomben und Flammenwurf, der Ge»
schützbediener gegen Stickgas, die Dreadnoughtmannschaft
selbst gegen Unterseegeschütz. Vorn Heldenthat, hinten straf»
barer Frevel? So spitzfindige Unterscheidung lernt nie und
nirgends ein Haufe. Feind ist ihm, frei oder gefangen, Feind.
Zwischen Dem und ihm ist für Richterroben nicht Raum.
Wer ihn erzwingt, fordert und fördert Justizkomoedie." Das
wurde (wie der hier abgedruckte Brief) geschrieben, ehe das
Verfahren wider (oder: für) den General Stenger begonnen
hatte. Lebt in Deutschland ein Mensch, der nicht mindestens
einmal, aus dem Mund und den Briefen von Mannschaft

und Offizieren, gehört hat, irgendwo, irgendwann sei befohlen
worden, jeden Feind, der sich ergeben wolle oder ergeben
habe, zu töten? Hundertmal, viel öfter noch, hörte und las
ichs; vernahm unter der Berichtsbürgschaft ernsthaft Zuver»
lässiger erbauliche Einzelheiten. Und staunte gar nicht. In
Friedenszeit hatte der Allerhöchste Kriegsherr den Grund»
satz verkündet: „Gefangene werden nicht gemacht 1 Pardon
wird nicht gegeben!" Den Chinesen, dem Volk der ältesten,
vornehmsten Kultur unserer Erde, war von Deutschland listig
«in Landstück geraubt worden, dieses albernen Frevels Folge
war Aufstand: und den zu dessen Niederringung ausziehen»
den Truppen befahl Wilhelm, dessen neronischer Kindskopf
in Buddhisten, Shintoisten, Schülern der Kung»fu»tse und
Lao»tse „gelbe Mordbrenner" sah, im Reich der Erdmitte so
hunnisch zu rasen, daß nach tausend Jahren noch jeder Chi«
nese den Namen des deutschen Volkes mit Entsetzen nenne.
Nietzsches Herzenswunsch, diesen Kaiser „auf Anordnung
eines Fürstenkongresses füsiliren zu lassen", wurde nicht er»
füllt; der Gemeingefährliche, den Bruder Heinrich gerade
damals als eine „geheiligte Person" anquasselte und demKru»
zifixus verglich, durfte auch nach dieser Schändung deutschen
Ansehens weitetregiren. Weil ich die Abscheulichkeit dieser
schnarrenden Hunnenredenicht feig verschwiegenhatte, mußte
ich sechs Monate lang in der feuchten Festung von Weichsel»
münde sitzen; weil ich, mit der Absicht auf eindringliche Warn»
ung, in der Zeit des Großen Krieges an den Mordbefehl er»
innerte, wurde die „Zukunft", wieder einmal, verboten. Nach
solchem Erlebniß konnte kein Mündiger darüber staunen, daß
in Stunden schrecklichsten Dranges, in Tobsucht aufgepeitsch«
ten Hasses, zwischen zerfetzten Leibern der Kameraden und
den in Wundwuth ihre letzte Kugel verschießenden Feinden
ähnliche Befehle ergingen. Hat denn Niemand die furcht»
baren, auf Zeugeneide gestützten Giäuelberichte des belgi»
sehen Untersuchungausschusses gelesen? Ist Phantasie in
Euch so träg und greisenhaft lahm, daß Ihr nicht ahnet, was
in dem Hirn dumpfer, militaristisch gedrillter Menschen vor»
geht, dem eingebrüllt, eingehämmert wurde, das friedliche
Deutschland sei von niederträchtig Verschworenen unbereitet
überfallen worden, Italien „eidbrüchig", Rumänien ein ver»

ächtlich treuloser Bandit und so bittere Noth, wie kein Volk
je sie erlitt, kenne auch kein sonst giltiges Gebot? Feuerströme
gischten aus Maschinengewehr, unter Blitz und Donner stamp«
fen Tanks Menschenmauern in Blutbrei, in Stacheldraht hängt,
ein noch röchelndes Fleischgeknäuel, der Körper des liebsten
Gefährten, die Meldung, von verwundeten, gefangenen, noch
nicht ganz entwaffneten Feinden sei auf Deutsche geschossen
worden, ist in der Hast wüsten Kampfes nicht nachprüfbar;
und irgendwoher funkelt der Befehl: „Keine Gefangene mehr!
Niedermachen, was in Eure Gewalt fällt!" Schaudernd haben
mir Männer von Gewissen und Kultur gebeichtet, daß sie
selbst, halb nur bewußtlos, in der Raserei gefährdeter Schlacht»
Stellung auf Verwundete schössen. Im Prozeß Stenger schien
all Das aus den Schollen feindsäligen oder aberwitzigen Ge»
rüchtes aufgewuchert; und jedes diesen Schein schmälernde
Zeugniß unglaubwürdig. Ueber Schuld und Unschuld des
Generals kann ich, der die Verhandlung nicht hörte, kein Ur«
theil fällen. Ein Scheusal ist er gewiß nicht. Doch die in En»
gelsreine strahlende Excellenz, der psychisch angekränkelte,
nicht ganz aber von dem berüchtigten Willensbestimmung«
Paragraphen gedeckte Major: Mancher schüttelte (ausBriefen
sah ichs) den Kopf. Wahr mag es sein; doch durch keinen Ge»
richtsspruch wirds wahrscheinlich. Und das Ergebniß für die
Franzosen? Die „thatsächliche Feststellung", daß ihre Lands«
leute, verwundete und gefangene, erschossen worden sind;
und als einzige Sühne die gelinde Bestrafung eines Untergebe«
nen, dem von Amtes wegen ein krankes Hirn bescheinigt wird.
Herrn Briand, der sein Wollen jetzt gern staatsmännisch
kleidet, waren wohl, ehe er ins Parlament ging, hohe Haufen
deutscher Schimpfartikel gegen Frankreich, deutscher Lob*
gesänge auf den Herrn Stenger vorgelegt worden. Der Krater
des Zornes spie allerlei Grobbrockiges aus. Daß der Reichs«
justizminister sich in Erwiderung vorwagte, wurde das Glück
des Franzosen. Kollege Rathenau hatte die Reise nach Hamburg
nicht gescheut.um durch den Vortrag dick eingeölterBanalitäten
sich, wie einst bei Wilhelm, Bülow, Bethmann.Moltke, August
Eulenburg, Ludendorff und Anderen, nun bei der Reichs«
presse zu schustern, auf deren Häupter er sonst von erhabener
Zinne spuckte. Ein großes Muster weckt Nacheiferung. Auch

Herr Schiffer wollte nun vor der Preßgarde sprechen; und lud.
mit dem ihm unausrodbaren Taktgefühl, sogar ausländische
Zeitungmänner zu dem Palaver. Das ärgerte diesmal nicht nur
des Hörers Auge. Drei Trümpfe sollten die armsälige Rede
putzen. Erster: „Die Unparteilichkeit, Unabhängigkeit und
strenge Sachlichkeit der deutschen Rechtsprechung ist in der
Welt anerkannt." Wörtlich: anerkannt. Weiter. „Wenn sie
sich hier in Widerspruch zu der Oeffentlichen Meinung Frank»
reichs befindet (im Ernst: sich befindet), so möge Herr Briand
sich erinnern, wie oft diese Oeffentliche Meinung seines Lan»
des sich im Widerspruch zu der eigenen Justiz befunden
hat." Vollkommener Unsinn kann majestätisch wirken. Herr
Briand soll sich der Fälle erinnern, die, von Calas bis auf
Dreyfus, von der Volksstimme anders als von den bestall»
tenRobenträgern gerichtet wurden; und daraus schließen, die
leipziger Sprüche seien gerecht? Ich fürchte, seines Erinnerns
Schluß würde sein: „Auch wir haben Fehlsprüche gehört,
danach aber stets ein heftiges Aufbäumen des Rechtsgefühles
erlebt; und in Deutschland regt sich kein Blättchen." Dem
in Unsinn entgleisten folgt ein aus erloschenem Gedächtniß»
schoß geborener Satz. „Deutschland beschränkt sich nicht auf
(in) die in (auf) der Liste genannten Personen, sondern verfolgt,
von sich aus, jeden begründeten Verdacht." Wo? Wann?
Nicht ein einziger Fall dieser Art ist im langen Lauf zweier
Jahre vor ein Gericht Deutscher Republik gekommen. Alles:
gedunsener Quark. Daß der für die ebertischen Sondergerichte
und ihr in civilisirten Ländern vorgangloses Wüthen Ver»
antwortliche den Muth aufbringt, über das Recht öffentlich
zu reden, nährt die Hoffnung, den Auf bauer Rathenau näch»
stens über die Tugend der Wahrhaftigkeit, das Laster der
Lüge predigen zu hören. Der französische Ministerpräsident
hat dieDuplik in ein paar Worte mitleidigenSpottes geschränkt
und die Prophetie angehängt, sein Rüffel werde immerhin
den Bundesgenossen zu erträglicherer Rechtsprechung helfen.
Das nächste Urtheil konnte sich denn auch eher in der
Welt sehen lassen. Zwei Tauchbootoffiziere, die aus Schiffs»
geschütz die Rettungboote eines von ihnen versenkten eng»
lischen Hospitalschiffes beschossen und drin geborgene Men»
sehen getötet hatten, wurden zu je vier Jahren Gefängniß

verurtheilt. Allzu milde Strafe? Ungemein mild scheint sie
nicht nur im Vergleich mit den, in hundert Fällen, gegen Kom»
munisten verkündeten Sprüchen. Vor denen wurde niemals
auf der Karatwage geprüft, ob die That aus Vorsatz und
Ueberlegung oder aus dem Wirbel aufstürmenden Gefühles
entstanden sei; und fast nie war doch, wie Statistik lehrt, in
diesen Fällen Mord oder Totschlag zu ahnden. Hier waren Ver»
wundete, Fiebernde, Kranke, Samariter im schwanken Nuß»
schälchen, die der dunkle Ozean auf Wogenberge, in Wellen»
thäler warf, nach grauser Verängstung getötet worden, da»
mit, der Gerichtsspruch sagt es selbst.kein überlebender Zeuge
die rechtwidrig tückische Versenkung des Lazaretschiffes be»
künden könne. „Wer bei Unternehmung einer strafbaren
Handlung, um ein der Ausführung entgegentretendes Hinder»
niß zu beseitigen oder um sich der Ergreifung auf frischer
That zu entziehen, vorsätzlich einen Menschen tötet, wird
mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslang»
lichem Zuchthaus bestraft" (§ 214 StGB.). Bis an das Kriegs«
ende galt nicht die Versenkung des Lazaretschiffes, sondern
das Verschweigen der Umstände, unter denen sie bewirkt
worden war, als strafbare Handlung. Ihrer Ausführung trat
als Hinderniß das Ueberleben eines Theiles der Mannschaft
entgegen; um dieses „Hinderniß zu beseitigen", wurden vor»
sätzlich, wie dasUrtheil sagt, „viele Menschen, wehrlos Schi ff»
brüchige", getötet. Trotzdem auf hoher See an „Ergreifung
auf frischer That" nicht zu denken war, blieb der Paragraph
anwendbar; und wo würde nicht mit härtester Strenge Einer
gestraft, der nach Totschlag zehn gefährliche Zeugen seines
i Verbrechens niedergeknallt hätte? Der Senat des Reichsge«
richtes hat die Frage, ob die That, also die Erschießung der
in Boote Geretteten, mit Ueberlegung ausgeführt worden sei,
verneint und nicht § 214,. sondern § 213 angewandt, der mil»
dernde Umstände und Gefängnißstrafe, nicht unter sechs Mo»
naten, zuläßt, wenn „der Totschläger ohne eigene Schuld durch
eine ihm zugefügte schwere Beleidigung von dem Getöteten
zum Zorn gereizt und hierdurch auf der Stelle zurThat hinge»
rissen worden war." Da irgendwelche Beleidigung aus dem
Munde der Bootsinsassen nicht bekundet war, kann sie wohl
nur in Englands Handeln vor und in der Kriegszeit gefunden

worden sein, also in Legende, die keiner Nachprüfung Stand
hält. Ein fein.allzu fein konstruirtesUrtheil.das zwischenLands»
mannsgefühl und Rechts wahrerpflicht behutsam die Diagonale
zieht, den sanft Verurtheilten alle Ehrenrechte läßt und auch
dem entflohenen Kommandanten des Tauchbootes, dem Ka<
pitänlieutenant Patzig, kein hartes Rügewort nachschickt. Er
muß ja nicht aus Feigheit, um sich der Strafe zu entziehen,
kann „aus patriotischen Motiven", auch, um nach bester Kraft
die Ausführung der „Schmachparagraphen" des Friedensver»
träges zu hindern, geflohen sein. „Wer mit den an sich zu*
lässigen Mitteln sich gegen die Ausführung der Vertragsbe*
Stimmungen stemmte, würde nicht rechtwidrig handeln":
lehrt der münchener Professor und Geheime Hofrath Dr. Ernst
Beling, aus dessen Aufsatz ich am achtzehnten Juni hier ein
paar Hauptsätze anführte. Dem stimmen in der Meinung,
Alles, was den Vollzug dieses Vertrages („dessen Unterzeich»
nung durch unsere Bevollmächtigten nach deutschem Recht
jeder rechtlichen Wirksamkeit bar ist") hemme, sei lobens»
werth, mindestens sieben Zehntel aller hohen Juristen Deutsch*
lands zu. Und daß die Gesinnung eines Kommunisten ehr«
los, eines Tauchbootoffiziers edel, immer von reinster Vater*
landliebe, nie von der Sehnsucht nach dem Pour le Merke
bestimmt war, steht fest, wenns ein Gerichtshof „festgestellt"
hat. Sogar Herr Poincare aber, dem unsere Schimpfer doch
die Wahrung eines Restes von Unbefangenheit beinahe täglich
erschweren, hat vor dem Aberglauben gewarnt, in Leipzig
werde von Bewußten das Recht gebeugt. Die deutschen Richter,
sagt er, „können eben nicht aus ihrer Haut heraus . ." Nur
die deutschen? Was ich vor sechs Wochen schrieb, scheint
'mir heute noch richtig. „So schwer es, nach unserer Europäer«
erziehung in Patriotismen, die dem eigenen Volk alle Kräfte
und Tugenden, dem fremden, erst recht dem historisch ver«
feindeten, alle Fehler und Laster andichten, sein mag, dem
Fremden, dem Todfeind von gestern gerecht zu werden, so
verleitlich nah die Neigung, ihm weniger zu glauben als dem
von ihm angeschuldigten Landsmann, dessen Waffe vier Jahre
tapfer die Heimath veitheidigt hat: Ohren» und Augenzeugen
der leipziger Verhandlungenbestätigen das Empfinden ernsten
Richterwillens zu unbeirrter Gerechtigkeit." HerrBriand irrt,

wenn er annimmt, Frankreichs Gericht, militärisches oder
civiles, hätte sich höher über das nationale Vorurtheil erhoben.
Davon ist keins ganz unbefangen: auf reine Gerechtigkeit
also weder im Lande der Sieger noch in dem der Besiegten
zu rechnen. Der einstweilen letzte leipziger Spruch konnte
anders lauten, die Seeoffiziere, als durch Vorgesetztenbefehl
gedeckte Untergebene, freisprechen, sich der Meinung des
Admirals Von Trotha anschließen, in den Bereich der Kriegs»
handlungen habe das Strafgesetz nicht dreinzureden: und die
Richter konnten dennoch dem Inbegriff ihrer Ueberzeugung
gehorcht haben. Der Wollenssphäre, aus der die früheren
Urtheile kamen, wäre solcher Freispruch sogar näher ge»
blieben. Unbewußt aber standen die Richter unter der Ein»
wirkung des lauten Tadels, der in Hagelschauern auf ihre
Spruchernte niedergegangen war. Noch im Berathungzimmer
hätten sie weit gewiß schon die Vorstellung weggewiesen, auf
ihres Gewissens Wage könne Auslandskritik auch nur das
kleinste Gewichtsquäntchen legen. Tief unter der Bewußtseins»
schwelle brütete trotzdem die Sorge. „Noch ein Freispruch
jetzt: dann ruft auch England seine Mission heimwärts und
den Schaden hat unser deutsches Vaterland." So, dünkt mich,
ist das fein, allzu, fein konstruiite Urtheil entstanden.
Das Problem wurzelt tiefer, wipfelt höher, als Herr Briand,
«in vor Scherbengericht und Verbannung banger Aristeides,
zu ahnen scheint. International ists (lasset Euch nicht dar»
über hinweglügen) ein Politicum gefährlichster Art; und in
Deutschland ein Problem des Rechtsgefühles. Das spürt der
Normaldeutsche von gestern und heute nur als lästige Ap»
pendix, nicht als ein lebendig über-aller Lebensführung wal»
tendes Organon; er kann nicht begreifen, daß es anderswo
mächtiger schalte, und glaubt willig drum dem Schwatz, die
Berufung auf dieses Gefühl sei eitel Heuchelei. Glaubts
ehrlich; weil ihm selbst das Recht nur nach dem Nutz» und
Ertragswerth gilt. Ob Kommunisten gemordet, von wüthen»
den Sondergerichten ins Zuchthaus gesperrt, für belastende
Zeugenaussage Prämien verheißen, Arbeiter»Samariter, die
sich für die Menschenpflicht der Verwundetenpflege ausbil»
den ließen, in den Käfig Ehrloser geschleudert werden: den
Bourgeois, der sich für einen Demokraten, den Kleinbürger,

der sich für einen Sozialisten hält, bekümmerts nicht. Warum, fragen sie Einen, der wider dieses Vorrecht spricht, „erhitzen Sie sich für Kerls, die uns doch nur an den Kragen wollen?" Die Wahlen zum berliner Stadtparlament werden für ungiltig: erklärt. Auf die Frage,ob das Gewicht der angeführten Gründe wohl auch genügt hätte, wenn in diesem Parlament nicht Un» abhängige und Kommunisten gar so unbequem stark wären, rieselt aus hunderttausend Schnabelkannen dieAnt wort: „Dar* um zerbreche ich mir nicht den Kopf; daß wir die Sipp» schaft loswerden, ist jedenfalls ein Segen." Ich habe zu Denen gehört, die in zweiErdtheilen bemüht waren, die Häupter der Westmächte in Gewährung des oberschlesischen Plebiszites und in Verzicht auf die Auslieferung der Beschuldigten zu überreden. Das war nicht leicht; ist aber gelungen. Und was draus geworden? Tag vor Tag hören wir, von dem Kanzler, Ministern, Gelehrten, Kapitalisten und Massen, den nicht nur nutzlosen, nein, schädlichen Ruf nach dem „ungetheilten deutschen Oberschlesien", das mit Sinn und Wortlaut des VersaillerVertrages unvereinbar ist; der Präsidentschaftwerber Hauptmann, dem die Melodramatisirung der Weberelends- chronik hohe Geldhaufen, schlimme Kriegsliedermacherei einen Rothen Adler eingetragen und der den Friedens ver» trag offenbar nie gelesen hat, hetzt Leichtgläubige in den Wahn, die Märzabstimmung habe Deutschlands Recht auf das ganze Oberschlesien bestätigt, und wers ihm danach weigere, er» steige „den Gipfel der Frivolität und versetze der euro» päischen Völkermoral den Todesstoß". Und nach diesem, haltlos in Applaus dampfenden Literatengerede wird ein von „Zierden der Wissenschaft" empfohlener Beschluß angenom» men; der sagt: „Das deutsche Volk kann nicht hinnehmen, daßTheile oberschlesischen Bodens durch Machtspruch vom deutschen Mutterland abgetrennt werden." Da im Vertrag, leider, steht, nach dem Stimmergebniß in jeder einzelnen Ge» meinde und nach Abwägung der für die Theilung geogra- phisch und wirthschaftlich wichtigen Lebensbedinge habe der Oberste Rath die deutsch>polnische Grenze „in" Oberschle» sien zu ziehen, sagt der Beschlußsatz eigentlich: „Das deutsche Volk kann nicht hinnehmen, daß der von ihm unterschrie- bene Vertrag ausgeführt werde." Was den Franzosen ermög»
i

licht, die Welt darauf hinzuweisen, daß Deutschland, trotz
allem Geschrei von „Erfüllungwillen", sich der beschwore»
nen Pflicht entziehe und der Kanzler den dazu Aufrufenden
in feierlicher Audienz Zustimmung und Dank ausspreche.
Das ist noch nicht der einzige Schade, den solches Treiben
stiftet. Briten, Italer, Amerikaner, deren Wirthschaftvernunft
uns das Hauptstück des Industriegebietes erhalten, nur Ryb»
nik, Pleß und Theile des Kreises Kattowitz nehmen wollte,
antworten dem Mahner längst: „Wozu uns in Zank mit Frank»
reich einlassen, da Deutschland doch täglich das ganze, ,un»
theilbare'Oberschlesien fordert, das es nur heute durch schäm»
losen Vertragsbruch erlangen könnte, und jedeTheilung, selbst
die ihm gerechteste, als Verbrechen brandmarkt? Mühsam
haben wir in Paris die Aenderung des Artikels durchgedrückt,
der Oberschlesien, in der ersten Vertragsfassung, den Polen
zuwies. Die wollten damals zu viel, erwirkten die Einbe»
ziehung von Kreuzburg, Rosenberg, Cosel, Leobschütz, Be»
zirken mit starker Deutschenmehrheit, ins Abstimmungsge»
biet und kleinerten selbst dadurch die Gesammtziffer, die,
wenn sie sich in das Industrierevier, das von Strehlitz, Tar»
nowitz, Pleß, Rybnik begrenzte Viereck eingeschränkt hätten,
ihnen viel günstiger geworden wäre. Den selben Fehler ma»
chen jetzt die Deutschen. Sie begehren Unmögliches, drohen
Jedem, ders ihnen weigert, und entwaffnen dadurch auch uns
für den Kampf gegen den mißtrauischen Groll der Politiker,
den Kohlenhunger und die Erzgier der Kapitalisten Frank»
reichs. Große und kräftige Gruppen haben bei uns erkannt,
daß ein selbständiger, neutralisirter, vom Völkerbund kon»
trolirter Freistaat Oberschlesien die beste Lösung, die einzige
Rettung des Landes böte. Wirksame Aktion wird aber durch
deutsche Ueberforderungen, durch ununterbrochene Mobiii»
sation von Orgeschbanden und durch das dem oberschlesi»
schen Selbständigkeitsehnen aufgezwungene Schweigen er»
schwert." Wenn wir nur von den Missethaten der Herren
Le Rond und Korfanty reden, nie davon, daß Hunderttau»
sende des oberschlesischen Mischvolkes, leider, Polen, dessen
Mark drei deutsche Papierpfennige kauft, als Heimath noch
immer der Deutschen Republik vorziehen, dann, heißts, kommt
noch Alles in schönste Ordnung. Wäre Rechtsgefühl nicht

nur Appendix oder Pappenstiel, die Sucht nach Selbsttrug
und Täuschung Anderer käme nicht gegen den Rath auf, mit
der Vollwucht deutschen Willens die Freistaatsbildung zu er»
streben oder nach günstigster Gestaltung des uns zufallen«
den Landstückes zu trachten, über diese vom Vertrag und
Plebiszit uns zugesprochenen drei Fünftel des Bodens hin»
aus nicht einen Strohhalm zu fordern, doch jeden uns gebüh»
renden mit Fortinbrasmuth zu verfechten. Wer ohne Rechts»
gef ühl ist, mag verschmitzt, kann aber nie im Edelsinn klug sein.
Und Verschmitztheit genügt nicht zu gedeihlicher Leitung
von Staaten (wären sie selbst so zwerghaft wie gestern Mon»
tenegro). Auch der Blick auf den staatlichen Processus gegen
die eines Kriegsrechtsbruches Beschuldigten erweists. Als
wir, vor zwei Jahren, zu Verzicht auf den Auslieferungzwang
riethen, durfte auch der nicht in Illusion Neigende auf Deutsch»
lands innere Erneuung hoffen, zu deren Früchten ein junges^
trotzig schwellendes Rechtsempfinden gehören müsse. Wer
im Sommer 19 vorausgesagt hätte, Gesetz und Prozeßordnung
des kaiserlich deutschen Strafrechtes werde in der Republik
unangetastet bleiben, nur die Schmach willkürlich schaltender
Ausnahmegerichte draufgepfriemt werden, Der wäre in den
Krähenschwarm der falschen Propheten gewiesen worden.
Nun ists Ereigniß. Die alte Erde sah mancherlei Revolution;
keine noch, die den Schutzwall des gestürzten Systems stehen
ließ, das Strafgesetz verschärfte und dessen Hüter auf ihren
Posten hielt. Von der Zinne der Staatsanwaltschaft bis in die
Vigilantenschaar der Politischen Polizei ist Alles, wie es unter
Wilhelm war. Schlimmer: denn die scharfäugigeKontrole und
scharfzüngige Kritik aus den Reihen der mächtigen Sozialisten»
partei fehlt heute. Um die Verwundung eines dem Demon»
strirzug voranstampfenden Lehrlings gab es im Kaiserreich
hundertmal lauteren Lärm als in der Republik um fast pausen»
los, von Jogiches*Liebknecht bis auf SültsGareis, fortwähren*
des Gemetzel. Ein Polizeipräsident, der mit Geldköder, sogar
in Gefängnissen, nach Belastungzeugen geangelt hätte, wäre
von den Abgeordneten Bebel, Stadthagen, Heine so zuge»
richtet worden, daß selbst der Allergroßmächtigste ihn nicht
im Amt halten konnte. Warf nun aber ein „organisirter Ge»
nosse", ein lieber Zahlabendgast die Angelschnur aus, so ritzt

ihm kein Tadelswörtchen die Haut. Aus staunendem, dann
höhnisch funkelndem Auge sehens die Fremden. Die sind,
auch wo der in vierjähriger Sklaverei und Bedrängniß ge»
häufte Groll noch nicht verdampft ist, weder so bös noch
so dumm, wie eifernde Kundenfänger aus den Parteilagern
erzählen; sie würden Freispreche und sanfte Strafen, die fest
auf das deutsche Gesetz begründet sind, verstehen, wenn nur
der Geist des ganzen Verfahrens anders wäre. Herrn Schiffer
schien nöthig, zu betonen, daß ihm „Einfluß auf die Aus»
Übung des Richteramtes nicht zustehe." Jeder Einfluß aber auf
die Kriminalpolitik und Gesammttaktik der Anklagebehörde.
Der mußte er sagen: „Suchet aus dem dicken Bündel zwei
oder drei Anklagen heraus, die klarer Schuldbeweis zu Ver»
urtheilung führen muß; sind sie, wider Erwarten, nicht auf
der Liste der Fünfundvierzig zu finden, so sicher doch auf der
großen aus dem ersten Friedenswinter. Wir müssen Fran»
zosen, Engländern, Belgiern so schnell wie möglich zeigen,
daß wir schmerzhafte Sühnung erwiesener Schuld nicht
scheuen. Dann werden sie sich damit abfinden, daß nicht alles
ihnen Zugetragene noch heute beweisbar, nicht jedes Vergehen
nach unserem Gesetz straffällig ist. Wer Fehler und Seh and»
thaten aus der Kaiserzeit entschuldigen, auch nur beschönigen
will, mag ein wackerer Patriot sein, taugt aber nicht, in Leipzig
noch weniger als in Meseritz, zum Prokurator der Republik.
Fordern Sie Ihren Abschied, melden Sie sich für einen Richter»
posten, treten Sie in die Advokatur über.Von den Reichsanwäl»
ten muß ich verlangen, daß sie nicht nur ,auf dem Boden der
gegebenenThatsachen stehen', sondern mit inbrünstigemErnst
für die Herrschaft des Volkswillens kämpfen, aus dessen Schoß
unsere Republik geboren wurde. Achtung der Institutionen
und Bräuche, die lange wohlthätig wirkten, ist Keinem ge»
wehrt; Jedem die Verherrlichung von Streben und Handeln,
das in einem kriegerischen Erobererstaat, nicht in fiiedlicher
Demokratie, Lob verdient." Nicht ein Hauch solchen Geistes
wehte von der Lippe des Ministers. Was hörten die in den
Verhandlungsaal Zugelassenen? Hymnen noch auf die An»
geklagten, deren Schuld dem Ankläger als erwiesen galt. Kein
Wort, das nicht eben so am Maimittag der Kaiserei gesprochen
sein konnte. Deren Fossilien sahen sie auf den Sitzen der

Sachverständigen. War je denn zweifelhaft, daß diese Ge»
nerale und Admirale das im Kriege Geschehene billigten?
Sie hatten es ja befohlen oder zur Befehlsformulirung mit»
gewirkt. Mußte nicht der Justizminister von der ihm unter»
gebenen Reichsanwaltschaft die Befehdung dieser Gutachter,
die Ladung andererfordern, die als Grenadier, Kanonier, Un»
teroffizier, „Frontschwein mit Porteepee", nicht nur in ho»
hem Stab und Etape,den Krieg mitgemacht haben und furcht»
los aussprachen, wie in ihrem Kopf und im Sinn der Volks»
mehrheit das Thun des jungen Herrn Rumdohr, des alten
Herrn Stenger sich spiegelt? Kein Mann dieses Schlages
kam in Leipzig zum Wort; kein Republikaner. Die Geistes»
art der vernommenen Gutachter kann nicht klarer und knap»
per gezeichnet werden als in dem Satz ihres Ranggenossen,
des Freiherrn von Frey tag» Loringhoven, der in den letzten
Kriegsjahren den Generalstabschef in Berlin vertrat: „In»
mitten großen nationalen Unglückes giebt es nichts Unwür»
digeres als Selbstbezichtigung." Nur zwei Buchstaben braucht
man zu streichen: und der Satz wird unbestreitbar richtig.
Von Siddhartha und Thales zu Sehern und Weisen unserer
Tage schlingt sich die Mahnung zu Selbsterkenntniß. Leid,
spricht Jean Paul, soll läutern; sonst haben wir gar nichts von
ihm. Vor und nach Deutschlands farbigstem Humoristen (der,
entfettet, entschwulstet, morgen in Glanz auferstehen könnte)
habens Weise gesagt. Für Schmerz, der veredelt, dem Himmel zu
danken, riethRückert. InAlltagsniederung hat fastJeder einmal
Kleinleute, die all ihr Elend aufs Schuldkonto Anderer schrei»
ben wollten, zu schonungloserGewissensprüfungaufgefordert.
Nichtswürdigeres als eines Unglücklichen, Perserkönigs oder
Rennenwetters, Erkenntniß, Bekenntniß der eigenen Schuld.
Ahnen und Enkel ehrt das Volk, das, statt sich in wärmende
Lüge einzuwickeln, sein Wesen oder seines Staates Einrichtung
als des Unglückes Ursache erblickt. Das Alte Testament und
das Erlebniß Rußlands (ehe ihm unsere Heeresleitung den
Leninismus eingeimpft hatte) lehrt auf manchem Blatt, daß
Propheten und Richter sich, noch unter Todesdrohung, müh»
ten, ihre Nation in so martyrisch edlen Lebensmuth zu spor»
nen.DessenHoheitentwaffnetringsumdiegrimmigstenHasser.
Doch alle Militaristen verwerfen ihn; mögen sie in Gemüths»

art und Wollen einander so fremd, so feindsälig sein wie
unsere Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn, Hindenburg, Freytag:
alle. Weil sie Militaristen sind. Das heißt: dicht von dem
Wahn umfangen, das in Heer und Flotte unentbehrliche Emp»
finden und Denken müsse auch die Leiter und Bürger des
ganz anderen Aufgaben zugewandten Staates beherrschen.
Millionen Volksgenossen vor dem Ohr der Welt schlaffer Ge»
nußsucht und niederträchtigen Verrathes zu zeihen, kostet
sie keine Selbstüberwindung. Aber als Volksfeind ächten, als
Schandfleck austilgen möchten sie Jeden, der die Staatsge»
walt, thronende oder zertrümmerte, schuldig, auch nur mit»
schuldig nennt. Denn von dieser Gewalt kam ihnen Abglanz
und Befehlsrecht; mit ihr würden sie bemakelt. Dem Abge»
ordneten Lloyd George, der in der Hitze des Burenkrieges
die Politik seines Landes heftig angriff (und in Vermummung
der Wuth des Pöbels entschlüpfen mußte) wäre, als Deut»
schem in Deutschland, solcher Frevel nie verziehen worden.
Dieser Geist (Generäle, die seit der Niederlage sich in
das Lesen von „Judenblättern" bequemen, nennens „Men»
talität"), nicht Freispruch und gelinde Strafe, hat die Sieger
und viele vom Krieg nicht unmittelbar berührte Völker in
neue Aufbrunst der Feindschaft gewirbelt. Dem Generals»
sohn und Romancier, Kolonialminister und Deutschenfreund
Lord Lytton»Bulwer, dessen polychrome Unt«haltungschrif»
ten den Briten noch so lieb sind wie deutschen Knaben, könnte
die Westvölker freundlicheres Verständniß des in Deutsch»
land ihnen jetzt so Widerwärtigen lehren. Fühlen wir, schrieb
er, „uns vom Schicksal rauher angefaßt als die Nachbarn,
rauher, als wir nach unserem Thun zu verdienen glauben,
so gleiten wir leicht in die Meinung, die ganze Welt sei uns
feind, verhärten uns in Trotz, hemmen jede Sanftmuthsre»
gung und lassen uns von dem Schmerz erduldeten Unrechtes
in den Sturm finsterer Leidenschaft aufpeitschen." In ruhiger
Stunde, jenseits von den Sorgen des Quai d'Orsay, gäbe Herr
Briand wohl zu, daß die schlichte Skizze des klugen Beobachters
den Untergrund deutscher Mentalität von 1921 in leidliche
Helle hebt. Gewaltsame und listige Entwurzelung aus dem
Rechtsgefühl germanischer Thingzeit, Aufpfropfung pruzzi»
schen Siedler» und Konquistadorentriebes war vorangegangen.

Den Wahngebilden von Weltgenesung an deutschem Wesen, von dantischer Universalmonarchie der Zollern, ohne deren Wink„aufdem Erdball keine Entscheidung mehr fallen dürfe", von längst unentreißbarem Endsieg über eine Menschenmilliarde, ähnlich aufgeblasenem Wortschaum folgte der jähe Schrei vergötterterFeldherren nach Waffenstillstand, wärs auch unter den Bedingen einer Kapitulation. Aus demFlammenwagen.der über Erde und Himmel die Feuersfluth wälzte, stürzt FhaethonindenEridanos.LauteralsdieHeliadenklageheultder zornige Schmerz enttäuschter, mißbrauchter Volkheit. War denn Gott nicht mit uns? Um alle Altäre summte das Trostlied. Wollte dieser viereinige Gott, der Habsburger, Hohenzollern, Osmanen, orthodoxenBulgaren.nichtunserenSieg: warum versagte er das Warnzeichen selbst, das den noch nicht ganz Entkräfteten Friedensschluß befahl? Daß ers nicht that, daß der Allmächtige, Allwissende, Allgerechte durch eine leuch» tende, mit Luftschlössern gesäumte Dunststraße die Deut» sehen in Abgrund jagte und dem von ihnen der schmählich* stenTücke beschuldigten WestbundTriumph gewährte, mußte Frommen beweisen, auf welcher Seite das allsichtige Auge Schuld, auf welcher Unschuld erschaut hatte. Mußte? Tüchtigen gelingt sogar die Verschiebung, Vergasung von Gottes» urtheil. Der Ausweg in die Weisheit des salomonischen Spruches, der Gott gerade seinen Liebling züchtigen läßt, war durch den Drang gesperrt, die Züchtigung als das Werk schurkischer Feindesbosheit zu bestrahlen und mit dieses Lichtes Grelle die entschlafene Kampflust, Vergeltungsehn« sucht zu wecken. Aus Schlauköpfen sprang ein Pfaffenlächeln. „Wir Schaffens." Schon hat der Vorhang andächtiger Be» kümmerniß sich wieder über das Antlitz gesenkt. Sie habens geschärft. Unschuldig, nach flecklos reinem Wandel, un< besiegt: so.schallts alltäglich, ist des Kaiserreiches junge Herrlichkeit vernichtet worden. Und kein Zweifel kriecht von der Kanzel und Katheder, wo solche Lehre nistet, in den Hirn« mel, dessen Herr so ungeheuren Rechtsbruch dulde. Von allen Leistungen der letzten sieben Jahre ward dieses Gewebe neuen Aberglaubens amMeisten bestaunt. DieGluth gütigerMensch« lichkeit hätte den Trugschleier verzehrt. Doch kein Gralswunder, kein Herzensmirakel wurde. Das Kreuz, das der Bür«

permannheit Deutschlands und ganzen Weiberbrigaden auf
jedem ^eg vorschwebt, hat scharfkantige Haken und scheint
aus Stacheldrahtbleibseln gefügt. Redet nicht immer nur von
denRichtersprüchen. Die wunderlichsten hätten nicht aus sacht
erkaltender Schlacke Funken geschürt, wenn einmal von dem
Inhaber eines Reichsgewaltstückchens, ein einziges Mal nur
laut gesagt worden wäre: „Die hier zu Richtenden setzten
ihr Leben an die Vollstreckung der Pflichtgebote, die von
früher Kindheit an ihnen eingedrillt waren; festere Bürg»
schaft als grausame Strafe, die gegen Nothstandsthat Unbill
würde, giebt Euch, Anklägern aus Fremdland, das Schaudern,
das uns von der Welt solcher Pflichten und Thaten weg»
bäumt, und, auf Hohen, in Tiefen der im Leid geläuterten
Nation, der heilige Wille zu edlerer Sittlichkeit." Das ist
nicht gesagt, niemals, noch so behutsam, angedeutet worden.
Wilhelminer wurden von Wilhelminern gerichtet. Den Pro»
kuratoren der Republik jauchzte unter der rothen Robe das
Herz, wenn den „Allerhöchsten Kriegsherrn", „unseren ge»
liebten Kaiser" eine Kehlfanfare grüßte. Hätte nicht mancher
Zeuge vor wahrhaftiger Aussage gezaudert, die dem Ruf des
Vaterlandes schaden konnte? Vaterland heißt dieser Zeugen»
schaar heute noch das Regirgebäude, von dem im Novem»
ber 18 die Fahne sank; und wie Evangelium ragt ihr über
alle Zweifel hinauf die Gewißheit, daß die Pflicht zu Wahr»
haftigkeit noch unter Eideszwang durch den Wall „völkischer
Belange" begrenzt sei. Ein Deutscher, der einen vom „Feind»
bund" angeklagten Offizier durch Zeugenaussage schwer be»
lastet hätte, wäre draußen von Patriotenzorn verprügelt oder
getötet, allermindestens aber, als treulos Abtrünniger, ver»
vehmt worden. Löset die Binde vom Auge: Dies ist. Des»
halb horcht die Welt auf und bebt vor neuem Versuch, ihren
Schlaf, ihre Hoffnung zu morden.

„Währt das Gerichtsspektakel lange fort, dann droht
von deutschem Grimm über die nur dem Besiegten aufge-
zwungene Strafknechtschaft, mehr noch aus dem Groll der
von Urtheilsmilde Enttäuschten neuen Nebels Gefahr." Was
kann zu Spaltung des Nebels, den ich in der ersten Juni*
woche auf dunsten sah, geschehen? Erlebniß hat gelehrt, daß
nur Furcht unsere Kaiserlichen und Königlichen in Anerken»

nung republikanischer Rechtshoheit bändigt; nicht Furcht vor feindlichem Fremdheer, dessen Wirkensbereich eng beschrankt ist und nach dessen Eingriff der kriegerische Nationalismus üp» piger als zuvor blüht, sondern Furcht vor nah lauernden demo» tischen Kräften. Diese Furcht haben sie sub auspiciis Fritzens Ebert und seiner patriotischen Mittelstandspartei verlernt; und die Tage, da weißbärtige Preußenpeers sich in das Vorzimmer des Ministers Breitscheid pflanzten, kehren wohl nicht bald wieder. Doch für andere Taktik und Tonart der Reichsanwalt» schaff und für andere Gutachterauslese kann dieRegirung sor» gen. Sie darf nicht unthätig warten, bis in Paris oder Brüssel das schon vielfach geforderteKontumazialverfahren gegen die in Leipzig Freigesprochenen beschlossen ist; muß sofort in rückhaltlos offener Aussprache Verständigung mit den West» mächten suchen. Die (auch dieser Junirath scheint mir nicht überholt) könnten sich mit gerichtlicher „Feststellung der Thatbestände" begnügen und das Recht zu deren ungeschmä» lerter Veröffentlichung in der deutschen Presse getrost mit dem billigen Verzicht auf Strafurtheil bezahlen, das ihnen, als nothwendige Frucht deutschen Rechtszustandes und Mi» litärvolksgeistes, kaum jemals gefallen kann. Bringt zugleich Deutschland alle Fälle erweislichen Gewaltmißbrauches ans Licht, dann wird von seiner Brust der Albdruck des schwer erträglichen Empfindens gelöst, stets nur Angeklagter zu sein, selbst aber die gewichtigste Beschwerde verbergen zu müssen. Dann erlangt die Menschheit, was ihr heilsam wird: das ge» treue Gräuelbild, die abschreckende Psychoanalysis des Krie» ges, ohne das Verhängniß neuer Giftsaat. Das Werkzeug der Staatsmannskunst ist Rede und Schrift; Worte bauen den Körper politischer That. Ueberzeugen Sie, Kanzler Wirth, die Vertragspartner, daß nicht in Ost, nicht in West Deutsch» land Rachekrieg plant, in Oberschlesien nicht Stoßtruppen und Pferde versteckt, Exerzirplätze belegt, Mobilmachung» befehle datirt werden: und die störrigsten Pariser müssen die Stellung in Düsseldorf, Duisburg, Ruhrort, Leipzig räumen. Alles Andere mag danach entstehen. Wenn die Verrückung derErdwirthschaftachse die alte Europa, Dominion undMün» del der Riesen, in vernünftige Einung gezwungen hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Nr. 43
3S8£ Hlnsbers, Fischer & Comp, «ä?
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital und Rücklagen: M. 260 OOO OOO
Hauptsitz in Barmen.
Niederlassungen in: Aachen, Ahlen i. W, Altana i. W., Andernach,
Aurich, Barmen - Rittershausen, Bentheim, Betzdorf, Bielefeld, Bocholt,
Bochum, Bonn, Brühl (Bezirk Cöln), Bünde i. W., Burgsteiufurt, Castrop,
Cleve, Coblenz, Cöln, Cöln-Mtilheim, Coesfeld, Orefeld, Dortmund, Dülmen,
Düsseldorf, Duisburg, D.-Meiderich, Emden, Emsdetten, Essen, Oelsen-
kirchen, Gevelsberg, M.-QIadbacb, Goch, Greven, Gronau, Gummersbach,
Gütersloh, Hagen i.W., Halver, Hamm i. W., Haspe i. W., Heiligenbaus,
Herford, Herzogenrath, Hilden, Hoerde, Hohenlimburg, Hückeswagen,
Iserlohn, Kb'nigswinter, Kohlscheid, Langenberg, Leer, Lennep, Lüden-
scheid, Lüneburg, Mainz, Meinerzbagen, Menden i. W., Mettroann, Milspe-
Voerde, Münster i. W., Neviges, Norden, Norderney, Ohligs, Opladen,
Osnabrück, Papenburg, Plettenberg, Remscheid, Rheine i. W., Rheydt,
Siegburg, Siegen, Soest, Solingen, Schalksmühle, Schwelm, Schwerte,
Steele, Stolberg, Uerdingen, Unna, Vallendar,Velbert, Viersen, Warendorf,
Werdohl i, W., Wermelskirchen, Wipperfürth, Wülfrath, Würselen. —
Agenturen: Borkum, Bunde, Dornum, Esens, Hage, Haren-Ems, Juist,
Lathen-Ems, Marienhafe, Papenburg-Obenende, Sögel, Weener, Wittmund.
Komm and iten: von der Heydt - Kersten & Söhne, Elberfeld,
Barmen-U., Cronenberg, Vohwinkel, S. & H. Goldschmidt, Frankfurt a. M.
Agenten für Holland: von der Heydt - Kersten's Bank, Amsterdam,
Keizersgracht 520— 522.
Vermittlung aller bankmäßigen Geschäfte. Vermögensverwaltung — Steuerberatung.
tn- und Verkauf von Devisen und Valuten aul sofortige
Lieferung und Termin. Kurssicherungstratten.
Bankhaus
Fritz Emil Schüler
DÜSSELDORF
Kaiserstraße 44, am Hofgarten
Für Stadtgespräche: 5403, 5979, 8665, 16386,
16295, 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102.
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109
Telegramm-Adresse;
„EftektenschUler"
Kohlen-, Kali-, ErzKuxe / Unnotierte AKtien
und Obligationen / Ausländ. Zahlungsmittel
Akkreditive / Ausführliche Kursberichte
Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und
ausländ, Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.

*
♦
*
*
♦
*

23. Juli 1921
Nr. 43
1» i o Zukunft

Von der kulturellen Mission des Gastwirts. Der moderne
Gastwirt, wie er in unseren großen europäischen Metropolen als repräsen-
tative Erscheinung unserer Tage zu betrachten ist, hat eine besonders
starke Verantwortungspflicht seinen Mitbürgern gegenüber in Dingen des
guten Geschmackes Wenn darum an der exponiertesten Stelle des neuen
Berlins, an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Männer vom Schlage
Reegs & Arnolds in ihrem eigenartigen Unternehmen „Regina-Palast"
eine vorbildliche Gaststätte schon nach ökonomischer Seite geschaffen
haben, so üben sie auf das künstlerische Antlitz des Kurfürstendamms
durch ihre sachliche und schlichte Art architektonischen Auftretens einen
entschiedenen Einfluß auf die sonst kulturell verschriene Kurfürstendamm-
Gegend aus.

Nr. 43
23. Juli 1921
Die Zukunft
C. Lorenz Aktiengesellschaft zu Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1920.
PASSIVA.
Aktien-Kapital-Konto ....
Reservefonds-Konto
Obligationsanleihe-Konto . .
Obligationsanleihe-Agin -Kto.
Obligatio nsanleih e-Zins.- Kto.
Talons teuor-Reservefonds-
Konto
Konto-Korrent-Konto . . . .
Kautions-Aval-Konto
M. 1503 050,-
Divklende-Konto
Gewinn- und Verlust-Konto .
M.
10 125 000
6573750
6000000
120000 —
67 500 —
46400-
27 846 758 04
23 420 —
2 742 686
60
AKTIVA.
Kassa-Konto
Wechsel-Konto
Konto-Korrent-Konto ....
Kautions-Aval-Konto
M. 1503050,—
EBekteu-Konto .
Beteiligungs-Konto
Fabrikations-Konto
Rohmaterial-Konto
Grundstück-Konto
Gebäude-Konto
Maschinen-Konto
Werkzeug-Konto
Werkstatt-Utensilien-Konto .
Kontor-Mobilien-Konto . . .
Patente-Konto
Modelle-Konto
Radio-Veriuchsstat.-Konto .
1 58 514 5L4|u3| | 53544 514|6S
Die Dividende von 25% Ist gegen Einlieferung des Divldenscheins pro 1920
für das 15. Geschäftsjahr von heule ab zahlbar mit 250,— M.
bei der Geiellschaftskane, Berlin-Tempelhof, Lorenzwei,
„ Commerz- und Privatbank Aktiengesellschaft Berlin, Hamburl.
Hannover, Kiel,
.. ., NationalbanK für Deutichland, Berlin W.
„ dem Bankhause Wiener, Levy 3t Co., Berlin W, Charlottenstrafi. 60.
Berlin, den 12. Juli 1921. Der Vorstand.
M.
127 157
24 793
17 988 578
1763189
199 852
23 307 125!
4 124 602
1646 401
4 362807

Berlin, den 30. Juli 1921

Der achte Kreuzzug

Nothruf aus der Wüste

C chrill tönt, in Schreckensklang, den nur ein von bebender
^ Hand geschwungener Klöppel zu wecken vermag, Glocken»
ruf über die Erde hin. Von Europens Ostrand, Asiens West»
flanke her läutet er in des Erdballes langsam verharschende
Wunden die Botschaft: Rußland verhungert! Die dritte Miß»
ernte im Lauf eines Jahrfünftes naht; und vor ihr weht ent»
setzlichere Drohung noch, als aus dem großen Sterben im
Sommer 1873 bis in Kindsohr nachhallte. Im Mai hatte der
Volkskommissar für Landwirthschaft, Herr Ossinskij, von der
Rundreise durch Centralrußland leidlich günstigen Vorbe»
richt über den Saatenstand heimgebracht. Dann kam die frühe
Hitze. Tag vor Tag brannte die Sonne. Kein langwieriger Re»
gen; höchstens einmal kurzes Gewitter, Getröpfel. Doch mäh»
lich erst zerriß der Schleier; wurde der Umfang des Schadens
offenbar. In achtzehn Gubernien, darunter Cherson, Samara,
Saratow, Zarizyn, Kasan, Perm, Ufa, Wiatka, breite Stücke des
Nordkaukasus, Dongebietes, Astrachans, der Baschkirenrepu»
blik: Alles völlig verdorrt. Gerade der Boden, der sonst hun»
dert Millionen Pud Brotgetreide über das den Bewohnern un»
entbehrliche trug und damit den Kern Großrußlands ernährte.
So hoffnunglos ward auf diesen un geh e uren Erdflächen seit dem
Nachfrühling die Dürre, daß an ernsthafte Ernte gar nicht ge»
dacht, auch der dünne Viehstand nicht erhalten werden konnte.
/
9

Woher Weide und Futter nehmen, wenn Steppengluth das
Gras der Wiesen, von Baum und Strauch sogar die Blätter weg'
sengt? Das fruchtbare Wolgaland, aus dem der umsichtige
Fleiß deutscher Siedler im vorigen Jahr den Haupttheil des
für die Nährung großrussischer Städte Notwendigen erntete,
gleicht jetzt einer Wüste. Wo sonst Kornparadiese prangten, ist
heute für ein Halbpud Getreide ein gutes Pferd einzuhandeln.
Eine Menschheit, die längst darben lernte, umheult nun wöl»
fisch der Hunger. Und hinter ihm schlichen gestern, schnau«
ben morgen in Geschwadern die Seuchen heran. Cholera und
Fest, die aus Rußland nie ganz wichen, fanden noch in keinem
Sommer, vor den Hundstagen schon, so reiche Beute. Malet
Euch diese Noth in ein Land, das in Kriegen und Revolu»
tionen den größten Theil seiner Aerzte verloren hat, nur noch
winzige Heilmittelreste besitzt, seit Jahren alle Operationen
ohne Narkotika machen sieht und stattlichen Gemeinden nicht
einen einzigen Fieberthermometer liefern kann. Todesangst
jagt Geschlechter, die seit Urväterzeit die selbe Scholle pflü*
gen, auf. Nur hier nicht, auf dieser verdorrten, verpesteten Erde,
den Herbst, gar den Winter erharren 1 Ganze Dörfer haben in
wilder Hast ihr Bündel geschnürt, ganze Gubernien sich auf
die Reise gemacht. Wohin? Nur fort vom Anger des Todes!
InTurkestan, in dem sibirischen Eden wächst Brot. Zweiund»
zwanzig Millionen Menschen sind in Bewegung. Schwärme, so
groß fast wie Frankreichs Gesammtvolk, wagen den Flug ins
Weite, Unbekannte. Lassen alles Ererbte, Erfronte und suchen
die Stätte, die vor der Gewißheit bewahrt, dem Hunger, Frost,
Schwarzen Tod zu erliegen. Doch wohin sie kommen: überall
wehrt die Furcht der selbst Darbenden in auf brausender Wuth
sich gegen den Einbruch des Heuschreckenschwarmes. Sollen
wir etwa dulden, daß diese Eindringlinge uns den letzten Bissen
vor dem Munde wegschnappen, unser mühsam bisher rein ge<
haltenes Land verseuchen? Ueberall sind Waffen,Maschinen«
gewehre und Handgranaten; und überall entbrennt Schlacht.
Nirgends ein Nest für die Zugvögel. Weiter müssen sie, ruhe«
los weiter. Müssen Kranke und Sterbende am Weg liegen lassen,
von Flößern und Mushiks Almosen erbetteln, im Dunkel
"eeren, Abfälle,Waldfrucht erstöbern, mitEicheln und Baum»
i.
■

rinde Hungerswuth stillen und ihren abmagernden Pferden
was Grünes zusammenstehlen. Denn auf Erntewagen, Herren»
wägelchen,Mistkarren, Bauergefährt wunderlichster Art gehts,
einspännig, dreispännig, in die Welt. Rußlands Troika rollt
wieder. Und schrill tönt ihr Geläutruf über die Erde hin.

Die Troika

„.Freut nicht jeder Russe sich an vorwärts rasender Fahrt?
Jedes Seele sehnt sich in Wirbel, in Taumel; möchte am Lieb«
sten oft aufheulen : .Hole der Teufel den ganzen Kram!' Und
diese Seele sollte nicht in rasende Fahrgeschwindigkeit ver«
liebt sein, nicht alle Wunder der Seligkeit drin finden? Ein
unsichtbares, gewaltiges Ding hebt Dich auf seine Flügel: und
im Fluge gehts in unbekannte Fernen. Etwas blitzt auf und ver«
schwindet wieder; was wars? Nitshewo. Nichts scheint feste
Form zu haben; Alles lockt und schreckt zugleich. Fest ist
nur das Himmelsgewölb, der dünne Wolkenschleier und der
Mond, dessen aufsteigender Glanz diesen Schleier zerreißt.
Versuche doch, von Deinem Dreigespann aus, dessen Raserei
keinem Gegenstand Zeit zu Formfestung läßt, die Meilen«
steine zu zählen! Vor Deinem Auge wirds flimmern. Dich,
Troika, liebes Dreiflügelgespann, das ein flinker Bauer aus
Jaroslaw fügte, lenkt nicht ein Fostillon in deutschen Stülp«
stiefeln; lenkt ein Bärtiger mit Handschuhen, dem der Teufel
irgendeine Sitzgelegenheit angewiesen hat. Und wenn der
Kerl aufsteht, die Peitsche schwingt und sein Lied anstimmt,
das ins Unendliche forttönt, dann stürmen die Pferdchen in
Windeseile über die endlose Ebene hin, zu einer glatten Rund«
fläche fließen die Radspeichen zusammen, der Weg donnert
und der überholte Fußgänger, der, erschreckt, aufschrie und
nun wie eingewurzelt steht, erblickt nur noch eine dichte
Staubwolke und vor ihr wirbelnde Luft. Gleichst Du, mein
geliebtes Rußland, nicht solcher Troika? Jagst nicht auch
Du dahin, wie ein kühnes, uneinholbares Dreigespann? Die
Erde dampft, jeder Steg donnert, dröhnend lassest Du Alles
weit hinter Dir zurück und der überholte Zuschauer steht,
gebannt und betäubt, und glaubt, Himmelswunder geschaut
zu haben. Zuckte diese Eilkraft als ein Blitz aus dem Ge«
wölk? Welche Macht athmet, ringsum Graus weckend, in

diesen nie zuvor gesehenen Pferden, in deren Mähnen Stürme
zu nisten, in deren Adern uns Ohren zu wachen scheinen?
Wohin, auf flüchtigen Hufen, rasest Du, von Gottheit be»
geistert, mein Rußland? Stumm bleibst Du. Nur aus den
Glöckchen der Troika schallt Wundergesang. Der Sturm
Deiner Mähnen durchbraust, zerfetzt, erstarrt die Lüfte; was
hienieden lebt und webt, fließt vorüber: und alle Völker wei»
chen vor Dir, alle Staaten gewähren Dir breiten Raum.' Mit
diesen Sätzen hat Nikolai Wassiljewitsch Gogol, der Ko»
sakensproß und Ukrainer, dessen Lebenswerk für Rußlands
Seelenrecht auf die Ukraina zeugt, den ersten Theil seines
unsterblichen Romans ,Tote Seelen' geschlossen. Der Dichter
selbst, den allerlei Anfechtung aus der Heimath gescheucht,
der in Rom sich dem asketisch fromm unter Kapuziner leben»
den Christusmaler Iwanow befreundet und den Weg (aller
großen Russendichter) in die Schluchten der Mystik beschrit»
ten hatte, zeichnet in den Briefen mit bewunderns werth sicherer
Hand den Grundriß seines Kunstbaues. ,Die Niedrigkeit
all meiner Geschöpfe empört den Leser; ihm ist am Schluß
meiner Bücher, als steige er aus der Stickluft einer Höhle
ins Tageslicht empor. Die Darstellung malerisch bunter Ver»
brecherweit hätte man mir verziehen; die gleichtönige Nie»
drigkeit verdroß. Aus entsetztem Auge schaute der russische
Mensch seine Nichtigkeit. Nur Puschkin (Rußlands stärk*
ster und feinster Romantiker) hat den Wesenszug meiner
Natur klar erkannt; kein Anderer, pflegte er zu sagen, könne
so wie ich die Trivialität des Alltagslebens, die Plattheit der
Menschen von Mittelwuchs malen, so hell die unendlich Klei»
nen belichten, die das Durchschnittsauge kaum wahrnimmt.
Als ich Puschkin die ersten Kapitel meiner Toten Seelen vor»
gelesen hatte, wurde er, der so gern über meine Sachen lächelte,
ernst, düster sogar und rief dann: Wie traurig ist unser Ruß»
landl Traurig ists; aber auch gütig. Das Mitleid mit aller
gefallenen Kreatur ist echte Russenart. Dem Verurtheilten
giebt Jeder Etwas auf die Reise nach Sibirien mit: Geld,
Lebensmittel, mindestens einen christlichen Segensspruch. We»
der Verdammung noch, nach westeuropäischemMuster, roman»
hafte Verherrlichung des Verbrechers; nur der Christen wünsch,

den gestrauchelten Bruder zu trösten. Und vernehmet Ihr
ringsum nicht das Schluchzen einer Menschheit, deren Seelen»
leid von allen Listen der Vernunft vergebens Heilung er«
hofft hat? Ihr Gestöhn wird bis in den Tag anschwellen,
der vom härtesten Herzen die Kruste wegschmelzt und aus
den Wehen noch ungeahnter Mitgefühlskraft eben so unge«
ahnte Allgewalt der Liebe entbindet. Dann wird für Mensch«
heit der Mensch in einer Gluth entbrennen, wie die Welt
keine je sah.' Noch rast, mit klingenden Glöckchen, dieTroika.
Noch erscholl nicht Antwort der Frage: Wohin?
An welches Ziel ruft das Gewink der Glöckchen? Noch
nicht in die Gewißheit eines neuen Bundes. Noch immer
auf Kreuzigungstätten und in die Gräuelwelt der Offenbar*
ung Johannis. Alles Geseufz aber, das im Erdwesten längst
zu Sturmgebraus angeschwollen wäre, überdröhnt im Ost«
reich der Dreieinheit Tatartschina, Oblomowtschina, Otscha«
janje der Filgerjubel der Masse, die in Leid, wie nach allzu
langer Sommersgluth in Eiswasser, bis an den Scheitel sich
baden, durch Leidensmeere in die ferne Seligkeit der Erlö«
sung schwimmen will. Aus glühendem Dampfbad gings, nach
wildem Kopfsprung, in den Schnee; aus dem Pelz, von der
Britschka in reißendes Hochwasser, das sich der Mannheit
des Meeres vermählen, von seinem Salzsamen trächtig sein
möchte. Danach wird Erlösung; leuchtet, hinter dicht umne*
belten Möglichkeiten, der Glücksmorgen, der die von Schmach
und von stolzer Hoffnung Taumelnden fast noch betäubt.
Wann graut er und kleidet in Goldgelb sich, in Scharlach,
in das Strahlengewand des Mittages? ‚Die Zeit des sittlichen
Minimums muß erfüllt sein, ehe das Maximum der Sittlich«
keit Erreichniß werden kann.' Das sprach Tschernows So«
zialethik; Alexander Iwanowitsch Herzen hats bestritten, der
Moskauer, der unter dem Namen Iskander schrieb, wie bei«
nahe alle in Freiheit strebenden Geister Rußlands nach Sibirien
verschickt wurde, sich selbst aus der Heimath bannte und vom
sicheren West aus den Russen die Glocke schwang. Wieder
nur Worte, denken die Terroristen. Erfüllt ist die Zeit, wenns
unser Wille gebietet. Die Stunde schlug. In der Blutröthe des
Kriegsmittages muß die Maximalforderung eingelöst werden.

Wladirnir Iljitsch UljanowLenin hats versucht. Hats
vermocht? Vor achtzehn Jahren hat ihm die kluge, von Leo
Jogiches politisch erzogene und berathene, gründlich gebil»
dete Frau Luxemburg vorgeworfen, daß er Recht und Macht
der Arbeiterklasse, des allein zu Schicksalsgestaltung beru*
fenen Massen. Ich, verachte und sein eigenes Ich thronen und
herrschen lasse; aus Eitelkeit also (Das spricht die Genossin
nicht aus) nach der Krongewalt des Gegen>Zars lange. Dar»
aus müsse neue Enttäuschung nicht des Thronforderers nur,
sondern auch des verleiteten Volkes keimen: denn der knu»
tende Zar werde stärker als der streichelnde sein. Das stand
in der ,Iskra\ dem Blatt der Menschewiki, denen zuerst auch
die jetzt alltäglich als Organ der Bolschewiki genannte ,Prawda'
(Wahrheit) diente. Lenins Schlitzauge mag höhnisch gelächelt
haben, während er den heftigen Tadel las; gewiß hat keines
Aergers Pflugschar das Ostasiatengesicht gefurcht. Was schreit
die Frau? Sie ist zu lange von Rußland fort, zu fest in ber»
liner Boden eingewurzelt, kennt unsere Menschen, Knechte
und Herren, nicht mehr; und meint, mit Bakunins (aus einer
Demuthstimmung oder aus Taktikerschlauheit gezeugtem)
Rath, ins Volk zu gehen und des Volkswillens Werkzeug zu
werden, sei Alles abgethan. Ihre Weissagung vom Sieg der
Knute könnte erst Wahrheit werden, wenn ein richtiger Zar in
derber Faust den Stiel hielte; Iwan, Peter, Katharina, allen»
falls der dritte Alexander, nicht Nikolai Alexandra witsch.
Der! Oblomow mit der Mütze des Monomachos. In jedem
Hauptzug das Ebenbild des traurigen Helden in Gontscha»
rows Meisterroman; das reine Gemüth, die geduckte Neig»,
ung in Zärtlichkeit, die Angt vor dem Leben, der Graus vor
allem Neuen, Ungewohnten, die Willenslahmheit, die den
Wunsch, wohlthätig ins Allgemeine zu wirken, nie kräftig
ausschreiten, nur beim Richtfest von Luftschlössern sich heiß
tummeln und verschnupft, stockheiser heimkehren läßt: Ilja
Iljitsch härmt sich unter Ruriks Wikingerkrone. Den weht
ein Schauerwindchen um; und einer der ganz oder halb Deut»
schen, die er scheu, wie Oblomow seinen Gutsverwalter Stolz,
bewundert, kann auch von ihm dann sagen: ,Er war nicht
dümmer als mancher Andere und seine Seele glich in zarter,

durchsichtiger Reine einem dünnen, edlen Glas; doch die
blöde Oblomowerei hat ihn ausgehöhlt und in Scherben zer»
stört.'Weil er nicht Selbstherrscher ist, kann er auf dem Thron
nicht dauern. Versucht mans nach ihm mitJusteMilieu, Bour»
geoisverfassung, Oktobristen, Kadeten, mit der Zuwage von
gelernten' Patrioten aus demMenschewiki» Sumpf: um so höher
_>lüht bald danach unser Weizen. Wenn unsere Donnerlegion
ein Herr führt. Den, Frau Luxemburg, verlangt das Russen»
volk, das, trotz Mir und Artel,Semst wo und Duma, trotz einge»
borenemKommunismus und angezüchtetemRebellenhang,von
harterHerrnfaust in seinGlück gezwungensein will.Und Einen,
der sich zu solcher Herrschaft, nur gegen Widerspänstige un»
erbittlich strenger, auserwählt weiß, soll Ihre dünne Weibs»
stimme kirren? Kann ein Kerenskij uns etwa Erlöser werden?
Schon ist das dicke Fell seiner Seele mit den Pestflecken des
Imperialismus gepardelt. Auch ein Oblomow; nur einer, der
hinter unstetes Irrwischwesen die verkrüppelte Schöpferkraft
birgt. Was gilt die Wette? Dieser allmächtig Scheinende merkt
gar nicht, daß wir seinen Sitz unterhöhlen, und wähnt sich
noch ganz ungefährdet, wenn das Seil unseres Rächerwillens
sich schon zur Würgschlinge knotet. Jetzt oder nie. Die Zeit
ist erfüllt. Semlja i Woljal Land, Freiheit, Friede: danach
lechzt Rußland. Morgen muß das Maximum Erreichniß
werden. Klingen Euch nicht die Glöckchen? Wie auf Sturm»
fittich rast dieTroika. Lenin schwingt sich auf den Lenkersitz.
Der Teufel weiß, wie lange er ihn auf dem schwanken
Sitz lassen wird. Wunderlich Scheckige saßen schon drauf.
Stenka (Stephanchen) Rjasin, der tscherkessische Kosak, der
1667 gegen die Wojwoden des moskauer Zars aufstand, rasch
der Hort aller Elenden und Gedrückten wurde, nach der
Opferung seines persischen Liebchens in den Mutterschoß der
Wolga die Städte Zarizyn, Astrachan, Gamara, Saratow, Sim»
birsk eroberte, jedes dem Mushik, dem Gewimmel schwarzer
Männchen angethane Unrecht ohne Erbarmen rächte, alles
Land, Vieh, Geräth, kirchliches, staatliches und privates Eigen»
thum jeglicher Art unter das Volk vertheilte, die Statthalter
des Zars durch die kosakische Hundertschaft ersetzte und
als Befreier bis nach Nishnij Nowgorod zog. Nach drei»

jähriger Herrlichkeit wurde er zu Tod gemartert. Lebt aber
als Held, als Schöpfer der freien, von absetzbaren Vollstreckern
des Volkswillens verwalteten Kosakengemeinde, unsterblich,
heute noch im Lied. Auch Pugatschew war Kosak und wurde
im dritten Glücksjahr in Moskau geviertheilt. Vom Don
stampfte er 1773 nordwärts, gab sich für Peter den Dritten,
Katharinens (erdrosselten) Mann, dem er ähnelte, aus, loste
ringsum alles Volk aus Knechtsjoch und Leibeigenschaft, ließ
beamtete Erpresser, grundherrlich schwelgende Leuteschinder
henken, schlug die Generale der Kaiserin, nahm Städte und
Festungen und erlag erst dem Verrath, der ihn in Bibikows
Hand lieferte. Dieser merkwürdig kluge General spricht nach
seinem Sieg über das Rebellenheer: ‚Wichtiger als Pugatschew,
gefährlicher als er ist die allgemeine Unzufriedenheit Rußlands,
deren Schwert er geworden ist.' Frucht vom Baum der Er»
kenntniß. Katharina nascht nur davon. Ihre Freie Volks«
wirthaftliche Gesellschaft beplaudert ja seit zehn Jahren diese
lästigen Landfragen, hat für die besten Antworten sogar Preise
ausgeschrieben und wird schon in Klarheit kommen. Den
Kosaken, deren Freiheit in Frechheit ausgeartet war (sie
schleppten überallhin drei Galgen mit, an deren jedem ein
Edelmann, ein Jude und ein Hund hing), hatte die Kaiserin
das Vorrecht der Hetmanschaft genommen. Nun waren sie,
dennoch, wieder die Kerntruppe der Heerschaar, die den Lieb»
ling Pugatschew auf den Thron setzen wollte und unterwegs
fast sechzehnhundert Grundbesitzer erschlug. Die Unzufrie»
denheit, denkt der Hof, wird mählich schwinden, Groll der
Dankbarkeit weichen. Nein. 1825: die Dezembristen. 1877:
der Mushikaufstand im Bezirk Tschigirin (wo eine in der
„Himmelskanzlei" der Rebellen gefälschte Allerhöchste Bot»
schaff den Eifer dunkler Herzen flügelt). Dazwischen das Pen»
dein von Nihilismus zu Terrorismus, vonBlanqui zu Marx. In
schwarzer Stimmung hatBakunin gestöhnt, in Rußland sei nur
Wirkensraum für strammeBanditen vom Schlag Rjasins und
Pugatschews. Deren Namen hat der Geheimbund Semlja i
Wolja auf seine Werberstange gehißt. Saust Lenin, der auf»
brüllte, wenn man ihn Verschwörer hieß, auf ihrem Höllenweg
ins Weite? Wie lange hält sein Arm die drei Pferde im Zaum?

‚Und ich sah ein weißes Pferd; dessen Reiter hatte einen
Bogen, trug eine Krone und zog als Sieger aus, im Glanz
wieder zu siegen. Auf einem feuerrothen Pferd saß ein Reiter,
dem ein großes Schwert gegeben war, daß er den Frieden von
der Erde nehme und die Menschen einander schlachten lasse.
Eines schwarzen Pferdes Reiter hält eine Wage; und während
er sie schweben ließ, erscholl eine Stimme: Ein Maß Weizen
für einen Groschen und drei Maß Gerste für den selben Preis;
und schonet des Oels und des Weines. Danach aber kam ein
fahles Pferd; dessen Reiter hieß Tod und das Totenreich
schlotterte hinter ihm drein. Den Vieren ward Macht ver»
liehen, durch Krieg, Hungersnoth, Pest und entmenschte
Thierheit den vierten Theil alles Erdwesens zu tilgen. Vier
von den Siegeln am Buch des Thronenden hatte das Lamm
nun gelöst. Da es das fünfte Siegel aufbrach, sah ich unter
dem Altar die Seelen Derer, die getötet worden waren, weil
sie an Gottes Wort hingen und für ihn und sein Wort zeug»
ten. Mit starker Stimme riefen sie: Wann, Herr, wirst Du in
heiliger Wahrhaftigkeit richten und an Denen, die auf der Erde
wohnen, unser Blut rächen? In Weiß wurde ihrer Jeglicher
nun gekleidet und in Geduld ermahnt: daß sie still warten
und ruhen möchten, bis ihre Brüder und Mitknechte ihnen
gesellt seien, all die Menschenschaaren, deren Leben auch
hingemäht werden solle. Nach dem Bruch des sechsten Sie»
gels aber bebte die Erde, gräulich schwarz, wie ein härener
Sack, ward die Sonne, blutigroth der Mond; und wie Feigen
von dem Baum, den unbändige Windsbrut schüttelt, fielen die
Sterne vom Himmel, der dem Auge zu schrumpfen schien,
wie Pergament in der Hand, die es einrollt. Also aber bebte
die Erde, daß Berge und Inseln aus ihren Grundfesten be»
wegt wurden. Und die Könige, die Großen, Reichen, Häupt»
linge, Gewaltigen der Erde, alle Freie und alle Knechte ver»
krochen sich in Klüfte und Felshöhlen und ächzten zu den
Gipfeln des Gebirges empor: Fallet über uns und berget uns
vor dem Angesicht Dessen, der droben thront, und vor dem
Zorn des Lammes; denn anbrach der Tag seines großen Zür»
nens: und wer kann bestehen?' Der aus blendender Finster»
niß in reine Helle schreitet, mit Stumpf und Stiel allen Haß

aus dem Herzen jätet und, ernsthaft froh, sich in den Ent»
schluß hebt, in allem von Gottes Athem Erschaffenen den
Bruder zu lieben. Sehnt Lenin sich auf den selben Pfad? In
Rußland, das sein größter Dichter so oft ,ein NaturspieP ge»
nannt hat, kann auch ein strenggläubiger Marxist, ein von
Brandruch umwitterter Sozialdemokrat selig werden, sich in
Heiligenwürde verklären. Dem Schwarzweißbild des herrsch»
süchtig Eitlen, das Frau Luxemburg zeichnete, will er wohl
nicht mehr gleichen. .. Jetzt hält, nach rasendem Lauf, die
Troika, die sein Arm lenkt; die mageren Klepper sind nun doch
müde geworden. Ein Schattenfuhrknecht schirrt vier Pferde
vor; Schimmel, Rappen, Fuchs an die Deichsel, den Falben ins
Joch. Geht die Taumelfahrt vierspännig weiter und soll das
Sinnbild der Troika, des Dreiflügelgefährtes, von acht Hufen
aus dem Volkserinnern gestampft werden? Dieser Frage wird
Antwort. Der Lenker springt vom Teufelsbrett und strängt
ein Gäulchen ab. Den Falben. Dessen Reiter war einst der
Tod und das Totenreich schlotterte hinter ihm drein. Mit
solchem Roß fährt Rußland schlecht. Auch ging er im Joch.
Keiner solls fortan. Weder Mensch noch Thier ohne unzähm-
baren Raubtrieb. Alle frei, Alle gleich an Recht, Habe, Macht,
Würde. Marxismus wird (oder war immer?) Idealismus. Die
Zeit ist erfüllt. Lasset, über die Silberschellen des Fittich*
wagens hin, von allen Thürmen die Glocken läuten: dem
neuen Gott, der den Tod überwand und das letzte Odems»
wehen aus dem Höllenschlund drosselte. Weil das Frevelspiel
mit Leben und Tod durch dunkle und helle Jahrhunderte fort»
spukte, auf Rußlands Brust ewig die Albenfrage lag, ob und
wann die Staatsgewalt, wann der Einzel wille töten, zu Tod quä»
len dürfe: deshalb wurde, von Rjasin bis auf Lenin, Revolu»
tion; nicht, weil eines Zufallszars Heer, nach stattlichen Siegen,
im Industriekrieg geschlagen wurde. Die letzte Kugel ins un»
fromme Auge des fahlen Pferdes. Dann nie wieder Waffen.
Ringsum schluchzt eine von Waffenthat sieche Menschheit.
Für sie entbrennt der Mensch in Gluth, wie die Welt keine
je sah. Wartet thätig: morgen ruht der Tiger friedlich neben
dem Reh und der Gemordete steht auf, seinen Mörder zu um»
armen. Rüstet für Tote und Lebende weißes Gewand und rut et

aus Kluft und Höhle die Scheuen. Lasset, Völker, in neuer Ehr»
furcht uns Raum. Wir können bestehen. Die Zeit ist erfüllt."

Der Falbe wiehert

Während ich diese Sätze schrieb, tobte noch der Orkan,
der die Bolschewiken auf die Machtzinne gehoben hatte. Daß
sie sich über vierzig Monate halten könnten, schien, selbst
in ihrer Vorderreihe wohl den Meisten, unvorstellbar. Lenin
hat manchmal gesagt: „Wir hatten die richtige Stunde, die
einzig mögliche, erfaßt; weder vor noch nach dem Spätherbst
1917 hätten wir die Gewalt zu erobern vermocht." Diese Er»
oberung scheint ihm selbst also nicht der Wipfel eines organisch
gewachsenen Stammes, aus dessen Aesten sich, früh oder spät,
eine Blätterkrone wölben mußte, sondern die Frucht aus kluger
Nutzung klar erkannter Zufallsgelegenheit. Rußland ersehnte
das Kriegsende, die Bolschewiken verbürgten es, nur sie: und
waren dann, just sie.genöthigt, alle rüstige Mannschaft, immer
wieder, unter die Waffen zu rufen. Wer flüsterte Märchen
vom Verrecken des fahlen Pferdes? Der Falbe des Offenbarers
Johannes muß wohl kugelfest gewesen sein, der Augdeckel
noch gegen das spitzeste Geschoß undurchdringlich gehürnt.
Er lebt; und ist längst wieder angesträngt. War die Zeit
noch nicht erfüllt? Das von der neuen Schreckenskunde er»
schütterte Hirn hat nicht die Ruhe, so ernster Frage in Ge»
lassenheit ernste Antwort zu suchen. Rußland hat den Men»
schenstoff,doch nicht die wirthschaftlichen Vorbedinge zu der
Revolution, die Lenin wollte. (Deutschland hat, vielleicht,
die Vorbedinge, den technisch»industriellen Apparat, doch
sicher nicht den tauglichen Menschenstoff. Und beide Länder,
muß man jetzt fürchten, haben noch nicht das Volk, dem das
Leben in Freiheit undämmbares Bedürfniß ist und das in Voll»
besitz der Freiheit sein Bestes zu leisten vermag.) Rußland ist
Bauerland. Die tief überwiegende Mehrheit seines Volkes lebt
für den Acker, muß von dem Acker leben. Aber noch dreißig
Jahre nach der Erlösung aus Leibeigenschaft entfielen auf
den Mann nur 2,6 Dessjatinen Erde (ungefähr 27a Hektar);
und nach abermals zwölf Jahren, 1903, ermittelte der staat»
liche Agrarausschuß, daß nach Durchschnittsernten dem Bauer
fast ein Drittel der zu Krafterhaltung unentbehrlichen Nähr»

mittel fehle. Der Reichsschatz mußte helfen; im Jahr 1906
hat ihn die Nährung der Bauerschaft 150 Millionen Rubel ge»
kostet. Die Bolschewiken gaben ihr, endlich,Land(Krongut und
Großgrundbesitz); entzogen ihr aber die kräftigsten Arbeiter.
Die brauchten sie für ihr Heer; denn die Hoffnung, das Reich
des Friedens rasch erblühen zu sehen, hatte getrogen. Während
-der Parade zu Ehre des Dritten Kongresses der Kommunisti»
sehen Internationale wandte, auf Moskaus größtem Platz, der
Volkskommissar Trotzkij sich zu den Gästen aus Frankreich
um und rief ihnen zu: „So, Genossen, erlangt und erhält
man die revolutionäre Gewalt 1" Er darf auf seine Schöpfung,
die Rothe Armee, stolz sein. War ihren Führern zwar die
Strategie und Taktik des französischen Generals Weygand,
der die Reorganisation und Leitung des zerbröckelnden Polen*
heeres erzwungen hatte, überlegen: gegen Koltschak, Yude»
nitsch, Denikin, Wrangel haben die Rebellenschwärme sich'
gut geschlagen. Siege brachten ihnen Waffen, Munition, Wehr» ,
geräth in ungeheuren Mengen ein; und die Niederlage trug
die Frucht nützlicher Lehre. Sachverständige, die gestern aus
Moskau kamen, rühmen Haltung, Geist, Ausbildung, Frische
der Stämmigen in rothen Hosen. Deren Kleidung und Fütte»
rung wird aber dem siechen Lande nicht leicht. Kleidstoff
und Stiefel (die mehr noch als alles Andere fehlen) mußten
zunächst überall für das Heer requirirt, ihm die reichlichste
Brot« und Fleischration gesichert werden. Mit dem „Pajok",
der staatlichen Tagesration, die oft ausbleibt, oft nur einen
mageren, trockenen Salzhering, selten mehr als vier dünne Brot»
schnitten liefert, und in geflickten Lumpen wäre die Stirn»
mung des Heeres nicht zu halten gewesen. Das wurde eine
nothwendige, doch drückende Last. Und kaum waren seine
Reihen gelichtet und Versuche zu Umwandung in eine Ar»
beitarmee begonnen, so nöthigte neue Bedrohung von außen
zu Rückkehr in den Zustand der Kriegsgefahr oder zu eiligem
Vormarsch an irgendeine Reichsgrenze. Da die kräftigsten
Landarbeiter unter der Rothen Fahne standen, das schon vor
dem Krieg jämmerlich rückständige Ackergeräth nachgerade
unbrauchbar geworden und nirgends Ersatz zu finden war, ist
leicht zu errechnen, was aus der Land wirthschaft wurde. Oben»

drein war demGroßgrundbesitz zwar dieErdegenommen, doch
nicht dafür gesorgt worden, daß der Mushik, dem sie zufiel,
sie fortan auch bebaue. (Der alten Frage,ob bäuerlicher Klein»
besitz den großen ganz ersetzen, dessen Leistung erreichen
könne, vermag ich, der Landwirthschaft nur aus Büchern und
Erzählungen kennt, nicht die Antwort zu finden.) Daß Ruß»
lands älteste, einzige sozialistische Einrichtung, der Mir, Ge»
meineigenthum und Gemeinwirthschaft der Dorfbewohner,
von der Kommunistenregirung zerstört und durch Privatpacht»
recht ersetzt wurde, mag nicht zu vermeiden gewesen sein.
Schlimmer, wenigstens schneller wirkte der Rückgang der An»
baufläche. Von 1916 (36) bis 1919 (11 Millionen Dessjatinen)
wurde sie um 70 Prozent geschmälert. Der Mushik unterschei*
detsich im Wesensgrund nicht beträchtlich vonanderenBauern.
Er glaubt im Bereich des Irdischen nur, was Betastung ihm
als glaubwürdig erwiesen hat, hält die Habe fest und wehrt
jeden Versuch, seinen Besitz zu mindern, mit zähem Starrsinn
ab. Der Mann, der im Kreml sitzt, ist ihm der Zar»Gossudar>
Lenin, der, endlich, den Landhunger der Männchen (Mushiks)
stillte und von dessen bedürfnißloser Schlichtheit er viel hört,
das fleißigste,gütigste aller Väterchen, von denen jeDorfgerücht
umging, wurde ihm zum Heiligen. Auch gefällt ihm, daß die
Bolschewiken, die ihm die Vögte des fern prassenden Grund»
herrn und ganze Parasitenschwärme vom Hals geschafft haben,,
mit harter Hand die immer unruhigen Städter beim Kragen
oder Ohrlappen nehmen. „Denn, siehst Du, Sergej Wassili»
jewitsch, ohne starke Herrschaft gehts nicht in der Hütte, mit
der Frau, nicht im Reich, mit demGekribbel in hochstöckigen
Häusern; und weil bei uns, trotzdem die Ahnen dazu doch
den großen Rurik und seine Brüder ins Land geholt hatten,,
nie für lange Zeit Ordnung wurde, ist unser Mütterchen Ruß»
land so traurig geblieben." Als das Zarenreich noch Riesen»
strecken Europas mit Korn, Vieh, Wildfleisch, Geflügel, Eiern
versorgte, hatte der russische Bauer zu Selbstnährung 15 bis
17 Pud weniger als der deutsche. In dem Jahr 1919, dem der
besten Ernte seit dem Thronsturz, ließ man ihm nur 12 Pud. Da»
von sollte er leben. Er wurde störrig. Bestellte nur noch das
Ackersstück, dessen Ertrag Niemand ihm rauben konnte. Wo*

zu sich schinden? Die Städter mögen sehen, wo sie bleiben. Mit
den Papierläppchen und Lappen, die sie für Getreide, Eier,
Fleisch, Milch, Butter, Käse bieten, kann er nichts anfangen.
(Bedenket, daß, wer Glück hat, für 250 Sowjetrubel bei uns
heute 40 Pfennige erlangt. Daß erst bei Tausend die russische
Alltagsrechnung beginnt; wer hört,ein Ding koste 3,sofort weiß,
damit sei 3000 gemeint; daß ein Paar guter Stiefel nicht unter
500000 Rubeln zu haben ist und ein Mann, der in Moskaus
Straßen Speiseeis vom Karren verkauft, an einem Tag P/2 Mil*
Hon einnimmt.) Ganze Schränke sind mit solchem Papier voll*
gestopft. Wunderliches Zeug. In allen Sprachen, sogar chi*
nesisch, ist draufgedruckt:,,Proletarier aller Länder, vereinigt
Euch!" Hammerund Sichel im Aehrenkranz. Hübsch zu sehen,
so lange es noch neu war. Aber dem Mushik kauft es kein
Dütchen Salz. Brächten ihm die Stadtleute Pflugschar, Egge,
Göpel Joch.gar Brennöloderdiepfauchende Teufelsmaschine,
die ganz große Herren auf ihren Gütern hatten, und die dazu
nöthige Kohle, auch nur Beil, Messer, Säge, Scheere, Nadel,
Garn, Leinwand, Oelfarbe, das winzigste Hausgeräth, dann
ließe sich über ein Tauschgeschäft reden. Wer sich aber ab«
rackert, um das Erarbeitete gegen Requirirscheine oder andere
Papierfetzen wegzugeben, ist ein Tropf. „Und, weißt Du, der
Heilige Iljitsch, Batjushka Lenin, verlangts gewiß nicht."
Der kleine und mittlere Bauer will mehr für sein Dorf, das
ihm Staat und Welt ist, haben, von Ablief erzwang befreit sein
und in die Möglichkeit zurückkehren, frei einzuhandeln, was
er braucht. Die Großbauern denken überall ungefähr so wie
ihre Sprecher im kursker G ubernium, die dem Vorsitzen den des
Vollzugsrathes sagte: „Wir Bauer, Väterchen Genosse, sind
an Zahl um ein Gewaltiges größerals jede andere Schicht des
Russenvolkes; als alle zusammen. Der Stadtarbeiter ist unser
kleiner Bruder. Wir werden ihn nicht verhungern lassen. Aber
als Herrn darf er sich nichtlänger aufspielen/'DieBolschewiken
haben geantwortet: „Die Diktatur des Proletariates, das Euch
den Staat erkämpfte.den Armeerahmen schuf, dieErde schenkte,
die Feinde abwehrte, paßt Euch Bramsigen nicht mehr. Ihr
möchtet das Reich regiren und dem kleinen Bruder, der am
äußersten Linksrand Eures Parlamentes sitzen soll, geben, was

Euch entbehrlich ist und beliebt. Wie zuvor für den Kapita»
listen, so soll er fortan für die Bauerschaft Lohnarbeit leisten.
Ehe dieser Traum Wirklichkeit würde, müßtet Ihr durch den
blutigsten Bürgerkrieg waten, uns die Waffen entringen; und
nach dem Sieg selbst, der höchst unwahrscheinlich ist, gelänge
Euch niemals der Aufbau eines lebensfähigen Bauerstaates
noch gar, im ehernen Ring kapitalistischer Nachbarmächte,
ohne uns die Organisirung einer Industrie, die den Wohlstand
des Volkes auf die Länge sichert. Wir aber sind entschlossen,
keine Ausbeuter menschlicher Arbeit, weder große noch kleine,
weder neue noch alte, in unserem Rußland zu dulden. So
weit, wie das Gesammtinteresse erlaubt, werden wir dem Be»
dürfniß des Bauers entgegenkommen; niemals aber einen
Schritt weiter. Da wir die Hälfte des Heeres demobilisiren, also
auch seinen Bedarf (90 Prozent des ganzen) auf die Hälfte
herabsetzen und, nach Authebung der Blockade, Rohstoffe
und Waaren im Ausland kaufen können, endet der Liefer»
zwang nun und wird durch die Naturalsteuer ersetzt." Indem
Gesetz vom einundzwanzigsten März 21 steht: „Die Natural»
steuer muß geringer sein alsdiebisher auf dem Weg des Liefer»
Zwanges eingetriebene Steuer. Ihr Ertrag muß so berechnet
werden, daß nur der dringendste Bedarf des Heeres, der
Stadtarbeiter und des anderen nicht mit Ackerbau beschäf»
tigten Volkes dadurch gedeckt wird; und dieser Ertrag muß
in dem selben Verhältniß sinken, wie der Wiederaufbau des
Verkehrswesens und der Industrie den Sowjets den Aus»
tausch landwirtschaftlicher gegen Erzeugnisse der Fabriken
und Heimgewerbe ermöglicht. Je nach dem Ernteertrag, der
Zahl der Esser und dem Viehbestand wird die Steuer in der
Form einer prozentualen Abschreibung oder in der einer An»
theilquote an den Produkten der Wirthschaft erhoben. Ueber
alle nach der Steuerleistung in der Wirthschaft bleibenden
Stoffe, Nähr» und Futtermittel kann der Bauer frei, auch in
Markt» und Waarenhandel, verfügen." Auf dem Maikongreß
der Kommunistischen Partei empfahl Lenin selbst die Steuer.
Ernsthaft systematischer Aufbau der Großindustrie, sagte
er, sei erst nach Wiederherstellung der Kleinindustrien und
Heimgewerbe möglich. Mit ihnen müssen wir anfangen.

Auch das Brennholz, das wir, bis das Donezbecken uns wieder
die genügende Brennölmenge schickt, brauchen, kann nur
die Kleinwirthschaft liefern. Die aber kann nicht bestehen
und wir können auf die zu Sicherung unserer Lebensbasis
nothwendigen 400 Millionen Pud Brotkorn nicht rechnen,
wenn Alles bleibt, wie es in dem ersten Zeitabschnitt proleta»
rischer Allmacht war. Damals verkündete Lenin noch eine
leidliche Ernte, nach der (besonders auf dem Futterfeld)
schlechten des Jahres 20. In seiner Schrift über die Natural»
Steuer hatte er gesagt: „Unser militärischer Kommunismus
konnte immer nur ein durch Krieg und Zerstörung erzwungenes
Provisorium sein, nie aber die den wirthschaftlichen Aufgaben
des Proletariates genügende Form." Nun sollte das Neue wer*
den. Daß ers nicht hastig, als ein Nothgebild, erdacht, daß er
stets mit einer Periode des russischen Staatskapitalismus ge*
rechnet habe und das Paktiren mit kapitalistischen Mächten
ihm nicht„Gesinnungwechsel" oder „Umfall" bedeute, erwies
er aus älteren Schriften und Reden den Häuptern der Inter*
nationale, die aus allen Ländern, auch aus dem fernsten Osten,
nach Moskau Pilger entsandt hatte. Rykows, des Wirthschaft«
leiters, Bericht sah in der Nährmittelnoth noch größere Ge»
fahr als in dem Brennstoffmangel. Nur in den besten Monaten
sei die Ernährung von 3V2 Millionen Arbeitern möglich ge»
worden; seit dem Frühling müsse die Rationirung wieder ins
Schmälste geschränkt und dadurch der Betrieb wichtiger Fa»
briken und Heimarbeitstätten gestört werden. Ossinskij schrieb
nach der Rückkehr von der Reise durch die vier Gubernien
Tula, Orlow, Woronesh, Kursk, die Ankündung der Natural*
Steuer und des fortan freien Handels habe bewirkt, daß überall
mehr Land angebaut oder zu Anbau gefordert wurde. „Auf
Landstraßen und Eisenbahnen sieht man Mushiks (nicht etwa
Dorfspekulanten: der erste Blick lehrts), die große Säcke mit
Getreidesaat bei sich haben. Als in Tula die gute Regenzeit
begann, hieß es in den Dörfern: ‚Das kommt von der Na*
turalsteuerl' (Eine echt russische Variante des Aberglaubens,
der einst in dem Telegramm eines deutschen Börsenblattes
den Ausdruck fand: .Regen auf weichende budapester Abend*
kurse/) Leider ist noch immer Mangel an Saatgut, die Ab*
nutzung alles lebenden Inventars ist arg fühlbar, Zahl und

Zustand des Viehs sehr zurückgegangen und Alles seufzt über
das Fehlen ergiebiger Milchkühe."
Die Naturalsteuer läßt dem Bauer den Haupttheil seiner
Erzeugnisse zu freier Verfügung und erwirkt dadurch dem
Einzelbesitzrecht wieder Anerkennung („legale Belebung der
Bourgeoisie auf wirthschaftlicher Grundlage": nennts Rykow).
Dieser Weg mußte beschritten werden. Gerade die Kulturen,
die noch den Spalt einer Exportmöglichkeit öffneten, Hanf»,
Flachs», Oelpflanzenanbau, schrumpften von Jahr zu Jahr.
Kein Export: also kein Eintausch von Waare, zu deren Er»
werb der Bauer die Muskeln straffen mochte. Nur die be»
günstigten Schwerarbeiter in Moskau und Petrograd erhiel«
ten während der letzten Monate noch täglich zwei Drittel
Pfund Brot; alle anderen Russen ein Drittel (wenns nicht ganz
ausblieb). Was so lange schlecht Genährte leisten, kann Je»
der sich vorstellen. Im Januar 20 hat die Industrie nur an
zwölf Tagen gearbeitet. Als die Summe der verlorenen Ar»
beitzeit von 40 auf 24 Prozent gesunken war, priesen die
Behörden den rastlosen Fleiß des Fabrikvolkes. Viele Ar»
beiter fühlten sich krank oder scheuten die Kälte und blie»
ben im Bett; manche durchbirschten die ländlichen Vororte
nach Nährstoff; andere waren in langen Bandenkriegen seß»
haftem Schaffen entwöhnt und konnten die Arbeitscheu nicht
mehr überwinden. Den kargen Pajok giebts in jedem Fall,
Papiergeld ist Dreck, der Betrieb röchelt, statt gesund zu ath»
men: wofür sich noch plagen? Der Metallindustrie, die 1913
noch 300 Millionen Pud Rohstoff verbrauchte, konnten 1920
nur 6 Millionen, ein Zehntel des für den Mindestbedarf Nö»
thigen, geliefert werden; und als ihr die Kohlenquote um
fast die Hälfte verringert worden war, ergab sich, daß sie
auch dieses Quäntchen nicht ausnutzen könne. (Die Metall*
krisis, sagt Rykow, „trifft den Lebensnerv unserer Gesammt«
wirthschaft. Sie unterstützt den Verfallsprozeß der ohnehin
zerstörten Produktion auf dem Gebiete der Großindustrie,
der Zechen und Hütten. Der Schlag von dieser Seite wird
unser wirtschaftliches Leben auf lange Zeit lähmen".) Sol»
eher Betriebszustand kann den säumigen Arbeiter nicht spor»
nen. Wer nicht in die Fabrik kam, ist eben nicht anwesend. Aus«
rede ist leicht erdacht; und wo sie fehlt, verdampft Warnung

und Strafe wie Sprühwasser auf dem durchhitzten Stein. Als
Köder wurde die Losung ausgegeben: „Ein Viertel Dessen,
was Ihr fertig machet, gehört Euch." Das ergab zunächst ärger»
liche Unterscheidung. Der Setzer, Drucker, mancher andere Ar»
beiter kann von dem Produzirten nichts nach Haus mitnehmen.
Allzu oft auch wurde das nicht für den Selbst verbrauch Ange»
fertigte in Schluderarbeit verhunzt. Und wo der Betrieb lange
stockte und rostete, verschwanden nach und nach Geräths»
stücke und Maschinentheile. Der hungernde Proletarier ver»
kaufte sie heimlich oder auf offener Straße, wo der Bour»
geois, die Fürstin von gestern die Bleibsel des Behagens und
Glanzes feil hält. Niemand scheint diese letzte Kurve der
Entwickelung klar vorausgesehen zu haben. In dem Buch
über Rußlands „Wirthschaftlichen Aufbau", das vor ein paar
Tagen im Verlag derKommunistischen Internationale erschien,
sagt Herr Larin, der Hauptverfasser, er habe „die dunklen
Seiten" der neurussischen Wirthschaftgeschichte, die zugleich
ein Stück seiner Lebensgeschichte sei, „aus Furcht vor Ueber»
treibung wohl noch unterstrichen". Dennoch findet der Leser
dahinter Sätze, die heute schon wieder nach Schönfärberei
riechen. „Die Befreiung der an Getreide und Vieh reichen
Gegenden des Nordkaukasus, des Dongebietes und West»
sibiriens ermöglicht Rußland nicht nur, seine Ernährungver»
hältnisse zu festigen und sogar die Organisirung des künf»
tigen Exportes zu beginnen, sondern auch, dem Mangel an
Arbeitvieh Abhilfe zu schaffen. Auch der Verfall der In»
dustrie ist nun aufgehalten worden; trotz allen objektiven
Schwierigkeiten wird sie sogar, Schritt vor Schritt, wieder
hergestellt. Das Proletariat hat die Möglichkeit erlangt, seine
Energie und Schaffenskraft auf wirthschaftlichem Gebiet zu
zeigen. Die Entente muß heute die Hoffnung aufgeben, wirth»
schaftlicher Verfall werde den Untergang des Bolschewismus
bewirken." Und Larins Mitarbeiter, Herr Kritzmann, jubelt
noch lauter. „Rußland wird die Blockade länger aushalten,
als der Kapitalismus einiger Länder Westeuropas dem sich
in ihnen entwickelnden Wirthschaftzerfall, der Auflösung
der Disziplin und der Empörung der Arbeitermassen zu wider»
stehen vermag. Der sich heute in Rußland vollziehende Pro»
zeß der völligen Vereinheitlichung und folglich der völligen

Rationalisirung der Volkswirtschaft, derUebergang des Pro»
letariates von der organisatorischen (soziahwirthschaftlichen)
zur produktiven (wirtschaftlich» technischen) Thätigkeit und
die Abschaffung der Waarenwirthschaft durch Einführung
der staatlich organisirten Zusammenarbeit zwischen Stadt und
Land bereiten den letzten Sieg des russischen Proletariates
vor, den Endsieg über den Wirthschaftverfall, den das Prole»
tariat von der alten kapitalistischen Welt geerbt hat." Wie
Gejauchz von Jubals Harfe klangs. Doch ehe das in den
Einzelangaben lehrreiche Buch ins Deutsche übertragen, ge»
setzt und gedruckt war, hatte all seinen Ausblicken der Hirn»
mel sich düster verhängt. August 20: Eure Hoffnung auf
russischen Wirthschaftverfall muß, Bourgeois, ins Grab; un»
aufhaltsam naht der Endsieg des Proletariates. Frühjahr 21:
Rückkehr, auf noch engem Pfad, in bürgerliches ßesitzrecht.
Der Bauer, der oft mit der Waffe, im Dorf krieg, sich gegen
den Ablieferung seiner Produkte Heischenden gewehrt hatte,
darf deren Hauptheil fortan in freiem Handel anbieten. Und
die Entnationalisirung der Industrie galt schon vor fünf Mo»
naten als so unvermeidlich gewiß, daß vielfach Betriebe, so»
gar halb oder ganz zerstörte, manchmal auch nur die alten
Firmanamen, das einzig Erhaltene, heimlich aufgekauft, mit
Nutzen weiterverkauft wurden und daß Rykow auf der All»
russischenKonferenzderVolkswirthschaftsowjets sagendurfte:
„Wir werden gezwungen sein, schlecht gehende oder stilige»
legte Betriebe an Genossenschaften, Gesellschaften und Ein»
zelunternehmer zu verpachten. Wenn ein Privatgeschäfts»
mann aus einer Fabrik, deren Räder jetzt still stehen, Etwas
machen kann, wärs ein Verbrechen, sie ihm nicht zu geben.
Wir brauchen eine radikal»revolutionäre Aenderung des gan»
zen Systems unserer Volkswirtschaft." Das am zehnten Juli
1921 verkündete Gesetz erlaubt die Verpachtung staatlicher
Industriebetriebe an Gesellschaften und einzelne Bürger. Der
Pächter haftet mit Vermögen, Freiheit und Leben für das ihm
zu Nutzung überlassene Gut und für die Achtung aller vom
Centralsowjet der Gewerkschaften beschlossenen und noch
zu beschließenden Arbeiterschutzgesetze; sein Pachtvertrag
ist vor der Ablaufsfrist nur durch Gerichtsspruch, nicht durch
staatlichen Eingriff lösbar und sichert ihm während der Gel»

tungdauer alle Rechte des kapitalistischenUnternehmers: freien
Handel, Abschluß von Lieferverträgen mit dem Staat, dessen
örtlichen Behörden und mit Privaten, Annahme und Erledi»
gung aller Aufträge, sogar, wenn das Volkskommissariat für
Außenhandel zustimmt, den Einkauf von Nährmitteln, Roh'
Stoffen, Ihdustriegeräth aller Art auf jedem Markt fremder
Länder. Unter diesem Gesetz steht der Name „W. Uljanow
(Lenin)". Den strenggläubigen Kommunisten schaudert. Im
Vorjahr hatten wir gehört, die hastige Arbeit der Noten»
presse schade nicht, da Rußland das Geld ja mählich doch ab*
schaffe. Nun wird die Ausgabe neuen Papiergeldes erwogen,
das zweitausend alte Sowjetrubel in den Werth eines neuen
schrumpfen läßt. Denn Waarenaustausch will Geldeinheit.
Neben dem von der Inbrunst aller Wallfahrer sehnsüchtig
angestaunten Heiligenbild auf dem Rothen Platz am Kreml
stehen, auf Bolschewikenbefehl in Stein gemetzt, die Worte:
„Religion ist Opium fürs Volk." Lächelnd siehts die Iberische
Heilandsmutter. Nicht einen Gläubigen, keinen Bangen ent»
locktihr das Warnwort; inkeinem der Tausende, Abertausende,
die es lasen, welkte der fromme Glaube an ihres Bildes Wun»
der wirkende Kraft. Dieses Bild wird noch prangen, wenn die
Inschrift, die abschrecken sollte, längst vermodert, unter Stein»
wurf zerbröckelt, von Zornesbefehl unter Kalk und Farbe
begraben ist. Ratio in Rußland! Wer daran glaubt, mag
auf dem Berg Athos, der Heimath dieser Maria, eine Jimmy»
diele eröffnen und auf Ertrag der Bauchtanzerei rechnen. In den
Jahren magerster Rationirung konnte der Wahn aufwuchern,
auch diesen Erdtheil werde Rationalismus erobern. Rußland ist
ein Islam; und niemals wird, in menschlichem Denken vor»
stellbarem Zeitraum, kühle Vernunft die darin herrschende
Macht. Die Kirche wurde vom Staat getrennt, ihren Dienern,
hohen und niederen, der Sold entzogen: und nie noch loderte
die Aufbrunst des Gottesglaubens höher himmelan. Die
Aermsten knausern sich dürftige Bissen ab, damit „unser
guter Pope nicht Hunger leide"; und bleibt das Abgeknickert e
unzulänglich, so stecken Fromme dem heiligen Mann ein als
letzten Nothanker aufbewahrtes Geräth, einen Teppich, gol»
dene Ringe, Armbänder, Amulete zu, die er dann auf der
belebtesten Straße verkauft, daß Jeder sehe, wie schwer die

Lebensfristung dem Priester wird. Er säckelt das Doppelte,
Dreifache Dessen, was der Staat ihm gab; wird aber nicht
mehr zu Wodka und süßem Schnaps eingeladen, also nicht
trunken, wie einst oft, auf der Gasse gefunden und drum
inniger als j e zuvor verehrt. Alles verfällt, verarmt, verschmutzt;
nur in den Gotteshäusern lebt noch der Glanz und die Pracht
tief sonst verschütteter Tage, leuchtet Gold, schimmert Sil»
ber, funkeln Edelsteine. Schon als Weide darbender Augen
winkt die Kirche die versprengte, scheu durch Elendsdunkel
irrende Heerde in ihres Schiffes Wonnen. Ist Religion Opium:
willkommen der Trank, der für einer Stunde Dauer doch
dem Jammerruf des Erlebnisses das Ohr grausam geplagter
Kreatur täubt! Kein Kutscher, Handwerker, Bettler, kaum
ein Fabrikhöriger versäumt, an geweihter Stätte sich mit dem
Zeichen des Kreuzes zu segnen. Tiefer und fester als je seit
dem Tatareneinbruch sind die Wurzeln des russischen Christ'
glaubens; und die Außerordentliche Kommission," die all»
mächtige „Tscheka", das Inquisitorengericht selbst wagt nicht
den Versuch, diese Wurzeln zu lockern, ihr dünnstes Fäd»
chen zu durchschneiden. Unverändert, wie in allen Wirbeln
die Gewalt der Kirche, blieb auch der Tshin, die an Kopf»
zahl vertausendfachte Beamtenschaft. In all dem Gerede vpn
einer sich breitenden Kluft, auch nur keimenden Feindschaft
zwischen Lenin und Trotzkij, von wüster Schlemmerei der
iRegirer und in ähnlicher Mär ist kein wahres Wort. Das
Riesengefüge, das unübersehbare Geschachtel tausendfüßiger
Bureaukratie aber wurde als unbrauchbar erwiesen. Zwar ist
jeder Tshinownik unter Doppelaufsicht gestellt (und dadurch
der Drohnenschwarm in Reichsgefahr angeschwollen); doch
aus kaltem Orient ist, gar in Nothzeit, nicht leichter als aus
heißem das Unkraut geil wuchernder Bestechlichkeit zu ro»
.den noch der stetige Fleiß, die treue Hingebung an Pflicht zu
züchten, deren Leistung dem Occident „natürlich" scheint.
Der russische Beamte, der, wie Lenin, Trotzkij, Radek und
mancher Andere, nur für die Sache, die res publica, lebt, ihr,
ohne zu zaudern, sich zu spreizen, müde zu zwinkern, jede
Behagensstunde.gern opfert, ist ein Held oder Heiliger. Auch
unten, wo nicht Machtbewußtsein von Dürftigkeit und zer»
imürbender Ueberarheit entschädigt, giebts Menschen solchen
\

Schlages, Männer und Frauen, die selbstlos, ohne Gier nach
Wohlstand, Titeln, Orden, bis zum letzten Wank jeden Kraft»
quell willig ins Werk verströmen. Nur ist ihre Zahl nicht groß
genug, um die Mammutform dieses nie erschauten Beamten»
apparates mit gesundem Leben zu füllen. Konnte nicht groß
genug sein. Wähntet Ihr, Aenderung der Gesetze, Rangord»
nung, Besitzrechte, der Außenfassade und des Innenmobiliars
könne das eingeborene, ererbte, anerzogene Wesen eines Vol»
kes wandeln? Wurde der Deutsche etwa Republikaner, weil
in der Verfassungurkunde jetzt steht, das Deutsche Reich sei
eine Republik? Und Karamasows, deren Wesensfarbe viel
fester sitzt als je das Schwarz,Weiß»Roth der Teutschesten,
sollen in vier Jahren zuverlässige, emsig sich drehende Räd»
chen in einer Maschine geworden sein? Nicht in vierzig
Jahren würden sies; kämen noch dann zu spät und gingen zu
früh, tränken Thee, rauchten Papyrossi, beplauderten, beseufz»
ten, beweinten Alles, was ist, war, sein wird oder könnte, und
hätten alle beträchtlichen Kennzüge karamasowischer Lebens»
art und ihrer Herkunft aus verqualmter, verhegelter Evangelien»
weit im Sturm der Horen bewahrt. Das Antlitz des russischen
Bauerlandes zeigt Kummerfurchen; in den russischen Städten,
den gilbenden Hülsen der Selbstzweck gewordenen Sowjet»
beamtenschaft, die sich selbst und ihre Wächter nicht mehr er»
nähren kann, röchelt, ohne Gewerbe und Handel, ohne Er»
werbsmöglichkeit und Auf Steigleiter, des Le bens Athem. Nicht
Alle sind träg. Heimarbeit liefert aus Gehöft und Stadt zum
Entzücken fein getönte Teppiche, Perlenstickwerk, Decken,
Kopf» und Brusttücher, Handgewebe und Spitzen aller Sorten,
bemalte Lackschachteln, Ketten, Putzgeräth und Behang in
jeglicher Form. Auch diesem Kleingewerbe erlahmt, freilich,
schon die Kraft; neuer Lenz würde ihm, schnell, erst wieder er»
blühen, wenn Ihr den behutsam flinken, zu Kunstwirken ge*
schaffenen Händen die nöthigen Stoffe, Instrumente, Farben
brächtet. Im Innersten aber, als Islam und Gesammtseele,
ist Rußland geblieben, wie es war. Ungewandelt. Unwandel»
bar. Die Khane der Goldenen Horde, den vor Zwergen»
augen großen Peter, ders mit Asiatenwerkzeug europäisiren
wollte, die Genien der ewig männernden kleindeutschen Prin»
zessin Katharina und Bonapartes, des ruhmsüchtigen Timur

aus West, hats, nach und vor Zaren, die graue Schatten oder
grell gesprenkelte Raubthiere waren, überwunden, in sich
geschlungen, unter Krämpfen verdaut. Auch Lenin wird von
Rußland überwunden; nicht Rußland von ihm.
Er hats geahnt oder zu rechter Zeit noch vorfühlen ge»
lernt; und, als Urrusse, in Demuth dem stummen Ruf der
russischen Seele gehorcht. Pedanten und Steifleinene klet»
terten in die Andeutung, er habe, der Meister selbst, den
Heiligen Geist des Kommunismus verrathen. Aus gekniffe»
nen Auglidern traf sie ein im Blitzen noch lachender Blick.
„Lasset doch die Phrasen, all die Stichwörter, die Ihr uns ab»
lauschtet und auf ganz andere Zeit, ganz andere Umstände nun,
kindisch»geckig, anwendetl Was ich hier von,Links»Kommu-
nisten' aus Deutschland vor mir sehe, macht mich stolz dar»
auf, daß ich zu der Rechten gezählt werde." Also sprach Lenin
auf dem Dritten Kongreß der Dritten Internationale. Auch er
durfte, wie andere Staatshäupter, nicht öffentlich Alles sagen,
was er empfand und dachte. Ob er im stillen Kremlkämmer»
lein aber nicht ohne Erbarmen Herrn Bela Kuhn abgekanzelt
hat, dessen blinder Plumpheit das Unheil der mitteldeutschen
„Märzaktion" zu danken war, und ob ihm nicht der Doktor
Paul Levi, trotz der Ketzerschrift, die der Bannstrahl strafen
mußte, unter allen deutschen Genossen noch immer der liebste
ist? Moskau sollte der Seuchenherd werden, dessen wim»
melnde Bazillen den Leib aller von Menschenausbeutung le»
benden Mächte vergiften. Aus der (von Ludend orff>Hinden»
bürg»Wilhelm auf fetten Nährboden gebrachten) Reinkultur
wurde Seuche. Noch aber bereitet der Erdwest sich Sera,
die ernste Ansteckung hindern. Genies der That sind selten
allsichtig; tragen meist, mögen sie auch durch so breite Klüfte
getrennt sein wie Cromwell, Bonaparte, Bismarck, Scheu»
klappen, die das Blickfeld verengen. Leichtfertig wäre deshalb
der Schluß, Lenin müsse sein Handeln heute als unfrucht»
bar, den mühsam durch Dorndickicht gebahnten Pfad als
Irrweg erkennen. Diktatur des Proletariates in einem über
zwei Erdtheile, zwei Glaubenszonen gestreckten Reich, das
erst Keimansätze eines Stadtproletariates und unter je hun»
dert Bewohnern achtzig Landbauer hat. DrosseIungder„wirth»
schaftlichen Initiative" auf der Erde, der gerade sie immer,

zu schlimmstem Schaden, gefehlt hat und in die sie aus allen
Buchten und Strombetten geleitet werden müßte. Auf solchem
Boden, der, heute noch, zu selbständigem Leben unfertig,
auf Europa und Asien angewiesen, noch eurasisches „Kolo»
nialgebiet" ist, die jähe Hemmung aller treibenden, spor*
nenden Kräfte, der Dränge nach Besitz, Vorrang, Namens«
Schimmer: und das fast ruchlos den Dutzendmenschen über»
schätzende Hoffen, von diesem Boden, dennoch, das zu Be*
darfsdeckung Nothwendige, wohl darüber hinaus noch, zu
ernten. Daß Lenin so denkt, den psychologischen Fehler in
seiner Rechnung schon wittert, ist durchaus nicht gewiß. Daß
noch im besiegten Deutschland der Lohnarbeiter, vergleicht
er sich dem russischen, wie ein Prasser in Edens Park haust,
daß der amerikanische von Mehrwerth, Klassenkampf und
anderer Marxistenlehre nichts weiß, aber als Herr stolzirt,
sein Häuschen mit Garten, sein Motorrad, beinah jeder zehnte
ein eigenes Auto hat, daß die Zahl der Menschen, die ohne
Sporn und Peitsche, Hoffnung auf Gewinn und Furcht vor
Verlust ihr Aeußerstes, Letztes im Alltagsrennen auf wen*
den, noch lange klein bleiben wird: der Mann im Kreml
nennts wohl „Menschewikenschwatz" und schales Bürger*
hirnbräu. Doch er hat sich dem Aberglauben, dem liebsten,
an nahe Weltrevolution, den Vorbeding aller Sowjetmacht*
wahrung, entrungen; und war, um Rußland zu retten, zu
Opferung des Parteidogmas, zu Selbstbleichung des Glanzes,
der ihn umleuchtet, ohne eitel feiges Zaudern bereit. Schon
aber wiehert der Falbe. Und das Totenreich schlottert heran.
Ein Viertel des städtischen, ein Fünftel des ländlichen
Durchschnittsertrages aus den Vorkriegsjahren. Ein längst
von kleinen Tandfreuden des Lebens, nun auch von der
Nothdurftdecke geblößtes Reich, dessen Volk, trotz dem
schnellen Beamtenzug zwischen Petrograd und Moskau, trotz
Elektrobahn und Elektrolicht (Beides noch ohne Entgelt),
in die Verkehrsform vor der Reife gewelkter Asiatenstädte
zurücksinkt. Korn und Kartoffeln verbrannt. Auf grasloser
Wiese das Gestöhn und Gebrüll verendenden Viehs, von
Hungerswuth, Durstqual toller Pferde. Die fruchtbarsten
Felder Sibiriens von Wanderheuschrecken verwüstet. Un*
möglich, aus den von Gluth und Fraß verschonten Bezirken
\

zureichende Hilfe zu holen: weil die Schienen zerfetzt, die
Lokomotiven verrostet, die Wagons, auf totem Gleis, un»
auffindbar, Zugführer und Schaffner auf Hamstergang nach
irgendwas Genießbarem sind, Kohle und Naphtha fehlt und
die Fäller nicht die nöthige Brennholzmenge an die Stationen
geschichtet haben. Einsturz der morschen Säulen, die den
Nothbau der Zwangswirtschaft, das schwanke Gerüst des
Ernährungsystems trugen. Rückfall in Völkerwanderungpein.
Millionen Graubrauner unterwegs; in verlausten Lumpen, auf
Fußlappen (weil zwar Wild» und Viehleder in Fülle, doch kein
Gerbstoff zu haben ist); verthierendes Wandervolk, das zu
Baumrindebrei sich Frösche, Kröten, Mäuse brät, Ratten»
schenkel schmort, als Leckerbissen schmaust und morgen den
Ekel vor Menschenfleisch verlernen wird. In den Hauptstädten
ein Gebirg sargloser Choleraleichen; auf Dörfern und Land»
Straßen verwesen sie ungezählt. Aerzte? Gefallen, verludert,
in Kommissariate eingefilzt, in Schleichhandel untergekrochen,
kleinbäuerliche Selbstversorger geworden. Fast alles Arzt»
werkzeug unbrauchbar. Linderungmittel nur mit Papiergeld»
hügeln zu erkaufen. Fiebermessung Luxus der Reichsten.
Kein Saatgut, Dung, Kali, Salpeter für die nächste Feldbe»
stellung. Stand Natur selbst auf, mit glühender Ruthe den
widernatürlich prokrustischen Frevel zu ahnden, der ungleich
Geborenes durch Hacken und Strecken gleich machen wollte?
Wie entartete Christen die ganze Judenheit vehmen, die der
Welt doch, statt des Göttergeknäuels, den einen Gott»Vater,
die andächtige Ehrfurcht vor Geistes wehen, die Bibel und den
Heiland geschenkt hat, so haben die Pfaffen, Magister und
Pfründner des von den Bürgersöhnen Engels, Marx, Lassalle
errichteten, von dem Landjupker Uljanow ausgemalten und
möblirten Lehrgebäudes jeden nicht ins Proletariat Gezeug»
ten mit der Schmutzkruste des Ausbeuters, vampyrisch von
BlutsaugungGedeihendenbemakeltund,längst wider besseres
Wissen, verschwiegen, daß im Wandel der Zeiten diese sche»
matischeUnterscheidungknochenlos,saftlosgeworden ist und
zwischen Arbeit und Kapital, wie heftig und notwendig
auch ihre Grenzkämpfe seien, nicht mehr der alte Pestgraben
aus den Tagen der Schwitzer und Höhlenfroner stinkt. Zer»
riß Sonnenzorn die Brand lindernden Schleier, um das Ueber»

maß,denUebeimuthsolchenUnrechtesmitsengenderStrahlen»
peitsche zu strafen? Aus Ost und West werden die Bürger,
noch gestern Schmarotzergesindel, bösartiges Geschwür, grin»
diges Scheusal, in schillernde Buntheit aufgeblähte Qualle,
wird dieGesammtheit der Bourgeoisien zuNothhilfefürRuß»
lands „Werkthätige", Bauer und Stadtarbeiter, aufgerufen,
geläutet. Weh Euch, wenn Hohn drum Eure Lippe rümpfte!
Das sechste Siegel ward gebrochen. Auf unsere Häupter,
Aller, brennt der Tag des großen Zürnens. Und bestehen
kann nur, wer allen Haß aus dem Herzen jätet und in allem
von Gottes Athem Lebenden liebend den Bruder umfängt.

Lukas 14, 27

Schrill heult der Geläutruf über die Erde hin. Niemals
war die Troika zerschmetterndem Sturz in Abgrund so nah.
Und sie trägt nicht eines Caesars, Herrschergeschlechtes,
Volkes: trägt zweier Erdtheile Glück; mindestens zweier. Ists
nöthig, auszumalen, was in Asien, in Europa, nicht nur im
Ost unseres Kontinentes, würde, wenn das große Rußland,
wie in Tatarenfinsterniß das kleine, abstürbe, seine fiebern»
den, verseuchten, von Grauseserlebniß irren Volkheitbleibsel
weit über die Reichsränder, die von Pfuscherzangen ihm ab»
gezwickten Randstaaten spritzte, mit Fäulnißschwaden alle
Luftzonen vergiftete und in Herz und Hirn aller Mühsäligen
tief sich die Glaubensgewißheit einrammte, in diesem Welt»
Untergang das Werk rachsüchtigen Besitzerdünkels zu schauen,
der Sklavenaufruhr und Verrückung der Raffgiergrenze mit
langwieriger Folterpein straft und den von des Martertodes
schlurfendem Schritt Geängsteten nicht das Augenblickslab»
sal eines Schweißtuches, Essigschwammes gewährt? Wähnet
Ihr, solches apokalyptisch Entsetzliche „lokalisiren" zu kön»
nen, und vergesset, daß dieses Kindswahnes Seifenblase schon
platzte, als nur Habsburgs feig.freches Unterfangen der Sla»
wenknechtung in Tollhausmauern eingeriegelt werden sollte?
Sicherlich wähnet Ihrs: sonst würden nicht, unter dem Wind»
gepeitsch, Sturmgebrüll des Glockenklöppels, kostbare Stun»
den, unwiederbringliche Tage an den Klatsch vergeudet, ob
der dummen Frage eines Ministers noch dümmere Antwort
wurde und ob das von Eurer stieren Blindheit erstrebte Theil»

ungprovisorium einen größeren oder kleineren Fetzen ober»
schlesischen Bergschatzes den Polen zu Atzung hinwirft. Der
Erdgrund klafft auf: und Ihr errechnet den Kuxenertrag.
Was kann geschehen? Wohlthätigkeit vermag nichts
wider solche Gräuelsaat. Rüttelte der Hilferuf des ehrwürdigen
Patriarchen von Moskau aus allen Bischofsstühlen der Erde
die Hirten zu eiferndem Thun auf, wäre der schmächtige
Dichter Gorkij nicht in die Literatenschrulle entgleist, seinen
Nothruf, den zuvor der weise Masaryk und der greise France
empfingen, an Herrn Hauptmann zu adressiren, den Kriegs«
barden und Genüßling, der nie für leidende Menschen, nie
wider thronende Schmach einen Finger gestreckt, vom Zins
der Elendsausspreitung nur sich die Schleckertafel bestellt
hat und dem Schreckenskünder jetzt abgestandene Phrasen»
suppe (mit dem Fettauge der Lüge, Deutschland sei von der
Kunde „tief erregt und bewegt") vorsetzt: auch dann noch
müßte die Werbung um Wohlthatspende unwirksam bleiben.
Millionen europäischer Kinder sacht aufzufüttern, war ein
gewaltiges Werk, das seine Meister, Herrn Hoover und dessen
Freunde, vornan die angloamerikanischen Quäker, in Men*
schenewigkeit lobt. Doch besinnet, was in Rußland ist, g'e»
denket, daß sechzig, achtzig Millionen in Pfuhl und Pferch
düsterster Noth verschmachten, daß des größten Weißen«
reiches Grundmauer barst: und saget danach selbst Euch, was
wider so ungeheure, unerträumte Erdgefahr Sammelei und
Theaterei „gütiger Geber" vermöchte. Nicht ein Land kann
helfen; das reichste noch, ein Dorado, wäre zu arm. Der kräf»
tigste Aufschwung gepaarten Helferwillens, wärs in den west«
liehen Siegerstaaten, zu schwach. Wohlthätigkeit tummele
sich rüstig in Haus und Nachbarschaft. Geschenke versickern
in Wüstensand. Ganz Anderes fordert das Fatum der Stunde.
Die schleunige Mobilisirung eines internationalen Ar«
beitheeres. Alle Staaten, die in den Großen Krieg gerissen
waren, müßten Kontingente stellen. Alle haben dreimal mehr
Geräth, als jetzt nöthig wird. Alle fänden für dichte Schwärme
Arbeitloser, für Legionen beruflos abenteuernder, dem Land»
frieden gefährlicher Offiziere, Militärtechniker, Unteroffiziere
lohnende Beschäftigung. Alle könnten ihre Lager von lästi«
gen, auf gewohntem Handelsweg unverkäuflichen Rohstoffen

und Waaren geschwind leeren. Und sie schüfen zugleich sich
die nahe, leicht zugängliche Absatzstätte, den Markt, ohne
dessen Sicherung weder Europa noch Asien genesen kann.
Erster Vorbeding: das durch Unterschrift der Verantwort»
lichen beglaubigte Gelübde, keinen Eingriff in die russische
Staats. und Gesellschaftform, nicht offene noch heimliche För»
derung irgendwelcher Gegenrevolution zu versuchen. Ob
Rußland in Kommunismus, in Kapitalismus zurückkehren,
in Bauerndemokratie oder Volkszarthum einbiegen, sich das
breite Strombett zu sauberer Gemeinwirthschaft graben will,
hat nur seines Volkes Wille zu bestimmen; kein fremder. Und
das Maschinen», Schacht» und Schollenvolk, das nicht lange
mehr den Ekelnamen des Weltproletariates trägt, bürgt ihm für
seines Willens ungezäumte Freiheit. Zweiter Vorbeding: Nur
die Menschenarbeit ist Geschenk; alles Andere wird bezahlt,
wenn durch Rußlands Adern wieder rothe Blutkörper schim»
mern. Bis dahin, seid gewiß, dauerts nicht lange. Aus Stra»
tegen, Verkehrstechnikern, Industriekapitänen, Bankmännern,
Ingenieuren, Kaufleuten wird ein Generalstab, wie noch nir»
gends die Welt einen sah. Er entwirft die Marschkarten,
den Bau» und Wirthschaftplan, das System der Abrechnung
und langsichtiger Kreditgestaltung. Ist er über das Kernpro»
blem mit den Moskauern einig: aus Ost», Süd», Nordeuropa, aus
Asien, überWladiwostok und Korea, in Rußland hinein; ohne
schwere Waffen, in der Rüstung zu Frieden zeugendem Werk.
Sold und Kost wie in lichter Kriegszeit. Konntet Ihr damals,
nach jähem Ruf unter die Fahnen, im Hui Eisenbahnen erzau»
bern, neue Industrien, ganze Nothstädte aus der Erde stampfen:
was mißlänge Euch morgen, ohne Lebensgefährdung, zwanzig,
dreißig Völkern in Eintracht? Die wären gewiß, zu eigenem
Nutzen sich zu mühen; erwürben den besten Markt, über»
schüssigen Technikern und Vorarbeitern ein Dauerheim, Ge»
sundung europäischer Staatsfinanzwirthschaft; und würden,
Briten, Franzosen, Deutsche, Polen in einer Front, dann erst im
Innersten ehrlich versöhnt. Der Kapitalismus erwiese befruch»
tende Lebenskraft. Und wo in Rudeln jetzt Wölfe lauern, sähe
die Weltseele, endlich, Menschen für Menschheit erglühen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von raß &. Garleb G. m. b H. in Berlin.

SO. Juli 1921
Nr. 44
— Die Zukunft —
löujavöitt
£)e lifa icsz =£)va n 6 Mm

1k
'Dujardino&Ss&ä;
- UERDINGEN AM RHEIN UND LAROCHELLE
rein deutsches Unternehmen

Nr. 44
30. Juli 1921
Die Zukunft
^ DKconto-GesellscIiflfl Berlin
Zahlreiche Zweigniederlassungen
in Deutschland
Kapital und Reserven 650 Nin.N.
Bankmäßige Geschäfte aller Art
Bilanz am 31. Dezember 1920*)

Aktiva.
Kasse, fremde Geldsorten, Coupons und Guthaben bei Noten-
und Abrechnungsbanken
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen .
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere .
Vorschüsse auf Waren und Warenverscbiffungen . .. . . .
Eigene Wertpapiere ' '. .
Konsortial-Beteiligungen
ßeteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg . . .
Beteiligung bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G,
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken u. Bankfirmen
Schuldner in laufender Rechnung
Forderungen an das Reich oder die Reichsbank aas lür
- Rechnung derselben übernommenen Verpflichtungen . .
Wertpapier-Bestande der Pensionskasse und der Stiftungen
ünrichtung . . .
Bankgebäude
Sonstige Liegenschaften
1098 831
6 229 695
1177 142 550
95 717 161
120 763568
86 251869
77 464 917
60 000 0001
100 000 00W
60 396 7181
3 576 751897
160112 747
4352 254
1
36 844816
613|64
220185
194
74
46
21
07
I140 725|62
12 894 366 493)86
Passiva. M
Eingezahlte Kommandlt-Anteile 3100000G0
Allgemeine (gesetzliche) Reserve 109000000
Besondere Reserve 81000000
Gläubiger 12 016 647 575
Akzepte 96 571 711
Für Rechnung des Reichs oder der Keichsbank übernommene
Verpflichtungen ....
Wohlfahrtseinrichtungen
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre |
Rückstellung für Talonsteuer
16% Gewinnanteil auf M. 3100000OO Kommanditanteile . . .
Gewinnbeteiligung des Aufcicbtsrates
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber, Direktoren, Btell*
vertretenden Direktoren, Prokuristen und Angestellten
Rückstellung für Ruhestandsversorgung der Beamten . . .
Ueberweisung an Bau-Reserve
Uebertrag auf neue Rechnung
12 894 366 493186
*) Die Bilanz enthält nicht den Vermögensstand unserer Londoner und Metzer
Niederlassunsen.
160112 74'
7 451 240]
1 439 769
3 630 0401
49 600000]
2 853 571
20 543 331'
10000000
20000 000
6 616 606
68
15
91
Gewii
ig 1920)
Soll.

Verwaltungskosten
Steuern
Zu verteilender Reingewinn .
4
198 593 792
27
46 603 396
02
160 13:'. 409
74
404 330 698
13
4
6 405 828
64
12 053 491
3li
37 066 042
68
121639 070
12
203 854 634
01
8 400 000

12 000000
—
3012 581
32
404 330 6S8
03
Haben.
Vortrag aus 1919 . .
Coupons ....
Effekten
Provision
Wechsel und Zinsen
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg . . .
Beteiligung bei dem A. Schaaffbausen'schen Bankverein A.-G
Dauernde Beteiligungen bei anderen Baaken u. Bankfirmen
**) Die Gewinn- und Verlustrechnung enthält nicht das Erträgnis unserer
Londoner und Metzer Niederlassungen.

I
1

Vor dem Obersten Rath
Vivos voco
Cie möchten also für Rußland die Welt mobil machen?
"^Im letzten Heft Ihrer ,Zukunft' las ichs. Richtig gehende
Mobilmachung? Höllisch großer Aufwand!"
„Der größte wäre für diesen Zweck ungefähr groß genug.
Der von mir empfohlene im Verhältniß zu dem Ertrag, wirth»
schaftlich und politisch sicheren, der billigste, der zu erdenken
ist. Sie würden auch gar nicht staunen, wenn Sie über den
Umfang der Aufgabe und der Gefahr irgendwas wüßten."
„Sie reden ja, als ob ich ein Kropftrottel wäre oder im
dunkelsten Dorf der Kaschubei säße. Ich lese doch Zeitungen!"
„Eben drum. Daraus lernen Sie, wie oft Graf Saint»
Aulaire in der Foreign Office war, welche Verbalnoten er hin»
getragen und welche dorther heimgebracht hat. Wortlaut, ver»
steht sich, wird Ihnen nur vorgesetzt, wenn nichts drin ist, was ir»
gendeinem Mitgliede des Reichskabinets den Makronenmagen
verdirbt. Alltäglich darf Ihr Auge auch auflecken, was der
Mund eines dieser Ehrwürdigen, Seiten lang dreispaltig, hin»
gekleckert oder ein Paar eben so tüchtiger pariser Dutzend»
schreiber von sich gegeben hat. Quark in jeder beliebigen
Menge und mit allem erschwinglichen Gedüftel. Speichern
Sie aber je Beträchtliches, dessen Ausdrusch im Mindesten
lohnt? Hat Ihre Zeitung berichtet, was in den fast drei Jahren

seit dem Kriegsende in den uns nächsten, unserer Zukunft wich»
tigstenLändern, Czechoslowakei, Esthland, Lettland, Litauen,
was in dem großen Rumänien und dem kleinen Bulgarien, gar
in Südamerika, Australien, China geworden ist? Nichts. Wie
der Westpreuße, Thüringer, Hesse, Schwabe, der Deutsche
im besetzten Gebiet lebt und denkt? Manchmal giebts kalte
Bissen von der Propaganda»Schüssel; sonst nichts. Erzählt
Einer, im Saargebiet, zum Beispiel, gehe es den Menschen
recht gut, die fremde Behörde sei vernünftig, von ,Versklavung'
und Aehnlichem nichts zu merken: als Hochverräther steht
er am Pranger. Und in dem Sack Ihrer Preßkunde fänden
Sie nur Angabe, die den Sünder belastet und schreit: Skia»
verei, Mißhandlung, nur den Französlingen Gunst, systema»
tische Versuche der Entdeutschung, stete Geschlechtsgräuel
der marokkanischen Besatzung, Schwarze Schmach; toute la
lyre. Doch weiß ich aus Briefen, daß ruhige, dem Deutsch»
thum zugehörige Leute durchaus zufrieden sind. Zollgrenze
gegen Elsaß»Lothringen wäre der Tod ihrer Wirthschaft ge»
worden. Jetzt haben sie, auch aus Briey, das Erz, das ihre
Kohle braucht. Taglohn des Bergmannes: zweiundzwanzig
Francs; über hundertdreißig Mark. In einem Lande, wo ja
auch unsere kranke Währung noch gilt. Gesammtumsatz im
vorigen Jahr: dreihundertfünfzig Milliarden. Danach können
Sie sich vorstellen, wie das Geschäft blüht und welche Pro»
fite von Groß und Klein gesäckelt werden. Natürlich giebts
Unzufriedene; wo nicht? Bürgerliche und sozialistische Pa»
trioten, die den Tag der Wiedervereinigung mit Deutschland
ersehnen. DieLautesten, also am Weitesten Hörbaren sind zu»
gewandert; nicht Saargewächs. Bedenken Sie, daß im Saar»
becken zu Tausenden, Zehntausenden Elsässer und Lothringer
sitzen, die seit dem Friedensschluß Franzosen sind und daß un»
zählige Fäden der Blutsverwandtschaft und Geschäftsfreund»
schaft hinüber, herüber laufen. Im Sexualen gehts nirgends
ganz sauber zu, wo viele halbmüßige Soldaten herumstolziren;
und auch die Franzosen wissen von der Anziehungskraft
fremden Blutes auf dichte Weibersch wärme ein leidiges Lied
zu singen. (Nebenbei: ein Hauptgrund des Widerstrebens
gegen die Zulassung großer Schaaren deutscher Arbeiter ins

verwüstete Nordf rankreich.) Die Marokkaner, Othellos herak»
lisch gebaute Enkel, nicht Nigger, brauchen nicht Gewalt
anzuwenden, um satt zu werden; eher, um das Angebot auf
den Bedarfspegel zu senken. Und im Allgemeinen wird ihre
straffe Zucht gerühmt. Der Freiheitraum ist den Saarabiern
nicht verengt worden; unter der Regentschaft des KönigsStumm
war er nicht halb so breit. Wenn der Wohlstand sich nicht
über alles Hoffen gehoben hatte, wären nicht Dutzende neuer
Banken auf das schmale Landstück gesetzt worden. Richtig ist,
daß es von Paris übereifrig gehätschelt wird. Warum nicht eben
so von Berlin? Jedes Geschäft mit Deutschland wird, Kauf
und Verkauf, den Leuten sauer gemacht. Hat Einer sich durch
das Gewirr der löblichen Reichsbehörden gewunden, ist er
von einem Amt ins andere, von W8 nach W10 oder SW ge»
schickt worden, dann heißts an der endlich, Montag, ent»
deckten zuständigen Stelle: ,In Saar»Angelegenheiten ist nur
Freitag Sprechstunde.' Deshalb könne der Kaufmann oder
Industrielle nicht vier Tage in Berlin vertrödeln? ,Das ist
nicht unsere Sache. Der Herr Referent ist nicht anwesend.
Kommen Sie Freitag wieder.' Glauben Sie, daß solcher Brauch
das jetzt täglich in die Wärmröhre gelegte ,völkische Bewußt»
sein' in Lenztrieb fördert? Oder daß es besser als in dürrer
Erde unsere Kartoffel gedeiht, weil parteilich Verärgerte oder
Gewohnheitraunzer die Völkerbundesverwaltung herunter» *
hunzen, die Mitbürger gegen sie aufputschen und-dadurch die
Gewaltinhaber zu schroffer Haltung reizen? Aus allen Briefen
springt mir, immer wieder, der Wunsch entgegen, Deutsche
mögen hinkommen und selbst sehen, aber auch dafür sorgen,
daß nicht durch die blinde Thorheit Oeffentlicher Meinung
der Saarfriede gestört werde. Was Sie über Rußland hören,
kommt nun obendrein gar aus zwei Propagandamaschinen. Der
von den Bolschewiken bedienten trauen Sie nicht. Ist denn die
andere etwa zuverlässiger? Die letzten Nachrichten, die ich,
in unseren größten Zeitungen, fand, melden, in Moskau werde
erwogen, das Staatsmonopol für Außenhandel aufzuheben
und die Hungersnoth durch den Ertrag einer Naturalsteuer
zu lindern, deren Einführung aber die Bauerschaft zu hin»
dern strebe. Aus der ,Zukunft' wissen Sie, daß durch das

am zehnten Juli21 vonLenin unterzeichnete Gesetz das Staats*
monopol für Außenhandel abgeschafft und seit dem einund»
zwanzigsten März die Naturalsteuer eingeführt worden ist.
Unter hundert Millionen Bauern sind wohl hunderttausend,
die auch darüber murren. Doch die neue Steuer ist viel leichter
erträglich als der Ablieferzwang, der zuvor galt, und wurde
auf die Bitte und zum Schutz der Bauerschaft beschlossen.
Keins der zwei Gesetze ist in Zusammenhang mit der durch
Mißernte so furchtbar verschärften Hungersnoth. Auch der
Herr Doktor, der Tante Voß mit .weltwirthschaftlichen' Leit«
artikeln bedient, scheint noch am zweiten August nicht zu
wissen, daß die Naturalsteuer seit vier Monaten durch Ge*
setz eingeführt, nicht nur, wie er glaubt, von Lenins Schrift
empfohlen worden ist. So sehen die .Informationen' aus, auf
denen Ihre Schätzung des nothwendigen Aufwandes ruht."
„Mag wohl sein. Ich behaupte ja nicht, die Verhältnisse
gründlich zu kennen. Immerhin will die Reichsregirung, die
doch bessere Nachrichten als Unsereins haben muß, nur die
Privatinitiative mit allen Kräften fördern. Obs genügen wird,
weiß ich nicht. Das Elend ist sicher sehr groß."
„Da sechzigbis achtzigMillionen Menschen nichts zu essen
und anzuziehen, weder Kohle nochPetroleum, weder Arzt noch
Heilmittel, eben so viele nur noch das Allernothdürftigste ha»
ben, könnenSie.ohne zu übertreiben, sagen, dasElend sei .sicher
sehr groß'. Und getrost glauben, daß von Umfang und Tiefe
dieses Elends noch der westeuropäische Habenichts sich keine
richtige Vorstellung macht. Nurder Russe erträgts; wenigstens
in der Weißenwelt kein anderes Volk. Dabei denke ich gar
nicht an den Jammer, den die Dürre in achtzehn Gubernien
geschaffen hat. Schon zuvor wars schrecklich genug; und
mein ewiges Drängen nach internationaler Helfergemeinschaft
währt ja nachgerade ins dritte Jahr. Hungersnöthe gabs in Ruß«
land immer von Zeit zu Zeit; allzu oft ganz schlimme. Lenin
hat die Gründe gezeigt; und in dem Buch ,Das hungernde
Rußland', dessen Haupttheil der seitdem zum Dollarmillionär
gewordene Doktor Helphand.Parvus geschrieben hat, finden
Sie ein Kapitel, das lehrt, warum diese Nöthe sich, nach einem
Wirthschaftgesetz, periodisch stets wiederholen mußten. Vor

solchenNothzeiten aber hatte der russischeMensch besser ge»
lebt als, seit Jahren, vor dem Ausbruch der neuen Krisis. Natür»
lieh, unterernährt, denken Sie; so wie bei uns das Stadtproleta»
riat. Nein,HerrBürger,nichtso. PutzenSie dasWort vonall dem
Staub und Rost rein, den es in der Umgangssprache unseres
Alltags angesetzt hat, und versuchen Sie, sich in den psycho»
physischen Zustand eines Volksgewimmels einzufühlen, das
auf die Speisung unserer ärmsten Arbeitlosen wie auf ein
Prunkmahl des Lucullus blicken müßte. Dessen Zunge
Fleisch und Fett kaum noch kennt und dessen Magen nur
an Tagen höchsten Glückszufalles sich einmal mit Brot sätti»
gen durfte. Fadendünne Männchen, eingeschrumpfte Weiber,
Knochengerüste mit frommem Kindsauge. So ist das Volk,
dem nun auch Brot und Kartoffeln fehlen werden. In solcher
Leibesbeschaffenheit wirkt Hunger (nackter, nicht Mangel an
kräftigem Nährstoff) anders als nach Fettleben und Butter»
wochen. Weiter. In Rußlands Hauptstädten sogar istdieKana»
lisation und Wasserleitung längst zerstört. Der müd von der
Arbeit, körperlicher oder geistiger, Heimkehrende muß zuerst,
auch im kältesten Winter, mit dem Eimer herunter, um irgend»
wo Wasser zu holen; und der andere Eimer, dlssen Inhalt selbst
abgehärtete Nasen nicht gern lange im Dunstkreis dulden,
trägt sich nicht leichter. Arbeiten muß Jeder und Jede.
Sonst giebts keinen Pajok. Kohle? Nicht so viel, wie Vier»
jährige hier vom Fahrdamm aufklauben. Alles, Wohnung,
Herd, Maschinen, Lokomotiven, Schiffskessel, Elektrowerke,
wird mit Holz geheizt; in einem Lande, das acht Monate eisig
strengen Winter hat. Theuer und mühsälig. Ist der Abtritt
gesäubert und Wasser geholt, dann muß Holz erkauft, er»
listet, erschlichen, gespaltet werden. Umkehr der Reihen»
folge bietet die einzige Abwechselung. Bequem, unter solchen
Umständen sich ein Glas Thee, den Kindern eine Brot» oder
Kohlsuppe zu bereiten! Zwischen wichtigen Orten verkehren
in jeder Woche zwei, drei Personenzüge; wenn sie nicht,
weil Holz fehlt oder Militärtransporte die Strecke verstopfen,
ausfallen. Schneckenpost, in der sich der Reisende für Tage ein»
richten kann. Ist auf irgendeiner Station die Spaltung und
Schichtung des Holzes versäumt worden, dann wartet der unge»

heizte Zug, bis Mushiks zusammengetrommelt, ins nächste
Waldchen getrabt und die zur Füllung des Maschinenbauches
nöthigen Scheite herangeschafft sind. Das aber,^spricht mit
tröstlichem Zwinkern der Bolschewik, ist bei uns nicht alltäg»
lieh. In Moskau fahren sogar noch Straßenbahnen. Doch ver«
geudeDich nicht an dieHoffnung, darin einen Platz zufinden.
Jeder Wagen ist überfüllt und wird, dennoch, an jedem Halte»
punkt von einem Heer Harrender gestürmt. Was die paar
Wagen mitschleppen könnten.^zählt ja auch nicht im Ge»
triebe der^Großstadt. Alles geht zu Fuß. Die russische
Droschke mit dem frech vergnügten, jauchzenden, knallenden,
doch vor jedem Heiligenbild fromm sich bekreuzenden Kut»
scher lebt nur noch in Legende; im Stadtbezirk sind die
ältesten, magersten Klepper schon lange verspeist. Zwischen
Berufsarbeit und.Hausknechtsfron liegt also ein trauliches
Wanderstündchen, liegen oft zwei durch Gluth oder tiefen
Schnee. Und all Das ist und geschieht in dem reichsten
aller uns nahen Länder, aus dem, ohne es zu erschöpfen,
jedes Darlehen einer^Milliarde^eine Billion heimsen könnte.
Die Regirung£meinen Sie, hat bessere Nachrichten als
die Fresse? Unwahrscheinlich. Seit zehn Jahren hat keine
die Bedeutung des russischen Problemes auch nur geahnt.
Und was die uns jetzt bescherte von sich zu geben geruht,
ist erbärmlicher Schwatz. Wir können nicht, wir wollen nicht:
Das' wäre ertragbar. Aber .Caritas, Privatinitiative, die WIR
fördern werden': zum Speien. Fehlt nur noch das .Große
Wohlthätigkeitfest im Lunapark; Monstrefeuerwerk; Auf»
treten sämmtlicher Spezialitäten; in den neuen Sektpavillons
bedienen die ersten Künstlerinnen'unserer Sprech» und Licht»
bühnen; Festzug bei den Klängen desHindenburg»Marsches;
der gesammte Reinertrag fließt dem hungernden Volk Sowjet»
rußlands zu; Platzkarte für die Weinterrasse 150 Mark (ohne
der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen)'. Oder was Aehn»
liches.Nichts werden die wirthlichExcellenten fördern.Können
auch gar nicht. Der Wahn, so~unsäglieh»ungeheure Noth mit
.Caritas und Privatinitiative' zu meistern, istjnicht weniger läp«
pisch, nur frevler als der Einfall des Bengels, sein Trinkbecher
könne den Ozean ausschöpfen. Heilmittel und Heilgeräth den
Russen in zulänglichen Mengen zu schenken, wäre Deutschland

nicht reich genug,selbst wenn seine Regicei gehindert würden,
haushohe Stöße nutz» und werthloser Bilderbücher aus den
Wochen desOberschlesieraufstandes au f Reichskosten drucken
und umsonst versenden zu lassen. Geschenk wird auch weder
erbeten noch gewünscht. Daß Moskau die Heilmittelmengen,
die ihm seit zwanzig Monaten aus Deutschland angeboten
werden, nicht gekauft hat, lag nicht an Geldmangel, sondern
an dem Willen der Sowjetbeherrscher und ihres berliner Ver»
treters. Aerzte? Ein paar Dutzend würden sich melden; junge,
die noch keine Praxis haben, und von Mißgeschick verschüttete.
Kann nicht schaden; auch nicht ernstlich nützen. Jedes Arztes
Leben müßte vor der Abfahrt ziemlich hoch und in hoher Ge»
fahrenklasse versichert, jedes gute Unterkunft und Ernährung
gesichert werden. Wer zahlts ? Zehntausend russische Sanitäter,
dieimpfen,desinfiziren,Hungertyphus,Cholera,PestimGröb»
sten nachSchulbrauch behandeln gelernt haben, wären f üisErste
nützlicher; schon, weil siemitden Kranken und deren Nächsten
sprechen könnten. Die Modernisirung des russischen Sanität»
wesens ist Sorge von übermorgen und müßte mit Boden»
sanirung und Ordnung des Wohnwesens beginnen. All Das
ist von unseren Großschnauzern vorder Antwort gar nicht ehr»
lich erwogen worden. Sie haben nicht den Muth, Nein zu sagen,
noch weniger den Drang, in die eigene Tasche zu greifen, und
thun, als ob sie was thun wollten. Wohlthätigkeit, selbst
amerikanischen Formates, netzt nureinZolItheilchen des über»
hitzten Steines. Herr Herbert Hoover, dessen Relief»Action
bisher acht Millionen europäischer Kinder ernährt hat, noch
heute täglich dreieinhalb Millionen speist (und der drum
des Ehrendoktorates, Ehrenbürgerrechtes würdiger scheint als
geschlagene Generale), hat sich erboten, fortan auch für eine
Million russischer Kinder Nährstoff, Kleider, Heilmittel zu lie»
fern. Eine Riesenleistung; mit denKosten des Transportes und
der Organisation forderts mindestens eine Million Dollars für
den Tag. 360 fürs Jahr; mit den Anschaffungen allerwenig»
stens rund 400 = 32 Milliarden Papiermark nach dem Kurs
von 4ieute. Könnte Deutschland auch nur ein Zehntel, ein
Zwanzigtel solcher Summe aus Sammelei aufbringen? Haben
Sie irgendwo Einen gesehen, der von all derBettelei,Tanzerei,
Feuerwerkerei in unserem lieben Vaterland zwei Tage lang

satt geworden ist? Die Vorstellung, daß eine Million russi»
scher Kinder von Fremden, Fernen, endlich, wieder Hemden,
Kittel, Hosen, Mäntel, Stiefel und jeden Mittag ein schmack»
haftes Mahl empfängt, wird auch unserem Gefühl Wohlthat.
Darf uns aber nicht in den Glauben einlullen, selbst durch
diese gewaltige Spende werde über schmale Rändchen hin»
aus Rußlands Noth gelindert. Das Fähnlein österreichischer
Kommunisten hat die Arbeiter der Erde beschworen, sofort
einen Taglohn, dann aus jeder Woche den Ertrag einer Arbeit»
stunde an Rußland hinzugeben. Obs alle Aufgerufene, bei
abermals steigendem Brotpreis (der im Winter auf vierzehn
Mark klettern soll), können werden, ist nicht gewiß. Könnten
und wollten sies, so würde zwar rasch ein Papierrubelberg ge»
schichtet, aber nach drei, vier Wochen bis aufs letzte Sand»
körnchen abgetragen. Und in den Lohnkämpfen, die in einem
Winter neuer Preissteigerung (auch für Kohle, heißts, arg be»
drohlicher) und, leider, wahrscheinlicher Kartoffelknappheit
unvermeidbar sein werden, hätte jeder Arbeitervorstoß die
Abwehrrede zu fürchten: ‚Wenn Ihr so viel Geld für An»
dere übrig habt, kanns Euch doch nicht schlecht gehen.' Von
Lassalles ‚Ehernem Lohngesetz' wird zwar nicht mehr ge»
redet; gerade nach dem Krieg aber ist (und bleibt wohl noch
eine Weile) wahr, daß der Lohn kaum je beträchtlich über
das zur Deckung des Nothdurftbedarf es Unentbehrliche steigt.
Da eine dreiköpfige Arbeiterfamilie in Großstädten mit einem
Taglohn von sechzig Mark nicht mehr auskommt (und des-
halb, zum Beispiel, berliner Zimmerer den Strike beschlossen
haben), müßte ihr die Hingabe solchen Taglohnes, die sie
aus eigener Kraft nicht schnell verwinden könnte, irgend wie er»
setzt werden. Mit Wohlthätigkeit der Massen, die nicht nur
Pfefferlinge spendet, gehts wie mit indirekter Steuer: daß
sie am letzten Ende alle Verbraucher, je nach der Verbrauchs»
quote, belastet, ist vom Wesen unserer Wirthschaft bedingt.
Dem unter grauser Mißwende stöhnenden Russenreich
vermag Wohlthätigkeit höchstens über ein paar Tage oder
Wochen hinwegzuhelfen und die ärgste Seuchengefahr zu min»
dern. Da werden die berliner Regirer „fördersam" mitthun; nur
da; denn von Seucheneinschleppung fürchten sie Doppelge»
fährdung: des physischen und des amtlichen Lebens. Nehmen

darum gern das Rothe Kreuz auf sich (dessen deutsche Orga»
nisation nicht auf allen Feldern von Ruhm umleuchtet wurde).
Das ist nicht der Kreuzzug, den im Evangelium des Apostels
Lukas (14 27) der Satz befiehlt: ,Nur, wer das Kreuz trägt und
unter der Last mir nachfolgt, darf sich zu meinen Jüngern zäh»
len.' Keiner trug ohne ernsten Kraftauf wand je ein Kreuz, das
nicht aus Pappe und Leinwand, also zu Schau und Trugzweck
erkünstelt war. Und möchten Sie, Zweifler mit treudeutschem
Handschlag, darauf schwören, daß auch nur Typhen, Cholera,
Pest uns fern bleiben, wenn die Förderleistung der auch, so zu
sagen,geistignochimmerinder Wilhelmstraße Hausendensich
in Ladung und Löschung kümmerlicher Kähnchenfrachten
beschränkt, die Desinfizirstoff, Heilmittel, Fieberthermometer,
Spritzen, Messer und anderes Arztgeräth in Rußlands kron»
städter Hafen liefern? In den Kriegsjahren gelang das Wunder
der Seuchenabwehr, weil diktatorische Gewalt schalten und
jede irgendwie gefährdete Grenze sperren durfte. So bequem
einfach wirds nicht wieder. Finland,Esthland,Lettland, Litauen,
Polen, Danzig, Memel, das bessarabische Rumänien, anderes
der Ukraina Nahe: leichts wirds nicht sein, all Das unter
gleichen Quarantainezwang 2U bringen und überall für Ent»
lausung zu sorgen. Abermals ein Grund zu militärischer, Auf»
machung' des Unternehmens. Eine neue Form ist nicht über
Nacht aus der Erde zu stampfen. Und ,militärisch' hat nicht
immer den Sinn von ,kriegerisch'. Das griechische Stammwort
d/iilio) bezeichnet dieSchaarung einer zu gleichem Zweck, unter
gleichen Bedingungen angeworbenen Kumpanei.Nichtnurder
horazische ,catulus militat in silvis': auch manche Cupidojün»
ger werden von den Alten als militantes genannt; und wer be»
fiehlt, einDing ,militanter' zu treiben, will zunächst nur, daß alle
dazu Mitwirkende unter dem selben Gesetz stehen. Das ist hier
Nothwendigkeit. Geldsammelei mag, im günstigsten Erfolgs»
fall, den armen deutschen WolgasiedlernSaargetreide und einen
Zehrpfennig einbringen. In Rußland gehts nicht um Lebens»
fristung auf ein paar Wochen, sondern um Aufbau. Da ver«f
magWohlthätigkeit nichts. Da kann auch anarchischer Händ»
lerwettbewerb nicht von Grund auf, nicht bis in den Dachfirst
helfen. Die Einbildung (die selbsteinzelne Sowjethäupter noch
umfangt), es könne nützlich sein, eine Händlergruppe gegen

die andere, Deutschlands gegen Englands, czechische gegen
skandinavische, auszuspielen, kommt aus weltfremdet Thor»
heit und hat verschuldet, daß sogar der unverschüchtert ge»
scheite Herr Krassin von London aus nicht im Großen, ins
Große schaffen konnte. Selbst wenn der Versuch heimlicher
Einigung den Konkurrenten mißlingt, wird jede Gruppe nach
der Arbeit greifen, die ihr den schnellsten, sichersten, fettsten
Profit verheißt. Darunter litte die Sache. Wie dunkles Kolo»
nialgebiet will und darf Rußland nicht behandelt werden.
Eben so wenig wie China blinder Raffgier als Beute zufallen.
Planwirthschaft: das Wort ist in Deutschland verpönt,
von Rykow und anderen Moskauern aber längst aufgenommen
worden (wie den Inbegriff der flinke Herr Rathenau von dem
Amerikaner Taylor und dem Preußen Moellendorff empfan»
gen hatte). War und wird Planwirthschaft jemals von Noth»
wendigkeit befohlen, dann in diesem größten landwirthschaft»
lich»industriellen Unternehmen aller Geschichte. Nach einem
Plan muß es begonnen und militariter ausgeführt werden.
Nicht etwa militaristisch; nicht einmal im alten Sinn mili»
tärisch. Das internationale Heer soll nicht den Sowjets oder
einer Constituante die Reichswehr, Sipo, Schupo (wie immer
diese Kurzarbeiter oder von Arbeit ganz Abstinenten heißen
mögen) stellen. Die Ordnung zu sichern und Aufruhr ab»
zuwehren, bleibt die Aufgabe der Rothen Armee. Für deren
gute Nährung zu sorgen, ist deshalb Pflicht, die jeder an»
deren vorangehen muß. ‚Ruhe und Ordnung', der Zwilling»
fetisch, trägt, je nach dem Klima der Seele, Zeit, Volkheit, ver»
schiedene Namen und Kleider. Dem deutschen Philister hieß
sie mal Wilhelm, heißt sie jetzt Fritze; wird sie noch lange das
(nur durch die Dicke der Wattirung unterscheidbare) Licht»
gewand des Dreigestirnes Hindenburg»Hauptmann»Ebert tra»
gen und schon einen Stinnes oder Ludendorff ausschließen, weil
die Zwei doch Kanten und Ecken, Borsten und Zähne haben
und nur das AlkohoüschsSchwammige, Gemüthvoll»Bauer»
pfiffige, auf dem Boden der gegebenen Thatsachen Kraft Vor»
täuschende wahrhaft volksthümlich ist. In Rußland heißt
Ruhe und Ordnung heute und morgen Lenin. Selbst die
ihm feindlichsten Sozialrevolulionäre und manche bürger»
liehe Demokraten bekennen seufzend, der Mann sei noch nicht

zu entbehren. Gelehrter, Bauer,Heiliger,Zar; ein .lateinischer
Mushik' und doch jeder Zoll ein Russe; die vor grausamster
Härte nicht scheue Willenskraft des Gossudars und des Staats«
mannes Fähigkeit zu geschmeidiger Anpassung an neues Er»
eigniß und Werden. Ginge er, dann würde Reichszerfall.Chaos;
zwischen einer westlich bourgeoisen Stadtrepublik und dem
Hordenstaat eines betreßten Säbeldiktators zügellos wilde
Kommunistenstätchen; ärgerer Sektenterror, als selbst die
Klüngel des radikalen Herrn Bucharin und der Frau Kollontai,
die einzigen dem Vaterchen Iljitsch nicht blind ergebenen,
wünschen. Landkundige zweifeln, ob der geistig, vielleicht,
stärkere Trotzkij, als Jude, das Ganze allein zusammenhalten
könnte. (Wer nicht glaubt, daß, wie ich im vorigen Heft sagte,
die christliche Religion noch heute in Rußland die gewaltigste
Macht ist, Der lese in dem beachtenswerthen Buch, das Herr
Leo Matthias über Rußlands .Genie und Wahnsinn, Aufbau'
und Gefahrelemente' veröffentlicht hat, die Sätze: .Ich habe
mich in Moskau an verschiedene Straßenecken gestellt und
die Leute gezählt, die vor Kirchen, Kapellen und Heiligen»
bildern ihre Köpfe entblößten. In ruhigen Gegenden warens
immer über fünfzig und in der Nähe der berühmten Kapelle
der Iberischen Mutter Gottes manchmal über siebenzig Pro»
zent sämmtlicher Passanten. Nicht nur Bauer, sondern auch
Arbeiter, Soldaten und städtisch gekleidete Menschen. Selbst
wenn beide Hände eine Last trugen, versäumten sie den Gruß
nicht; sie setzten die Last dann eben hin oder berührten mit
dem Munde das heilige Symbol.' Und Moskau, die Sammel»
stätte und Kaserne der echten, militanten Kommunisten, ist von
dem Kern Rußlands heute eben so tief verschieden wie Berlins
Hakenkreuzerei von bremischer oder miesbacher.) UmLenins
Erfahrung und Ansehen, wenigstens für die Zeit der Ueber*
gangsfährniß, zu erhalten, muß die Rothe Armee so gespeist,
getränkt, gelöhnt werden, daß sie nicht auseinanderläuft oder
dem Lockruf eines in buntem Pomp schillernden Abenteurers
zuströmt. Das Eindringerheer soll nur gegen Noth, Siech»
thum, Unwissenheit, Oblomowtschina kämpfen und nur im
Bereich der Arbeitstätte Polizeirecht haben. Wie stark es
sein soll? Das muß, nach Bedürfniß und Kriegserfahrung,
der Große Generalstab bestimmen; dessen Häupter Marschall

Foch und Mr. Hoover sein und in den wir die Generale
Seeckt und Hoffmann, den im Organisatorischen gut bewähr»
ten Oberst Bauer und den besten Kauffahrtei» und Küsten»
fachmann, die Wirthschafter Duisberg, Moellendorff, Wied»
feld, die Sozialisten Oskar Cohn, Hue, August Müller, die
Finanzmänner Andreae und Goldschmidt, den agrarkundigen
Professor Hollmann, manchen Anderen noch abordnen könn»
ten. Ueberall würden zuerst, natürlich, die Arbeitlosen mo»
bilisirt und oft (wiederum: natürlich) gegen besser für das
neue Werk qualifizirte Arbeiter aus deutschen Betrieben aus»
gewechselt. Zu bedenken wäre auch, daß den Jugendlichen,
die jetzt ohne Wehrpflicht, zwischen Rummelplatz, Freibad,
Straßenjeu, immer mit Cigarette und Damenbedienung, auf»
wachsen, ein Jahr straffer Gemeinschaftzucht nöthiger und
nützlicher ist als Leuten, die im Feld waren oder zu Haus ge»
drillt wurden. Nach Menschenvoraussicht brächten dicke
Bündel die Meldung Freiwilliger (deren ‚politische Gesinnung'
zu beschnüffeln, wie jede Dummheit aus ähnlichen Kisten,
allen Zuständigen verboten sein muß). In keinem Fall würden
aus irgendeinem Land mehr Menschen rekrutirt, als es ohne
die kleinste Selbstschädigung abgeben kann. Damit Frank»
reich, dem der Krieg ein Fünftel der kräftigsten Jungmann»
schaft entrissen hat und von dem deshalb kein starkes Truppen»
kontingent zu erwarten ist, nicht im Schatten stehe, muß es
ein paar Führerposten besetzen; als Bauer», Winzer» und Heim»
arbeiterland vermag es dem Nord und dem Süd Rußlands,
der Schwarzerde und demRebenbaugebiet nützliche Praktiker
zu liefern und, wenn die gröbste Arbeit gethan ist, auf der
Krimhalbinsel, im Bund mit schweizer Pionieren der Fremden»
Industrie, das Gelände einer ‚russischen Riviera' zu bereiten.
Denn zum Wesen internationaler Planwirthschaft gehört
die Vorsorge, daß jedes Land sein Bestes an die gemein»
same Sache hingebe. Wozu aus Deutschland, vor unsicherer
Kartoffel» und Rübenernte, vor der bangen Frage, ob mög»
lich sein wird, das Vieh mit gutem Futter durch Heibst und
Winter zu bringen, Feldfrüchte und Thierstoffe sammeln, die
doch nur karges Almosen sein können? Aus Nord, und Süd»
amerika und Australien (Schafe) ist in Ueberfülle zu haben,
was unter unserem Himmel kein Sammeleifer und keine Ge»

winngier erlangen könnte. Damit die breite Kluft zwischen
Angebot und Kaufkraft nicht den Preis ins Bodenlose schlinge,
wurden , drüben Getreideberge, Maisgebirge verheizt, ver»
brannt, versenkt, aus ganzen Schiffen Kaffee und Früchte ins
Meer geschüttet, während Europas West darbte, derOst schon
hungerte. Das vom Weißen bis ans Schwarze Meer, von der
Beringstraße bis in die Ostsee gestreckte Reich erlaubt jeden
Ausgleich von Urstoffen und Waaren. Der Lieferbereich
der Vereinigten Staaten ist fast unbegrenzt; auch die im vor»
letzten Kriegsjahr aus neuen Werften gezauberten Kähne sind
wieder zu brauchen. England hatRegirerköpfe, Schiffe, Kohle,
das Empire überfüllte Lager. Deutschland kann Chemikalien,
insbesondere die Farbstoffe, die Amerika nicht mehr auf*
nimmt, und Kali liefern, wissenschaftlich geschulte Agrar«
und Industrietechniker, in jeder Betriebsart erfahrene Vor*
arbeiter, den Kern des Maschinenvolkes stellen und zugleich
Aufmarschgelände und Reparaturwerkstatt, Schule und La*
boratorium, Kesselschmiede und Apotheke des Civilisatoren»
heeres sein. Holland und Skandinavien geben Fische und
Fette, die Czechen gewerbliche Massengüter, die Rumänen
Petroleum, die Chinesen Reis, Webstoffe, feinste Ackerbau«
kunst, die jede Aehre wie eine kostbare Zierpflanze pflegt.
Das ist Andeutung des Planes, den Fachmannsverstand rasch
viel heller, bis in die fernsten Winkel, durchleuchten wird.
Nach acht Jahren, hatten die Bolschewiken gerechnet, werde
die neue Wirthschaft im Rohbau fertig sein; acht Jahre nach
dem Ende des Weltboykotts. So lange kann Rußland, kann
Europa nicht warten. Nur international und militanter gehts
aber viel schneller. Nur so ohne Bewucherung, Unterbiet*
ung, Dumping, Wettlauf nach den leckersten Bissen, Ver«
Schmähung schlecht lohnender Arbeit. Erinnern Sie sich, wie
geschwind das deutsche Heer sich überall Eisenbahnen baute,
die Landwirthschaft umpflügte, Industrieanlagen schuf und
zerstörte, Belgiern und Polen das winzigste Kupferstück aus
Maschinen und Kirchen, die stärksten Motorkräfte aus den
Fabriken, aus den Gruben das Holz, aus den Matratzen die
Wolle nahm, alte Türkenklitschen in Geschoß Werkstätten um*
wandelte, in Nordfrankreich Schachte, Hütten, Dörfer, Städte,
Brunnen und Gärten, Majoliken und Obstbäume .erledigte'

und in der Wüste sich dann wieder Stellungen schaufelte,
die über Nacht leidlich möblirt waren? Was die Briten in
bedächtiger Schnelle aus Calais (das sie, nach der Meinung
unserer Biedersten, nie wieder räumen würden) gemacht, in
welchem Wirbel Pershings Amerikaner bei Bordeaux sich
die breite Verpflegungbasis, eine Kriegerstadt mit allem Klub'
undSport»Komfort, acht bis aufs Schlachtfeld führende Eisen«
stränge aus der Erde gehext haben? All Das würde jetzt,
ohne feindliche Fronten, Trommelfeuer und Todesgefahr,
tausendmal leichter. Zu Bestimmung der Reihenfolge genügt
schlichte Laienvernunft. Zuerst muß überall das Saatgetreide
für die nächste Felderbestellung gesichert werden. Dann Kohle
und Erdöl; vor Winterseinbruch könnte das Donezbecken
und in Baku die Petroleumförderung wieder in Gang sein;
in besserem als vor dem Krieg. Flickung und Dehnung des
Schienennetzes. Lokomotiven, Wagons, Lastautos (für den
Zuträgerdienst) heran. Alle Kräfte ausgenutzt. Ohne die Ge*
wißheit der Verfügung über zulängliche Transportmittel ist
nichts zu machen. Herstellung der Kanalisation und Wasser«
leitung. Aufzucht kräftiger Zugpferde. Salpeter, Dungstoffe
aller Art, Dampfflüge, Agrarmaschinen aufs Land. Der
Mittelbauer und Mushik, der sich gestern noch gegen solches
Teufelswerkzeug sträubte, lechzt heute danach und bettelt
vor jedem Sowjetgipfelchen um Gelegenheit zu Mechanisi«
rung seines Betriebes. Aber Ihr müßt ihn geduldig lehren,
wie das Ding anzufassen sei; und dürft ihm nicht Magister
geben, die zwar, wie mancher hochwerthige Spezialist aus
Amerika, ein Schräubchen meisterlich drehen, doch nie um
das Ganze, in das es gehört, sich bekümmert haben. Der
deutsche Gernbastler, der Pfannen, Lampen, Uhren, Stiefel,
Riemen, Dächer, Fenster flickt und sich in jedes Handwerk
einbohrt, ist da der rechte Mann. Landwirthschaftschulen
in alle Dörfer. Kurze Lehrbücher, die der Einfältigste ver»
steht, wenn der bis in Alphabetkenntniß Aufgestiegene sie
vom Ofen herab den Lauschenden vorliest. Schleunige Prü«
fung aller Fabriken und Abbau der unheilbar veralteten.
Durchforschung, Durchschürfung des Bodens; vom Kaukasus
bis an den Baikal, von Murmansk bis in die Küstenprovinz
Wladiwostoks muß geweckt werden, was in ihm schlummert.

Erz aus dem Ural, Mangan aus Georgien, Baumwolle aus
- Turkestan: und zwei Hauptgewerbe heben aus der Gruft sich
ins Licht. Die schnellste Blüthe und Exportfähigkeit ist von
der Heimindustrie-zu hoffen, die, wenn sie erst wieder Stoffe,
Farben, Arbeitgeräth hat, auf EuropasMärkte bald auch wieder,
für Kleid und Haus, all den hübschen Tand schicken wird,
der als Fabrikat der Westländer dem von den Kosten unent»
behrlichen Bedarfes fast erdrückten Volk nicht mehr er»
schwinglich ist. Viel langsamer, als die Meisten glauben, wird
die Massenernährung sich ins Auskömmliche bessern. Schon
im vorigen Sommer hörten wir, daß in fast allen russischen
Städten die Kalorienmenge, für Kinder und Erwachsene, nicht
die Hälfte der täglich nothwendigen erreiche. Seitdem waren
zwei Mißernten, Eiweiß und Fett kaum noch zu haben. Leicht
zu erdenken also, wie es jetzt aussieht. Dauerheilung kann
nur aus Sibirien kommen, das Riesenstrecken fruchtbarsten
Bodens hat, unangetastete Erdschätze aller Art birgt, ein
großes Volk neuer Siedler zu nähren, schnell in Wohlstand
zu fördern vermag und nicht so schlimm verwüstet ist wie,
von Zaristenhorden und anderem Gesindel, die Ukraina,
deren Fluren seit 1919 beinahe nur mit dem dünnen Blute der
neunhunderttausend erschlagenen Juden gedüngt wurde. Die
Ernte des Hungertodes und seines Seuchengefolges würde
durch Welthilfe früh, Noth und Pein des Russengewimmels
spät gemindert. Empört wendet Leidesmitgefühl sich von der
entwürdenden Vorstellung, wichtiger als die Erhaltung krän»
kelnden,zu Vollgesundung untauglichen Menschenlebens sei
die Erneuung des zu Werthzeugung brauchbaren Apparates, die
Sicherung von Daseinsbedingungen, die gesundes Leben und
schöpferische Gemeinwirthschaft ermöglichen. Dennoch ists
so; darf es nicht anders sein. Bleibet uns mit Caritas und Privat»
i initiative vom Hals! Im Garten des herbstlichen Schiras»Rosen
möget Ihr damit die Stirn der Festgäste entrunzeln. Wo Ge»
wissen noch wacht, wird der süße Schwatz zu Ekel. Sechster
August, Reichsregirerl J1ypense. Der Tag austro»ungarischer
Kriegserklärung an Rußland. Unsere war,inHabsburgs altem,
Deutschlands Leben nirgends gefährdenden Tückekampf ge»
gen die Slawen, sechs Tage voraus. Wenn Wien einen Met»
ternich, Schwarzenberg, auch nur Beust hatte, konnte es

zwischen dem letzten Juli» und dem sechsten Augusttag das
Thorenreich Wilhelms und Bethmanns mattsetzen, dem alten
Franz Joseph die täglich erflehte Rache für Königgraetz be»
scheren und seinen Erben mindestens für ein Halbjahrhundert
die Kronen Rudolfs und Stephans verbürgen. Damals sohastig
und heute so zaghaft? Mobilisirung des Arbeitheeres braucht
nicht längere Zeit als des in Krieg zu schleudernden. Noch
einmal gewährt Himmelsgunst Euch eine Gelegenheit. Ver»
säumt Ihr auch diese Schicksalsstunde, dann ... Gute Nacht.
Und nennen Sie, Biederteutone vom anderen Planeten, was-
ich hier ausspreitete, nicht eine Hundstagsschrulle, ein Neben»
produkt der brütenden Sonnengluth. Vor fünf Jahren schon, bei
kühlem Wetter, habe ich, für den Fall ungemeinerLandplage, die
Mobilmachung internationaler Helferheere hier empfohlen.""

Vom rothen Fels

Charity begins at home. Statt den Russen Wohlthätig»
keit zu verheißen, aus der nichts Wirksames werden kann,
müßten die Reichsregirer dem eigenen Haus die Wohlthat
der Rechtswahrung sichern. Geschiehts? Mord schreit nach
Sühne. Und ein Bürgerausschuß der Insel Helgoland ver»
schickt eine Denkschrift, der ich die Kernsätze entnehme.
„Bei der Uebernahme Helgolands im Jahre 1890 sind
die alten Rechte der Helgoländer durch feierliche Erklärung
als auch für Deutschland dauernd bindend bestätigt worden.
Die Thatsache, daß Helgoland Festung wurde, war ein schwe»
res, aber willig getragenes Opfer für die Helgoländer; denn
schöner ist die Insel durch die Befestigung nicht geworden
und reizvoller für den Fremdenverkehr, der das Brot des
Helgoländers ist, auch nicht. Die ganze Tragik offenbarte
dieser Zustand beim Ausbruch des Krieges. Binnen weniger
Stunden wurde die Insel gewaltsam von allen Einwohnern
geräumt, darunter von vielen, die nie in ihrem Leben das-«
Eiland verlassen hatten. Man muß die Liebe des Helgoländers
zu seiner Heimath kennen, um das Weh zu ermessen, unter
dem die Inselbewohner fast fünf Jahre gelitten haben. Sie
durften bei der Räumung nichts mitnehmen; dafür wurde
ihnen versprochen, daß es ihnen auf dem Festland besser
ergehen werde als in ihrer Heimath. Als sie aber nach Harn»
bürg kamen, kümmerte man sich nicht um sie; und sie mußten

zuletzt froh sein, in den Auswandererhallen der Hapag wenig»
stens ein Dach über den Köpfen zu haben. Als Unterstütznng
erhielten sie hundertundzwanzig Pfennige pro Kopf und Tag;
für Kinder die Hälfte. Ihre Hoffnung, die Heimstätten unter
sicherem Schutz zu wissen, wurde auf kaum glaubliche Weise
getäuscht; sie fanden bei der Rückkehr ihr Eigenthum in
einem Zustand vor, der jeder Beschreibung spottet und den
besten Ausdruck in dem Wort des zuständigen Kaiserlichen
Regirungpräsidenten fand: .Schlimmer können die Russen
in Ostpreußen auch nicht gehaust haben!' Die Entschädi«
gungen, die geleistet wurden, stellen nur den Bruchtheil eines
Ersatzes für die vernichteten und .requirirten' Werthe dar....
Die selben deutschen und preußischen Regirungen, die flam<
mende Proteste gegen den Friedensvertrag von Versailles
serienweise in die Welt hinausgehen lassen, wollen diesen
Vertrag ohne Noth und Zwang benutzen, um den Helgo»
ländern Rechte zu nehmen, die keine Luxusrechte sind, sondern
aus den Existenzbedingunden der Insel als Voraussetzungen
abgeleitet werden müssen. Was Helgoland will, ist: Selb»
ständigkeit, eigene Verwaltung, Freiheit in der Auswerthung
seiner wirthschaftlichen Möglichkeiten. Die Abtragung der
Befestigungen läßt das Eiland in verwüstetem Zustand. Täg»
lieh wird auf der Insel gesprengt, die Häuser leiden entsetz»
lieh, überall zeigen sich Risse; Badegäste, die zur Erholung
die Insel aufsuchen, reisen wieder ab, da sie hier keine Ruhe
finden. Vom Fischfang allein kann Helgoland nicht leben;
es ist gegen die mit den modernsten Ausrüstungen versehene
Küstenfischerei auch nicht mehr konkurrenzfähig. Die einzige
Hoffnung wirthschaftlicher Erholung und ausreichender Da«
seinssicherung ruht in der Möglichkeit, Helgoland als See»
badeort von Weltruf in modernster Weise auszugestalten.
Das aber ist nur möglich, wenn die Helgoländer ein freies und
selbständiges Volk bleiben, unbehindert von einem berliner
Geheimrath, der wohl Helgoland schon seit zwanzig Jahren
verwaltet, aber nach eigenem Geständniß die Insel noch nie
gesehen hat, ungehemmt von einer Polizeiwirthschaft, auf
die Helgoland so gern verzichten kann wie der Besucher,
der sich schließlich auch ohne Sipo ins Bett findet. Nach«
dem unsere Jahre langenBemühungen keinerlei Zugeständnisse

von entscheidendem Belang erwirkt haben, werden sich die
Helgoländer allgemach klar, daß sie von Deutschland nichts
mehr erwarten dürfen als weitere Verhöhnungen unserer Dele»
gationen. Wer auf die Insel kommt, ist erstaunt über den
Umfang der stetig wachsenden Verbitterung gegen und Ent-
fremdung von Deutschland, von der sich auch nicht ein Hei»
goländer ausschließt und an der die Regirungen des Reiches
und Preußens die Schuld tragen. Der Helgoländer verliert
den Glauben, daß er von Deutschland Würdigung seiner
Sorgen und Nöthe erwarten darf. Die Helgoländer haben
es satt, in den Audienzzimmern berliner Ministerien Fliegen
zu fangen und in ewiger Wiederholung festzustellen, daß
man uns nicht versteht und verstehen will. Wir erkennen,
daß die deutsche Regirung aus dem Schaden verfehlter Politik
in Elsaß.Lothringen, Nordschleswig, Oberschlesien und Posen
nichts gelernt und bis heute verfehlt hat, die ihr von der
Loyalität der Helgoländer und deren billigen Ansprüchen
offen gelassenen Wege zu betreten. Uns wird ein schwerer
Vorwurf oft daraus gemacht, daß wir uns an den Völkerbund
und den englischen Vertragskontrahenten der Uebernahme
gewandt haben. Die uns diesen Vorwurf machen, scheinen
kein Gefühl dafür zu haben, mit welcher Wucht dieser Vor»
wurf auf sie zurückfällt. Diese Herren wundern sich darüber,
daß uns das helgoländer Problem mehr ist als ein Ministerial»
ressort, nämlich eine Frage nach Sein oder Nichtsein. Durch»
aus verständlich ist, daß wir unser Recht dort nehmen, wo
wir es finden; traurig ist nur, daß es überall eher zu finden
ist als in Berlin. Bei den HeJgoländern (und wir haben alle
Helgoländer hinter uns) schlägt es jetzt Zwölf. Wir appelliren
zum letzten Mal (nicht an das Ressort Unter den Linden,
sondern) an das deutsche Volk, das doch wohl etwas Anderes
ist als Verwaltungmaterial für verknöcherte und geschichtlich
gerichtete Bureaukraten. Wir wenden uns als kleiner Bruder
an den großen, als niedergehaltenes kleines Volk an das große
und wollen hoffen, bei ihm Verständniß und Hilfe zu finden."
Den Leser überläufts, weil er weiß, daß die Klage im
Wesentlichen nur Wahres aussagt. Den Helgoländern, die
unter Englands drucklos gemächlicher Herrschaft frei athme»
ten und, an Badegästen und Strandrecht, reichlich verdienten,
\

ist seit dreißig Jahren der Lebensraum ins Unerträgliche ver»
engt worden. Bismarck, der mit anglo-deutschem Krieg nie
-ernsthaft rechnete, tadelt in seinem Buch den Erwerb der Insel.
„Im Hinblick auf eine (voraussichtlich französische) Blockade
war die Deckung Helgolands durch die englische Neutralität
für uns nützlich. Jetzt haben wir den Felsen mit eigener Kraft
zu vertheidigen, wenn wir verhindern wollen, daß die Fran»
zosen im Fall eines Krieges sich daselbst festsetzen." Wilhelm
wollte, als er „den Alten nicht mehr verschnaufen ließ", im
Frühsonnenglanz des Selbstherrschers denReichsmehrer spie»
len. Polterte, nach überstandener Seekrankheit, mit Infanterie
und Kanonen auf das grüne Oberland des rothen Felses und
hielt, zwischen meckernden Ziegen, eine der Reden, deren
verstaubte Requisiten (unser alter Gott und unser scharfes
Schwert, Deutschlands Zollernaar und trockenes Pulver) dann
drei Jahrzehnte lang geduldet wurden und heute noch aus der
Gedächtnißdrüse treue Augen feuchten. Durch den Kriegs»
lärm hallte dieFrage: „War er nicht, trotz Bismarck, imRecht?
Was wären wir ohne Helgoland!" Und ohne Dicke Beitha,
Flammenwurf, Stickgas, Tauchboote zu Vernichtung des
fremden, zu Unterseebetrieb des eigenen Handels und andere
Alltags wunder? Die Gegenfrage, obs ohne all diese Triumphe
deutscher Tüchtigkeit denn noch schlimmer werden konnte,
als es geworden ist, wird nicht gestellt. Immer der Wahn
gestreichelt, schon der Dreistundenaufschub unvermeidlichen
Erdbebens sei Heilandsthat und nie welkender Lorber dem
Kapitän gewiß, der, um der Schande frühen Kesselschadens zu
entgehen, sein Schiff mit letztem Kraftgekeuch, an dem Noth«
hafen vorbei, in den Ozean dampfen, mit Mann und Maus
sinken läßt. Die Helgoländer hatten eine Weile fast berli-
nischen „Betrieb". Ihr Inselchen wurde so widrig, wie der
Potsdamer Bassinplatz wäre, wenn Schlaumeier ihn mit dem
„Leben undTreiben am Bahnhof Friedrichstraße"verschmutzt
hätten. Ueberall Schienen, Schachte.Minen, Batteriestellungen,
Kasernen, Stammtische, Fahnen, Musik, Seiner Majestät Blaue
Jungen; fünf, sechs oder mehr Dutzend Goldmarkmillionen
für einen Torpedoboothafen. Alles ist hin. Dem Bad könnte
nur Rückfall in die patrizisch vornehme Verwitterung der
englischen Zeit aufhelfen. Der geduldig priemende Männer«

thing der Insel wäre mit ein paar guten Ministerworten zu zäumen gewesen, die Herrn Stegerwald, münchen«gladbacher Auslese, doch glatt von der Zunge gehen. (Daß diesen von der Sozialdemokratischen Fraktion in Höllenpfuhl verdamm» ten Ministerpräsidenten während langer Urlaubsdauer nun der sozialdemokratische Staatssekretär Goehre vertritt, dünkt. mich der Erwähnung werth. Da der Vertreter straff an die Politik des Amtsinhabers gebunden ist, kann sie nicht gar so .niederträchtig reaktionär" sein. Oder verbietet die Fraktion nicht solche zu treiben, wenn sie nur um diesen Preis die rothen Pfründner am Trog halten kann?) Der hinter der Republikanerfassade unveränderte Tshin, der die armen Hei« goländer wie üble Kujone behandelt hat, wettert jetzt, weil die Verzweifelnden von England und dem Völkerbund Hilfe er» flehen. Auf dem Konferenztisch des Obersten Rathes wird ihre Denkschrift nicht fehlen. „Da sehen Sie abermals, wie Deutschland sein Wort hält und das Recht Schwacher wahrt. Unwandelbar. Wers nicht im Blut hat, lernts nie ertragen. Nach Elsässern, Lothringern, Polen, Litauern, Schleswigern, Oberschlesiern sehnen nun auch die Helgoländer sich fort..."

Oberschlesiens Bilanz

Im ersten Juliheft veröffentlichte ich den Artikel eines französischen Politikers, der errechnet hatte, Oberschlesiens Verlust würde das deutsche Gesammtvermögen nur um fünf Milliarden Mark mindern, also Deutschlands Zahlungfähig» nicht um ein beträchtliches Stück kürzen. Ich rieth zu Widerlegung: und erhielt eine, die ich, ohne Einzelnach* prüfung der Ziffern, hier ans Licht bringe.

Oberschlesiens Verlust

Wirkung auf die Handels- und Zahlungbilanz Deutschlands

,,a) Im Jahr 1913 stellte sich der Waarenverkehr Oberschlesiens wie folg:t: >,

Nach Oberschlesien:

aus Deutschland 310 Millionen Goldmark (davon 233 Millionen Goldmark an Massengütern)

aus dem Ausland 145 „ „ (davon 131 Millionen Goldmark an Massengütern)

Aus OberschlesieiL:

nach Deutschlaf'' 596 , » (davon 209 Millionen Gold-
dk mark an Steinkohle und
ega 333 Millionen Goldmark an
s sonstigen Massengütern)

nach dem Ausland 460 Millionen Qoldmark (davon 207 Millionen Gold-
mark an Steinkohle und
174 Millionen Qoldmark an
sonstigen Massengütern).
b) Für den gegenwärtigen Waarenverkehr Oberschlesiens
liegen ausreichende statistische Unterlagen nicht vor. Man
kann jedoch durch Vergleich mit der Verminderung des Waren-
umschlages im übrigen Deutschland mit ausreichender Sicher-
heit annehmen, daß sich die Waarenmengen um durchschnittlich
25 Prozent vermindert haben und daß die Großhandelspreise
des innerdeutschen Verkehres (in Papiermark) auf das Vier-
zehnfache, des Waarenversandes in das Ausland auf das
Zwanzigfache und des Waarenbezuges aus dem Ausland auf
das Fünfundzwanzigfache gestiegen sind. .Unter dieser Annahme
ergiebt sich als gegenwärtiger Waarenverkehr Oberschlesiens:
Nach Oberschlesien:
aus Deutschland 3,16 Milliarden Papiermark
aus dem Ausland 2,72 «
Aus Oberschlesien:
nach Deutschland 6,26 » (davon 2,20 Milliarden
Papiermark an Stein-
kohle und 3,50 Milliar-
den Papiermark an son-
stigen Massengütern)
nach dem Ausland 6,00 . » (davon 3,11 Milliarden
Papiermark an Stein-
kohle und 2,61 Milliar-
den Papiermark an son-
stigen Massengütern).
c) Würde Oberschlesien von Deutschland abgetrennt und
Polen zugeschlagen, so würde sich dieser Waarenverkehr we-
sentlich verändern. Der leider sicher zu erwartende Rückgang)
der industriellen Produktion Oberschlesiens würde zunächst eine
absolute empfindliche Verminderung seines Waarenbezuges wie
seines Waarenversandes herbeiführen. Von dem übrig bleiben-
den bisherigen Waarenaustauschverkehr mit Deutschland würde
ein erheblicher Theil künftig mit Polen statt mit Deutschland
erfolgen. Es erscheint daher nicht übertrieben, wenn man in
diesem Fall annimmt, daß sich der bisherige Waarenverkehr
mit Deutschland auf die Hälfte vermindern und sich etwa wie
folgt stellen würde: i- :i : 1!
Nach Oberschlesien von Deutschland 1,58 Milliarden Papiermark
Von Oberschlesien nach Deutschland 3,13 „ .
(davon 1,1 Milliarden Papiermark an Steinkohle und 1,75Milliarden
Papiermark an sonstigen Massengütern).
d) Für. die Wirthschaft des übrig bleibenden Deutschlands
folgt hieraus, daß die Industrie insbesondere durch das Aus-

bleiben eines Theiles der oberschlesischen Steinkohle und der
sonstigen Massengüter (Zink und so weiter) in schwere Beh
drängniß gerathen würde. Ein Theil der fehlenden Mengen
(nehmen wir an die Hälfte, also für bisher — -^*- = 1,42'
Milliarden Papiermark) würde, da der Ersatz in Deutschland1,
nicht zu beschaffen ist, aus dem übrigen Ausland bezogen wer-
25
den müssen und in Folge der höheren Auslandspreise -rr X
1,42 = 2,54 Milliarden Papiermark erfordern. Die andere Hälfte
der fehlenden Rohstoffe und Halbfabrikate würde mit Rück-
sicht auf ihre für die gegebenen Absatzverhältnisse zu hohen:
Auslandspreise überhaupt nicht ersetzt werden können und'
zu entsprechender Minderbeschäftigung der deutschen Industrie
führen, eben so wie ihr um' 1,58 Milliarden Papiermärk ver-
minderter Absatz nach Oberschlesien, für den ein Ersatz auf
dem übrigen Weltmarkt nicht zu finden ist.

e) Die deutsche Gesammteinfuhr würde sich also unter die-
sen Voraussetzungen um 2,54 + 3,13 = 5,67 Milliarden Papier-
mark vermehren und um 2,72 Milliarden Papiermark vermin-
dern, also insgesammt eine Steigerung von 2,95 Milliarden Pa-
piermark erfahren. Die deutsche Gesammtausfuhr würde sieb
dagegen um1 6,90 —1,58 = 5,32 Milliarden Papiermark ver-
mindern. Die deutsche Handels- und Zahlungbilanz würde
eine Verschlechterung von 2,95 + 5,32=8,27 Milliarden Papier-
mark erfahren. Damit würde seine Zahlungfähigkeit für Repa-
ration-Zwecke bei einem Umrechnungskurs von 1 : 15 unt
8270
-jg- = 551 Millionen Goldrnark vermindert werden. Dem
gegenüber muß jedoch beachtet werden, daß zugleich seine
Pflidhtzahlungen an die Entente mit Rücksicht auf den Aus-
0 26 5320
fuhrindex von 26 Prozent um ——^ = 92,2 Millionen.
Goldmark herabgesetzt würden.

Veriminderungdesdeutschen Volksvermögens

a) Das oberschlesische Abstimmungsgebiet hat nach der
Volkszählung vom achten Oktober 1919 2,09 Millionen Ein-
wohner ergeben. Von der Gesammtbevölkerung des Deutschen
Reiches sind Dies rund 3,47 Prozent. Wegen seines ReichL
thums an mineralischen Schätzen und an Wäldern ist jedoch
der Antheil Oberschlesiens am deutschen Volksvermögen we-
sentlich höher. Hier sei nur darauf verwiesen, daß auf Ober-

Schlesien 23 Prozent der Steinkohlen- und 78 Prozent der
Zinkerzförderung, 6,5 Prozent der Kokereien, 21 Prozent der
Bleihütten, 7,7 Prozent der Hochofenwerke, 32,1 Prozent der
Schweißeisen- und 8,9 Prozent der Walzwerke, sowie 9,7 Pro-
zent der Schwefelsäurefabriken Deutschlands entfallen. .Wenn
daher in der nachfolgenden Berechnung der Antheil der Ver-
mögenswerthe Oberschlesiens nur um ein Drittel höher als sein
Bevölkerunganteil, nämlich mit 4,5 Prozent des deutschen Volks1-
vermögens angenommen wird, so dürfte dieser Satz eher zu
niedrig gegriffen sein. Er ist von sachverständiger Seite auf
5 bis 6 Prozent berechnet worden.
b) Das deutsche Volksvermögen wurde vor dem Krieg auf
350 Milliarden Goldmark geschätzt. Sowohl durch den Krieg
wie durch den Friedensvertrag ist seine Substanz wesentlich
vermindert worden, und zwar insbesondere durch Gebietsver-
lust, Abgabe oder Vernichtung seiner Auslandswerthe und
sonstige Substanzübertragungen an die Siegerstaaten. Die übrig
gebliebene Substanz des deutschen Volksvermögens könnte unter
Zugrundelegung der Friedensertragswerthe mit höchstens 270
Milliarden Goldmark geschätzt werden. Der wirkliche Gegen-
wartwerth des deutschen Volksvermögens ist jedoch weiterhin
dadurch erheblich herabgemindert, daß der Raubbau an den
Produktionstätten während des Krieges, die gegenwärtig ge-
ringere Arbeitleistung seiner Bewohner und der niedrigere
Ausnutzungsgrad seiner Produktionstätten die Produktion kraft
des deutschen Volksvermögens vermindert haben.
Von dem städtischen Grundbesitz und von den Verkehrs-
anlagen ist überhaupt bei der gegenwärtigen Höchstmiethen-
regelung und der staatlichen Verkehrsverbilligung nur noch ein
ganz geringer Bruchtheil des Ertragswerthes der Vorkriegszeit
vorhanden. Obgleich durch diese Maßnahmen die Rentabilität
der übrigen werbenden Theile des deutschen Volksvermögens,
vor Allem der landwirtschaftlichen und industriellen Produk-
tionanlagen, künstlich gesteigert wird, beträgt auch bei diesen
der heutige Ertragswerth (in Goldmark ausgedrückt) nur noch
weniger als die Hälfte gegenüber der Vorkriegszeit. Im Durch-
schnitt kann man also den wahren Gegenwartwerth des deut-
schen Volksvermögens nur mit höchstens 35 bis 40 Prozent des
zuvor ermittelten Substanzwerthes von 270 Milliarden Goldmark,
also mit etwa 100 .Milliarden Goldmark ansetzen. Dies ent-
spricht, in Papiermark ausgedrückt, bei einem Umrechnungs-
kurs von 1:15 einem Gegenwartwerth des deutschen Volks-
vermögens von etwa 1500 Milliarden Papiermark.

c) Unter Zugrundelegung des zuvor ermittelten Prozent-
satzes von 4,5 ergiebt sich für den Fall eines Verlustes Ober-
schlesiens die Verminderung des deutschen Volksvermögens um'
4,5 Milliarden Goldmark oder um 67,5 Milliarden Papiermark.
d) Hierzu tritt die indirekte Verminderung des deutschen.
Volksvermögens, die durch die wirthschaftlichen Rückwirkungen
einer Abtrennung Oberschlesiens auf die restlichen deutschen
Gebiete hervorgerufen wird. Eine solche Werthverminderung
läßt sich statistisch nicht erfassen. Immerhin giebt die folgende
Ueberlegung einen gewissen Anhalt. Wie dargelegt ist, wird
die Abdrosselung des bisherigen Waarenaustauschverkehrs mit
Oberschlesien zu einer empfindlichen Minderbeschäftigung der
Industrie im übrig bleibenden Deutschland führen. Von dem!
bisherigen Waarenversand nach Oberschlesien würden für 1,58
Milliarden Papiermark in Fortfall kommen, ohne daß ein ander-
weitiger Absatz dieser Waaren möglich wäre. Von dem bis-
herigen Waarenbezug an Steinkohle und sonstigen Massen-
gütern (Zink und so weiter) aus Oberschlesien würde für 1,42
Milliarden Papiermark aus den angeführten Gründen auch von
anderer Seite her nicht beschafft werden können, also, da vom
Werth der Fectigwaaren durchschnittlich 25 Prozent auf Roh-
stoffe entfallen, zu einer Verminderung der Waarenerzeugung
im Werth1 von 4x1,42 = 5,68 Milliarden Papiermark führen.
Insgesammt würde daher die Minderbeschäftigung der Industrie
1,58 -f- 5,68 = 7,26 Milliarden Papiermark betragen. Heute kann
damit gerechnet werden, daß vom Gesammtvolkseinkommen
mindestens 20 Prozent auf das fundirte Einkommen (Kapital)
und höchstens 80 Prozent auf das Arbeiteinkommen entfallen.
Die Minderbeschäftigung der Industrie in Höhe von 7,26 Mil-
liarden Papiermark vermindert somit das fundirte Einkommen
des restlichen Deutschlands um etwa 0,20 X 7,26 = 1,45 Milliar-
den Papiermark. Hierzu kommen als weiterer Verlust an Ka,-
pitaleinkommen die zuvor dargelegten Mehrkosten in Höhe von
2,54 —1,42 = 1,12 Milliarden Papiermark, die den Bezug eines
Theiles der ausbleibenden Rohstoffe aus dem Auslande ver-
ursachen würde, so daß das Kapitaleinkommen insgesammt um
1,45 + 1,12 = 2,57 Milliarden Papiermark vermindert würde.
Dies entspricht bei Zugrundelegung einer durchschnittlichen!
Verzinsung von 5 Prozent einer indirekten Verminderung des
deutschen Volksvermögens um 51,4 Milliarden Papiermark.
e) Insgesammt wilde somit ein Verlust Obersch'.esiens eine
direkte und indirekte Verminderung des ^deutschen Volksi-
vermögens in Höhe von rund 120 Milliarden verursachen.

Verminderungdesdeutschen Vo lksein kommens
a) Das fundirte Einkommen Oberschlesiens errechnet sich
zinsgemäß bei dem Kapitalvermögen in Höhe von 67,5 Milli-
arden Papiermark auf rund 3,4 Milliarden Papiermairk.
b) Hierzu kommt das Arbeiteinkommen seiner Bevölkerung.
Die Zahl seiner Haupterwerbsthätigen beträgt in Oberschlesien
rund 900 000 (= 43 Prozent von 2,09 Millionen Einwohnern).
Nimmt man deren Arbeiteinkommen mit monatlich durchschnitt-
lich1 11 bis 1200 Mark an, so ergiebt sich als gesammtes jähr-
liches Arbeiteinkommen der oberschlesischen Bevölkerung eine
Summe von rund 12,5 Milliarden Papiermark.
c) Das Gesammteinkommen OberschLesiens beläuft sich
somit auf etwa 15,9 Milliarden Papiermark.
d) Daneben muß die Verminderung des Volkseinkommens
beachtet werden, die durch die wirthschaftlichen Folgen einer
Abtrennung Oberschlesiens in den übrig bleibenden Theilen
Deutschlands hervorgerufen wird. Die Minderbeschäftigung
der Industrie verursacht einen Ausfall von 7,26 Milliarden
Papiermark. Die Mehrkosten des Bezuges eines Theiles der
ausbleibenden Rohstoffe aus dem Ausland betragen 1,12 Mil-
liarden Papiermark. Insgesammt würde daher das Volks-
einkommen in den übrig bleibenden Theilen Deutschlands
um etwa 8,38 Milliarden Papiermark vermindert werden.
e) Eine Abtrennung Oberschlesiens würde also eine di-
rekte und indirekte Verminderung des fieutschen Volks-
einkommens um rund 24,3 Milliarden Papiermark verursachen.
Minderung der Steuereinkünfte des
Deutschen Reiches
a) Die Minderung der Reichseinnahmen, die bei einer Ab-
trennung Oberschlesiens durch den Fortfall der Steuereinkünfte
aus diesem Gebiet entstehen würde, beträgt nach der folgenden
Zusammenstellung der Erträgnisse der Reichssteuern rund; 4 Mil-
liarden Papiermark:
A. Direkte Steuern
davon entfallen
auf Oberschlesien
Milliarden Mark Millionen Mark
Einkommensteuer (Reichsantheil)... 6,7 4% 268
Körperschaftsteuer (Reichsantheil) . . 1,9 7% 133
Kapitalertragssteüer 1,4 4% 56
Reichsnothopfer 7,5 4% 300
Erbschaftsteuer 2,0 4% 80
Umsatzsteuer (Reichsantheil) 13,7 7% 959
Grunderwerbssteuer 0,5 3% 15
Reichsstempelabgaben 1,3 7% 91
Abgabe vom Personen- und Güterverkehr 1,2 7% 84
Summe: 36,2 1986

B. Indirekte Steuern, Zölle und Abgaben
Zölle
2,5
7%
175
Kohlensteuer auf Steinkohle ....
6,0
25%
1500
Tabaksteuer und Alkoholsteuer . . .
5,0
3,3%
165
1,2
3%
36
0,2
3%
6
1,0
7%
70
Summe:
15,9
1952
Insgesammt:
52,1
3938

b) Die auf Grund dieser Zusammenstellung geschätzte Summe des Ertrages an Reichssteuern aus Oberschlesien entspricht der durchschnittlichen Belastung des deutschen Volkseinkommens durch Reichssteuern. Sie wird nach Durchführung der in Aussicht genommenen Finanzreform über 25 Prozent des Volkseinkommens betragen. Das ermittelte Gesammteinkommen Oberschlesiens von 15,9 Milliarden Papiermark entspräche einem Steuersoll von rund 4 Milliarden Papiermark.

c) Hierzu kommen wiederum die indirekten Wirkungen einer Abtrennung. Die Minderung des Volkseinkommens in den übrig bleibenden Theilen Deutschlands würde etwa 8,4 Milliarden Papiermark betragen. Unter Zugrundelegung der durchschnittlichen Belastung mit Reichssteuern von 25 Prozent entspricht Dies einem weiteren Steuerausfall von 0,25x8,4 gleich1 2,1 Milliarden Papiermark.

d) Der gesammte Ausfall an Reichssteuern würde somit über 6 Milliarden Papiermark betragen.

e) Hier ist noch nicht eingerechnet, daß die Minderbeschäftigung der Industrie des übrig bleibenden Deutschlands in Höhe von 7,26 Milliarden Papiermark eine gewaltige Steigerung der Arbeitlosigkeit, und zwar um über 400 000 Köpfe, hervorrufen würde, deren Unterstützung durch das Reich Milliardenbeträge erfordern müßte.

Zusammenfassung

Eine Abtrennung Oberschlesiens würde also folgende direkte und indirekte Folgen haben:

Das deutsche Volksvermögen würde um etwa 120, das deutsche Volkseinkommen um über 24 Milliarden Papiermark vermindert werden. Der Ausfall an Reichssteuern würde über 6 Milliarden Papiermark betragen. Die Arbeitlosenziffer im übrig bleibenden Deutschland würde um über 400 000 steigen. Die deutsche Handels- und Zahlungbilanz würde sich um etwa 8Vi Milliarden Papiermark verschlechtern. Die deutsche Zahlungfähigkeit für die Reparation würde sich um etwa 550 Mil-

lionen Go'.dmark vermindern. (Zugleich würde die Höhe der
deutschen PflichtzahLungen an die Entente auf Grund des Ulti-
matums um etwa 92 Millionen Goldmark herabgesetzt.)"
Wenn mans so liest, mags leidlich scheinen. Wird nur,
leider, auf den Obersten Rath nicht wirken. Seit dem Mai 19
hört er in / jeder Woche mindestens einmal: „Ohne Ober»
schlesien ist, auf großes Ehrenwort, die Erfüllung unserer
Vertragspflicht ganz unmöglich". Auch die Erwiderung bleibt
immer gleich. „Ihr habt, nach langem Zaudern, den Friedens»
vertrag unterschrieben, der starke Minoritäten vor Fremd»
herrschaft bewahren, die deutsch»polnische Grenze ,in' Ober»
schlesien ziehen, überall, wo Lage und Wirthschaft nicht da»
wider sind, die Nationalität nach der Mehrheit der Gemeinde»
stimmen richten will, mit einem ,ungetheilten' Oberschlesien,
deutschen oder polnischen, also nicht vereinbar ist. Das
Stimmergebniß schuf Euch das Recht auf drei Fünftel des
Landes, des Volkes. Niemand bestreitet sie Euch. Und Ihr
dürftet der Glücksgunst danken, die Euch zum Nebenbuhler
einen nach der Wiedergeburt früh zerrütteten, tief verschul»
deten, mit seinem Kriegsgetümmel Land» und Stadtarbeiter,
auch manchen Bürger schreckenden Staat gab. Trotzdem
haben zwei Fünftel, an der Urne zuerst, dann mit der Waffe,
bekundet, daß sie Polen, nicht Deutsche, sein wollen. Diesen
Willen zu schirmen, ist der Zweck des Vertragsartikels. Nach
seinem Wortlaut und Sinn, eben so nach den Plebiszitziffern,
hat Polen zwei Fünftel des Bodens, des Volkes zu fordern.
Die Angabe, dieser Verlust, der kleinste, den Ihr am Tag
der Unterschrift in die Rechnung stellen konntet, nehme Euch
die Finanzkraft zu Entschädigung der Sieger, gilt uns nicht
mehr als eines Stutzers Gestöhn, weil von acht Sommeran»
zügen zwei ihm auf der Reise gestohlen wurden, könne er
nicht in sein Bureau oder Kontor gehen." Diese allzu stichfeste
Antwort wird im lieben Deutschland stets überhört, über»
schrien. Behörden und Presse hämmern, vornan der sonst
klügere Kanzler, der Nation den Irrglauben ein, die Abstim»
mung (die das Wollensverhältniß ermitteln, nicht Mehrheit»
herrschaft erwirken sollte) habe ihr das Recht auf die ganze
Preußenprovinz gegeben und jede Theilung sei „Eidbruch und
fluchwürdiges Verbrechen". Viel Lärm um nichts. Unfrucht»

bares, mit Milliardenaufwand in Treibhausgluth geheiztes
Mühen verthat die Zeit, die zu vernünftiger Auswahl der ab»
zutrennenden zwei Landfünftel genutzt werden mußte. Die
europäische Lösung, selbständiger Wirthschaftstaat unter in»
ternationaler Aufsicht, ist, so weit ich sehen und hören kann,
nur hier öffentlich gefordert worden. Durch störrige Wie»
derholung wirdFalschmärnicht wahr. Oberschlesien ist nicht
urdeutschesLand,nichtseitsiebenhundertJahrendemDeutsch»
thum zugehörig, Polen nicht „durch deutsches Blut befreit",
sondern den Russen entrissen worden, um ins siegreiche Gusso»
darstwo Deutschland, sammt Litauen, Kurland und (loser)
Finland, eingeknechtet zu werden. Und Herr Wirth darf we»
der draußen noch zu Haus Vertrauen heischen, wenn er vom
höchsten Regirersitz, zwischen Geschluchz undGefluch, in die
Volksmasse Urtheil wirft, das seine Amtsakten selbst als
falsch erweisen, und nicht fühlt, daß Polens thöricht wüthende
Feindschaft der deutschen Sache morgen nützlicher wird,
als dieses Nachbars Zuneigung ihr je werden könnte.

Fulgura frango

Was in Paris, auf Weltrichterbefehl, in Erztafeln geätzt
wird, offenbart sich bald als Provisorium. Herr Wiith möchte
mitätzen. Darf sich in der berliner Hitze aber an dem venti»
latorischen Bewußtsein kühlen, daß seine Kabinetspolitik (so
nannte man einst verantwortungloses Gemächel) den sechs
Köpfen des Obersten Rathes die Bitterniß dieser Hundsstern»
konferenz durchStreuprischen gezuckert hat. Trompetenstoß.
„Mendelssohns Mannheimer hat aus Holland so viele Gold»
millionen gepumpt, daß Deutschland in diesem Jahr nicht
mehr Devisen braucht, die Mark valuta also stetig bleiben oder
gar steigen wird." Sie sinkt; seit der Verkündung täglich.
Jeder weiß, daß Deutschlands Bedarf noch lange nicht gedeckt
ist. Keiner, auf welche Frist, zu welchem Zins der Pump abge»
schlossen wurde, dem, trotz amtlicher Schlußansage, noch zwei»
mal was nachtröpfelt. Herr Briand fürchtet, der Theilungbe»
schluß werde den oberschlesischen Rebellentrotz aufpeitschen,
und ersucht unser Auswärtiges Amt, für die Durchreise einer
französischen Di vision vorzusorgen. Herr Lloyd George, d er in

Bayonnettes nie einen zulänglichen Ersatz gestaltender Staats»
mannskunst sah, die Polen nicht mehr riechen mag, des zähen
Nordostquarks überdrüssig ist und seine Zeit für Irland, Arne»
rika, Japan, Smyrna»Angora braucht, knurrt, solche Soldaten,
Spielerei sei Unfug, den er nicht mitmache. Knurrt und pfaucht
so laut, daß es die Ohrspitzer der Wilhelmstraße hören. Statt
das Konfliktskeimchen leis zu nutzen, trägts unser Außen»
minister in die Gluth des Weltmarktes, wo es schnell faulig
stinkt. Koramir.ende Frage: „Sind alle Westmächte mit dem
Truppentransport einverstanden?" Barsche Antwort (die uns
nur, spät und schüchtern, angedeutet wird) dreier Botschafter:
„Das geht Sie nicht an; interne Angelegenheit der Verbün»
deten." Viele Prokuristen Oeffentlicher Meinung buchens
als Erfolg. Eher als dem Außenminister traue ich den trüben
Einfall Herrn Rathenau zu, der vielerlei gefällige Talente
hat, aber noch niemals Nothwendigkeit und Möglichkeit der
Politik richtig sah. Einerlei. Schon wiehert sein Drang ins
Oeffentliche nach neuer Zwiesprache mit dem Kollegen Lou»
cheur. Der bedauert; will sich wohl erst vom Empfang der
Dioskuren Guggenheimer und Hirsch, Hirsch und Guggen»
heimer erholen. Und damit geschwind auch der Britenpremier
gegen deutsche Regirer verstimmt werde, lassen sie officio»
sissime drucken, was er, unter Verlrauensvoraussetzung, als
Prämie für die Annahme der londoner Bedinge zusagen ließ.
Wer auf Konferenzkrach hoffte, hat die Rechnung ohne den
Wirth und die Kellner gemacht. Wispert ihnen nicht Einer ins
Ohr, daß auch für sie, für Deutschland der wichtigste Gegen»
stand der pariser Tagesordnung der Versuch zu Rettung Ruß»
lands ist? Ohne Mobilisirung des Erdballes kann sie nicht ge»
lingen. Das von thätiger Menschenliebe umfangene Russen»
volk zwänge jedes Reichshaupt zu Anetkennuug der Schulden
aus zarischer Zeit. Deutsche Aufbauarbeit macht den zweit»
größten Schuldner Frankreichs gesund: und vor diesem er»
starkten Rußland stände es gewiß nicht gern als Mäster des
Polenehrgeizes. Himmelsgunst gewährt den Völkern noch ein»
mal große Gelegenheit. Nur Weltgemeinschaft kann Rußland
retten. Nur in dieser Arbeitgemeinschaft erneut sich die Welt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Faß 6. Garleb G. m. b H. in Berlin.

war nach Brest« Litowsk begreif lieh; gegen ein bis nachKowno,
Reval, Helsingfors mächtiges, das in Europa geschrumpfte,,
aller Ukrainen beraubte Russenreich überschattende Deutsch*
land mußte die Französische Republik, zu ihrer Sicherung, in
Nord» und Südost jeden möglichen Nothelfer dingen. Davon«
heißts längst, wie im Märchen: Es war einmal. Frankreich aber
hätschelt noch heute Polen und Türken, die ältesten, gehaßte«
sten Feinde Rußlands, das ein Vierteljahrhundert lang der Pivot
französischen Wollens und Handelns war und das es nun in Ver»
bündung mit Deutschland, in den Bund der Mißhandelten,,
drängt. Diese Politik ist nicht weiser, als die deutsche war, die
zu Rettung totkranker Raubstaaten das Schwert zog. Türken»
macht in Europa und ein aufgeschwollener, alles einst deutsch*
russische Grenzland beherrschender Polenstaat werden nach
Rußlands Auferstehung Schemen. Kein Michael oder Nikolai,
keine Reichsduma kann morgen die zwanzig Milliarden Francs
zurückzahlen, die Rußland den Franzosen schuldet. Doch
zu Anerkennung der Schuldnerspflicht sind die Moskauer ge-
wiß jetzt bereit; und die Deutschen, als ihres Fleißes Zins diese
Summe in die pariser Staatskasse zu liefern. Wird nicht Scha*
densersatz, „reparation" im Ursinn des Wortes, wenn Frank*
reichs Hauptschuldner den zweitgrößten gesund macht und
dadurch zugleich die eigene Leistungfähigkeit erhöht? Die
Zeit, auf vernünftig gerechte Abgrenzung der aus dem Ple»
biszit uns zugefallenen drei Fünftel Oberschlesiens hinzu»
wirken, wurde nutzlos verthan; nicht einmal für Menschen»
ewigkeit aber wird die Grenzlinie gezogen. Die Zahl der nach
würdig dauerbarer Verständigung mit Deutschland Langen»
den ist in Frankreich viel größer, als das Preßgetos vermuthen
läßt. Diese wachen Köpfe fühlen, daß Lebensversicherung
aus Moskau und Berlin gewichtiger ist als aus Warschau und
Angora zugesagte. Knirschend sehen sie, wie hoch seit dem
Friedensschluß Englands Macht die ihres Vaterlandes über»
wuchs; und lernen des Wachsthums Ursache ahnen. England
will, was es wollen muß; immer fand Neues den Briten*
geist neu. Morgen Nothwendiges heute erkennen und in
Bereitschaft sein: Das nur, Deutsche, Franzosen, ist Politik.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Faß & Garleb G. m. b H. in Berlin.
\

M A N © L I

\

Die Zukunft
Berlin, den 20. August 1921
Place de la Concorde
Cylindet parade
^^ufallsbosheit zwang mich, am elften Augustmittag durch die Wilhelmstraße zu gehen. Schwüle Gluth warnt vor Auf blick. Die Sehnsuchtfrage, ob nicht Gewitter werde, wen» det, dennoch, das Auge dem blau»grauen Himmel zu. Da wehen Fahnen. Nirgends sonst; nur von den Amtsgebäuden. Im dritten Lebensjahr der Republik sehe ich, zum ersten Mal, ihre Fahne. Die solls doch wohl sein? Gewiß; trotzdem das Gold durch unschön stumpfes Gelb ersetzt ist. Wurde Gold» farbe eben so unerlangbar wie Golddeckung der Reichskassen» scheine? Schwarz»Roth»Gelb (ungefähr des habsburgischen Oesterreichs): gut siehts nicht aus. Aber sie wagen, endlich, die Fahne der Republik zu hissen. Warum heute? Von Cylinder» hüten schimmert die Antwort. Wunderliche Gestalten kribbeln von der Straße Unter den Linden her denAemtern zu. Ueberall die Typen des Gewerkschaftbeamten und des Zeitungmachers mittleren Schlages; graueBureauhocker und „richtige"Geheim» räthe (die schon vor 19 den Titel hatten). Lange und kurze Röcke, seltsame Cuts und ihnen nicht zugehörige Beinkleider, ehrwürdige und speckige Cylinder. Jeder trägt einen. Ohne Seidenhut scheints in der Mittagsgluth nicht zu gehen. Nur vereinzelte Swells haben zum Cut den Strohhut oder die Filz» melone aufgesetzt; altes Regime aus der Politischen Abtheil»

ung des Auswärtigen Amtes. Sie kommen, Alle, aus dem Staatlichen Opernhaus, wo der dritte Geburtstag der Reichs» verfassung gefeiert worden ist. Deshalb die Fahnen. Abends, sage ich mir, wirst Du lesen, „Alles, was in Berlin einen Na» men hat, habe der Feier beigewohnt", und in Deines Nichts durchbohrendem Gefühl erschaudern, weil kein altes, kein neues Regime Dich je zu solchem Fest lud; laß die Thräne nicht rinnen. Höher darf ja das Bürgerherz schlagen: schon ists erlaubt, die Fahne der Republik zu hissen und das Reichs- grundgesetz zu ehren. Das ist schwunglos, schwächlich, hat sehr üble Mängel, gestattet die ärgste Willkürherrschaft; weitet immerhinaberdenBeziikdesVolksrechtes. Undgiltdem deut- schen Volk doch weniger als Mutter Hekuba dem Schauspieler, der ihr Leid vor Hamlets Auge beweint. Erste Verfassung- feier: und kein Mensch kümmert sich drum. Als Wilhelms Frau gestorben war, hing bis in Kleinleutestraßen Fahne an Fahne und zehntausend Offiziere schritten in Paradeuniform hinter der Bahre. Heute haben nur Amtshäuser, auf Befehl, geflaggt und die Hauptstadt sieht aus wie an jedem Hunds- tag. Ist daraus zu schließen, daß Alles am Alten hängt und der neue Zustand die tief überwiegende Volksmehrheit widert? Dagegen sprechen die in allen Wahlkämpfen der Industrie- städte erstrittenen Sozialistensiege. Die Reichsregie ist jämmer- lich. Der Skandal, daß von dem Auswärtigen Amt des banke» roten Reiches vier- oder fünfhundert Journalisten bezahlt wer- den, könnte wenigstens zu kluger Propaganda für das Wesen der Republik genutzt werden. Erinnert Ihr Euch, daß fast eine Woche lang das Denken ganzer civilisirter Völker in die^Frage geklammert war, ob Herr Carpentier Herrn Dempsey, ob der Amerikaner den Franzosen niederringen werde? Depeschen, Bilder, Lebensläufe,Preise, Wetten, Prognosen: wer nie Ring- kampf sah noch zu sehen wünschte, war, selbst er, genöthigt, des großen Dinges zu achten, das jenseits vom Atlantic wer- den sollte. Nie ward die Allmacht der Presse deutlicher (und abscheulicher) erwiesen. Hätte unsere Regirermannschaft zu rechter Zeit das Tantam geschlagen, dann wäre aus dem Ver- fassungtag ein Volksfest geworden. Bilder aus der Weimarer Nationalversammlung, der Film, den Minister Preuß, pater

constitutionis, von seiner Einführungrede kurbeln ließ, Illu»
mination der Rechte, die das Grundgesetz der Nation, ihren
Erwählten, der Frau giebt; Tüchtige hätten hundert Propa»
girmöglichkeiten erwittert. Von einem Notizchen, an das mich
erst das wandernde Cylindermuseum erinnern mußte, war
nichts zu hoffen. Die Meinung, all Das sei nicht der Mühe
werth, ist Irrglaube. Erstens lechzt draußen Alles nach Zeichen,
die andeuten, daß Demokratie und Republik sich in Deutsch»
land einwurzeln werde. Lange hat nichts Anderes uns in Arne»
rika so geschadetwie die Bilder und Berichte von dem militari»
sehen Gepräng der Leichenfeier im Park von Sanssouci. Das, rie»
fen Betrachter und Leser, „ist ja, mitden umjubelten Generalen
und Offizierregimentern, in jedem Zug noch das alte Deutsch»
land; erzählet uns doch nicht das Märchen, daß es ve1rschwun»
den sei." Jedes sichtbare Wachsthum des Willens zur Republik
mehrt das Ansehen Deutschlands; von jedem Vorsprung der
Monarchistenparteien wird es geschmälert. Denket daran.
Zweitens bedarf auch das deutsche Volk selbst der Stärkung im
Glauben an die Heilkraft der neuen Institutionen. Sein Auge
und Ohr sehnt sich aus Entbehrung nach Freude. Vom Thurm
einer Kirche in Halensee, die sich Jahre lang mit einem armsäli»
gen Glockchen beholfen hatte, klang am zweiten Augustsams»
tag zum ersten Mal wieder wohltöniges Glockenspiel. Als riefe
ein zuvor nie erlebtes Wunder: so schnell schaarte Andacht
(die nicht aus Gehorsam, aus Drang nach bestimmter und be»
stimmender Lehre erwuchs) froschkalte Berliner um den rothen
Bau; und aus offenen Fenstern lauschten ringsum entzückte
Köpfe. Dieses Volk ist zu begeistern. Nicht, freilich, durch kahle
Feier, die in Geschwindschritt „erledigt" wird, wie andere
Pflicht. War die von heute besser? Einer, der mich ansprach,
antwortet der Frage: „Schmerzlose Sache. Viertel nach Zwölf
kam Ebert; schritt die Ehrencompagnie der Reichswehr ab, die
dann Stechschritt vorführte, und kletterte in die Proszeniums»
loge. Zwei Musikstücke (‚Piezen': sagt mancher noch nicht be»
amtete Genosse); dazwischen RedeWirths. Wie er immer redet.
Jetzt ist zehn Minuten nach Eins und wir sind, zu Fuß, wieder in
der Wilhelmstraße. Wirth las vom Blatt. Einiges war aber zu
verstehen. Der ganze Kram hat kaum mehr als 'ne halbe Stunde

gedauert. Ein Segen bei der Hitze." Warum, bei der Hitze, mit»
tags, da doch abends Theater, Konzert» und Festsäle zu haben,
Plätze, Parks und Walddome nutzbar sind? Warum eine ge»
schriebene, anständig»verständige Rede, ein Sommerorchester,
eine Feier ohne Künstler, ohne Weihe, Duft, Klang, Widerhall?
Wo war die Jugend, die Weibheit, das Arbeitervolk? Zwei»
tausend Unmündige beiderlei Geschlechtes, aus Hochschulen,
Gymnasien, Gemeindeschulen, Kontor, Lehre, Fabrik, aus bun»
ten Knospen ein Kranz, drin, was an Aelteren der Raum fassen
kann; Mozart; ein Jubilus (aus der zu lange verstummten
Kehle der Frau Sorma); danach eine Rede, die keine Schreibe
ist und aus der Lerchen steigen und Funken stieben, Rede über
die wiedergeborenen, neu gewordenen Begriffe von Freiheit
und Volkheit; klug Er wähltes, ganz wenig, von Walther, Kant,
Goethe, meisterlich gesprochen; dann, mit den edelsten Solis
und sorglich gepflegten Chören, die Neunte. Warum nicht?
Nach der Kunde von würdiger, tief ins Volk nachhallender Feier
des deutschen Verfassungtages hätte die Welt aufgeathmet;
wäre französischem Mißtrauen eine Waffe entsunken, die es
un weise, aber auch ungern braucht. Nun ist die Feier „glatt er»
ledigt" worden; damit gebuchtwerdenkönne: So herrlich weit
haben wirs gebracht. Kein Ton, der auch nur kurzen Echoruf
weckte. Das Ganze fast unbemerkt. Ein Kanzler, dessen höchst
brave, farb» und duftlose Reden, in jeder Woche eine, unbe»
achtet verplätschern. Als Reichspräsident ein ausgepichter So»
zialdemokrat, der alles einst Verfluchte alltäglich segnet, von
jedem rothkollerigen Geheimrath und altadeligen Attache über
den Klee hinauf gelobt wird und wacker das ihm aufgebaute
Frontchen abschreitet. Die Deutsche Republik ist das ein»
zige Land, das seinen von Kriegswuth hingemähten Söhnen
keine Dankfeier gerüstet hat. Und versucht sie, sich selbst
zu feiern, so wird eine „schmerzlose Sache" draus; wird wel»
kern Ceremoniale nachgestümpert, das nur durch Gloria und
Prunk der alten Militärmonarchie noch erträglich war. Mit
den Köpfen, Röcken, Cylindern ehrsamer oder ins Schiebe»
tische verschnörkelter Spießbürgerei ist kein Staat zu machen.
Die ans Pult heimkehrenden Festgäste ähnelten allzu sehr
dem Aufgebot einer Innung, die „einem verdienten Mitglied

die letzte Ehre erwiesen hat". Eure Republik langweilt die
Leute. Nie gelang ihr ein Fest; nicht ein Lied hat sie in vier»
unddreißig Monaten geboren. Der Götterfunke fehlt.

Am anderen Ufer

Die Sassen der Welt, die Kurzsichtigen versunken scheint,
sind nicht müßig. Immer ist an ihrem Himmel, auf ihrer
Erde geschäftige Bewegung. Hic et ubiqUe. Wo in der Asche
noch ein Fünkchen glimmt, schüren sies, blasen drein und
hoffen, daß Feuer draus werde. Für sie wirkt Erinnerung an
Zeiten, die dem aus grauer Ferne rückblickenden Auge wie
Paradieseslenz schimmern. Wirkt der Kindswahn, die Noth
und Ohnmacht von heute sei aus dem Ermüdungwirbel vom
Herbst 18, aus dem Wesen „undeutscher" Republik, nicht
aus dem Trugglanz der dreißig Wilhelmsjahre geworden.
Leset die Geschichte deutscher Gegenreformation (die auch
in Bayern begann): und fraget Euch selbst, ob die gläubig
der Republik Verlobten nicht dem Nachtrab der Kleinrefor»
matoren ähneln, in denen der Sturm verbraust, nur kühle
Nüchternheit geblieben war und wider die alle Zauber Roms,
Philipps, Rudolfs, alle Volkshoffnungen auf die von Altar
und Thron verheißenen Wunder stritten. Will Deutschland
vorwärts, dann muß es der Geräusche achten, die den Ent»
schluß verrathen, es listig in Rückweg zu drängen.
Die Fischer der lübecker Bucht hatten an Wilhelm das
folgende Telegramm gesandt: „Wo sind die schönen stolzen
Zeiten, da unser Kaiser auf der ,Hohenzollern1 und ,Meteor1
die lübecker Bucht durchkreuzte? Deutsche Fischer am Osts1ee-
strand gedenken am fünfzehnjährigen Jubiläum des Fischer-
regattavereins und bei Fahnenweihe in Treue und Dankbarkeit
ihres geliebten Kaisers, des kräftigen Förderers der Segelei, und
senden ihm ehrerbietigen und herzlichen deutschen Seemanns-
gruß. Wir halten zum Kaiser und zur Flagge Schwarz-Weiß-
Roth." Die Antwort lautete: ,,Seine Majestät der Kaiser und
König haben Sich über die herzlichen Seemannsgrüße vom Ost-
seestrand ganz besonders gefreut. Das waren treudeutsche Worte,
die zum fernen Kaiser hinüberklangen! Sie haben bei Seiner
Majestät ein dankbares Echo gefunden und in Ihm, nach schmerz-
lichen Tagen, frohe Erinnerungen aus vergangener Zeit wach-

gerufen. Möchte dieser vorbildliche Geist, der aus treuen'See-
mannsherzen sprach, zur Wiedergenesung unseres Volkes bei-
tragen und der Baumeister unseres neuen Vaterlandes werden!
Für Ihre Treugrüße soll ich Ihnen Seiner Majestät herzlichen
Dank übermitteln, dem in den nächsten Tagen durch ein von
Berlin dem Verein zugehendes Reiterbild mit Allerhöchster
Unterschrift noch besonderer Ausdruck gegeben werden wird.
Im Allerhöchsten Auftrage: Graf Moltke, Flügeladjutant." (Ist
Philis musikalischer Freund in Allerhöchsten Dienst auferstan-
den?) Ein anderes Telegramm aus Schloß Doorn lautet: „Am
Tage der Regimentsfeier des Königlich Bayerischen Infanterie'-
Leib-Regimentes gedenkt in der Einsamkeit der unvergänglichen
Tapferkeit des stolzen Regiments vor Verdun mit unauslösch-
licher Dankbarkeit der alte Oberbefehlshaber Wilhelm." Ganz
der alte Ton (und Stil); medicus et praeceptor Germaniae, Kai-
ser und König. Sogar das Leibregiment ist noch „Königlich".
Wartet nur: balde giebts wieder Orden. Oder ward den Treusten
gar schon die Erlaubniß verliehen, sich Adler, Sterne, Kreuze,
Krone, Eichenlaub, Schwerter und anderen Behang aus eigener
Tasche zu kaufen? Billig wirds bei Godet heute nicht sein.
In der Bucht, deren Fischer, urplötzlich, wilhelmischer
Rednerei Meister geworden sind, wehen von unzähligen
Strandburgen schwarz»weiß»rothe Fahnchen; auch hamburger,
iubecker, holsteiner, dänische, schwedische und das weiße
Hakenkreuz auf schwarzem Grund erblickt Dein Auge.
Nirgends die Farben der Deutschen Republik. Und in die
Häuser der Frommen flattert ein Blättlein, das den schönen
Namen trägt: „Sehnsucht und Hoffnung, Zeitschrift für
christliche Alliance, Evangelisation und Gemeinschaftpflege".
Leih Dirs für eine Stunde aus; oder wende eine Papiermark
an den Kauf der Nummer 3. Du*wirsts nicht bereuen. Denn
da ist („aus dem trefflichen Büchlein ‚Der Tag des Gerichtes'
von Otto Autenrieth") abgedruckt, wie der Weltkrieg ent»
standen ist. „In rein sachlicher und überzeugender Weise führt
der Verfasser aus, wem die Schuld beizumessen sei." Horchet!
„Ich will Dir ein Geheimniß erzählen, deutscher Junge,
deutsches Mädchen, deutsche Mutter, deutscher Mann, das er-
zähle weiter, das erzähle, wo immer Du Fremde triffst, daß sie
es weitersagen, bis man es kennt in jedem Winkel der Erdfei
Es ging ein Mann aus, der war groß und kräftig von Ge-

stalt und gut gekleidet, denn er war wohlhabend, und er ging
sicheren, ruhigen Schrittes dahin, wie Einer geht, der schwer
gearbeitet hat und sich bewußt ist, seine Pflicht gethan zu
haben. Es lauerte ihm aber anr Wege ein kleiner Mensch, an-
gethan mit einer rothen Mütze und weiten rothen Hosen, auf,
der' hatte einen bösen Blick und in sein hageres Antlitz hatten
die Leidenschaften tiefe Furchen gegraben. Schon lange war
er neidisch auf den großen stattlichen Mann und hätte ihn gern
hinterrücks überfallen und seines Oeldes beraubt. Heute hoffte
er, endlich die That ausführen zu können. Aber als er den.
Starken so sicher ein herschreiten sah,, entfiel ihm der Muth'.
Statt aber nach Hause zu gehen und sein Spiel verloren zu;
geben, schlich er dem Großen nach, bis sie an einen Ort kamen,
woselbst in der Nähe viele Menschen waren. Da sprang er
auf ihn zu und rief: ‚Dein Qeld oder das Leben!' Halb er-
staunt, halb mitleidig sah der Stattliche den Frechling an; dann
packte er ihn gelassen an der Gurgel und hätte ihn fast mit
einem Griff erwürgt. Aber der Kleine wandte sich so, daß er
noch Luft zum1 Schreien hatte, und schrie aus Leibeskräften:
‚Hilfe! Hilfe!' In Schaaren kamen die Leute herbei, große und
kleine. Fragten erstaunt, was da vorginge. Da schrie der Roth1-
hosige wieder: ‚Hilfe, Hilfe! Ich bin angefallen! Ein Räuber,
ein Räuber!' Da zögerten die Leute nicht länger. Sie drangen
auf den stattlichen Mann ein, der vergebens sich zu rechtfertigen
und den wahren Sachverhalt aufzuklären suchte; sie ließen ihn
gar nicht zu Worte kommen. ‚Du bist ein Räuber!' schrien sie,
‚Du mußt sterben!' Da blieb dem Großen nichts Anderes übrig,
als sich seiner Haut zu wehren. Und er that es mit solcher1
Kraft, daß ihn die Vielen sicher nicht überwunden hätten. End-
lich aber ermattete er doch; und sie schlugen ihn zu Boden.
Als er ohnmächtig dalag, wollten die Anderen gehen; der
Kleine aber setzte sich ihm auf die Brust und begann, ihn ausi-
zuplündern. Erstaunt fragten Die, die ihtn geholfen hatten,
was er da thue. ‚0', antwortete der Kleine, ‚ich habe ihn im'
ehrlichen Kampfe besiegt, so werde ich mir wohl auch die
Siegesbeute nehmen dürfen!' Und er begann, da die Taschen
geleert waren, dem Erschlagenen den Rock auszuziehen. ‚Du
irrst Dich,' erwiderte der Größte von den Männern, durch deren
Eingreifen es schließlich allein gelungen war, den Hünen zu
überwältigen, ‚Du irrst, nicht Du hast den Mann besiegt,
sondern wir sind es, die ihn überwunden haben.' ‚0', sagte der1
Kleine wieder, indem er seinem Opfer die Beinkleider abstreifte,

‚ich hatte ihn schon beinahe niedergerungen, als Ihr dazukamt, und ich wäre auch ohne Eure Hilfe mit ihm fertig geworden.' Damit zog er dem Ohnmächtigen das blutbefleckte Hemd aus. Jetzt schlug Dieser, vor Kälte erschauernd, einen Augenblick die Augen auf, sah mit irrem Blick um sich und seufzte leise: ‚Mein Weib! Mein Kind!' Dann schwanden ihm die Sinne wieder. Der Kleine warf sich platt auf den Nackten hin, schlug wie ein Vampyr seine Zähne in dessen Hals und begann, gierig das Blut aus dem zuckenden Körper zu saugen.

Die Anderen packte Entsetzen und sie standen wie gebannt vor Schrecken und sahen zu. Ein kleines Vöglein aber, das auf einem Baum gesessen und Alles mit angesehen hatte, schwang sich auf und flog, bis es zu dem Palaste des Königs kam; dem setzte es sich auf die Schulter und erzählte ihm sein Erlebniß. ‚Herr', schloß es, ‚wie kannst Du, der Allmächtige, solches Unrecht geschehen lassen?' ‚Der Räuber ist des Gerichtes schuldig', sprach der König, ‚aber seine Helfer wissen nicht, was sie thun; sie glaubten, im Recht zu sein, als sie den Großen niederschlugen.' ‚Herr', entgegnete das Vöglein bescheiden, ‚verzeihe, wenn mein Schmerz Dir zu widersprechen wagt: wenn sie auch vorher den Großen für den Räuber hielten, so hätten sie doch ihren Irrthum erkennen müssen, als sie den Kleinen ihn berauben sahen.' ‚Du hast Recht', nickte der König, ‚ich gebe ihnen eine Stunde Zeit; wenn sie bis dahin ihren Fehler nicht erkennen, so haben sie sich mitschuldig gemacht und ich will sie von der Erde vertilgen!' Bei diesen Worten sah er nach der Uhr und umfaßte seinen Herrscherstab, der aussah wie ein zackiger Blitz, fester mit den Händen. Da hörte man in der Luft ein leises dumpfes Grollen und fern begann die Erde zu beben. Denn die erste Minute der Stunde des Gerichtes war abgelaufen."

Für Kinder? Das wäre nicht weniger gefährlich. Doch drüber steht ja: „Zeitschrift für christliche Alliance, Evan» gelisation und Gemeinschaftpflege". Also ungefähr die „Rich» tung Michaelis", des sechsten Kanzlers im Deutschen Reich. Drunter könnte stehen, wie am Schluß des zweiten Makka» bäerbuches: „Und hätte ich es lieblich gemacht, Das wollte ich gern. Ist es aber zu gering, so habe ich doch gethan, was ich vermochte. Denn allezeit Wein oder Wasser trinken» ist nicht lustig; sondern zuweilen Wasser, zuweilen Wein trinken: Das ist lustig. Also ist es auch lustig, so man Mancher*

lei lieset." Lieblich und zugleich lustig ist, aus einem zu
Pflege evangelischer Nächstenliebe geschaffenen Blatt „in rein
sachlicher und überzeugender Weise" zu lernen, wie der Große
Krieg entstand und verlief. Auch Bayerns frommer König Lud«
wig hat ja, in offizieller Rede, einmal gesagt: „Als uns Frank«
reich den Krieg erklärte." Und thront wieder in Volksgunst.
Schüchtern nur, und niemals ungestraft, wagt manch«
mal Einer, statt betäubenden Alkohols den Mitbürgern klares
Wasser zu kredenzen. Weil solches Wagniß Ermuthigung
verdient, seien hier ein paar Bruchstückchen aus einem Ar«
tikel wiedergegeben, worin ein Ungenannter den Lesern der
Vossischen Zeitung drei Heerführer zu zeigen versuchte.
„General Ludendorff ist als Hasardeur und als Subalterner
geschmäht worden. Wer ihn am Telephon und am Schreibtisch
beobachtet hat, gewann vielmehr den Eindruck einer Persön-
lichkeit, wie man sie in der Leitung großer deutscher. Unterneh-
mungen als Vorbilder unermüdlicher Arbeitkraft, eindringender
Detailkenntniß und weitreichender Kombinationgabe vielfach am
Werk sieht. Solchen Generaldirektorennaturen (man denke nur
an den alten Kirdorf) fehlte, was die erste deutsche Unter-
nehmergeneration, die Krupp und Harkort, auszeichnete: das
Verständniß für die unwägbaren menschlichen Faktoren. Luden-
dorff ist vor dem1 Krieg in der Front, in einem größeren Theil
seiner militärischen Laufbahn aber in Staabsoffizierstellen und
in der Operationabtheilung des Großen Generalstabes beschäf-
tigt worden. Seine Gedankenrichtung wurde von vorn herein
auf die Durcharbeitung bestimmter theoretisch ersonnener, nicht
aus dem Leben erwachsener Militärprobleme eingestellt. Seine
theoretischen Arbeiten aus dieser Zeit sollen nach1 dem Urtheil
seiner Mitarbeiter Beweise genialer Erfassung einer gegebenen
Lage und der in ihr bestehenden Möglichkeiten erbracht haben.
In den Problemen des Weltkrieges ist ihm1 diese Eigenschaft
nur in den Fällen von Nutzen gewesen, in denen die Strategie;
allein als Schlüssel der Lösung dienen konnte. In allen den
großen Entscheidungen und Erwägungen, in denen psycholo-
gische, wirthschaftliche und technische Faktoren gegenüber den
militärischen Gesichtspunkten überwogen, hat Ludendorff, in
Folge einer grandiosen Einseitigkeit seines Wesens, versagt.
Faktoren wie Volksstimmung, Arbeitwille, Oeffentliche Meinung
des In- und Auslandes, Wirthschaftgeist der Bevölkerungsklassen

und psychologische Verfassung des Heeres w urden von Ludendorff bei großen Plänen, die sich auf Monate und Jahre hinaus: erstrecken mußten, mit einer souverainen Geste übersehen und nicht in Rechnung gesetzt. Da er in seiner geistigen Entwickelung mit diesen Faktoren nie rechnen gelernt hatte, bestanden sie für ihn einfach nicht. Auch seine allergrößten Berechnungen kannten letzten Endes nur die Größenordnungen, in denen er seine wahrhaft genialen Kombinationen zusammengestellt hatte (Tannenberg, Masuren und den Rückzug vor Warschau): Armeecorps, Marschstunden und Wagenachskilometer der Eisenbahn. Die Veränderungen, die an diesen Grundsätzen seiner Kombinationen im Lauf des Weltkrieges in numerisch nicht faßbarer Form vor sich gegangen waren, blieben, von ihm ^unerkannt, außerhalb des Bereiches seiner Gedankenwelt. Daß Truppentheile der selben numerischen Größe je nach Beschaffenheit des Ersatzes und der Verschiedenheit des an der Zusammensetzung hauptsächlich betheiligten deutschen Stammes die Schrecken und Entbehrungen mit erheblich von einander abweichenden Einbußen an moralischer Kraft durchgemacht hatten, blieb ihm ein Räthsel. Daß solche schwer mitgenommenen Truppentheile einen Großkampftag nur unter erheblichen Zersetzungerscheinungen überstanden, war ihm unverständlich. Er hatte nicht damit gerechnet'. Er ,rechnete' mit den vorhandenen Güterwagen und Lokomotiven, ohne zu berücksichtigen, daß diese Bestände seit Jahren nur ganz ungenügend nachgesehen und reparirt worden waren. Er versuchte, bis auf wenige Tausende möglichst genau den Nachschub der Entente aus Amerika zu berechnen: rechnete aber nicht mit der Hebung der Kriegsstimmung in England und Frankreich durch den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg. Er berechnete Zeitdauer und Wirkung planmäßiger bolschewistischer Agitation im russischen Heer; berechnete aber nicht, daß das weltpolitische Spiel der Kräfte durch die Ausschaltung eines militärisch kampffähigen Rußland verhängnißvoll zu Deutschlands Ungunsten verschoben war. Alle diese Einseitigkeiten in der rein militärpolitischen Rechnung Ludendorffs sind ihm zur rechten Zeit von hervorragenden Sachkennern der Politik, der Wirthschaft und der Technik nachgewiesen worden. Alle diese Einwände wurden von ihm als unberechtigte Zweifel am militärischen Endsieg und als noch viel unberechtigtere Zweifel an der Richtigkeit seiner Rechnungen mit der Entrüstung des Familienvaters abgethan, an dessen Allwissenheit Verwandte oder Freunde zu zweifeln wagen.

Wo Ludendorff selbst Zweifel gekommen sind, wo ihm
die Ahnung aufgestiegen sein mag, daß seine Rechnung nur
dann stimmen könne, wenn er gewissen, in Zahlen nicht faß-
baren Faktoren gerecht würde, suchte er nicht etwa neue Maß-
stäbe zu finden, sondern blieb sich in seiner Einseitigkeit treu.
Er verordnete' die Gesinnung der Heimath, er verlangte' be-
stimmte Leistungen von den Verkehrsanstalten und technisch^"
Betrieben. Wie er durch1 Marschbefehle glaubte, die Kampf-
truppen zur rechten Stunde zur rechten Stelle zu bringen, sa
glaubte er, auf dem Veroirdnungweg die nicht militärischen Vor-
aussetzungen seiner militärpolitischen Absichten .verfügen' zu
können. Dieser hervorragende Stratege, der aus dem deutschen
Mittelstand hervorgegangen ist, setzte die Eigenschaften, die
seinem Stand eigen sind, bei der Masse voraus. Er brach see-
lisch1 zusammen und sprach vom ,Verrath der Heimath', als die
Massen ihm zu erkennen gaben, daß seine Rechnung nicht
stimmte. Als der Sieg nicht mehr verfügt werden konnte, weil
die unberechneten und unwägbaren Faktoren im Heer so stark
wurden, daß ihm durch ihre Einwirkung die Basis seiner exakten
Rechnungen, effektive Kampfstärke, unter den Händen dahin-
schmoilz, .verlangte' er eine politische Beendigung des Krieges:
den Friedensschluß. Der Bürgergeneral brach zusammen, als
in seinem sorgfältig geführten Geschäft das Hauptbuch nicht
mehr stimmte.

Kitchener war als Mann und Persönlichkeit seinem Volk,
seinen Untergebenen und seinen Freunden stets ein Räthsel. Sein
Erleben ist allen Menschen, die um ihn waren, eben so unauf-
geklärt geblieben wie seine Todesart. Die dreibändige Biographie
seines vertrauten Privatsekretärs Arthur ist eine Sammlung von
Thatsachen, Schriftstücken und Handlungen. Beweggründe, Stim-
mungen, Erlebnisse seelischer Art fehlen. Man verfolgt von:
Etape zu Etape, wie Kitcheners sachliche Aufgaben wachsen. Mit
zwei Divisionen erobert er den Sudan und schlägt den Mahdi
nieder; er lenkt Hunderttausende modern ausgerüsteter Soldaten
in einem systematischen Kesseltreiben- gegen die zahlreichen Ab-
theilungen des nach der Schlacht am Paardenberg zersprengten
Burenheeres. Im Weltkrieg ist er der einzige Militär, der von
vorn herein mit unerbittlicher Konsequenz die beiden Faktoren in
den Vordergrund der Kriegspläne der Alliirten rückt, die allein
im Stande waren, gegenüber deutschem militärischen und tech-
nischen Können den Enderfolg in Aussicht zu stellen: die Zeit
und das Uebergewicht an Menschen und Rohstoffquellen. Keine

geniale Konzeption wie Schlieffens Cannae oder eine Masurenschlacht, sondern die lakonische Anweisung aus dem Herbst 1914 an die englischen Offiziere, die zu den englischen Ersatzdepots auf französischem Boden kommandirt wurden, Wohnungkontrakte mindestens auf drei Jahre abzuschließen, da der Krieg eher längere Zeit dauern werde, kennzeichnet sicheres Urtheil, klare Uebersicht über das Mögliche und Erreichbare und Mangel jeglicher Kühnheit in der Phantasie als die hervorragendsten Eigenschaften des englischen Heeresorganisators. Stets sah er den Krieg nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Ausführung einer politischen Idee an. Stets war ihm bewußt, daß Wille und Phantasie des Strategen wirtschaftliche, technische und psychologische Begrenzungen anerkennen müsse.

Foch ist ein Oenker, der in harter Nachtarbeit sich die Fähigkeit angeeignet hat, jede Lage, in die ihn seine berufliche Bethätigung versetzen konnte, bis zu ihren äußersten Konsequenzen durchzudenken. Wer Gelegenheit gehabt hat, den mittelgroßen, etwas zum Embonpoint neigenden Mann zu sehen, der sich in seiner Uniform offenbar unbehaglich fühlt und der die Repräsentationpflichten bei Paraden rein mechanisch, mit einem ins Weite gerichteten Blick verrichtet, würde kaum glauben, daß dieser Mann auch nur ein untergeordneter Heerführer sein könne. Erst, wenn Jnan den verhältniß mäßig großen Kopf mit der breiten Stirn und den durch intensive geistige Arbeit durchfurchten Gesichtszügen in nächster Nähe betrachtet, schwindet dieser Eindruck. Man glaubt immer noch nicht an die Feldherrnpersönlichkeit, aber man gewinnt Vertrauen zu der Folgerichtigkeit der Gedanken dieses innerlich tief bescheidenen Mannes. Ein Mann, dem man eben so zutrauen kann, eine mustergiltige Verfassung geschrieben, ein technisches Verfahren bis zur höchsten Vollendung ausgebildet oder mit feinen Händen und sicherem Blicke die kunstvollste Operation ausgeführt zu haben.

In den letzten Märztagen des Jahres 1918, als in einer Konferenz zwischen Poincare, Clemenceau, Potain, Haig und Milner die Notwendigkeit weiteren Rückzuges westlich von Amiens geprüft werden sollte, fand sich Foch, der Stabschef Petains, auf dem Hofe der kleinen nordfranzösischen Bürgermeisterei ein, wo eine Beratung stattfinden sollte, die vermuthlich von ausschlaggebender Bedeutung für den Ausgang des Weltkrieges gewesen ist. Foch trat an Poincare heran und bat ihn, an1 dem Kriegsrath teilnehmen zu dürfen, da er glaube, einen brauchbaren Vorschlag für die weiteren Operationen machen zu können.

Im Kriegsrath selbst vertraten Petain, Haig und Clemenceau den
Vorschlag eines weitgehenden Abbaues der Front. Poincare er-
kundigte sich, schon halb entmuthigt, nach den Aussichten eines
Widerstandes. Die Antworten der beiden Oberkommandirenden
fielen ungünstig aus. Foch1 bat ums Wort. In wenigen kurzen
Sätzen, die in ihrer Schlichtheit und Oedankenklarheit an die
Leistungen von Clausewitz erinnern, schilderte er die Möglich-
keit eines nachhaltigen Widerstandes östlich von Amiens, der die
Angriffsrichtung der Deutschen von Westen nach Süden ab-
lenken dürfte. Nach dieser Ablenkung könne der französische
Gegenstoß von Compiegne in die westliche Flanke des deutschen1
Angriffsheeres erfolgen.
Der alte und müde Milner, der in Egypten, Südafrika und
in den Jahren. des Weltkrieges die kritischsten Stunden des
britischen Weltreiches mit' der ihm eigenthümlichen Gelassen-
heit und Gleichgiltigkeit erlebt hatte, springt erregt auf und
zieht Clemenceau mit sich in eine Ecke. ,That is our man),
he shall command our armies!' Clemenceau, Petain und Haig
stimmen dem Vorschlag bei. Während Loucheur das Protokol
des Kriegsrathes aufsetzt, geht Foch wortlos ans Telephon und
verhindert den schon vorbereiteten Abbau der alliirten Front
bei Amiens. (Herr Lauzanne, Leiferdes ,,Matin", hat den Vorgang
so dargestellt.) Foch ist dieses eine Mal in seiner militärischen:
Karriere persönlich hervorgetreten, weil er sich als Träger eineU
Idee fühlte. Noch einmal trat er aus seiner Reserve, als er für1
eine Jubiläumsnummer des ,Petit Parisien1 persönliche Erleb-
nisse als Abschnittskommandeur der französischen Mittelgruppe
beschrieb. Er zeigte ehrliche Anerkennung des Todesmuthes
und des Siegeswillens des deutschen Heeres und schloß mit
einem vornehmen Lob für die ,tapferen deutschen Gardisten,
die in den Sümpfen vor meiner Front den letzten Schlaf des.
ehrlichen Soldaten schlafen'."
Uebet Kitcheners technisch höchste Leistung, die Er»
oberung des Sudan, wäre wohl mehr zu sagen gewesen. Doch
der (löbliche) Hauptzweck der hübschen Skizzen ist offen»
bar: deutsche Bürger in das Bewußtsein zu überreden, daß
nicht in jeder Stunde, in jedes Sturmes Noth ihr Heer von
weitblickender Feldherrn weisheit geleitet wurde und daß unter
den Führern der Feinde Männer starken Kalibers waren. Das
auszusprechen, ist heute noch nöthig, heute noch Wagniß:
schließet daraus auf die Grundstimmung deutscher Nation.

Der alte Joffre verlor das Kommando, weil ihn der Versuch, Verdun zu halten, unnützliches Menschenopfer dünkte. Der General, der Maubeuge geräumt hatte, kam vors Kriegsge» richt. Deutsche Regirer haben sich nicht in den Entschluß aufgeschwungen, die Befehle nachprüfen zu lassen, die bei Ypern, Verdun und in allen Kämpfen nach den Tagen von Amiens (im Sommer 18) nutzlos furchtbaren Verlust bewirk» ten; und der „alte Oberbefehlshaber" kutschirt auf den knar» renden Rädern alter Phraseologie über die Thatsache hin» weg, daß um Verdun, für ein Phantom, Hunderttausende deutscher Menschen fielen. (Als Vertheidiger dieses Städt» chens von höchstens dreißigtausend Einwohnern starben vier» hunderttausend Franzosen und gewiß nicht viel weniger Deut» sche. So war dieser Krieg. Dran zu denken, ist heilsam.) Um den General Ludendorff, dem sein Ostkamerad Hoffmann neulich die Fähigkeit zum Feldherrn absprach, ists schade. Mit seinen Gaben, seiner noch unverbrauchten Willenskraft könnte er ein nützlicher Diener des Vaterlandes sein, das er hitzig liebt. Aber sein Patriotismus, eines in polnischem Land aufgewachsenen Kolonistensohnes, erglüht lieber gegen als für ein Ding. Patriotismus, der, wie Goethes, Hegels, Lessings, Kerners, seelische Freiheit und Kultur höher als die Erhalt» ung alter Zufallsgrenzen schätzt, röche ihm nach Landesver» rath. Güte ist ihm Schwachheit. Hart im Urtheil über Alle, ohne Ausnahme (wenns die Menge nicht hört); nur sich selbst an jedem Tag der mildeste Richter. Nur einen Gegner hat er, halb mit Erbarmen, gelobt: Nikolai Nikolajewitsch; den einzigen, den er, als der Durchbruchsplan des Marschalls Conrad von Hoetzendorff gelungen war und die Zaritza den verhaßten Großfürsten stürzen wollte, zu besiegen vermochte. Nie gab er zu, ließ auch nur vermuthen, sein Wollen und Handeln sei irgendwann falsch gewesen. Für die Nieder» lage verantwortlich scheint ihm nur die Volksmasse, die nicht lange genug stramm stand und früher müde, grämlich, hoff» nunglos wurde als der betreßte Schwarm, der in Charleville und anderswo zornig schon die Stimme hob, wenn auf dem Speisetisch nicht jedes Menu und jedes Blumensträußchen „richtig" lag, und an schwülen Tagen mit Feinfutter, Edel»

weinen, Köchen, Tafeldienern in ein kühles Bergschlößchen
aufschwirrte. Dieser Mann ist mit Haut und Haar Militarist:
bis ins Mark überzeugt, der in Heer und Kriegsflotte unent»
behrliche Geist müsse auch den Staat regiren, das Leben des
Bürgers durchdringen, von der Grundmauer bis in den Dach»
first den Bau der Nation gestalten. Nur dadurch wird be»
greiflich, daß dieser scharfe Verstand keine andere Möglich»
keit deutscher Zukunft erblickt als die der Rückkehr ins Alte.
„Im Kampf um die Ostmark", ruft er, werde Deutschland
wieder frei, wieder groß; sieht es schon einem Zarthum Ruß»
land verbündet (und sich als Generalissimum). Daß der
Soldat an Rückeroberung Posens und Westpreußens denkt,
ist natürlich; daß er sein Hoffen, heute, in die Welt posaunt
und dadurch die manchem Franzosen sacht verleidete alliance
francoxpolonaise, den noch nicht besiegelten Pakt, festet, zeigt
noch einmal, welche Gefahr sich ballen mußte, seit dieser
apolitische Kopf in Allmacht aufgereckt war. Amerikanern
deutschen Stammes räth er, der die Friedensschlüsse von
Brest und Bukarest noch zu sanft fand, nach dem Erlebniß
des Versailler Friedens „sich nicht mit Brüderlichkeit und
Menschlichkeit zu beschäftigen, sondern Alles zur Stärkung
des deutschen Nationalbewußtseins in den Vereinigten Staaten
zu thun; bevor wir nicht wieder ein Herrenvolk geworden
sind, können wir nicht Brüder sein: anderen Falles würden
uns die stärkeren Brüder ins Bockshorn jagen". Den Leser
überläufts. Kleists Hermann, der in blonder Pracht funkelnde
Ur»Boche, schrie sein Sehnen nach Rache nicht ins Römer»
antlitz. Das Streben nach dem Vorrang eines Herrenvolkes,
die barsche Abmahnung von Menschlichkeit: fettere Dün»
gung wäre den rundum noch nicht abgestorbenen Mißtrauens»
trieben nirgends zu finden. Und dieser Mann, sagen sie
draußen, ist der Abgott deutscher Bürger, auch der hoch»
sten Vertreter deutscher Wissenschaft, der Studenten und
Schüler; all unser Wille zum Begräbniß des Argwohns schirmt
nicht vor dem Glauben, daß Deutschlands Geist unverändert
ist und in der Mumme von Demokratie und Republik grim»
mig „des Tages" harrt. Wer hats nicht aus dem Mund Frem»
der, der freundlichsten selbst, gehört? Von der Spitze des

genfer Rothen Kreuzes hallt der Aufruf zu „allgemeiner Pro«
paganda gegen den Geist des Krieges" durch die Welt. „Helfet
dem Frieden in Allgewalt und trachtet mit besonderer Sorg«
falt, in seinem Geist die Kinder zu erziehen. Die Grund«
sätze des uns unentbehrlichen Internationalismus sind mit
Heimathliebe durchaus vereinbar; fordern aber auch die Ach«
tung der Rechte und Daseinsbedinge anderer Völker und
willige Gerechtigkeit gegen alle Mitmenschen." Aus Deutsch«
land kommt kein kräftiger Widerhall. In Washington soll
versucht werden, die stärksten Erdmächte in Abrüstung zu
überreden. England giebt in diesem Jahr 163 Millionen Pfund
Sterling, Frankreich 6V2 Milliarden Francs, Japan 230 Mil«
Honen Yen für Wehrzwecke aus. Die Vereinigten Staaten
kostet die Rüstung 911 Millionen Dollars; wers, beim Dollar«
kurs von 90, in Papiermark umrechnet, sieht trunkene Börsier
tanzen. Sokanns nichtdauern. Müssengerade wiraber den aufs
Kapitol neuer Weltmeisterschaft Geladenen die Stichwörter
zu Ablehnung des Vorschlages liefern, nach dessen An«
nähme Deutschlands Entwaffnung nicht mehr das häßlich
schmerzhafte Mal gewollter Demüthigung trüge? „Won»
derful, Mr. Hughes; hell brennt in unserem Herzen die
Sehnsucht nach Frieden. Leider hält der Boche Menschlich«
keit, noch immer, für weichlichen Quark, träumt von Herren«
volkheit und Rachekrieg: und uns trennt von ihm kein
Aermelkanal noch gar der Ozean." Ein anderes Deutschland
war. Ist es nicht mehr? „Nach der Vernunft kann es für
Staaten keine andere Art geben, aus dem gesetzlosen Zustande
der Kriege herauszukommen, als daß sie ihre wilde Freiheit
aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und
so einen Völkerrath bilden, der zuletzt alle Völker der Erde
umfassen würde. Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus
freier Staaten begründet und die bürgerliche Verfassung soll
in jedem Staat republikanisch sein." Nicht irgendein
„Schlappier", jüdischer Feigling oder Judengenosse hat diese
Imperative gekündet, sondern der preußische Professor Im«
manuel Kant. In der Stadt, deren Studentenschaft gestern
mit lodernden Fackeln dem General Ludendorff huldigte. In
einer Zeit, da Nurpatrioten mit größerem Recht als heute ant«
\

worten konnten: „Sehr schön, mein bester Professor, aber
noch ein Bischen zu früh. Denn zuerst, nicht wahr, muß aus
zuchtlosem Wirrsal doch die Einheit deutscher Nation werden.
Also Nationalbewußtsein bis in die Knochen. Von Fremd»
brüderlichkeit würden sie weich. Kriege sind ja nicht ange»
nehm; fürs Erste wirds ohne sie aber nicht gehen. Und was
wären wir ohne starke Monarchie!" Ein Dozent, der kantisch
spräche oder, goethisch, die Zumuthung abwehrte, die Fran»
zosen, trotz all ihren Uebermuthsfehlern, zu hassen, hätte
auf der Katheder jetzt schweren Stand. „Wie könnte ich, dem
nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung 'sind, eine
Nation hassen, die zu den kultivirtesten der Erde gehört und
der ich einen so großenTheil meiner Bildung verdanke? Was
heißt denn sein Vaterland lieben und was heißt patriotisch
wirken? Wenn Einer sein Leben lang bemüht war, schäd»
liehe Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Meinungen zu
beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Ge»
schmack zu reinigen und dessen Gesinnung» und Denkweise
zu veredeln: was soll er denn da Besseres thun und wie soll
er patriotischer wirken? Mit dem Nationalhaß ist es ein eige»
nes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie
ihn immer am Stärksten und Heftigsten finden. Es giebt aber
eine Stufe, wo er ganz verschwindet, wo man gewissermaßen
über den Nationen steht und ein Glück oder ein Weh des
Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet."
Auch Goethes Deutschland hatte, als er so sprach, Unrecht
erlitten. Unseren völkisch Schnaubenden gölte er als Ver»
räther und keines Genius Gnade könnte ihn von der Tot»
sünde des Ganges zu Napoleon und der Hymnen auf dessen
Dämon entlasten. Wirhaben breite Kant» und Goethe»Gemein»
den. Warum zeugen sie nicht für ihre Meister und stemmen
sich nicht wider den Drang, das deutsche Volk auf die unterste
Kulturstufe niederzuziehen, wo wilder Nationalhaß höchste
Ehrenpflicht scheint? In diesem Herbst, an des Winters
Schwelle kann Schicksalswende werden. Mähliche Lichtung
des deutschen Schicksals: wenn draußen der Glaube ent»
wurzelt wird, fast Alles, was zwischen Rhein und Weichsel
steife Kragen trägt, ersehne die Rückkehr in klirrende Kaiserei.

Leichenjubel, Hochzeitklage
„Die Verlängerung der Polizeistunde ist schon ein erster Schritt in Helle. Passen Sie auf, wie Das den Ententerichen imponiren wird. Die schimpften ja auch, wenn sie um Halb» zwölf von Heinroth weg mußten. Wir leben doch nicht in Pyritz. Unser Nachtleben war in der Welt vornan. Ganz wars nicht erstorben. Wer sich Vierzig nach Elf vor die Behrenfront der Mascotte pflanzte, konnte drei Dutzend Adressen hören, die von Seidenmädeln den Chauffeurs, als nächste Station, genannt wurden. Nicht als letzte. Irgendwas ist ip jeder Stunde der Nacht und des Morgens offen. Warum denn weinen, wenns aus einer Diele geht, da an der Ecke schon der nächste Nepper lädt? Erstens aber wars, mit Klub» karten, Hintertreppe, Klopfzeichen und anderer Heimlichkeit, unbequem; und zweitens vertheuerte der Ablaßzuschlag das schäumende Zeug, das sich Champagner nannte. Jetzt gehts mit amtlicher Erlaubniß wieder bis Eins und erst darnach wirds spelunkenhaft. Die deutschen Großstädte werden auf» blühen und die zu Leichenschau hergeschickten Valutaprotzen werden merken, daß wir nicht totzukriegen sind." Das wissen sie längst. Von Krieg und Niederlage, die neben unseren in Zwergenspiel schrumpfen, hat nie ein Volk sich so schnell erholt. Jeder und Jede schuftet oder schiebt und bringt Etwas vor sich. Und das Merkwürdigste: undämmbar wie die Gier nach Erwerb ist der Vergnügungdrang. Bis Drei nachts Schwof, Drinks oder Beides; um Acht ins Geschäft. Immer tüchtig. Für die Verlängerung der Polizeistunde sprach aber nicht der allerwinzigste Grund; jeder triftige laut dagegen. Das reiche Amerika hat Alkohol streng verpönt. In Frankreich ist er nur in bestimmten Stunden zu haben. England war nie die Stätte bourgeoisen „Nachtlebens" und in London soll nach Elf jetzt Friedhofsruhe sein. Nur bei uns werden Leute mit fürstlicher Wohnung und „perfekter" Köchin (die nur vormittags die Rennwettkontore abklappert) niemals der Lust satt „außer» halb", in Gedräng und Schweißduft, zu essen. Nur hier herrscht die Bürgerlosung: „Und so ziehn wir, so ziehn wir das ganze Leben lank aus dem einen Restohrank in das andere Restohrank." Offiziell nun also bis Eins. Was daüberdenGau»

«nen rinnt, kam, fast Alles, über die Grenze. Bordeaux, Bur»
gunder, Port, Sekt, Madeira,Whisky, Franzosenliqueur, Asti,
Schwedenpunsch, Kaffee, Thee. Dazu Importcigarren und Ci»
garetten aus allen Ländern, wo nie ein Blättchen Tabak wuchs.
Das liebe Vollbier brauen wir selbst. Wenn dieser Born der
Volksgesundheit aber in engerem Bett flösse, wäre zu Brot und
Suppe die Gerste nicht so rar; sähen wir nicht wieder solche
Fülle schwankender Gestalten auf jeder Destillenfährte. „Die
Deutschen thun, als würden sie von der Entschädigungpflicht
erdrosselt: und längern dennoch die Zechzeit." Das wird man
draußen sagen. Und am Ende schmälern Hoovers Quäker
die Kinderspende oder stellen sie ganz ein und sprechen:
„Wenn Ihr Jedem, der nach Elf in der Schänke sitzt oder
im Tanzsaal lungert, eine Mark für hungernde Kinder nehmet,
wird unsere Hilfe unnöthig und kann Bedürftigere stärken."
Im Kampfe für des Nachtlebens heilige Güter fochten Mon»
archisten und Demokraten Schulter an Schulter. Ein Ver«
leumder, wer diese Eintracht aus dem unerforschlichen Wal»
ten der Inseratenvorsehung zu erklären versucht. Die Nacht»
wirthe, feste Stützen aller Annoncengeschäfte, haben gelitten?
Bedaure aufrichtig. Doch ihr Leid war wohl nicht bitterer
als das der Millionen, die unter Kriegsfolgen stohnen. Und
Wirths Geschenk an die Wirthe packt unserem Reichshaus»
halt neue Last auf. Der Verführer in Lüderei winkt nun noch
länger mit Flammenarmen. Und all der Auslandsstoff, der
in diesen Nachtstunden verzehrt wird, fordert fremde De»
visen, die das Reich zu Ankauf unentbehrlichen Volksbe»
darfes brauchen wird. Noch ahnt Niemand, welcher Mil»
liardenhaufe für Brot, Kartoffeln, Viehfutter zu schichten sein
werde. Einerlei. Nicht morgen erst: heute schon wieder lustig.
Unwiderstehlicher Trieb in Nachtlokalwonne darf, ohne
Bremse, die deutsche Mark noch tiefer entwerthen.
„... Und ich sage Ihnen, der Dollar steigt noch auf 120;
mindestens. Wetten? Als die Regirung anzeigen ließ, die
Ultimo August fällige Goldmilliarde liege schon im Kassen»
schrank, sie brauche dazu keine Devisen mehr und rechne
mit festem Wechselkurs, hatte ich Witterung. Als ob der
theure und kurzfristige Mendelssohn» Pump den Kohl fett

machen könnte. Spaß, hat sie seitdem Dollars geangeltl Wenn
Unsereins falsche Angaben macht, sind sämmtliche Teufel
los. Thuts die Regirung, dann handelte sie ,im Dienst ihres
Frogrammes der Erfüllung*. Die schief lagen, könnten das
Trio Wirth« Rathen au*Havenstein fragen, wie Mendelssohns
amsterdamer Mannheimer einst den poussirlichen Tischgast:
.Zahlen Se mit?' Aber die Meisten sind nicht auf den Leim
der Holländeranleihe gekrochen. Jetzt nur die Nerven be»
halten. Von 1,15 Cent kanns, ohne Balancirstange, wieder
aufwärts gehen. Aber ich wette auf 0,8. Dann giebts eine
Hausse, neben der die vom fünfzehnten August 'ne Luna«
bergpartie ist. Meschugge ist Trumpf, sagten die alten Deut*
sehen." Die neuen lesen im Börsenbericht: „Auf fortdauerndes
Sinken der Mark war die Allgemeintendenz sehr fest." Rühmend
darfs der Deutsche sagen, höher darf das Herz ihm schlagen.
Kurbel. . . Aus dem Brief eines Oberschlesiers:
„Was ist denn die oberschlesische Frage? Für Deutsch»
land: Wir wollen die Kohle, das Zink, das Eisen, den Stick«
stoff, die ganze Industrie, die bisher zu unserer Verfügung
stand, behalten. Für Polen: Wir brauchen Kohle und eine
gutausgebildete Industrie zu Hebung unserer Valuta und zum
Aufbau unseres Staates. Der Grundsatz gesunder Demokratie,
daß die Menschen das werthvollste Gut eines Landes seien,
wird nicht angewandt. Oberschlesien ist ein unglückliches
Land. Die Sünden der raschen Industrialisirung und Civi«
lisirung machen sich allzu deutlich bemerkbar. Der Ober«
schlesier ist primitiv; er kennt die Verfeinerung des Denkens
noch nicht, aber er ist ein guter, anständiger Mensch. Die
oberschlesische Gastfreundschaft ist sprichwörtlich; damit ver»
trägt sich, daß der Oberschlesier scheu.mißtrauisch gegen alles
Fremde und Ueberlegene ist. Er scheint uns manchmal roh,
ist im Innersten aber feinfühlig, fromm, freut sich an Farben,
liebt Musik und hat in Haus und Feld ein Lied auf der Lippe.
Slawisches Blut. Die von Deutschen geschaffene Industrie bot
neue Erwerbsmöglichkeiten. Leider verstand der Deutsche
nicht, das Volk auch innerlich zu gewinnen. Oberschlesien
war meist nur Ausbeuteobjekt und Kolonie. Selten lernte der
Bergwerksdirektof das Land lieben, dem er Stellung und Ver»

dienst verdankt. Man entschloß sich nicht, die Menschen zu
Mitarbeit an der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes
heranzuziehen; ja, man hielt sie bewußt davon ab. Wenn all
die Leute, denen Oberschlesien Reichthum in den Schoß warf,
auch im Lande geblieben wären und ihre Kinder darin er»
zogen hätten, sähe es heute anders aus. Allzu Viele aber
gingen, sobald sie genug gescheffelt hatten, nach Westen. In
der Wahlpropaganda wurde immer mit der .Ueberlegenheit
der deutschen Kultur* gearbeitet. Alles, was man in Ober*
Schlesien an Schloten und Palästen, an Standbildern und
Kinos, an Schulen und Krankenhäusern sieht, ist ja wirklich
deutsch. Unsere Kultur hat das Slawenland überwältigt, doch
nicht gewonnen. Und in der deutschen Abstimmungpropa»
ganda fehlte oft Vernunft und Takt; das Deutschthum trat
da manchmal in der unliebenswürdigsten Form auf. Wenn
aber erst einmal verantwortliche Posten den eingeborenen
Oberschlesiern anvertraut sind, dann werden die Erfordet«
nisse des Alltages mehr Kraft erlangen als tönende Worte.
Man täusche sich nicht über den Ernst der Lage. Es ist nicht
so, wie man sich einredet, daß in Oberschlesien einige Hoch«
verräther sitzen, die das Volk ganz gegen seinen Willen zu
Polen herüberziehen wollen. Die Dinge liegen doch so, daß
ein nicht unerheblicher Bestandtheil des Volkes jede Ge«
meinschaft mit dem deutschen Wesen ablehnt. Heute gehen
auch in anderen Gruppen die Wünsche schon über die Auto«
nomie, über den Bundesstaat Oberschlesien hinaus. Jeden«
falls würde nur Anerkennung Oberschlesiens als Zwei«
sprachen« und Zweikulturenland den Thatsachen und Stimm«
ungen gerecht. Allmählich erkennt Oberschlesien, daß die
Abstimmung nur dem Interesse Fremder dienen sollte. Und
langsam setzt die Besinnung ein, daß nur die Arbeitgemein«
schaff aller Volkstheile das Land aus seiner Noth retten kann."
Während diese ernsten Warnworte geschrieben wurden,
begann in Paris die Tagung des Obersten Rathes. Nach der
ersten Sitzung fand ich im „Temps" einen Artikel, aus dem
auf manches seitdem Geschehene ein Lichtschimmer fällt.
„Der achte August soll ein verlorener Tag gewesen sein?
Wir sind anderer. Meinung. Schon am ersten Sitzungtag sah

der Oberste Rath, während er die Gutachten über die Fragen
Oberschlesiens hörte, den Weg in gerechte Lösung offen.
Diesen Weg muß man betrachten. Woran scheiterte bisher
alles Verständigungstreben? An dem Begriff des ‚Industrie»
dreiecks' im östlichen Oberschlesien. Das, hörten wir stets»
sei ein untheilbar Ganzes. Und dieser Block sperrt die Straße.
Noch ist die Wegräumung nicht in Sicht; aber die Erörte»
rungen der Konferenz gestatten jetzt wenigstens, um den Block
herumzugehen und die Art seiner Entstehung zu begreifen.
Den klaren Einblick in die Gestaltung des ‚Industriedrei»
ecks' danken wir dem britischen Gutachter, Sir Cecil Hurst.
Mit großem Sachverständniß und mit all dem Ansehen, das
ihm der eigene Glaube an die Untheilbarkeit des Industrie»
gebietes giebt, hat er die Schichtungen durchleuchtet, aus
denen sich der ‚Block' Gleiwitz»Beuthen»Kattowitz zusam»
mensetzt. Wir dürfen dem Engländer, der diesen Block den
Deutschen geben will, bei der Begründung seines Urtheiles
folgen; denn wir werden bald merken, daß ein ehrlicherer
Führer unauffindbar wäre. Oberschlesiens Theilung, sagt
Sir Cecil Hurst, wird dadurch erschwert, daß im Osten des
Abstimmungsgebietes, dicht an Polens Grenze, ein Industrie»
bezirk liegt, der eine deutsche Mehrheit hat und seine Ent»
wickelung der Technik und dem Kapital Deutschlands ver»
dankt. Oestlich von Gleiwitz ergaben sechzehn Gemeinden
160 000 deutsche gegen 76 000 polnische Stimmen. Hier ist
der Kern, um den sich durch allmählichen Zuwachs der Be»
griff eines Jndustriedreiecks' kristallisiren sollte. Der erste
Zuwachs sollte nur ein paar Risse flicken. Die erwähnten
sechzehn Gemeinden sind nämlich nicht etwa eine Einheit,
in der Deutschland überall die Majorität hat. In sechs Ge»
meinden haben die Polen mehr Stimmen; da diese Gemein»
den selbst aber die Minderheit in einem Ganzen sind, so,
heißts, müsse man sie dem ‚deutschen Block' zuschlagen.
Der aber (hier entsteht eine neue Schwierigkeit) reicht nicht
bis an den eigentlich deutschen Theil Oberschlesiens, son»
dem ist in einem Land mit Polenmehrheit vereinsamt. Was
soll man machen? Ganz einfach: aus dem polnischen Land
schneidet man einen Korridor, der den ‚Block' dem Deut»
schen Reich verbindet. Aber nach welchen Regeln soll die

Schneiderei im Polenland sich richten? Auch diese Frage
hat Sir Cecil Hurst nicht ohne Antwort gelassen. Zwei Noth»
wendigkeiten, sagt er, sind zu beachten: der Verkehr muß
gesichert werden und die Grenzlinie in ihrem Lauf den For»
derungen der Vernunft genügen. Vor der Antwort auf die
Verkehrsfrage kennt er keine Zweifel. Da das Industriege»
biet den größten Theil des Handels umfaßt, muß man ihm
alle nach Deutschland führenden Schienenwege zusprechen.
Durch dieses Verfahren gewinnt der dem Reich zufallende
'Korridor' 177 Gemeinden mit einer Polenmehrheit von ins»
gesammt 23 991 Stimmen. All Das muß, nach der eigenen
Meinung des britischen Gutachters, geschehen, um das ,In»
dustriedreieck' zu schaffen und die von der englischen De»
legation vorgeschlagene Grenze zu ziehen. Das Verfahren be»
wegt sich über drei Etapen hin. Zuerst erhält Deutschland
einige Landstücke in unmittelbarer Nachbarschaft Polens;
ihre geographische Lage und die beträchtliche Polenminorität,
die drin wohnt, wird nicht in die Rechnung gestellt. In der
zweiten Phase werden sechs Gemeinden mit Polenmehrheit
in die Lücken zwischen die den Deutschen zugesprochenen
Inselchen gestopft. Endlich, in der dritten Periode, schnei»
det man 177 polnische Gemeinden aus dem Land, um von
den deutschen Inselchen an Polens Grenze einen künstlichen
Durchgang nach Deutschland herzustellen. Und dasErgebniß
all dieser Arbeit? In seiner kurzen Antwort hat Herr Loucheur
es dem Sir Cecil Hurst gezeigt. Der Theilungplan der bri»
tischen Gutachter giebt den Polen ungefähr dreißig Prozent
der polnischen und elf Prozent der deutschen Stimmen, dem
Deutschen Reich aber achtzig Prozent der deutschen und
siebenzig der polnischen Stimmen. Den Beweis, daß mit sol»
eher Theilung der Oberste Rath der Gerechtigkeit genügt
habe, würde die Welt nicht gelten lassen. Und warum wäre
das Ergebniß ungerecht? Weil nicht der richtige Ausgangs»
punkt gewählt war. Herr Laroche, unser Gutachter, hat
dem Obersten Rath bündig erwiesen, daß es ein Industrie»
dreieck und einen deutschen Block in Oberschlesien gar
nicht giebt. In polnischem Land giebts deutsche Inselchen,
die, nach den Stimmziffern, ziemlich groß, aber jungen Ur»
sprunges sind, sich also schnell wieder verkrümeln kön»

nen und deren Bedeutung durch die Stimmen der einst Abgewanderten hoch aufgeschwollen schien. Das wirkliche Kohlengebiet, der Quell aller oberschlesischen Industrie» arbeit, streckt sich, nordwärts und besonders südwärts, weit über die deutschen Inselchen hinaus. Das zurechtgeschnittene Dreieck hat also zwei Mängel: in seiner Ausdehnung ists nicht gleichartig und jenseits von seinen Schenkeln bleibt ein großes Stück des angeblich untheilbaren Schatzes, den es zu umfassen behauptet. Diese Thatsachen werden durch die Ein« zelheiten des britischen Vorschlages bestätigt. Wäre das In« dustriedreieck objektive Wirklichkeit, dann müßte es immer die selben Grenzen haben. Nun laufen die von Sir Cecil Hurst empfohlenen Grenzen aber anders als die vor einigen Monaten von dem Oberst Percival, der damals Englands Gutachter war, vorgeschlagenen. Da ein wirkliches Ding, das seine Ge* setze aufzwingt, fehlt, mußten die englischen Sachverständi« gen willkürlich Leitsätze wählen; und wonach richtete sich ihre Wahl? Die Grenze, beschlossen sie, müsse so laufen, daß sie den Deutschen die bequemste Ausbeutung des In« dustriegebietes ermögliche. Daraus ergab sich die Verstüm« melung des Wirthschaftlebens in den Polen zugesprochenen Landstücken. Wenn, zum Beispiel, Deutschland den Bahnhof von Ellguth erhält, hat die Stadt Fleß, sobald sie an Polen fällt, keine Verbindung mehr mit dem Westen. Und wenn die myslowitzer Hütten, die Zinkerz verarbeiten, polnisch werden, sind sie von der Ursprungstätte ihres Rohstoffes ge» trennt, die, bei Tarnowitz, jetzt dem berühmten, von den britischen Gutachtern dem Reich zugedachten Dreieck an* gehört. Aus der Vorstellung dieses Dreieckes führt eben kein Weg in gerechte Theilung Oberschlesiens. Und den Tag, der diese Gewißheit brachte, können wir nicht zu den verlorenen zählen. Doch dieser negative Schluß genügt nicht; die eigenen Worte des britischen Gutachters weisen den Weg. Mit vollem Recht hat er gesagt, Oberschlesien verdanke seine Entwicke» Iung der Technik und dem Kapital Deutschlands. In unbe» irrbarem Streben nach Gerechtigkeit denken wir nicht daran, dieses Verdienst zu leugnen und die Rechte zu bestreiten, die daraus für Deutschland zu folgern sind. Doch die deutschen Rechte dürfen nicht nur anerkannt, sie müssen auch umgrenzt

und den polnischen Rechten verglichen werden. Wird dieser
Vergleich mit ruhiger Redlichkeit durchgeführt, dann muß
er zu billiger Verständigung führen. Im Kohlen» und Industrie»
gebiet sind die Rechte der Polen die eines Volkes, das seit
unabsehbarer Zeit diese Erde bewohnt und bebaut, die Städte
ernährt und die Arbeiterschaaren stellt. Nationale Rechte.
Die Deutschen sind als Eroberer, Verwalter, Ingenieure, Hand»
ler in das Land gekommen. Eroberung und Herrschaft, das
Werk des preußischen Staates, geben ihnen nicht Rechte im
modernen Sinn dieses Wortes. Aber die Leistungen ihrer
Pioniere, Kaufleute, Techniker, Kapitalisten haben ihnen
dauernd giltige Rechte erworben. Was ist das diesen Rechten
gemeinsame Wesen? Sie sind nicht, wie die der Polen, Rechte
einer Gesammtheit, sondern individuelle, aus persönlicher
'Unternehmunglust' und Initiative entstandene Rechte. Um
die nationalen Rechte der Polen zu achten, muß man ihnen
das industrielle Schwemmland, die deutschen Inselchen an
ihrer Grenze, zusprechen. Um die individuellen Rechte der
Deutschen zu achten, muß man (wie der Rath der Vier schon
am vierten Juni 1919 beschloß und der Versailler Vertrag
vorschreibt) in dem polnischen Oberschlesien Einrichtungen
schaffen, die alle Einzelrechte wahren und die höchste Leist»
ung der Zechen und Hütten verbürgen. Das fordert die
Gerechtigkeit, die unser einziges Gesetz bleiben muß."
So hold klang nach einer Sitzung und drei Schmausen
die Weise. Im Grundbaß zwar bebt leis noch Groll; doch
über ihm frohlocken Geigen und Flöten. Dieses Wunder war
dem Hexenmeister aus Wales gelungen. Ehe er ankam, war
Gewitterstimmung. Diesmal, hieß es, gehts um Sein oder
Nichtsein der Entente Gordiale; Herr Briand kämpft, wie
der andere Aristeides, für Gerechtigkeit und darf nicht um
eines Herzoginfüßchens Breite von der Schanze weichen. In
den beuglants von Montmartre höhnten die Chansonniere
den verbündeten John Bull rauher als den Boche. Manches
Zerrbild erinnerte an die Tage der Burenanbetung und des
Franzosenrückzuges von Faschoda. Um die Regirungsphäre
wehte Tragoedienluft; mehr, freilich, aus Sardous „Patrie"
als von Corneilles gepflegtem Olymp. Aus der Presse sprach
der Entschluß zu düster gemessenem Ernst. Da hüpfte, frisch

und fröhlich wie ein sorgenloser Freier, Herr Lloyd George
aus dem Wagon, grüßte mit munteren Scherz die pariser
Kollegen, lachte alle Feierlichkeit weg, plauderte wie ein in den
Schoß der Familie Heimgekehrter: und sah nach einer Stunde
aus dem Fenster des Hotels Crillon auf beiden Ufern der
Seine Hoffnungsglück grünen. „Die Resedafarbe seines Reise*
anzuges ist ein gutes Vorzeichen. Wir werden nicht gegen
eine Mauer anrennen. Ein Weilchen wird er sich spröd stellen;
aber nachgeben, wennLoucheur den Premier nicht vor Davids
Harfe allein läßt." Nie ließ gewichtig ernster Handel sich
behaglicher an. Der Uhrensaal des Auswärtigen Amtes wurde
nur Schauplatz der Szenen mit stärkerem Fersonalaufgebot.
Alles Intime unter sechs Augen, vor sechs Ohren (des Dol«
metschers zählen nicht mit) bei Breakfast und Lunch bereitet.
Auf dem Konkordienplatz konnte sich Eintracht nicht lösen.
Hier stand die Guillotine, fiel der Kopf des sechzehnten Louis,
ragt der von Mehmed Ali geschenkte Obelisk, saßen die Vor»
männer Englands, Frankreichs, Italiens oft an Wilsons Kamin,
mischt der Duft der Elysischen Felder sich mit dem Athem
des ewig jungen Flusses. Alte und neue Geschichte, Natur
und Kultur wehren dem Hader. „All diese schlesischen Witze
und Wice sind gar nicht so ungeheuer beträchtlich, wie sie von
berliner und warschauer Schneckenbergen aussehen; ihret«
wegen darf kein Steinchen aus der Friedensburg unserer En«
tente bröckeln. Jeder wird auf der Karte seine Fähnchen um
ein paar Zoll verrücken: Dann wirds. On causera. Dazu sind wir
versammelt. Die langen Weißbrote sind wieder Manna und
solche Seezunge.. ." Schon lasen Berliner zornige Rüge des
Frevels, einer Lebensfrage (durchschossen) des deutschen Vol*
kes am Frühstückstisch (Fettlettern) die Antwort zu suchen.
Da schlug, plötzlich, das Wetter um. Nach dem Besuch beim
Präsidenten Millerand in Rambouillet? Mr. Lloyd George
verkündete, mehr als Rybnik, Pleß, Bielscho», Kochlo*, Mys«
lowitz, höchstens noch der Streifen von Birkenhain bis Rad*
zionkau gebühre den Polen nicht, dürfe ihnen nicht zufallen.
Wie ein Hammer auf Nagelköpfen klangs. Uebrigens müsse
er nach London zurück. Da rasche Einigung nicht möglich
sei, solle man den Rath des Völkerbundes um ein Gutachten
ersuchen. Kein Franzose, stand im „Temps", könne den eng»
\
\

tischen Vorschlag gerecht nennen. „Frankreich hat, wie einem
Richter ziemt, zwischen Polen und Deutschen die Wage in
Gleichgewicht gehalten; die britische Delegation hat, immer
wieder, Deutschland zu Gunst die Schale gesenkt. Warum?
Das wissen wir nicht. Sind aber sicher, daß der Völkerbun»
desrath nicht die .Vollmacht zu Erörterung dieser Gründe
noch gar die Kraft, sie aufzuheben, hat." Unter einem Strand-
bild las ich im Journal": „Was sagst Du zu diesen Englän-
dern?" „Tja . . Nächstens wird man nicht mehr wissen, wo
der Eibfeind wohnt!" In Seelenruhe zog der Waliser sich
um. Ist in der Sonne die Resedafarbe verblichen? Alle sym-
bolische Weihe schwand. Hastiger, doch „besonders herz-
licher" Abschied. In deutschen Zeitungen umzüngelt Wort-
streit die Frage, ob eine ludendorffische Denkschrift, die
Deutschland als das letzte Bollwerk gegen die Bolschewiken-
fluth vetterlicher Fürsorge empfahl, oder die wirthische „Po-
litik der Erfüllung" den Britenpremier umgestimmt habe. Daß
er das unter kurzer und dünner Golddecke hungernde Ruß-
land wie Lebensgefahr fürchte, ist nicht wahrscheinlich. Um-
gestimmt? In Spa und London war er nicht unwirscher.
Nur standen auf seinem Schachbrett die Figuren anders.

Elysischer Lenz

Wie war die Lage Großbritaniens, als Herr Lloyd George
zur Tagung des Obersten Rathes nach Paris fuhr? Der Wirth-
schaft Englands (des Inselkönigreiches, das bisher das Schick-
sal des British Empire bestimmen durfte) gehts schlecht. Zwar
ist, seit die Textilindustrie sich zu erholen beginnt, die Zahl
der Arbeitlosen nicht mehr ganz so hoch^wie im Frühling;
immerhin hoch genug zu Schwächung des Innenmarktes.
Dessen Kaufkraft hat, natürlich, auch durch den langwierigen
Riesenstrike der Bergarbeiter gelitten (die mitten im kräftig-
sten Klassenkampf, als Dank für ihre stets würdige Haltung,
von Hof, Adel, Bourgeoisie Nothhilfe erhielten). England
ist längst nicht mehr Selbstversorger, kann nur aus dem Er-
trag seiner über See verkauften Waaren den ihm nöthigen Nähr-
stoff bezahlen: und wie eng begrenzt heute die Exportaus-
sicht ist, weiß Jeder, der den Hochstand der englischen Löhne,
die Verarmung der europäischen Kundschaft und die Um-
wandlung der Vereinigten Staaten in ein Waarenausfuhrland

von ungeheurer Größe und Leistungfähigkeit bedacht hat.
England ist nicht mehr, wie vom Siebenjährigen bis in den
Vierjährigen Krieg, der Weltbankier; schwerer als sein Glau»
bigerrecht wiegt seine Schuldnerpflicht; das in Schiffahrt und
Auslandgeschäft angelegte Geld trägt ihm fürs Erste mageren
Zins; einer Menschheit, die kaum das Npthwendigste, Bil»
ligste zu erschwingen vermag, kann es nur theure Waare an*
bieten; und der englische Arbeiter produzirt in vierundzwan»
zig Fabrikstunden nicht mehr als der amerikanische in acht.
In Südamerika, wo lange nur Deutschland ein ernster Kon«
kurrent Britaniens war, hat im Laufe von acht Jahren die
Handelskapitalmacht der Vereinigten Staaten sich vervier*
facht. Und die selbe Macht hat nicht gehehlt, daß sie eng»
tischen Versuch, sich, im Bund mit Japan, von allem Markt»
vertust in China zu entschädigen, als eine unfreundliche Hand»
lung betrachten würde. Die Vereinigten Staaten sind selbst in
Absatzklemme, haben zu der europäischen Papier» und Ver»
schwenderwirthschaft kein rechtes Vertrauen und wollen mit
ihrem Goldüberfluß China so tief düngen, daß es ihr Eisen
kaufen und allmählich ihr Hauptmarkt werden kann. Auf der
langwierigen Reichskonferenz wurde offenbar, daß sich dasEm»
pire nicht mehr blind von London aus leiten läßt. Die Minister
Kanadas, Australiens, Neuseelands, sogar Südafrikas sagten
geradheraus, Erneuung des Bündnisses mit Japan müsse, wenn
nicht Amerika zustimme, den Reichsverband lockern oder
zerreißen. Sie forderten schnelle Verständigung mit Washing*
ton und, als Vorbeding, Frieden mit Irland. Leicht gesagt.
Herr De Valera ist schwierig und begnügt sich, fürs Erste,
nicht mit den Rechten der größten Dominions, mit Homerule
eines Umfanges, der vor zwei Jahren auf der Grünen Insel
wir Himmelgeschenk bejauchzt worden wäre. Um so unge»
heurer Pflichten Herr zu werden, muß auch der wendigste
aller Staatsmänner die Arme frei haben. Eine summende,
stechende Fliege raubt dem Lenker eines noch unerprobten
Motors die Nervenruhe. Die Franzosen haben wie Löwen
gekämpft und sind höchst liebenswürdige Tischgenossen.
Very nice. Aber wirtschaftliches Denken lernen sie nicht.
Was sie für ihre knapp vierzig Millionen Menschen brauchen.

liefert das Land. Daß sie, statt ihre Prachtkolonien selbst
in Blüthe und Frucht zu bringen, noch mehr Fremdland for»
dern, ist eine Weltmachtschrulle; doch für den Augenblick,
da England den Griechen in Sieg half und Genosse Mu»
staphaKemal sich als besserenEnver» Bluff zu entpuppen scheint,
nicht gefährlich. Allmacht über Europas Erz und Kohle: nein.
Noch weniger die Erlaubniß, Deutschland, damit es die fäl»
ligen Milliardentribute zahlen konne, zu der gewaltigsten,
rastlosesten Ausfuhrmaschine zu machen, die der Erdball je
sah. Das wäre Dumping ohne Ende; wäre Siechthum und
Tod Englands, das sich nur durch Wiederbelebung seines
Außenhandels erholen kann. Auch Amerika würde geschä»
digt. Und ein Kabinet von Saint James, das solchen Unsinn
mitmacht, auch nur duldet, wäre über Nacht verschüttet. Der
englische Kaufmann hat all das Gekram mit Pressionen und
Sanktionen satt. Er will seinen Handel ungestört treiben,
gönnts auch den Anderen, läßt sich aber nicht einreden, daß
polnische Wirthschaft mehr leiste als deutsche, und ist, auf
dem Weg des Kaufmanns, in die goethische Erkenntniß ge»
langt, daß Glück und Weh schaffensfähiger Völker den Um»
wohnern, wohlig oder leidig, fühlbar werde. In Paris und
zu Haus war Herr Lloyd George die Stimme des Briten willens.
Seine Rede vom sechzehnten Augustabend ist die stärkste,
die für Deutschlands Recht auf die Vorherrschaft in der schle»
sischen Bergindustrie je gehalten wurde. Ungerecht wäre,
zu verschweigen, daß er sie nur halten konnte, weil das Ka»
binet Wirth sich nicht gegen Vernunft abgeriegelt hat. Die,
scheint mir, räth, Oberschlesien vor dem Schiedsgericht selbst,
inknapper Nüchternheit, seine Sache führen zulassen und laute
Erörterung der Prozedur unddesfranko-britischen Zwistes zu
meiden. Die Räume wachsen. Europa, das sich nie wieder
in den alten Vorrang hebt, wird in Genf und in Washington
ein Objekt der Verhandlung sein. Als ein Bündel geflickter
Vaterländer mit zerklüfteter Wirthschaft, von Haßgasen ver»
gifteter Seele? Auf dem Eintrachtplatz wurde der Völkerbund
geknüpft, dann seinem Rathe das Amt des elysischen Richters
anvertraut. Wer Deutschland liebt, Der weiß seinen Weg.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Ich1 erwarte ganz besonders von den Ehrlichen unter meinen Feinden, daß sie mein Verlangen nach1 objektiver Aufklärung unterstützen. Sie müssen ja überzeugt sein, daß sich1 dabei herausstellen wird, Herr Eduard Meyer sei von mir verleumdet worden. Und da Verleumder nicht an eine Universität gehören, so hätten meine Feinde dann mit guten Mitteln erreicht, was sie bisher mit schlechten vergeblich angestrebt haben: mir mein Extraordinariat an der berliner Universität zu nehrnen. Findet sich1 dieser eine Ehrliche aber nicht, dann darf sich fürderhin kein Universitätlehrer wundern, wenn unser bisher geachteter Stand in noch schlimmeren Ruf geräth als Sodom und Gomorrha. Um Das zu vermeiden, schrieb ich diesen Offenen Brief. Und nun, Freund oder Feind: auf zum ehrlichen Kampf!

In dieser Hoffnung verbleibe ich1 Ihr Georg Friedrich Nicolai, Professor extraordinarius an der berliner Universität.

Ich kann nicht nachprüfen, wie in dem Streit, dessen Versandung Professor Nicolai zu hindern trachtet, Recht und Schuld vertheilt sind. Will auch nicht. Einem, der seiner Be» schwerde anderes Obdach nicht fand, die Thür zu öffnen, dünkte mich (auch, wenn der Einlaßbegehr nicht von einem geistig so Ansehnlichen kam, wie es der Verfasser der „Bio» logie des Krieges" ist) immer Pflicht. Drei Jahrzehnte lang wurde sie, ohne Scheu vor Aergerniß und Rachsuchtgezettel, in der „Zukunft" erfüllt... Die, las wohl Mancher in seiner Zeitung, werde nun, endlich, verschwinden. Briefe (nicht so viele, daß ich, wie ein vergessener Jubilar, publice stöhnen müßte, die Last persönlicher Einzelbeantwortung sei allzu schwer) melden Schreck und Bedauern. Zu früh. Noch ist zum Abschiednehmen nicht das rechte Wetter. Daß ich dem vielfach ausgesprochenen Wunsch, in Amerika über Europas Noth und Hoffnung zu reden, bald folge, ist möglich. In der Kriegszeit war meine Wochenschrift neun Monate lang ver» boten; ihreFreunde sind ihr geblieben. Diesmal wird eine Pause kaum nothwendig sein. Aus vollenHerzen drängt es nach Aus» sprache. Und wirds für Einen, der acht Jahre in Deutschlands Stickluft vergrämt und vergrollt hat, nicht höchste Zeit, von anderem Standort die ewig neue Gestaltung des Weltbildes zu sehen? Im November kann in Washington Erdfriede werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von faß & Garleb G. m. b. H. in Berka.

27. August 1921
Nr. 48
Die Zukunft

Nr. 48
TMe Zukunft
„Die Zukunft"
Band 1—113 in Original band gebunden
(Halbleder), tadellos erhalten, zu verkaufen.
Offerten unter O- F. 1000 Anzeigen-
verwaltung der „Zukunft", Berlin W 8,
Leipziger Straße 39.
Bad Kissingen. Hotel BUdel
Keine Po&iKai'ieu, aonuera uur Kunst- freien über dem Karl) ausbade, Minuten
lerische Aktphoto^raphie. Man von den Quellen. Bekannt gutes Haus,
verlange Probesendung. Postfach 2. Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung
Hamburg 81. durch den Besitzer Ä. Büdel.

LOUIS MICHELS
Bankqeschöfr / Berlin W56, Französischeslr.29
Spezialzweiqe des Effektengeschäfts
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugela»senen Aktien
Wiener Restaurant ESÄ-S
RRZIWANER
===== Weltberühmte Küche
TELEPHON:
Zentrum 4O86
Pilsner Urquell
Schiffährts- Aktien
KoloDialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons
B. CALMANN, HAMBURG
c
Brillanten Fer|ensmara9ßeper,scnnure 1
kauft zu hohen Preisen
Mfinit7 Frledrlctistr. 91-92, I. Etg.
• zwisch. Mittel-u. Dorotheenstr.

Nitritfabrik Aktiengesellschaft in Cöpenick»
Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen
Prospektes sind
nom. M. 2 250 000.- neue Aktien
der
Nitritfabrik Aktiengesellschaft in Cöpenick
Nr. 2251-4500 zu je M. 1000.—
zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.
Berlin, im August 1921.
Georg Fromberg & Co. A. E. Wassermann.
****
*
*
*
*
*
*
*
*
BAD NEUENÄME
Bonns Kronenhotel
Haus 1. Ranges, 110 Betten
Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffne
****
*
*
*
*
t »
1*
***

Berlin, den 3. September 1921
Kain von Gottes Gnade?
Bismarck postumus
T^\a der Versuch, Bismarcks dritten Band dem deutschen
-**^ Volk, zu dessen Warnung und Lehre er geschrieben ward,
noch länger vorzuenthalten, nun aufgegeben ist, könnte ich
mein Exemplar aus des Kastens Tiefe heben und ein ganzes
Heft mit edlen Bruchstücken füllen. Doch das Buch ist, trotz
mancher Plombe und fühlbaren Zerrung, dünn: und wer ihm
viel nähme, ließe ihm wenig. Nur Kostproben drum aus dem
Werk, auf dessenTitelblatt steht: „Den Söhnen und Enkeln zum
VerständnißderVergangenheit und zur Lehre fürdieZukunft."
Im September 1886 schreibt der Deutsche Kronprinz über
seinen ältesten Sohn an den Kanzler: „Angesichts der Wich»
tigkeit der dem Prinzen zu stellenden Aufgabe halte ich es
für geboten, daß er vor allen Dingen die inneren Verhält»
nisse seines eigenen Landes kennen lerne und dann sich mit
denselben vertraut fühle, ehe er bei seinem ohnehin schon
sehr raschen und zur Ueberhebung neigenden Urtheil sich
auch nur einigermaßen mit der (auswärtigen) Politik befaßt.
Angesichts der mangelnden Reife und der Unerfahrenheit
meines ältesten Sohnes, verbunden mit seinem Hang zur
Ueberhebung wie zur Ueberschätzung muß ich es geradezu
für gefährlich bezeichnen, ihn jetzt schon mit auswärtigen
fragen in Berührung zu bringen." Bismarck selbst sagt über
diese Zeit: „Die Beschleunigung, welche in der Entwickel»
ung der Krankheit des Vaters eintrat, schnitt schließlich die

Möglichkeit ab, dem Prinzen Wilhelm vor seiner Thronbe»
steigung bezüglich unseres staatlichen Lebens im Inneren an»
dere Eindrücke zu verschaffen, als das Regimentsleben gewähr
ren konnte. Er ist (1888) denn auch mit Anschauungen auf
den Thron gekommen, die für unsere preußischen Begriffe neu
und nicht durch unser Verfassungleben geschult sind." Aus
dem Brief (vom Dezember 87) des Prinzen, der seine Neig»
ung zudem antisemitischen Hofprediger Stoecker einschleiern
soll: „Meine hohe, warme Verehrung und herzliche Anhang»
lichkeit, die ich für Euer Durchlaucht hege (ich ließe mir
stückweise ein Glied nach dem anderen für Sie abhauen eher,
als daß ich Etwas unternähme, was Ihnen Schwierigkeiten
machen oder Unannehmlichkeiten bereiten würde) sollten,
mein' ich, Bürge sein, daß ich mich bei diesem Werk auf
keine politischen Parteigedanken eingelassen habe. Ich wünsche
Euer Durchlaucht ein gutes Neues Jahr; möge es Ihnen be»
schieden sein, das Land in ihrer gewohnten weisen Fürsorge
fortzuleiten, sei es zum Frieden, sei es zum Kriege (den,gegen
Rußland, Wilhelms Berather, der Genera'quartiermeister Graf
Waldersee, für nothwendig hielt). Falls das Letztere sich
ereignen sollte, mögen Sie nicht vergessen, daß hier eine
Hand und ein Schwert bereit sind von einem Manne, der
sich wohl bewußt ist, daß Friedrich der Große sein Ahn»
herr ist und dreimal so viel allein bekämpfte, als wir jetzt
gegen uns haben, und der seine zehn Jahre militärischer Aus»
bildungnichtumsonsthart gearbeitet hat! ImUebrigen: »Alle»
weg guet Zolrel " Drei Wochen zuvor hat er an Bismarck
geschrieben: „Ich erlaube mir, ein Schriftstück zu übersenden,
welches ich im Hinblick auf die nicht unmögliche Eventua»
lität eines baldigen oder überraschenden Hinscheidens des
Kaisers und meines Vaters verfaßt habe. Es ist ein kurzer Er»
laß an meine künftigen Kollegen, diedeutschen Reichsfürsten.
Die von Gottes Gnaden herstammende Erbfolge muß als ein
selbständiges fait accompli den Fürsten gegenüber betont
werden, und zwar so, daß sie keine Zeit haben, viel darüber
zu grübeln. Die alten Onkels sollen dem lieben j ungen Neffen
nicht Knüppel zwischen die Beine stecken! Habe ich sie erst
von meinem Wesen und Art überzeugt und in die Hand mir
gespielt, nun, dann pariren sie mir um so Heber. Denn parirt

muß weiden! Aber besser, es geschieht aus Ueberzeugung
und Vertrauen als gezwungen!" Aus Bismarcks Antwort (auf
die er den Prinzen sechs Wochen warten läßt) und aus späte»
rem Briefwechsel habe ich im Sommer schon das Wichtigste
angeführt; nicht in überall genauem Wortlaut, weil die Frucht
vom Baum der Erkenntniß noch verboten war und man den
Schein der Uebersetzung aus der englischen Ausgabe wahren
mußte. Wortgetreue Nachträge werden willkommen sein.
„Die kund werdende Thatsache, daß die Dokumente vor dem
Ableben regirender Herrenredigirt und bereitgehalten waren,
würde keinen guten Eindruck machen. Die Fürsten sind nicht
Unterthanen, sondern Bundesgenossen des Kaisers; und wird
ihnen der Bundesvertrag nicht gehalten, so würden sie sich
auch nicht dazu verpflichtet fühlen und Anlehnung suchen,
wie früher, bei Rußland, Oesterreich und Frankreich, sobald
die Gelegenheit dazu günstig erscheint, wie immer national
sie sich halten mögen, so lange der Kaiser der Stärkere ist.
Ich bitte Eure Königliche Hoheit, Friedrich den Großen nicht
blos als Feldherr, auch als Staatsmann zu folgen. Es lag nicht
in der Art des großen Königs, sein Vertrauen auf Elemente
wie das der Inneren Mission (Stoeckers) zu setzen. Redner,
Geistliche, Damen sind Elemente, die zu einer politischen
Wirksamkeit im Staat nur mit Vorsicht verwendbar sind und
von deren Wohlverhalten und Takt ich die Meinung des
Volkes über seinen künftigen König in keiner Weise abhän»
gig wissen möchte. Ich habe nichts gegen Stoecker; er hat
für mich nur den einen Fehler als Politiker, daß er Priester
ist, und als Priester, daß er Politik treibt. Ich bin gläubiger
Christ, aber ich fürchte, daß ich in meinem Glauben irr
werden könnte, wenn ich, wie der Katholik, auf priesterliche
Vermittelung zu Gott beschränkt wäre." Der Prinz will
Stoecker zu Rücktritt von der offiziellen Leitung der Stadt»
mission bestimmen; und schreibt: „Vor einer solchen Mani»
festation wird, so denk' ich, jede Verdächtigung meiner
Absichten und Stellung verstummen müssen; wenn nicht,
dann Weh Denen, wenn ich zu befehlen haben werdel" Bis»
marck: „Datin lag schon, noch in prinzlicher Form, Das, was
später in der kaiserlichen Wendung ausgesprochen wurde:
Wer mir widerstrebt, Den zerschmettere ich.' Wenn ich jetzt
19»

zurückblicke, so nehme ich an, daß der Kaiser während der
einundzwanzig Monate, da ich sein Kanzler war, seine Nei»
gung, einen ererbten Mentor loszuwerden, nur mit Mühe
unterdrückt hat, bis sie explodirte und eine Trennung, die
ich, wenn ich den Wunsch des Kaisers gekannt hätte, mit
Schonung aller äußeren Eindrücke eingeleitet haben würde,
in einer plötzlichen, für mich verletzenden, ich möchte sagen:
beleidigenden Weise erzwang. Der ,neue Herr' hatte auch
das Bedürfniß, für Gegenwart und Zukunft die Verdunke«
lung nicht zuzulassen, welche eine kanzlerische Wolke etwa
wie die Richelieus und Mazarins entwickeln würde. Einen
nachhaltigen Eindruck hatte auf ihn eine von dem Grafen
Waldersee mit Berechnung gethaneAeußerung gemacht: ,daß
Friedrich der Große nie der Große geworden sein würde,
wenn er bei seinem Regirungantritt einen Minister von der
Bedeutung und Machtstellung Bismarcks vorgefunden und
behalten hätte*. Als Kaiser hat er im Auslande dann ,zu viel
von dem Kanzler' sprechen hören. Eine Verstimmung dar»
über wurde durch berechnete Witzworte meiner Gegner ge<
steigert, in denen unter Anderem von der Firma Bismarck
&. Sohn die Rede war. Der Kaiser zieht Leute zweiten Ranges
als Minister vor; und die Lage ist insofern keine korrekte, als die
Minister nicht denMonarchen mit Rath und Anregung versehen,
sondern Beides von Seiner Majestät erwarten und empfangen.
Die Neigung des Kaisers, den Ruhm seiner kommen»
den Regirungjahre nicht mit mir theilen zu wollen, fand ich
psychologisch erklärlich und sein Recht dazu klar, entfernt
von jeder Empfindlichkeit. Meine Anhänglichkeit an den
Thron und meine Zweifel an der Zukunft ließen es mir als
eine Feigheit erscheinen, davonzugehen, ehe ich alle Mittel
erschöpft hätte, um die Monarchie vor Gefahr zu behüten
oder dagegen zu vertheidigen. Am fünfzehnten März 1890
(ich war um Neun morgens mit der Meldung geweckt wor»
den, Seine Majestät erwarte in einer halben Stunde meinen
Vortrag) warf der Kaiser mir vor, daß ich, ohne vorher bei
ihm anzufragen, den Abgeordneten Windthorst empfangen
habe, statt ihn .natürlich zur Thür hinauswerfen zu lassen',
und daß dieser Besuch durch den Bankier Von Bleichröder
vermittelt worden sei. Juden und Jesuiten' hielten immer

zusammen." Im Lauf der nächsten zwei Tage ließ der Kaiser
den Greis mehrfach zu schleuniger Einholung des Abschiedes
aus allen Aemtern auffordern. In der öffentlichen Antwort auf
das Rücktrittsgesuch bestöhnte er, „daß weitere Versuche, Sie
zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aus»
sieht auf Erfolg haben" könnten, und spricht die Zuversicht
aus, „daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hin*
gebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterland nicht fehlen
werden." Das Volk wurde durch diese und ähnliche Sätze in
den Glauben gelogen, der Kanzler wolle durchaus gehen und
alles Mühen des Kaisers, ihn zu halten, sei fruchtlos geblieben.
Würdiges Vorspiel zum August 1914. Bismarck: „Noch ehe ich
den Bescheid auf mein Abschiedsgesuch erhalten hatte, nahm
Gaprivi von einem Theil meiner Dienstwohnung Besitz. Darin
lag eine Exmission ohne Frist, die ich nach meinem Alter und
der Länge meiner Dienstzeit wohl nicht mit Unrecht als eine
Roheit ansah. Mein Rath ist seitdem weder direkt noch durch
Mittelspersonen jemals erfordert.imGegentheilscheintmeinem
Nachfolger untersagt zu sein, über Politik mit mir zu sprechen.
Ich wurde streng boykottirt und unter Quarantaine gehalten
als Herd von Bazillen der Seuchen, an denen wir politisch
gelitten hatten, als ich Kanzler war. Mein Vertrauen in den
Charakter meines Nachfolgers (der Jahre lang ein tantalisirter
Gardeoffizier ohne Zulage gewesen war) hat einen Stoß er»
litten, seit ich erfuhr, daß er die uralten Bäume vor der
Gartenseite seiner, früher meiner. Wohnunghat abhauen lassen,
welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerirende, also un<
ersetzbare Zierde der amtlichen Reichsgrundstücke in der
Residenz bildeten. Ich würde Herrn von Caprivi manche
politische Meinungverschiedenheit eher nachsehen als die
ruchlose Zerstörung uralter Bäume, denen gegenüber er das
Recht des Nießbrauchs eines Staatsgrundstückes durch dessen
Deterioration mißbraucht hat. (Der echte Bismarck.)
Friedliebende, civilistische Volksbeglückung wirkt auf
die christlichen Nationen Europas in der Regel nicht so wer«
bend, so begeisternd wie die Bereitwilligkeit, Blut und Ver»
mögen der Unterthanen auf dem Schlachtfeld siegreich zu
verwenden. Wenn ich mir die Geschichte der europäischen
Völker vergegenwärtige, so finde ich kein Beispiel, daß eine

ehrliche und hingebende Pflege des friedlichen Gedeihens der Volker für deren Gefühl eine stärkere Anziehungskraft ge» habt hätte als kriegerischer Ruhm, gewonnene Schlachten und Eroberungen selbst widerstrebender Landstriche ... Im In» teresse des Einvernehmens der Kabinete von Berlin und Petersburg hielt ich es für bedenklich, die mißtrauische De« fensive des Zars mit der aggressiven Liebenswürdigkeit unseres Herrn ohne Noth in lange und enge Berührung zu brin» gen. Die Aufgabe der Politik liegt in der möglichst richtigen Voraussetzung Dessen, was andere Leute unter gegebenen Umständen thun werden. Ueber die Fehler der auswärtigen Politik wird sich die Oeffentliche Meinung in der Regel erst klar, wenn sie auf die Geschichte eines Menschenalters zurückzublicken im Stande ist. Das germanische Lehenrecht giebt dem Vasallen außer dem Besitz des Gegenstandes wenig Anspruch, aber doch den auf Gegenseitigkeit der Treue zwischen ihm und dem Lehnsherrn; deren Verletzung von der einen wie von der anderen Seite heißt Felonie. Ich habe gehört, daß der Kaiser die Bedenken, welche Caprivi gegen die Uebernahme meiner Nachfolge geäußert, mit den Worten beschwichtigt habe: .Seien Sie ohne Sorge; sie kochen Alle mit Wasser und ich werde die Verantwortlichkeit für die Ge« Schäfte übernehmen'. Hoffen wir, daß die nächste Generation die Frucht dieses königlichen Selbstvertrauens ernten werde."
Sie hat geerntet; und bitter brennt Nachgeschmack der Frucht auf ihrer Zunge. Bismarcks Buch kommt zu spät. Nicht Denen nur, die, weil sie „sensationell" Neues erwarten, ent« täuscht sein (und über die im Sozialen rückständig steife Haltung des 1815 geborenen Junkersohnes zetern werden wie einst die Börnes über Goethes Höflingthum.) Zu spät, um noch Wirkung zu erlangen: das Einzige, was diese bis in den letzten Wank heiße Seele begehrte. Nur auf den dritten Band kams ihr an. Der sollte den tausendfach getäuschten Landsleuten sagen: „Hier ist der Kaiser, den ich kennen lernte. Sehet ihm, ehe es allzu spät wird, auf die Finger: sonst zer» klaubt er, trotzdem er nur fünf hat, Euch völlig das Reichs» gefüge, dessen mühsam kunstvollen Ban und Feinmechanik zu erforschen er sich nie bequemt hat. Wird er nicht schleu« nig, mindestens im Sinn des englischen ,The king can do

110 wrong, unschädlich gemacht, dann ist das Reich unrett» bar verloren." Um schnelle Ausgabe des Buches zu ermög» lichen, zwang er sich in Mäßigung des Tones, manchmal in konventionell erstarrte Form. Die Brust des Lebenden warf Lavablöcke aus. „Die Feigheit des Kaisers,ist noch der sicher» ste Aktivposten in unserer Politik. Die einfachsten Begriffe Dessen, was erst den Gentiemann macht, fehlen ihm. Hierher kommt er des Theatereffektes wegen; um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, damit sie glauben, er konsultire mich. Aber den Muth, mir ins Weiße des Auges zu sehen, hat er nicht. Ich wundere mich immer wieder über meinen Sohn, der da noch hassen kann, wo ich nur Verachtung aufbringe." Der Zwang in Maß und Foim des Vasallen hat Allerlei aus der Urschrift getilgt und den Glanz der Persönlichkeit, des Daimonions, getrübt. Das über pfiffige Knirpse vom Kaliber Boetticher, über den Austausch Sansibar, Helgoland, Handels» vertrage, Sozialistenzähmung Gesagte haftet kaum noch in unserem Ohr und die Geschichte der Entlassung ist längst (auch aus dem Kapitel „Der junge Wilhelm" im zweiten Band meiner „Köpfe") bis ins Kleinste bekannt. Als Hauptwerth bleibt uns die urkundliche Gewißheit des Unheils über Wilhelm. Der Vater: Unreife, Ueberhebung, Selbstüber-schätzung. Der Kanzler: Unsachliche Eitelkeit, unersättliche Sucht nach Schmeichelei, Roheit, Unwahrhaftigkeit, Felonie. Darunter steht fortan das airtög £q>a des Pythagoräers. So sprach des Meisters Urtheil; und keines Lakais Radirmesser, keines Lügners Gummizunge kratzt es aus dem Gedächtniß. In Menschengewühl dreier Jahrzehnte sah ich nicht drei Jun» ker, Grandseigneurs, Generale, Diplomaten, Industriehäupter, die anders dachten. Der jungen, im Innersten gefährdeten Deutschen Republik fällt aus diesem Buch ein Glückslos zu. In der Stunde tiefster Noth ersteht ihr aus dem Grab der ihren Gegnern, Totfeinden selbst glaubwürdigste Zeuge und spricht: „Diese Monarchie durfte nicht währen. Dieser war des Reiches Verderber." Der vierzehnte Kanzler müßte seine ganze Preßmannschaft geschwind alarmiren. Die saftigsten Stücke heraus, druckreif eingepökelt,unentgeltlich, wo es sein muß, als bezahlte Beilage, bis in die dunkelsten Kreisblättchen. Kein zimperliches Zaudern mehr. Fünf Minuten vor Zwölf.
/

Prätorianerfest
„Als eine imposante Dankesfeier für die deutschen Front-
kämpfer und gleichzeitig als eine Wohltätigkeitveranstaltung
größten Stiles für die Hinterbliebenen der Gefallenen und die
schwerverletzten, in ihrer Erwerbsfähigkeit stark beeinträchtigten
Krieger stellte sich' der gestrige Frontkämpfertag dar, für den
Feldmarschall Von Hindenburg das Protektorat übernommen
hatte. Schon am frühen Nachmittag strömten gewaltige Schaa-
ren von Theilnehmern, meist mit Kriegsorden geschmückt, der
Grunewaldrennbahn zu, auf der sich hinter dem Schwimm-
bassin die Züge der ehemaligen Kombattanten und die zahl-
reichen Vereine bereits Stunden lang vor dem eigentlichen
Festbeginn versammelt hatten. In der großen Loge trafen,
während sich das gewaltige Amphitheater mehr und mehr mit
den Gästen des Festes füllte, zahlreiche Ehrengäste ein. Man
sah hier den Prinzen Eitel Friedrich Von Preußen, den General-
Obersten Von Plessen, den früheren Generalquartiermeister und
Kriegsminister Von Stein, den Heerführer Scholtz, die Gene-
rale Von Watter und Von Schulz, die Admirale Von Trotha,
Schröder und Grapow, eine Reihe von Parlamentariern der
rechtsstehenden Parteien, darunter Graf Westarp, Laverrenz,
Dr. Rösicke und als besonders bemerkten Gast den Fürsten
Awalow-Bermondt. Später erschien dann noch bei Schluß des
ersten Vorbeimarsches General Ludendorff.
Nachdem die Klänge des Deutschen Orchesters verrauscht
waren, hielt der Erste Vorsitzende des Natio naiverband es Deut-
scher Offiziere, Generalmajor a. D. Graf von Waldersee, die
Eröffnunganspräche. Die ruhmreiche Armee Friedrichs des
Großen sef nun ‚abgewickelt'. Gerade der August wecke unver-
gängliche Erinnerungen an Weißenburg, Wörth, St. Privat, Lüt-
tich', St. Quentin. Man habe dem deutschen Volke ins Ohr
geraunt, wenn es seine Waffe in die Ecke stelle, würden sich]
alle Völker liebend in die Arme fallen. So komme es, daß jetzt
Fremde im deutschen Lande befehlen und deutsche Mädchen
von Schwarzen vergewaltigt werden, während die Polen Division
um Division an die deutsche Grenze schicken. Wehe Denen,
die uns entehrten, die uns das Hassen lehrten! Wir rufen heute
zur Kontrolversammlung auf. Wir haben heute nicht gefragt
nach der Parteizugehörigkeit, sondern: Seid Ihr Vaterlandsi-
bejaher oder nicht? Hindenburg, unser Ehrenprotektor, hat
uns leider geschrieben, er komme nicht, weil er Berlin nicht
liebe. Sein großer Berather Ludendorff aber wird heute kommen;
er ist das Sinnbild des Ausharrens. Der Redner begrüßte dann

den Prinzen Eitel Friedrich1 und erinnerte an die Verdienste der
Hohenzollern. Man müsse in Treue ausharren, bis es einst wieder
gelte, Kaiser und Reich zu dienen.
Später folgte die Ansprache des Generals Grafen von der
Goltz, des bekannten Führers im Baltikum, an die Frontkämpfer.
Im Felde unbesiegt, feiern die deutschen Frontkämpfer des
Weltkrieges heute die siebente Wiederkehr der ersten großen
Siege in Ost und West, auf den Meeren und in den Kolonien,
denen unerhörte weitere Angriffs- und Abwehrsiege folgten,
bis nach den großen Durchbruchserfolgen von 1918 die Lügen-
propaganda unserer inneren und äußeren Feinde uns einen Er-
satz ins Feld schickte, der zum Verräther am Frontsoldaten
wurde. Wir hätten noch lange fern der Heimath uns unserer
Haut wehren können, wenn nicht in der selben Heimath Hoch-
verräther den Allerhöchsten Kriegsherrn für abgesetzt erklärt
und so dem Heere den Führer genommen hätten. So endete
mit Hochverrath und Energielosigkeit die 250 jährige ruhm-
reiche Geschichte des preußisch-deutschen Heeres, dem es unsere
inneren und äußeren Feinde nicht verzeihen konnten, daß durch
seine und der großen Hohenzollern Thaten aus dem Deutsch
sprechenden Völkerbrei wieder ein einiges und starkes Deut-
sches Reich entstanden war. Der Redner nannte es eine Lüge,
die Militärpartei habe den Krieg verlängert. Eine Militärpartei
habe es nie gegeben. Deutschlands einzige und wirkliche Schuld
am Kriege sei die Unfähigkeit, Charakter- und Entschlußlosig-
keit seiner Außenpolitiker. Man erkenne heute die ganze Lüge
und Frechheit Derer, die behaupten, daß unser Volk durch die
ideenlose Revolution vorwärtsgekommen ist, die nur als Hun-
gerrevolte nach1 der grausamen englischen Blockade eine Ent-
schuldigung finde. Die Feldgrauen werden, obzwar wir ohne
Tanks, Flieger und Artillerie keinen Freiheitkrieg führen können,
jeden Augenblick bereit sein, gegen die Polen und Bolsche-
wisten unser Vaterland zu schützen. Oberschlesien könne sich
bei einem neuen Poleneinfall auf die Feldgrauen verlassen.
Seinen Helden im Weltkriege müsse das deutsche Volk in
Dankbarkeit ein Denkmal setzen. Diesen Gedanken ausspin-
nend, leitete der Redner zu einem Telegramm des Kaisers über,
das folgenden Wortlaut hat: ‚Mit Stolz und heißer Dankbarkeit
gedenke ich heute meiner tapferen, im Feld unbesiegten Kame-
raden. In echter deutscher Treue vollbrachten sie gegen eine
Welt von Feinden Thaten, wie sie die Geschichte bisher nicht
gekannt. Unvergessen lebt ihr Heldenthum fort, den Toten
zum ehrenden Gedächtniß, den Lebenden und künftigen Ge-

schlechtem zur Nachahmung. Möge der Glorienschein vergangener großer Tage das Leuchtfeuer zur sieghaften Erhellung der noch dunklen Zukunft werden. Gott schütze Volk und Vaterland'.
Die Versammelten brachten danach Hochs auf Ludendorff aus und forderte ihn immer wieder zum Sprechen auf. Ludendorff winkte ab. Als die Ungeduld auf das Höchste gestiegen war, nahm er das Wort zu kurzer Ansprache: ‚Fester Wille und Siegesfreudigkeit haben uns im Kriege beherrscht und den Feldmarschall und mich befähigt, die größten und stolzesten Anforderungen an das Heer zu stellen. Wir wollen in dieser Stunde an das Preußenthum denken, in dem sich die Kraft des deutschen Volkes verkörpert hat. Wir stehen treu zu Preußen, zu den schwarz-weißen Fahnen. Unser geliebtes Preußen hoch, hoch, hoch!' Die Versammlung sang hierauf das Preußenlied. Das Fest schloß mit einem Vorbeimarsch der Frontkämpfer vor Ludendorff und, als dann die Dunkelheit vollends eingebrochen war, mit einem großen Zapfenstreich und Fackelzug."
In diesem Bericht (aus dem Lokalanzeiger) fehlt nur die immerhin gewichtige Angabe, daß vor dem Herrn Eitel Fried« rieh von Hohenzollern, dem Kapitalfluchtkunden der Firma Grusser, Philipson &. Co., die alten Fahnen zu Huldigung gesenkt wurden. Nicht kleiner war die Lust, die Herren Goltz, Ludendorff, Stein, Trotha, Waldersee, sogar den alten Unheilstifter Plessen auch einmal als „Frontkämpfer" zu er» blicken; in der Kriegszeit hatte Dienstpflicht sie allen Fronten und Kämpfen fern gehalten. Zehntausend (oder mehr) mit Degen, Säbel, Seitengewehr, Dolch Bewaffnete. Wartet Herr Wirth.bis die Entente ihn zwingt, Verabschiedeten die Plempe aller Sorten zu nehmen? Nach strengem Verbot, ausserhalb bestimmter Dienstgrenzen Waffen zu tragen, würde die Neigung in solche Parade abflauen, die dem Reich schadet (und nicht einmal Lustbarkeitsteuer einbringt). Marschall Hindenburg will Berlin nicht riechen. Das hat ihm hundert» mal wie einem Heiland zugejauchzt; Einem, von dem die Nächsten, die Herren Erich Ludendorff, Max Bauer, Max Hoffmann, darin einig, sagen, er habe in Ost und West nur für die Gedanken Anderer den Namen hingegeben, würdig repräsentirt und sei, schon 18, „durch sein hohes Alter von der Schwachheit entschuldigt worden, daß er dem in Ungnade

gefallenen Ludendorff nicht die Treue hielt". Die erbärmliche
Beschimpfung deutscher Arbeiter, die im Feuer, nicht nur zu
Mummenschanz, „Frontkämpfer" waren, ist aus dem Mund Be»
.treßter nichtsNeues mehr.Da dieseBramsigen so verbrecherisch
dumm waren, Strike mit Einberufung an die Front zu stra»
fen („Warte, mein Junge,Du sollst den Heldentod sterben!"),
pflanzten sie selbst sich Unkraut ins Feld. Da aber war früher
als in der Heimath Klarheit geworden; viel früher: weil das
nutzlose Verpuffen der Offensiven, die Hunderttausende
ins Grab schleuderten, dem im Dienst Eifrigsten nicht zu
hehlen war. Daß der Serenissimus Krieger, die er am fin»
stersten Tag desertirt, als Landflüchtling im Stich gelassen
hat, seine „tapferen Kameraden" zu nennen wagt, entblößt
einen immerhin vollkommenen Mangel an Scham. Sagt aber
auch nichts Neues über den aufgeputzt Armsäligen, der das
Kleid stets für das Wesen, Schein für Sein hielt, im Mar»
schallsrock sich, zwischen zwei Farfumbädern, einen Kriegs»
helden wähnte und jetzt noch an jedem Morgen, in Schaft*
stiefeln und Hemdbluse, den Holzhacker mimt, an jedem
Abend, mit dem Eisernen Großkreuz über dem feinsten Feld*
grau, unter Uniformirten den Allerhöchsten Kriegsherrn
spektakelt. Er wünscht Sieg, also Krieg; und mag seinem
„alten Gott" dafür danken, daß ihn, außer Lügnern und Be*
logenen, Niemand mehr ernst nimmt: sonst würde er, nach so
dreistem Bruch des Gastgelübdes, von Hollands Regirern
.natürlich zur Thür hinausgeworfen". Wie lange dulden
Deutschlands den frechen Spuk? Nicht, daß nach ungeheurer
Leistung Heer und Volk mürb wurde, ist „Schmach"; nur
daß der drängend erbetene Waffenstillstand, der vor sicherer
Zermalmung bewahren sollte, jetzt als Vorwand zu der Be*
hauptung genutzt wird, Deutschland sei „unbesiegt" geblieben.
Tiefste Schmach und unerrechenbarer Schade. Denn wer kann,
nach all den Orgien, in die unter dem Augustusmond un*
verschämt gespensternde Prätorianer sich erkeckten.mit wirk*
samer Kraft noch das Mißtrauen anklagen, das uns das Han»
dein der Franzosen so widrig macht? Seit Wochen fragen
sie Nachbarn und ferne Freunde: „Merkt Ihr nun, daß un*
sereVoraussicht, nicht Eure, richtig war?" Und schon sprach
manche Stimme: Ja. So weit sind wir.

*
Was war bis gestern gegen so gefährlichen Unfug ge*
schehen? Am Tag nach der Rennbahnfeier lasen wir:
„Der Reichspräsident Ebert besuchte heute vormittag mit
Gemahlin das Gelände der May-Film-Gesellschaft in Wolters-
dorf. In seiner Begleitung befand sich der Staatskommissar
für öffentliche Ordnung Dr. Weißmann und Ministerialdirektor
Meißner. Der Vorsitzende des Aufsichtrathes der May-Film-
Gesellschäft, Generaldirektor Bratz, und die Direktoren Joe
May und Fellner empfingen den Reichspräsidenten, worauf
Direktor Joe May und der Architekt der May-Film-Gesellschaft
Jacoby-Boy die Bauten zu dem Monumentalfilm ,Die Tochter
des Pharao' erläuterten. Nach der Besichtigung der umfang-
reichen Anlagen machten der Reichspräsident und seine Gattin
eine Motorbootfahrt auf dem See des May-Film-Geländes, um
anschließend in Gesellschaft der Direktoren und Mia Mays,
der Hauptdarstellerin, ein Frühstück einzunehmen."
Dazu ist Muße. Dafür wird, in solcher Zeit, ein Vor*
mittag hingegeben. Der Reichspräsident als Reklamegast am
Speisetisch einer Kinotruppe. So tief hat der Filmhelm selbst
sich nicht gebückt. Wer mitGelunger undGeschmatz dieRepu*
blik „vertheidigt", weckt Sehnsucht nach dem Ancien Regime.
Schönaich, gegen den, seit er, als Generalmajor, für den Pazi«
fismus und wider die Ludendörffler sich tapfer zu regen wagt,
ein munteres Kesseltreiben angerichtet wurde.
„Nie wieder Friede! Was dann? Kampf ums Dasein, Kampf
aus Naturnotwendigkeit, Kampf um seiner selbst willen. So
hallt es Denen entgegen, die den Frieden für das Idealziel der
Lebewesen halten.
Ein tropischer Urwald; tausendjähriger Humus, senkrechte
Sonne und ausgiebiger Regen schaffen unendliche Fruchtbar-
heit. Alles grünt und blüht. Palmen und Gummibäume streben
zur Höhe und breiten ihre Blätterkronen. Unten im Schatten
keimen Lianen und Aristolochien und klettern im1 Kampf urn'
das Leben spendende Licht an den Riesen des Urwaldes empor,
sie fest und fester umschlingend, erwürgend, was ihnen Stützei
war. Dann Absturz Beider in den ewigen Schatten. Sterben
und Vermodern zu Humus, aus dem neues Leben entstellt,
iwiger Kreislauf der Natur. Ein Tröpfchen menschlichen Blu-
Friede, Recht, Brauch
Drei Briefe. Den ersten schrieb Dr. h. c. Freiherr von

tes. Tausende weißer und Hunderttausende rother Blutkörperchen wandern, Leben spendend, durch die Adern, bis eines Tages die weißen den Kampf ansagen, die rothen unterliegen. Eig Sommertag. Die Blüthenpracht weicht der werdenden Frucht, immer spärlicher wird die Beute der fleißigen Bienen. Was soll werden, wenn im Winter Tausende leben müssen von der Tracht des Sommers? Die Drohnen haben ihre Schuldigkeit gethan; der Nachwuchs genügt zur Erhaltung der Art. Fort mjt den unnützen Fressern! Drohnenschlacht; Kampf der Schwestern und Brüder.

Wo Ihr hinblickt: im Leben Kampf. Zellen, Pflanzen, Thiere, Alle kämpfen ums Dasein, mitleidlos; erst komme ich, dann kommst Du noch lange nicht. Und da wollt Ihr Narren faseln von Frieden, von Menschenliebe und Gottesgüte? Einsperren soll man die Narren; noch besser: An den Galgen mit ihnen, die uns zu Schwächlingen machen wollen, daß wir unterliegen im Kampf ums Dasein!

Gemach, Ihr Herren. Die Natur ist eine weise Lehrmeisterin. Was Ihr daraus abgelauscht habt, ist aber nur ein Theit ihrer Lehren. Wißt Ihr nicht, daß die Flechten genannten Gebilde eine innige Lebensgemeinschaft sind zwischen Algen und Pilzen, die einander mit Wasser und Kohlenhydraten versorgen? Was wäre wohl in den Hungerjahren aus uns geworden, wenn verbündete Pflanzen und Bakterien uns nicht mit dem so nöthigen Eiweiß versorgt hätten? Gewiß nicht aus Edelmuth leben Strauß und Antilope in inniger Freundschaft und nur aus Eigennutz dulden Ameisen und Termiten zahlreiche Käfer in ihren Bauten, füttern und warten deren Larven genau wie die eigenen Kinder. Kampf oder Freundschaft sind letzten Endes Gehirnreflexe und von der Keimzelle über das Nervencentrunr des Frosches bis zum Gehirn eines Goethe ist nur eine einzige zusammenhängende Entwickelungreihe.

Wenn im Zusammensein der Wesen von den Amöben über den Höhlenmenschen bis zu Ludendorff und Foch der Kampf das Ausschlaggebende gewesen ist, so braucht ers darum nicht für alle Ewigkeit zu bleiben. Warum soll Das, was Algen und Pilze, was Strauß und Antilope instinktiv thun, dem unendlich viel feiner gebildeten menschlichen Gehirn nicht auch entspringen können? Auch1 der Kampf selbst ist in den Jahrmillionen der Entwickelungl unterworfen gewesen. Zwischen dem Kampf des Tuberkelbazillus gegen den Menschen, dem Kampf der Katze, die sich1, an den Todesängsten der Maus ergötzt, und dem kühl erwogenen Kampf der Japaner gegen Tsingtau sind

seelisch und technisch solche Unterschiede, daß nicht die selben Folgerungen daraus gezogen werden können.
Auch Menschen haben nicht immer nur triebhaft um Feldfrucht und Beutethier gegen einander gekämpft. Einzelwesen und Familien, die heute in Fehde lagen, reichten einander morgen die Hände, wenn nüchterne Erwägung die Zusammenarbeit ersprießlicher erscheinen ließ. So wurden aus Familien Sippen, Stämme, Völker und Weltreiche. In diesem (nicht aus ethischen Gefühlen, sondern- aus rohen Naturinstinkten entstandenen) Wechsel zwischen Kampf, Verständigung und Zusammenballung größerer Gruppen hat wohl schon der Prophet Jesaia den Frieden für das schönere Ziel gehalten, als er schrieb: ‚Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und werden fortan nicht mehr kriegen lernen.' Näher ist die Menschheit in drei Jahrtausenden diesem hohen Ziel des Propheten scheinbar nicht gekommen. Im Gegentheil: die technischen Erfindungen des Menschengeistes wurden, fast alle, neben friedlichen auch kriegerischen Zwecken dienstbar gemacht. Diese gewaltige Steigerung der Kriegstechnik hat zu der Weltkatastrophe geführt, die wir das Unglück haben zu durchleben. Wie in der Krankheit des Einzelwesens höchstes Fieber diei Krisis kündet zwischen Leben und Tod, so auch in der Krankheit der Menschheit: neuer Krieg mit noch bestialischeren Kriegsmitteln oder Friede, wie Jesaia ihn verheißen hat. Diese schicksalschwere Entscheidung liegt heute zwischen den ällem noch1 übrig gebliebenen drei Großmächten Amerika, England und Japan. Werden die Mächtigen erkennen, was dieser gewaltigste Krieg uns gelehrt, daß er den Sinn verloren hat, wenn die Opfer größer werden als die möglichen Gewinne?
In der berliner Siegesallee steht, neben einem Lüdrian vom (Stamm pflichttreuer Hohenzollern, schlicht und wenig sichtbar die Büste des Mannes, den sie den größten deutschen Denker nennen: Immanuel Kant. Er rief ‚Zum ewigen Frieden'. Und nun sind Frauen und Männer, weil der selbe Ruf sie vereinte, Narren und Ideologen genannt worden von Denen, die kantischen Geistes nie einen Hauch verspürt haben und doch wähnen, die siebenmal weisen Deuter menschlicher Schidksalswege zu sein. Ist ihnen die Schmähung der Weltfriedensbewegung etwa parteipolitischer Selbstzweck? Mögen sie ihr Spiegelbild in anderen Ländern betrachten; dann wird ihnen vielleicht klar werden, welche Schädlinge der Menschheit sie selbst sind.
Wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, muß erkennen,

welche Irrwege die Menschheit ging, bis ihr das große Unglück die
Augen öffnete. Maxi kann nicht Waaren herstellen und ver-
kaufen wollen und Die totschlagen, die sie kaufen sollen.
Man darf nicht in jeder Tasche eine Pistole tragen und sich'
wundern, wenn der Andere schießt. Daß Alles im Leben Kampf
gewesen sei, ist Lüge oder plumpe Verkennung der Lehren der
Biologie und Geschichte. An den Pranger oder hinter Stachel-
draht gehören Alle, die Einer dem Anderen nachblöken: ‚Nie
wieder Friede!'"
II. „Der Reichsjustizminister hat die Nachprüfung aller Son-
dergerichtsurtheile, die Zuchthausstrafen verhängen, angeordnet.
Dagegen haben die hallenser Richter eine Erklärung veröffent-
licht, die sagt: ‚Zu dem Erlaß einer solchen Anordnung ist der
Reichsjustizminister zwar formell berechtigt. Die darin enthal-
tenen Richtlinien führen jedoch zu dem Ergebniß, daß fast sämmt-
liche Zuchthausstrafen nicht vollstreckt werden. Bei dem Umfang
der Gnadenerweisungen wird durch den Erlaß die gleiche Wir-
kung erreicht wie durch eine Amnestie, die aber nur im Wege
des Gesetzes erlassen werden könnte. Bei der Bevölkerung
wird der Eindruck erweckt, daß die Urtheile der Sondergerichte
ungerechtfertigt seien. So stellt der Erlaß einen Eingriff in
die Rechtspflege dar, der geeignet ist, die Achtung vor dem1
Gesetz zu untergraben, die Wiederherstellung der Staatsautorität
zu erschweren und. verfassungfeindliche Elemente zu gewalt-
samem Vorgehen zu ermuthigen.' Ist es mit der Autorität der
Justizverwaltung vereinbar, wenn deutsche Richter sich so schroff
gegen das Reichsjustizministerium wenden?
Das Verhältniß des Beamten zu der ihm vorgesetzten Be-
hörde bedingt, daß er sich Ihr gegenüber öffentlich Zurück-
hältung auferlegt. Das ist von den Disiplinargerichten stets
anerkannt worden; ich erinnere hier insbesondere an die Ent-
scheidung, die nach Angriffen eines nachgeordneten Beamten
auf den Minister Braun gefällt wurde. Hätte ein einzelner
Richter in einer wissenschaftlichen Arbeit dem Minister Unter-
grabung der Achtung vor dem Gesetz' vorgeworfen, so würde
ich darin nichts Unzulässiges erblicken; denn die wissenschaft-
liche Kritik muß in Freiheit walten. Anders liegt der Fall aber,
wenn die Mitglieder eines Gerichtes gemeinsam eine Erklärung
gegen eine Anordnung der Justizbehörde in die Welt schicken.
Hier treten die Richter nicht persönlich, als Gelehrte, als private
Bürger der wissenschaftlichen Republik auf, sondern gemein-
sam in ihrer amtlichen Eigenschaft. Das scheint mir unzulässig
und mit dem Wesen jeder staatlichen Autorität unvereinbar.

Gerade gegen Urtheile der hallischen Richter sind in der Oeffentlichkeit ernste Bedenken entstanden. Der Reichsjustizminister, der über die Unparteiischkeit der deutschen Rechtspflege zu wachen hat, fordert, in pflichtgemäßer Erfüllung der Aufgaben seines Amtes, eine Nachprüfung aller Urtheile dieser Art; und die Richter, die in dieser Sache selbst Partei sind, suchen dieser Nachprüfung dadurch vorzugreifen, daß sie in der Oeffentlichkeit gegen die Reichsjustizverwaltung Stimmung machen. Der Ehrengerichtshof für deutsche Rechtsanwälte, dessen Macht den Ausschluß eines Anwaltes aus dem Stande gestattet und der in seiner Mehrheit aus Mitgliedern des leipziger Reichgerichtes besteht, hat im Juni 1909 einen der angesehensten deutschen Kriminalanwälte zu harter Strafe verurtheilt, weil er gegen das noch1 nicht rechtskräftige Todesurtheil, das ein Schwurgericht gegen seinen Klienten gefällt hatte, öffentlich in einer Zeitschrift Stellung nahm. Der Anwalt sah die Gefahr eines Justizmordes nahen und fühlte sich in seinem Gewissen verpflichtet, die Oeffentlichkeit auf diese Gefahr hinzuweisen. Der Ehrengerichtshof aber sprach: ‚Der Anwalt hat erklärt, er habe die Voreingenommenheit der Oeffentlichen Meinung beeinflussen und insbesondere Eindruck auf die Gnadeninstanz machen wollen. Wie Dem aber auch sei, jedenfalls war er sich bewußt, daß er mit dem Artikel in den Gang des noch schwebenden Prozesses eingegriffen hat. Dies ist durchaus zu mißbilligen. Der Rechtsanwalt als Vertheidiger eines Angeklagten ist ein Organ der Rechtsprechung, das die selbe Verpflichtung zur Herbeiführung eines unparteilichen Richterspruchs hat wie die sonst an dem Verfahren betheiligten Amtspersonen. Eben so wenig wie diesen kann ihm gestattet werden, vor der Rechtskraft des Urtheiles die Oeffentliche Meinung oder ein Gericht oder die bei der Begutachtung der Begnadigungsgesuche in Betracht kommenden Beamten durch die Presse zu beeinflussen/ Dieser Spruch verdammt also den Versuch aller ‚Amtspersonen', durch Erklärungen in der Presse die Gnadeninstanz zu beeinflussen. Gerade Das aber haben die hallischen Richter gethan. Sei haben aber auch den deutschen Anwaltstand in eine peinliche Lage gebracht. Wie der Ehrengerichtshof mehrfach erkannt hat, macht sich ein Anwalt, der in leichtfertiger Weise einen Richter wegen Befangenheit ablehnt, eines disziplinarisch zu ahndenden Vergehens schuldig. Die hallischen Richter aber braucht der deutsche Anwalt nicht mehr als in politischen Strafsachen unbefangene Richter anzusehen; denn politische Leidenschaft hat sie der von ihrem Amt gebotenen Zurück-

haltung beraubt. Und kein Anwalt handelt pflichtwidrig, wenn
er alle für die anfangs citirte Erklärung verantwortlichen Richter
in politischen Prozessen wegen Befangenheit ablehnt.
Ich gehöre der Demokratischen Partei an und bin aller
Sympathie mit den kommunistischen Aufrührern fern. Aber
wie oft wurden furchtbare Strafen auch über Menschen ver-
hängt, die gewaltsam in die Rothe Armee gepreßt worden waren
oder die aus Unverstand kleine Dienste (Verbreitung von Auf-
rufen oder von Nummern der Rothen Fahne) geleistet hatten;
selbst die Leistung von Samariterdiensten soll hart geahndet
worden sein. Die Nachprüfung der Zuchthausurtheile hatte
ein Beschulß des Reichstages gefordert; schon deshalb mit
Recht, weil dem Sondergerichtsverfahren wesentliche Rechts-
garantien fehlen. Und nach diesem Beschluß des regirenden
Parlamentes suchen deutsche Richter der Onade den Weg zu
sperren. Müssen sie dadurch1 nicht den Glauben erwirken, sie
seien von dem Geist erfüllt, den die Alten in den Rachegöttern;
verkörpert sahen? Rechtsanwalt Dr. Ernst Emil Sc h we i t ze f."
III. Mir, die in Königsberg Recht und Philosophie lehren
hörte, dürfen Sie glauben, daß an dem im vorigen. Heft erwähni-
ten Doktorat und Diplom nur die Mediziner schuld sind; tüch-
tige Fachmänner ohne Schimmer von Politik. Der Lehrkörper
der Universität ist, als Ganzes, dafür nicht verantwortlich. Ju-
risten und Philosophen (deren einer Ordinarius, Goedeckemeyer,
Ihnen wohl als Verfasser der feinen Gelehrtenschrift ‚Die Idee
vom ewigen Frieden' bekannt ist) sind weder Militaristen noch
sonst Reaktionäre. Sie haben die Erfüllung des Wunsches ge-
hindert, nach dem1 Kapp-Sieg die Universität festlich zu flag-
gen; sind also nicht von Kant zu Kapp umgeschwenkt. Ich
hörte da oben manch kräftig Wörtlein. Mehr als, vor vier
Wochen, von den Demokraten der berliner Konfektion im ge-
segneten, von Spiel noch reichlicher als von Wellen lebenden
Westerland. Mindestens achtzig Prozent Juden; aber Hochtories
und kaiserisch (wie Sie gern sagen) bis in die Knochen. Da
waren Fahnen fast aller Länder, mit pathetischer oder witzeln-
der Aufschrift, zu haben; nur nicht die Fahne der Deutschen
Republik. Um keinen Preis. Ein geistig graziöses Fräulein hat
die Probe gemacht. ‚Schwarz-Roth-üold? Führen wir nicht.
In keinem Geschäft fänden Sie eine. Anfertigen läßt sichs, na-
türlich. Das dauert aber ziemlich lange. Und ich darf nicht
verschweigen, daß nach dem einzigen Hissungversuch diese
Fahne zerbrochen, zerrissen und die Strandburg, über der sie
geweht hatte, eingeebnet worden ist.' Lilith."

Sehnsucht nach Dauerfrieden sei Narretei oder Hoch»
verrath, das Strafrecht Werkzeug der Rachgier, Republikaner»
tracht unfein, gar nicht „tiptop": so wolltens die Verschwo»
renen. Drei Briefe: drei Spektren deutschen Lebens. So wars
bis in den Abend, der die Ermordung Erzbergers ausschrie.
(In der Nacht danach wurde, auf Ersuchen des Herausgebers
der berliner Nationalzeitung, für deren Achtuhrabendblatt
ein Hauptstück des folgenden Abschnittes geschrieben.)
Nr. 316.
„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
dann überlaßt Ihr ihn der Pein .. ."
Zweiter Oktoberabend im Jahr 1918. Ballin hatte ge»
beten, den Abend mit ihm zu verbringen, und den Namen
der drei von ihm Eingeladenen die Frage angefügt: „Hätten
Sie was dagegen, wenn ich auch Erzberger bäte?" Nichts.
In dem kleinen Zimmer, wo wir, unter demOeldruckbild einer
kitschig»schönen Dame fünf», sechsmal im langen Lauf der
Kriegszeit das Mögliche erörtert, die Verkennung des Noth»
wendigen beseufzt hatten, war die Stimmung dunkel umflort.
Alle wußten: Der ungeheure Kraftaufwand des Heeres, des
Volkes ist nutzlos verthan und auf glimpfliches Ende kaum
noch zu hoffen. Der Hamburger, dems Freude war, Freund»
liches zu sagen, fragte: „Wissen Sie noch, wie Sie Anfang
1915 hier die Meinung verfochten, der Krieg müsse politisch
so geführt werden, daß er uns den status quo ante August 14
zurückbringe, nur mit dem Plus allgemeiner Anerkennung
des deutschen Kraftvermögens, weil mehr auch bei fortwäh»
rendem Kriegsglück nicht zu erlangen sei? Unser diploma»
tischer Freund und ich, wir fanden, dieses Plus müsse sich
dem Volk auch äußerlich irgendwie, durch Landzuwachs in
Nord» oder Südost, ausdrücken. Aber Sie gaben nicht nach.
Wenn heute Ihre Lösung möglich wäre!" Erzberger, der im»
mer sonst Pünktliche, kam nicht. Nach einer halben Stunde
ließ er telephoniren, die Herren möchten nicht mit dem Essen
warten; er sei durch sehr wichtige Dinge im Reichstag zu»
rückgehalten, hoffe aber, bald zu kommen. Nach drei Viertel»
stunden folgte eine zweite Bitte, ihn von der Verspätung zu
entschuldigen. Endlich kam er. Ein Bischen erhitzt; aber
frisch, rosig, zuversichtlich, wie im Mai. Der Zusammenbruch

sei nun, leider, Ereigniß. Gestern habe General Ludendorff
mehrmals telegraphirt, das deutsche Friedensangebot müsse
sofort hinaus, die Armee könne nicht mehr achtundvierzig
Stunden warten, jeden Augenblick sei ein Durchbruch mög»
lich. Heute habe ein Vertreter der Obersten Heeresleitung
den Parteiführern die militärische Lage dargestellt. Unsere
letzte Menschenreserve sei verbraucht, der Feind aber könne
seine Verluste ersetzen und jeder Tag unsere Lage verschlech»
tern. Deshalb müsse die Fortsetzung des Krieges als aus»
sichtlos aufgegeben werden. Sofort. Die Wirkung des Vortra»
ges sei „niederschmetternd" gewesen. Ihn habe er ja nicht sehr
überrascht; doch im Reichstag seien, gerade rechts, sehr harte
Worte gegen die Heeresleitung gefallen, die das Parlament
in festen Glauben an unseren Endsieg eingelullt habe. Wäh»
rend der Erzählung aß er schnell, aber, so zu sagen, „syste»
matisch" Alles „nach", was vor seiner Ankunft den Anderen
aufgetischt worden war; mit gesundem Hunger und sicherer
Auswahl des Leckersten. Und der höfliche Drang, ihn nicht
allein schmausen zu lassen, trieb Alle an die Bestecke. So
stark ist Gewöhnung in Konvenienz. Wie durch graubraune
Nebelschleier sah ich fünf Köpfe über Teller geneigt, hörte
das leise Geklirr von Messern, Gabeln, Löffeln, Gläsern; und
dazwischen, wie den Aufschlag dicker Tropfen in beginnen»
dem Gewitterregen, die Worte des Erzählers. Mensch (schoß
mirs auf), wenn Du noch länger so, den Sehädel zwischen den
Fäusten, vor Dich hinstierst, wirkts auf die Esser vielleicht wie
Pose. FünfMänner,jeder von Gefühl und Interesse ans Vater»
land geschmiedet, hören dieses Entsetzliche: und würden ge»
kränkt, wenn der sechste laut ausspräche, die Pflicht, noch einen
Bissen hinunterzuwürgen, bereite ihm Qual. Erzberger konnte
schon wieder lächeln, hinter dem Zwicker still lachen. Er habe
vorgearbeitet. So arg, wie man jetzt fürchte, werde es nicht.
Ein Prinz aus regirendem Hause sei, freilich, nicht der Kanz»
ler, cten er wünsche; diese Wahl werde draußen gewiß nicht
als Zeichen beginnender Demokratie gedeutet werden. Rasch
konnte ich ihn überzeugen, daß ein Prinz, der für diese jähe
Schicksalswende vor der Nation die Veranwortlichkeit auf
sich nehme, jedem abgestempelten Parteimann, Sozialisten
oder bürgerlichen Demokraten, in so vielfach gefährdeter

Stunde vorzuziehen sei. Eigensinnig (ein von Mißverstand
in Tadel umgefälschtes Wort) war er nicht; zu wenig. Er
spitzte die Ohren; und schwäbelte dann: „'s richtig!" Auch,
als ich ihn dringend gebeten hatte, dafür einzutreten, daß
über den Waffenstillstand die Generale selbst verhandelten,
in denen Marschall Foch die Kameraden von Rang undLeistung
achten und denen er deshalb eher als irgendeinem Civilisten
Zugeständnisse machen werde, „'s richtig!" Die robuste
Ruhe und behagliche Temperatur seines Wesens tröstete,
wärmte die Vier. Ernste, gebildete Männer beschworen ihn,
in dem neuen Kabinet das Auswärtige Amt zu übernehmen.
Das, sagte er, sei ihm nicht angeboten worden; und er werde
wohl ganz draußen bleiben. Als er spät, in dem seit Kriegs»
beginn ihm zugewiesenen grauen Marineauto, weggesaust
war, sagte ich zu Ballin: „Ein neidenswerth glücklicher Kerl.
Er hat den Krieg geschlürft und sieht heute aus, als könne er
auch aus Allem, was nun wird, noch Honig saugen . . ."
Er hats gekonnt; hätte es bis ans Ende vermocht. Aber
der Plan (der verschmitzteste, ruchloseste aller je irgendwo
ersonnenen), die Verantwortlichkeit für die Niederlage jedem
dazu tauglich Scheinenden aufzubürden und den allein Schul*
digen, die den Krieg alimächtig geführt und, von Hybris ge»
bannt und geblendet, verloren hatten, des winzigsten Makels
Spur zu ersparen, brauchte einen Sühnbock, dessen Dickkopf
und breitstämmiger Nacken alle Sünde und Missethat der zu»
vor Gewaltigen in die Wüste tragen könne. Und Erzberger
war nicht groß, war nicht rein genug, um sich aufrecht gegen
die schnöde List solches Tausende nährenden, Abertausende
aus der Klemme lösenden Gezetteis zu behaupten.
Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Und da gestern der
Ruf durch die Straßen heulte, er sei, auch er nun, gemor»
det worden, stand, plötzlich, dieses Abends Bild vor dem
inneren Auge. Weil er, wie eine gelungene Paß Photographie,
im Kleinen alles ihm Wesentliche giebt. Den blindesten aller
jemals erblickten Optimisten; und selbst dieser Ausdruck
ist noch zu matt. Am dunkelsten Kriegstag war Matthias
Erzberger naher Himmelsentwölkung gewiß. Schieber, Be»
stochener, Verräther? Alles nur Wahn Solcher, die unsere
Erde von Engeln und Teufeln bewohnt glauben und Mensch»

liches niemals menschlich sahen. Dieser kindhaft Fromme tollte
durch alle Glaubenszonen als ein Kind. Gutmüthig, nasch«
haft, dienstwillig, spielfroh, eitel, flüchtig, um Wahrhaftigkeit
unbekümmert, schnell zu Liebe, zu Haß. Ein winziger Tar*
taron von Tarascon. Numa Rumestan aus Buttenhausen.
Ein Jahrzehnt lang sah ich ihn manchmal bei mir. Habe
den Fleiß des Mannes, dem Eugen Richter das Vorbild des
Parlamentariers war, die Flinkheit seiner Auffassung und Ein«
arbeit in grundverschiedene Stoffgebiete, den nie flügellah-
men Mutterwitz seiner Süddeutschheit hochgeschätzt; konnte
aber seit dem Oktober 1918 seiner Politik niemals mehr zu*
stimmen und hielt mich ihm deshalb fern. „Harden ist mir
nicht grün", rief er in der Nationalversammlung und vor
dem moabiter Strafkammergericht (nach dessen erstem Ver»
handlungtag ich sagte, er werde den Prozeß als Minister
nicht überdauern). Unbefangen sah ich seinen Aufstieg und
Sturz. Und bin heute noch fest in der Ueberzeugung, daß
Dreierlei in ihm durchaus echt war: die lebensfrohe Fromm«
heit des Katholiken, der eifernde Patriotismus des Deutschen,
die Neigung des Schwaben in Demokratie. Was zuletzt häß*
lieh aus seiner Haut sproß, war Kriegsgewächs.
In abebbender Hitzwelle des Kulturkampfes ist er, zwi»
sehen listigen Viehhändlern, in dem württemberger Donau»
kreis aufgewachsen, der hüsche Para» und Posamentirwaren,
Blechkränze, Tragant» und Zuckerkram liefert. Soll, weil der
Vater in ihm wohl zu derbe Lebenslust für einen Priester
findet, Magister werden. Hat aber in dem erzkatholischen
Seminar von Fribourg nur den Teiglöffel der Wissenschaft
abgeleckt und nicht mehr heimgebrachtes ein Volksschullehrer
just braucht. Als feierlicher Popanz der Dorfbengel sein Le*
ben versauern? Nein. Das muntere, putzige Matthiesle wirft
sich mit Feuereifer in die Politik. Wird als Jüngster in den
Reichstag abgeordnet, bald, rühmlich oder höhnisch, genannt
und ist in alle Sättel gerecht. Erzberger hier, Erzberger dort.
Er wächst über alles Hoffen rasch; über wächst allgemach die
Häupter der Fraktion: und merkt nicht, ahnt nicht, daß sie
den Kletterlustigen aus finsterem Auge betrachten und ihr
Zünglein in scharfen Trab kommt, wenn der Benjamin sich
mal die Finger verbrennt oder beklext. Sonst war der Rund»

liehe, der sich stets gefällig und nie „unkollegial" zeigte, all»
beliebt. Nur den Aemtern ein Schrecken. Er kannte jeden
faulen Fleck, hamsterte aus Höhen und Tiefen Verwendbares,
hatte Personalakten und konnte, als Berichterstatter des Haus*
haltsausschusses, Freudenfeuer oder Scheiterhaufen anzün«
den. Er bombardirte die Aemter mit Fragen und Rügen,
Empfehlung und Warnung. Manche nanntens Erpressung;
spotteten ihrer selbst und wußten nicht, wie. In Deutschland
war er der Erfinder eines Krypto»Parlamentarismus. Zähne
knirschten, Fäuste ballten, Excellenzen tummelten sich, wenns
hieß: „Erzberger kommt ins Amt; er weiß wieder was auf
wen." Er gab eine ansehnlich rentirende Centrumskorrespon-
denz heraus, gehörte zu den bestbezahlten Artikelschreibern
der Scherlei und hauste mit Weib und Kindern im Prediger»
heim der Ludwigskirche. Nach seinem ersten Besuch sah ich,
der ihn ein Stück begleitet hatte, wie zärtlich er darauf be»
stand, seine Frau im Schieben des Kinderwagens abzulösen.
(Darin, schallts aus der vom Swastikakreuz gezierten zottigen
Hochbrust, schon darin, Dehfehtiste, Dolchstoßer, Juden»
genosse.Verräther, zeigt sich früh ja des Kerles Schieberdrang 1)
Aus dieser behaglichen Kleinbürgersenge reißt ihn der
Krieg. Er wird Chef der Reichspropaganda. Losung: „Die
Wahrheit ins Ausland I" (Darum fehlte sie uns allzu oft.)
Bücher, Brochuren, Flugblätter, Artikel: der Bauch einer
Frachtflotte müßte von der Ueberfülle platzen. Millionen
zerrinnen, Dutzende, durch den Ring eines Jahres, nur in
Depeschen. In neutralen, schon zum Abfall neigenden Län«
dern werden Werbebureaux eingerichtet, neue Zeitungen ge»
gründet, Verlagsantheile alter gekauft, Abgeordnete, Staats»
beamte, Redner, Schreiber geködert, Autos gemiethet, Ani»
mirmädchenausgehalten. Erzberger hier,Erzberger dort: mehr
als je zuvor. Er flitzt durch Europa. Verschläft, fest wie ein
kerngesundes Kind, im Jahr hundert Nächte auf der Eisen»
bahn. Und steigt frisch aus und frisch ein. Vom August 1914
bis in den Tag des Falles hat er geschuftet wie ein Neger
in härtester Fron. „Ich sehe meine Kinder kaum noch": stöhnte
er. Um Acht früh sprang er ins Auto und kam nachts heim.
Machte Alles „im Ehrenamt" (bis er Staatssekretär wurde):
Iso mit haushohen Spesen. Jeden Tag zweimal bei Hiller,
ist immer mit Gästen. Betrieb! Betrieb 1 Ich konnte den Er«

trag seiner Arbeit niemals hoch schätzen und bin sicher, daß
er unzählige Millionen nutzlos, ohne Treffkraft, verpulvert
hat. Ein fremder Gelehrter erzählte: „Während ich bei ihm
im Bureau war, sagte er durchs Telephon ungefähr: ‚Die
vierhunderttausend Mark nach Bukarest können Sie anweisen;
ich glaube, der Mann ists werth'; offenbar, um mich zu be*
lehren, welche Summen er für Gewissenskauf anlegen könne.
Natürlich brach ich das Gespräch ab." Mir selbst las er mal einen
Berichtüber seine Minirerreise nach Rom vor, über Zusammen»
künfte in Krypten und Kirchengrüften; Kindergeschichten.
Aber er war sicher: Italien bleibt neutral. (Noch, als er von
der zweiten Reise aus Rom zurückkam.) Sicher, daß Frank«
reich sich mit dem deutschen Bundesstaat Elsaß« Lothringen
unter dem Herzog von Urach abfinden, jedes Rußland die
deutsche Personalunion mit Litauen hinnehmen werde. Wenn
man ihn nur die Sache deichseln lasse. Jeder Agentenbericht
war ihm eine „absolut zuverlässige Quelle". Unsereinem
sträubte sich das Haar, wenn er „ganz vertraulich" hervor»
sprudelte, der gute Friede, den er auf dem Weg über Mo»
tonos Japan gepflückt habe, sei nur noch eine Frage von
Tagen. Er aber glaubte inbrünstig an all das Gekram und
hat sich, auf seine Art redlich, mit rastlosem Eifer fürs Reich
gequält. Und schworen nicht auch Andere, Härtere, Höchst»
gerühmte, die heute nicht gern dran erinnert würden, auf die
Verwirklichung solcher Blüthenträume? Alles schmeichelte
ihm, floß von Dankbarkeit über; und Herr von Bethmann hob
die endlosen Arme und rief: „Dieser Erzbergerl Woher er
nur immer wieder neue Einfälle und Gedanken nimmt!"
Das Leben des Schwaben war umgestülpt. Und nach
der Rückkunft aus Lug und Trug, aus Menschenkauf und
Gewissensverseuchung, aus all dem schmierigen Kram, den er
und die ihm Vorgesetzten dem Vaterland heilsam wähnten,
sollte er gar nicht ein Bischen stinken? Er schwor, in gutem
Glauben, daß er die Seele rein bewahrt habe. Und von all
Denen, die aus seiner Arbeit Dauerzins fürs Deutsche Reich
erhofften und ihn drum zu immer noch tieferer Einwühlung in
den Pfuhl hetzten, hat, dünkt mich, Keiner das Recht, über
den Mann, der sich dazu hingab, gesittet Pfui zu sagen. Wer
Boule>de'Suif (das dicke Hürchen aus Maupassants Meister»
novelle) mütterlich ermahnt, mit priesterlichem Auf blick b

schworen hat, dem Platzkommandanten, an dessen Wink
Leben und Freiheit der ehrsamen Reisekumpanei hing, Laken
und Haut zu wärmen, darf nicht in Schüttelfröste der Scham
und des Ekels erkalten, wenn er sich auf den Sitz neben dem
zerschrammten Talgklümpchen bequemen muß.
Und was ist in dem langwierig grausamen Feldzug eines
säuberlich Unfruchtbaren gegen den vom Schaffenswagniß
Fleckigen schließlich erwiesen worden? Quark. Daß Erz»
berger bei Pnigodin oder Anhydat, Berger oder Kowatsch
mal, vielleicht, mitgenascht hat (weil ers ringsum oft sah und
gern in den Glauben glitt: so machen es Alle). Im Fall Thyssen
hat er der politischen Ueberzeugung ein beträchtliches Geld»
opfer gebracht. Einfache Anstandspflicht? Versteht sich. Aber
saß und sitzt nicht mancher Volksvertreter warm in Aufsicht»
räthen? Wenns Erzberger nur um den Rebbach zu thun ge»
wesen wäre: als Propaganda»Marschall und Waffenstillstands»
bearbeiter konnte er, Jahre lang, so viel Geld säckeln, so dicke
Ballen mit Werthpapieren und Checks ins Ausland und be»
setzte Gebiet verschleppen, wie ihm beliebte. Mancher seiner
Unteragenten, die nicht ein Hundertel seiner Machtfülle
hatten, ist in den Jahren Multimillionär geworden. Matthias,
dem Politik niemals Zufallsmittel zum Zweck des Geldver»
dienens wurde, nahm höchstens mit, was dem Eiligen die Kelle
bot: Aktienpöstchen, Agentensold, Betheiligung, Jobberge»
winn; wenig. Und keiner dieser „Fälle" war vor der Eingangs»
schwelle des Krieges. Darf der Gerechte den von ihm selbst
in tausendfache Versuchung Geschmeichelten verdammen,
weil dessen Weste nicht schneeweiß, nicht unzerknüllt blieb?
Das Leben des fleißigen Kleinbürgers war umgestülpt.
In Wilhelms Hauptquartier nimmt er unaufgefordert sich
einen Stuhl. („Ich hatts dene Loit vorausgesagt, daß ich, als
Abgeordneter, nit so lange stehe würde!") Franz Joseph
plaudert mit ihm wie mit einem ebenbürtigen Jausengast.
Der Papst schenkt ihm einen Diamantring und eine fahle
Tiara. Karl und Zita spitzen, wenn er Weisheit schwäbelt,
das Ohr. Zar Ferdinand windet ihm Kränze. Könige, Kardi»
näle, Fürsten, Feldherren füllen den Hintergrund seines Er»
lebnisses. Ist nicht begreiflich, daß der Dicke aus Butten»
hausen die Distanz zu sich selbst verlor, sich wohl gar für
ein Genie hielt, das nach jedes Amtes Krone langen dürfe?

*
Behender Verstand und hemmunglos zupackender Wille;
pfiffig, schmiegsam und doch zäh; mit scharfer Witterung für
Menschenschwachheit und glanzvollen Geschäftsausganges
stets gewiß: eine Agentennatur von ungemeinen Gaben (die so»
gar der auf seine besondere Weise genialische Herr Hugo Stin»
nes einst, vor Matthäi blitzdummem Vorstoß gegen den lange
Bewunderten, gern in seinen Diensten gesehen hätte). Eitelkeit
trübt ihm das Urtheil. Er will nicht Vermittler: will Schöpfer
sein. Und merkt wieder nicht, daß er auf hohem Sitz nur ein
„Gschaftlhuber" scheint. Warum ließet Ihr ihn hinauf? Wa»
rum duldetet und duldet Ihr heute noch, daß eine ganze
Schaar tüchtiger, bis in Unterstaatssekretariate tauglicher Leute
sich, ohne Seelenkraft, Leidenschaft, Innenvision, siümpernd
an deutscher Schicksalsgestaltung versuche? Nur Stock»
blindheit konnte den Buttenhauser an die Spitze der Waffen»
stillstandskommission stellen; nur in Blindheit des Veihät»
schelten konnte er diese Aufgabe annehmen, die über seine
Kraft ging. Doch vergesset nicht, daß er im Wald von Com»
piegne zuerst die Kunde von der Absetzung des Kaisers, dann
das Telegramm des Marschalls Hindenburg empfing, das in
den Satz mündete: „Gelingt Durchsetzung dieser Punktenicht,
so wäre trotzdem abzuschließen." Das fesselte ihm den Wil»
len. Für den Abschluß, den letzten Fehler in langer Kette,
bleibt die Oberste Heeresleitung verantwortlich.
Die sah in Erzbergerden „Flaumacher", Frontzermürber,
Schädling. Und statt den leicht, allzu leicht Umzustimmenden
ein Bischen zu streicheln, wollte sie auch ihn mit Gewalt
ducken. Der und flau? In keiner Minute gab Das einen Reim.
Erzberger war Hyperpatriot. Meilenweitab sogar von der
kantischen, goethischen Vaterlandliebe, die über dem Bluts»
band die Kulturgemeinschaft empfindet und auf die (be»
denkets) schon das fast „judenreine" Deutschland der Lessing,
Winckelmann, Hegel wie auf das edelste Kronkleinod stolz
war. Fraget Grundverschiedene, den Fürsten Bülow, den
Doktor Solf, den Juristen Adolf von Gordon: Jeder, der den
Schwaben nicht nur mit flüchtigem Blick sah, schwört drauf,
daß Der mit Aufgebot allen Wollens und Könnens dem
Deutschen Reich, auch dem kaiserlichen, zu dienen strebte.
Der durch alle neutralen Länder wehende Wind hatte auf
seinen vielen Reisen ihm, der zuvor die saftigsten Fetzen aus

Europens welkendem Leib in den deutschen Reichsverband
einnähen wollte, die Binde vom Auge gelöst. An die Mög»
lichkeit militärischer Niederlage aber hat er bis an den Okto«
berrand 1918 niemals ernstlich geglaubt. Und daß er sechs
Wochen nach der Ankündung seines Totfeindes Helfferich,
die Westmächte seien rettunglos in unserer Hand und Nie-
mand werde dieses Schicksal wenden, die Seifenblase der
Hoffnung auf Tauchboottriumph zum Platzen brachte und
die erste Vernunftregung des Reichtages durchdrückte, wird
eines Tages von Allen als Verdienst erkannt. Wann?
Wenn dem Volk höchster Pflichtleistung wieder die
Nervenkraft wird, muthig, nicht durch gefärbte Schleier mehr,
zu sehen, was war und was ist; was gestern werden mußte,
was morgen ihm frommt; und wie es Menschenstöff aller Art
selbst sich zu nutzen vermag. Das Trachten, aus Erzberger einen
Schurken.justausihmden Sündenbock zu machen, war dumm
und abscheulich; kam aus bösem Kindswahn, der nicht länger
das Bild Deutschlands schänden darf. Erzberger selbst wäre
solchen Wahnes wohl fähig gewesen; nur nicht grausam und
furios genug, ihn aus hundert Schläuchen, Jahre lang, durchs
Land zu blasen. Wer staunt, da der Fröhlich Fromme, der
des Lebens süße Gewohnheit so innig (wie ein von Jordaens
geschaffener Egmont) liebte, endlich von der tausendmal ihm
gewünschten Kugel gemordet wurde? Schuldiger als die
Thäter, die einen Verräther zu richten glaubten, viel schuldiger
sind die Anstifter, deren Selbstentlastungdrang und leicht'
fertige Gier nach billigem Gassenbeifall noch dem überwun«
denen, stillgewordenen Mann erinysche Rachsucht auf die
Fersen hetzte. Patrioten? Die lange Reihe der tückisch Er«
mordeten zeugt, von Liebknecht bis (einstweilen) zu Erz«
berger, draußen nur für die Verächter und Schmäher deut»
sehen Wesens. „Seht", sprechen sie zu den Zweiflern, ,,seht,
wie sie Landsleute, deren Sinnesart ihnen nicht gefällt, einen
nach dem andern schlachten, und lernet daraus glauben, was
wir über ihr Handeln in Feindesland berichten". Was unter
dem Erntemond geschah, kann nur die Aufhellung des Hori»
zontes hemmen, der sich der Deutsche würdig zu freuen be«
gann. Erzbergers Ermordung, nicht das oft haltlose Irrlichte»
riren des Lebenden, hat dem deutschen Volk Unheil gebracht.
Die Arbeiterschaft (der superkluge Helfferich war in»

stinktlos genug, Das nicht zu wittern) sah in dem aus dürftiger
Enge durch eigene Kraft Emporgelangten, dessen Bürgermuth
sich vom Schwärm der Verfolger nicht unterkriegen ließ, den
Erlebnißgenossen; den Kleinen Mann, der ernstlich, nicht nur
mit billigen Streichelphrasen, den Kleinleuten beistehen, Adel
und Bourgeoisie zu Zahlung der Kriegskosten zwingen wollte
und deshalb, nicht etwa wegen der paar Spritzfleckchen, be»
geifert, bedroht, verwundet, ermordet wurde. Der Vergleich mit
dem Schicksal des Herrn Caillaux liegt nah; lächelt uns aber
nicht. DerFranzos wollte, mitten im Krieg, Lösung des Bundes
mit England, Verständigung mit dem Feind, unter dessen Fuß
Frankreichs Erde knirschte, hatte Staatsstreich geplant, Urkun»
den und Vermögensstücke ins Ausland geborgen, dort durch
Geheim Verhandlung sich verdächtig gemacht, büßte all Das
in noblem, nicht sehr fest verriegeltenGefängniß: und istdem
armen Stadtvolk heute noch der Radikale, der Habe und Ein«
kunft der Reichen, als Erster, nach Gebühr besteuern wollte
und darob geächtet wurde. Massenurtheil ist nie aufs Haar
richtig; ist selten ganz falsch. Weil Erzbergers (hastig und
weitab von Schöpfergeist und Finanzwissenschaft) entwor«
fenes Steuerprogramm die fahrlässige Wirthschaft des Herrn
Helfferich in häßlicher Nacktheit zeigte, schwoll die Woge
des Hasses; sollte der Enthüller unverzeihbaren Fehls von
Kothsteinhagel getötet werden. Und weil nach dem physi«
sehen Mord, zum ersten Mal wieder seit dem März 20, der
Massenwille empört auf brüllte, strafften die Regirer den Herz»
muskel zu muthigem Versuch, die Republik, das Licht deut«
scher Zukunft vor Qualm und Tod zu retten.
Fünf Minuten vor Zwölf. Im Frühjahr wurde ein Zeitung»
macher, der zweimal öffentlich aufgefordert hatte, „Harden,
Einstein, Gerlach, Förster und ähnliche Verräther" schnell
niederzuschießen, von einem berliner Gerichtshof zu Geld«
strafe von tausend Mark, drei Pfund Sterling, verurtheilt
und mit dem Lorber des von edlem Trieb in völkische Ehren«
nothwehr Hingerissenen gekrönt. Kein weithin Hörbarer
widersprach; und der Staatsanwalt, der den Glauben an edlen
Trieb suggerirt, aber schon in fünfhundert Mark die ange»
messene Sühne gesehen hatte, blieb ungefährdet im Amte des
Rechtshüters. Ueble Ausnahme, nur ein Wärzchen auf dem
verbundenen Lide der Frau Themis? So singt Euch die Amme.

Seit dem Januar 1919 sind in Deutschland 331 Menschen von „politischer" Rachsucht gemordet worden; 15 von Anarch» isten oder Kommunisten, 316 von rasenden Monarchisten. (Die in Kämpfen oder nach dem Spruch eines Zufallstribunals Getöteten sind nicht eingerechnet.) Der wildeste Kommu» nistenaufstand, die münchener Sowjet» Diktatur, hat 12 Men» schen das Leben gekostet. Die waren nicht „Geiseln", hatten Waffen und gefälschte Behördenstempel; und die (abscheu» liehe) Erschießung wurde, als Repressalie, erst beschlossen, als Regirungtruppen 20 unbewehrte Rothgardisten und 3 Sanitäter abgeschlachtet hatten. Nach dem Einzug in München töteten die „Sieger" 505 Gefangene, die als „Anhänger der Rätheregi» rung" verdächtigt waren (und auch nicht eingerechnet sind). Inder selben Zeitund Stadt wurden21 katholische Handwerks» gesellen von trunkenen Soldaten gemetzelt, zerstampft, ausge» raubt. 193 der Rätheregirung Zugehörige oder Anhängliche kamen vors Sondergericht; Ergebniß: 2 Erschlagene, 1 Hin» gerichteter, 518 Jahre Zuchthaus oder Gefängnis (das in dem Freistaat Bayern jetzt manchmal „Festung" heißt). Von allen Bereitern und Ausführern des Kapp»Putsches (73) ist bis heute nicht einer angeklagt, von 775 Offizieren, die dazu mitwirkten, nicht einer bestraft worden. Sühne der 15 Morde, für die Rothe verantwortlich sind: 8 Todesurtheile und 177 Jahre Gefangenschaft; 12 Jahre (im Durchschnitt) für jeden Mord. Sühne der 316 Morde, für die Monarchisten verant» wortlich sind: 1 zu Festunghaft „auf Lebensdauer" Ver» urtheilter und 31 Jahre Gefangenschaft; 35 Tage für jeden Mord. In sehr vielen Fällen ist strafrechtliches Verfahren nicht eingeleitet oder früh eingestellt worden, weil der Thäter „nicht zu finden" oder „eine strafbare Handlung nicht erweislich" war. So blieben von den 316 Morden 285 ganz ungesühnt. Das „Risiko" war bei diesem Geschäft bisher also nicht groß. Daß es aufblühte, wird kein Wacher be» staunen. Erzberger war Nr. 316. Alles Gesindel jauchzte. Wer hat die nächste Numer? Nicht nur mir bringt jeder Tag Drohung und Warnung. Montag boten zwei einander fremde Aerzte mir Zeugniß dafür an, daß sie, in einem Schnell» zug und auf der Straße, von „gutgekleideten Herren" gehört hatten: „Jetzt muß Harden, der Schuft, ans Messer"; auf der Straße noch: „Das ist nicht schwer, der Kerl wohnt ja weit

draußen". Dem Versuch, ihre Personen festzustellen, hatten die
Gutgekleideten sich flink entzogen. Verbrecher? Ein Pack
fauler, unwissender Zeitungschmierer, das nie etwas von mir
Geschriebene las, gierig aber hier eine Entstellung, dort eine
Verleumdung meines Mühens aufklaubte, verhökert rastlos
die Lüge, ich habe je irgendwas dem deutschen Volk Schäd»
liche gesagt, gethan. Daß diese Dreckapotheke noch Kunden
angelt, schändet, nach drei Jahrzehnten immerhin beträchtlicher
Arbeit, nicht mich. Lasset, deren Zuhältertücke Hunderte, von
Eisner bis auf Erzberger, gemordet hat und deren Lob mir den
Athem nähme, Eure Meuchelhelden antreten. Readiness is all.
Wirke, so lange Dir Tag ist. Keiner der Maulheroen,
die im November 18 mit voller Hose sich vor dem Volks»
zorn verkrochen, sprach je ein Wort gegen die feige Mör»
derei, die den Ruf Deutschlands in den Pestbezirk talaat»
ischer Türkersfinsterniß niederzieht. Christen? Schamlose
Lügner, die, als ihnen das Wasser ans Kinn stieg, nach der
Helferhand „jüdischer Skribenten" so brünstig haschten wie
der schäbigste Trödeljude nach billigem Gerümpel. Auf
Gaurisankarshöhe schwoll seitdem ihre Frechheit. Nicht
Liebknecht noch Eizberger, nicht die Herren Förster, Ger»
lach, Wolff, Harden, Abgeordnete und Schreiber haben den
Krieg verloren. Den verlor der ungemein begabte Militär»
techniker Ludendorff: weil er den einem grünen General»
stabslehrling dick angestrichenen Fehler machte, Kraft und
Wachsthumsfähigkeit des Gegners pfahlblind zu verkennen.
Wenn Volk und Heer, die einzigen Helden unseres Krieges,
noch länger gehalten hätten, wäre, da jeder Monat eine Viertel»
million Amerikaner brachte, Katastrophe geworden. Kata»
Strophe wird, wenn die neuen Kainiten ihren jämmerlich
dummen Rachekriegsplan weiterbebrüten dürfen. Mobilisiret,
Regirer, den Geist tapfer deutscher Wahrhaftigkeit. Löset,
endlich, die Jugend aus den Klammern alltäglicher Lüge.
Zu „friedliebender, civilistischer Volksbeglückung" ruft Bis»
marcks unsterbliche Stimme. Horchet ihr: und aufathmend
folgt Euch die Nation. Deren knechtisch gewöhnter Theil
duckt sich vor allen Starken. Reißet ihn aus dem Wahn,
Fehl und Frevel der Kriegszeit sei schon, jeder, verjährt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M iximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von 1 aß S. Garleb G. m. b K. in Berlin.

Keine Postkarleu, sondern nur künst-
lerische Aktphotographic. Man
verlange Probesendung. Postfach "J.
Hamburg 3L
Sfbrribmosrbnwn
(519 Sendelstr.J
«cnir- 1SQ5

Bad Kissingen. Hotel ßudel
gegenüber dem Kurbausbade, Minuten
von deu Quellen. Bekannt gutes Haus.
Auskunft wetren Verpflegung und Wohnung
dureli den Besitzer A. Büdel.
*
*
*
*
*
*
*
*
BATO NEUENAHR.
Bonns Kronenhotel
Haus 1. Ranges, 110 Betten
Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet
*
*
_ _ _ I*
****************************** .-f*****

(Dtto tttarffotmc5
6erün Htt)7 ♦ ftrofterdam * Hamburg
Unter ben Xinben 27
©ä'nfemarft 60
Jlnlef lien unO Kenten' trlttl. münöelfiitee Anlagen
ößDifcn - WnMm - firoOitüncfi!
Umwedjfdmg fremder @eU>forten
ju fulanten Bedingungen
Jliwffilpnfl aller Bant- unö BOrfentranaaftfonen
bereitwillige 3fa«funft.<£rteilun8 ü&er 3nftujtrie<Papiere
\ $!nonjtcrungcn
a^icflrammc.- eie^nrnriti« Berlin—JHarHth> fiam&nr« / 3entrum 9153,9154,5oss,92j,so26
"|***********'»'"" ....♦.«.»

Berlin, den 17. September 1921
Nebeldünste, schwangre Streifen
n die Redaktion des Berliner Lokalanzeigers schrieb ich
den folgenden Brief: „In Ihrer Zeitung las ich, an die
Reichsregirung sei die Frage gerichtet worden, ob ich in ihrem
Auftrag oder auch nur mit ihrer Zustimmung nach Amerika
gehe. Da der Reichstag nicht versammelt ist und ich die
Herren Interpellanten möglichst schnell beruhigen möchte,
erbitte ich von Ihnen die Veröffentlichung dieser Zeilen. Auf
Jahre lang oft wiederholtes Ersuchen habe ich mich ent»
schlossen, für ein paar Wochen nach Amerika zu gehen (ohne
deshalb, wie von Irrenden behauptet wurde, meine Wochen»
schrift aufzugeben). In Hauptstädten der Vereinigten Staaten
soll und will ich über Kernfragen europäischerPolitik sprechen.
Nicht über Vergangenes (das ja auch in fremdem Land be»
hutsamer als zu Haus erörtert werden müßte), sondern über
Künftiges. Weder um Propaganda noch gar um Schuldab»
wägung wird sichs handeln, sondern um den Versuch, für
EuropasNoth undNothwendigkeit, insbesondere fürDeutsch»
lands Neuwerden das Verständniß in der großen Demokratie
jenseits vom Atlantic zu vertiefen und zwischen den Kon»
tinenten die noch immer trübe Atmosphäre aufzuhellen, so
weit es ein Privatmann vermag. Ein Privatmann: denn nie»
mals habe ich mit irgendeinem einer deutschen Regirung Zu»
Anathema sitl

gehörigen oder nah Stehenden über den Plan dieser Reise, über irgendwas damit Zusammenhängendes auch nur ein Wort gesprochen. Um jede Berührung der Amtssphäre in dieser Sache zu meiden, bin ich in der Erledigung der Paßforma» litäten nicht um eines Schrittes Breite vom Wege der All» tagsnorm abgewichen. Aufträge auszuführen, bin ich nicht gewöhnt, bedarf keiner anderen Zustimmung als der des Ge» wissens und werde auch durch das seltsam emsige Bemühen, für Mißverständniß, Vergröberung, Entstellung in Interviews mich verantwortlich zu machen, nicht aus der Ueberzeugung zu bringen sein, daß nur der Wille zu Wahrhaftigkeit und zu Erkenntniß des im Bereich unserer Möglichkeiten Noth» wendigen dem deutschen Volk den Raum schaffen kann, der seiner intellektuellen Leistung, seinem Fleiß und Ordnung» sinn gebührt. Für die Aufnahme dieser Antwort werde ich doppelt dankbar sein, weil lokaler Buchdruckerstrike das Er» scheinen meiner Wochenschrift diesmal verzögert. In Hoch» schätzung bin ich Ihnen ergeben Harden."

Der Strike hat so lange gewährt, daß ein Heft ausfallen (und den Beziehern durch dieses Doppelheft Ersatz geboten werden) mußte. Die Redaktion, die meinen Brief veröffent» lichte, fügte ihm ein paar Nachsätze an. Ich dürfe nicht glau» ben, in den Vereinigten Staaten „mit ungetheilter Freude" empfangen zu werden. Ich glaube nicht, daß irgendwann, irgendwo irgendein Politiker mit ungetheilter Freude emp» fangen wurde. Sicher nicht von Solchen, die sich nur dann eines Kömmlings freuen, wenn sie gewiß sind, daß er in maximis et minimis ihrer Meinung Ausdruck geben werde. Selbst an Riesen war, in Heimath und Fremde, die Freude niemals „ungetheilt". Mir, hieß es, werde verargt, daß ich für den Präsidenten Wilson eingetreten sei. Das that ich: weil er der höchste Vertreter, die Stimme Amerikas und der Jahre lang draußen für uns wichtigste Mann war und Ge» danken aussprach, die mit den hier zuvor von mir (unter Kriegsrecht) angedeuteten übereinstimmten. Ob er ein Adler sei, schrieb ich mehrmals, müsse sich erst erweisen. Eben so oft, das Erinnern an die Lähmung seiner Widerstandskraft könne nicht in Ewigkeit seines Wollens Glorie verdunkeln.

Und daß mein Mühen nicht ganz fruchtlos blieb, entnahm ich
der Mittheilung des zu Urtheil Legitimilten, es habe immerhin
dazu mitgewirkt, daß Amerika erst spät in den Krieg eingriff,
unseren Feldherren also Zeitraum zu Erringung des „End»
sieges" gegönnt ward. Auch, stand in der Zeitung, werde
ich von den im Ausland lebenden Deutschen für den Kriegs»
ausgang verantwortlich gemacht. Nicht für Evas Sündenfall,
Kains Brüdermord und die Dürre dieses Sommers, dessen
langwierige Wärme nicht überall „mit ungetheilter Freude"
begrüßt ward? Die „Zukunft" wurde im August 18, wieder
einmal, verboten und erschien erst in den letzten Oktobertagen,
fast vier Wochen nach dem Entschluß, um Waffenstillstand
zu bitten. Ich hatte in den Monaten der Krisis also gar nicht
die Möglichkeit zu Wirkungversuch. Und niemals ist mir von
Gewaltigen auch nur der Vorwurf gemacht worden, an Nieder»
lage und Zusammenbruch im Winzigsten mitschuldig zu sein.
Sonst hätten doch wohl die namhaftesten Militaristen danach
nicht Aussprache .und Verkehr mit mir gesucht. Was, bei
allen Göttern und Teufeln, sollen diese kleinen Hefte noch
erwirkt haben? Weil ich, der Wilhelms Gefuchtel und Pulver»
reden nicht hindern konnte, machmal fremden Mächlern ge»
radheraus sagte, sie dürften nicht immer auf zagen Rückzug
nach solchem Klingklang rechnen, nicht die ungeheure Kampf»
kraft Deutschlands unterschätzen, wurde ich als „Haupt»
schuldiger am Krieg" verschrien und werde noch heute als
„pangermaniste farouche" manchmal durchFranzenblätterge»
schleift. In breiten Preßprovinzen zeiht die Mannschaft mich
seit Monaten ungefähr aller Totsünden; wird als ein echtes
Stück aus diesen Heften „angeprangert", was der aufmerk»
samste Leser nicht in ihnen fand. Wer nie irrte, niemals von
Leidenschaft in Fehl verleitet ward, werfe den ersten Stein.
Daß auch , hier Unzulängliches zu oft noch Ereigniß wurde,
fühlt Niemand tiefer als ich. Von ganzen Geschwadern aber
ist nicht wegzulügen, daß ich vom ersten Tag an (nicht, her»
ziges Gesindel, ohne Opfer an Freiheit, Gesundheit, Habe)
hier die wilhelmische Politik, aus der Deutschlands Unglück
wurde, bekämpft, in der ersten Woche des Krieges auf die
Nothwendigkeit, ihn politisch, nicht militärisch, schnell zu

enden, hingewiesen habe und daß in der „Zukunft" vom
achtzehnten Januar 1896 der Satz stand: „Die Welt dul«
det Universalherrschaftpläne heute noch weniger als in der
Zeit Bonapartes und gegen einen allerletzten Imperator
würde sich ein Völkerbund bilden, dem der Stärkste
selbst machtlos unterliegen müßte." Wozu an all das
Geschimpf, an das drei Jahrzehnte uns gewöhnten und für
das nun sogar putzig talentlose Theaterfasler aufgeboten wur»
den, die Zeit des Schreibers, die Geduld der Leser vergeuden?
Die pfiffigste und die wuchtigste Polemik bleibt unfruchtbar,
wo die Lebensleistung nicht für sich zeugt. Sind in Amerika
lebende Deutsche thöricht genug, durch alberne und infame
Lügen sich gegen mich aufhetzen zu lassen: sich und ihrer
Volkheit schaden sie mehr als mir. Von meinem Mühen in
der Kriegszeit, das sich, weil Ueberzeugung jeder Schädigung
und Drohung trotzte, getrost sehen lassen darf und dessen
inbrünstiger Ernst sogar von den herrschenden Militaristen
anerkannt wurde, wissen sie nichts Rechtes. Und wenn sie in
dem kaiserlichen Deutschland Alles so herrlich»wundervoll
fanden, daß schon der Kritiker ihnen verhaßt ist, dann weiß
ich nicht, warum sie oder ihre Väter diesem Paradies den
Rücken kehrten. Doch wohl, um in hellere Luft und breitere
Athemfreiheit zu gelangen. Die erstreben auch wir jetzt. Wärs
nicht höchste Zeit, jeden halbwegs Verständigen auf seine Art
der Sache Europas, also Deutschlands, dienen zu lassen? Um
es auf meine Art zu versuchen, gehe ich über das Meer. Und
die vielen Zeichen herzlich ernster Zustimmung, die ich just in
diesen Wochen empfing, lassen mich hoffen, daß die kurze
Spanne räumlicher Trennung uns nicht einander entfremden
werde. Redaktion und Herausgeber bleiben in engster Füh»
lung. Neue Kräfte werden sich hier regen, in anderen Augen
andere Weltbilder sich spiegeln. Und Der diese Reise wagt
(über die, gings nach ihm, noch kein Wörtchen geredet wurde),
wird den alten Freunden mancherlei Neues zu erzählen haben.

Drei Briefe

1. „Herr Henri Lichtenberger, der Vertreter des Deutschen
an der pariser Universität, veröffentlicht eine Studie über die
ii

Weisheit Goethes; nach den Aufsätzen des Philosophen Ga»
briel Seailles in der Ere Nouvelle ist sie das erste Oelblatt,
das pariser Gelehrte den Feinden von gestern zusenden. ‚Wir
haben nicht in das Chaos nur Ordnung zu bringen, das der
Krieg und seine Verwüstungen geschaffen haben; von nicht
geringerer Bedeutung ist, daß wir uns aus dem moralischen
Wirrwarr retten, in den die Krise, die wir durchschreiten,
Europas Menschheit gestürzt hat. Darum werden sich, ohne
Unterschied von Nation und Rasse, zu Goethe als zu ihrem
Meister Alle wenden, die da meinen, daß unter den Auf»
gaben der Stunde eine der wichtigsten die Wiedergeburt einer
Ideologie sei, die dem Sehnen des Zeitgeistes eine genaue
Richtlinie vorzuzeichnen vermag. Die Weisheit Goethes ge»
hört zu den kostbarsten Schätzen unserer abendländischen
Kultur und kann ein wichtiges Element zum Wiederaufbau
europäischer Werthe stellen.' Noch vor Jahresfrist schrieb
mir einer meiner Freunde von der Sorbonne, der Krieg habe
einen solchen Graben des Hasses gehöhlt, daß, ihn zu ebnen,
hundert Jahre nicht reichen möchten. Schon aber sind Männer
wie Seailles und Lichtenberger am Werk, den Graben zuzu»
schütten. Mögen sie auf dieser Seite des Rheines rege Helfer
zum großen Werk der Friedensstiftung finden. Auch unsere
Gelehrten müssen die Schaufel greifen. Hans Flemming."
2. „Erlauben Sie mir, die Zahlen, die Sie im Heft vom dritten
September über die politischen Morde in Deutschland gaben,
zu ergänzen. In der Zweiten Auflage von ‚Zwei Jahre Mord'
(Verlag Neues Vaterland) habe ich den Thatbestand festge»
stellt. Seit dem Januar 1919 sind in Deutschland mindestens
335 Menschen aus politischen Gründen umgebracht worden.
319 durch Anhänger rechtsstehender Parteien, 16 durch Kom»
munisten. Dabei sind nicht mitgerechnet: die Opfer von
Straßenkämpfen und Lynchungen, die bei Demonstrationen
Erschossenen und die im Bürgerkrieg Gefallenen; ferner alle
Fälle, wo die erschießende Partei auch nur behauptet hat,
sie sei angegriffen worden; außerdem alle Ermordungen aus
nicht innerpolitischen Motiven (Oberschlesien); alle von
‚ordnungsgemäßen' Kriegsgerichten zum Tod Verurtheilten;
endlich ungefähr 150 Fälle, über die ich keine genügenden

Nachrichten bekommen konnte. Uebet die Technik der
politischen Morde belehrt die folgende Tabelle:
.Tötlich verunglückt' 184
Willkürlich erschossen ... 81
‚Auf der Flucht erschossen' . 30
Angebliches Standrecht ... 12
Im Gefängniß gelyncht ... 7
Bei Beschießung einer offenen
Stadt gefallen _. 5
Summe der von rechts Stehenden
Ermordeten 319
Zu Repressalie erschossen . . 10
Willkürlich erschossen ... 5
Angebliches Standrecht ... 1
Summe der von links Stehenden
Ermordeten 16
In München wurden während der Rätheherrschaft 12 Men-
schen getötet. Durch dieRegirungtruppen nach der Einnahme
der Stadt mindestens 505. Dabei sind natürlich die im Kampf
gefallenen nicht mitgerechnet. Die Zahl setzt sich vielmehr
zusammen aus 238 ohne Verfahren standrechtlich erschossenen
Gefangenen, aus 184 .tötlich verunglückten', aus 44 Toten,
bei denen weder Name noch Art des Todes festgestellt wer*
den konnte, und 39 ohne irgendein Verfahren erschossenen.
Diese Zahlen beruhen auf den amtlichen Angaben der Re«
girung Hoffmann. Die wirklichen Zahlen sind mindestens
doppelt so groß, wie ich aus den Friedhofslisten beweisen
kann. Nur die 184 tötlich Verunglückten habe ich als er*
mordet betrachtet. Und ich bin hierzu berechtigt: Prototypen
des von Amtsstellen behaupteten .tötlichen Unglücksfalles'
sind Landauer und die 21 Gesellen. ‚Die Sojdaten, zum Theil
in angetrunkenem Zustand, trampelten auf den Gefangenen
herum, stießen sie wahllos mit den Seitengewehren nieder
und schlugen so um sich, daß ein Seitengewehr sich verbog
und das Hirn herumspritzte. Wenn einer der Gefangenen
sich noch regte, wurde auf ihn eingeschlagen und einge*
stochen. Zwei Soldaten, die einander umfaßt hatten, führten
einen wahren Indianertanz neben den Leichen auf, schrien
und heulten.' Dies galt als tötlicher Unglücksfall. Keiner
der hierfür verantwortlichen Offiziere wurde angeklagt.
202 Anhänger der Rätheregirung wurden zu 538 Jahren
Zuchthaus, Gefängniß, Festung verurtheilt; 40 andere zu lang*
jährigen Zuchthausstrafen. Nicht eingerechnet sind hierbei
viele Jahre Untersuchung« und Schutzhaft, die ohne Urtheil
verhängt wurden. Keiner der Gefangenen hat jemals das Glück

•
gehabt, so gefährlich krank zu werden, daß er, wie Herr Olt»
wig von Hirschfeld, zu vielstündigen Radpartien aus dem Ge<
fängniß Urlaub bekam. Den vielen Hundert Jahren Ein»
Sperrung, die gegen die bayerischen Rätherepublikaner ver«
hängt wurden, steht auch nicht eine Strafe gegenüber, die
gegen einen Anhänger Kapps verhängt worden wäre.
Sühne der 16 Morde, für die Kommunisten verantworte
lieh sind, waren 8 Todesurtheile, 239 Jahre Einsperrung in
Zuchthaus und Gefängniß und eine Zuchthausstrafe für
Lebensdauer. Rechne ich sie gleich 30 Jahren, so treffen im
Durchschnitt auf jeden Mord von links 16 Jahre Einsperrung.
Gesammtsühne der 319 Morde von rechts waren 31 Jahre
Einsperrung und eine Festunghaft für Lebensdauer. Nach
der selben Zeitschätzung wie zuvor ergiebt sich eine Strafe
von 2 Monaten Einsperrung pro Mord. Unter 319 Morden
. von rechts blieben 296, unter 16 Morden von links 2 unge»
sühnt. Namen der Getöteten, Art der Tötung, Name und
Schicksal des Verantwortlichen und des Ausführenden sind auf
Seite 53 meines Buches zusammengestellt. E. J. G um bei."
3. „Die Vossische Zeitung hat am Tag nach dem Teilirian-
Prozeß einen .Offenen Brief veröffentlicht, der von Schekib1
Arslan (vormaligem Deputirten des Hauran in der türkischen
Kammer) gezeichnet und an mich gerichtet ist. Den Abdruck
meiner Antwort hat die Redaktion der Vossischen Zeitung nach
längerem Besinnen abgelehnt. Die Veröffentlichung eines Offe-
nen Briefes sollte das Recht auf eine Offene Antwort einschlie-
ßen. Ich bin dankbar, wenn diese Antwort hier eine Stätte findet.
Hochgeehrter Emir, Ihr Name ist mir zum ersten Mal in
der deutschen Presse begegnet in einem Interview, das Sie dem
Vertreter einer süddeutschen Zeitung im Februar 1920 in der
Schweiz gegeben haben. Darin war die Rede von der unge-
heuerlichen, in der Ententepresse verbreiteten Verleumdung,
die den General Liman von Sanders zum Mitschuldigen an den
Armenierverfolgungen machte. Dem deutschen Journalisten
bezeichneten Sie damals als den Urheber dieser Verleumdung
,einen gewissen Lepsius, einen Ihrer Landsleute', der der En-
tente das Material dazu geliefert habe. Sollten Sie dem Teilirian-
Prozeß, auf den sich angeblich Ihr Offener Brief bezieht, bei-
gewohnt haben, was ich bezweifle, so hätten Sie aus dem eige-
nen Munde des Generals hören können, daß ich, im Gegensatz

zu Ihrer Annahme, schon ein Jahr vor Ihrem Interview durch meine Aktenpublikation den Beweis von der Nichtswürdigkeit jener Verleumdung erbracht habe. Zum zweiten Mal beschäftigten Sie sich mit meiner Person in einem Offenen Brief, datirt vom Juni 1920, der in der Monatsschrift ‚Der neue Orient' (Bd. VII Nr. 4) erschien. Verzeihen Sie, hochgeehrter Emir, daß ich diesen Offenen Brief nicht beantwortet habe. Eine Antwort schien mir damals entbehrlich. Als ich dann Ihren Offenen Brief in der Vossischen Zeitung las, kam er mir merkwürdig bekannt vor. Sollte es der selbe Brief...? Ich grub in meinen Akten nach. Die Vergleich1ung Ihrer beiden Offenen Briefe vom Juni 1920 und vom Juni-1921 ergab, von einigen unbedeutenden Varianten abgesehen, die wortgetreue Uebereinstimmung. Nur einige Sperrungen zeigten die Absicht, die Neuverwendung dem Tagesbedarf anzupassen.
Ich staunte zuerst über Ihre prophetische Gabe, die Sie befähigte, schon im Juni 1920 eine Entgegnung auf mein gerichtliches Outachten vom Juni 1921 zu verfassen. Mit verdoppelter Aufmerksamkeit las ich Ihren Offenen Brief noch einmal durch. Schon die erste Zeile wirkte seltsam" auf mich. ‚Gestatten Sie mir', so beginnen Sie, ‚daß ich noch jetzt auf Ihr im verflossenen Jahr erschienenes Buch zurückkomme'. 1920 schrieben Sie: ‚1m vorigen Jahr'; die Variante ist an sich belanglos. Doch wie? Ist denn mein ‚Buch' gleichzeitig im Vorjahr 1919 und im Vorjahr 1920 erschienen?
Mein lieber Emir, Sie sind das Opfer eines Plagiates geworden. Ihr vorjähriger Brief ist ohne Ihr Wissen nachgedruckt worden. Denn wollten Sie selbst Ihren eigenen ersten Brief für den Tag des Prozesses durch kleine Lasuren zurechtmachen (was Sie ja der Redaktion gewiß nicht verschwiegen hätten), so würden Sie doch mindestens die verrätherische falsche Datirung meines Buches abgeändert haben. Auch die Thatsache, daß nirgends in dem Nachdruck Ihres Briefes auf den Prozeß Bezug genommen ist, beweist, daß Sie am vierten Juni weder von diesem Prozeß Etwas wußten noch von meinem Gutachten. Wer weiß, wo Sie jetzt sind, vielleicht im Hauran; vielleicht auch sind Sie schon gestorben. Mir ist leid, daß ich Sie einen Augenblick zu Unrecht im Verdacht hatte, Sie könnten sich selbst abgeschrieben haben. Ohne Zweifel hat irgendwer Ihr vergilbtes Manuskript entwendet und in Ihrem Namen der Vossischen Zeitung als posthumes Gegengutachten zum Prozeß eingesandt. Eine Mumie als Treppenwitz.

Ich könnte hiermit schließen, denn wer weiß, ob meine Antwort Ihnen je zu Ohren kommen wird. Doch da ich nun einmal im Zuge bin, will ich nicht unterlassen, Ihnen heute, ob Sie noch unter den Lebenden weilen oder nicht, wenigstens auf Ihren vorjährigen Brief zu antworten.
Zuvor eine kleine Verständigung. Sie schrieben (1920) von meinem ,Buch, das im vorigen Jahr (also 1919) erschienen ist'. Die Jahreszahl war richtig. Doch im Jahr 1919 sind zwei Bücher von mir zum gleichen Thema erschienen: ,Der Todesgang des armenischen Volkes' und die ,Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes (Deutschland und Armenien 1914 bis 1918)', beide im Tempelverlag in Potsdam. Welches von den beiden Büchern meinten Sie? Ich würde mich nicht wundern, wenn Sie antworteten: ,Keins von beiden'. Ich komme nämlich zu dem Schluß, daß Ihnen mein ,Buch' nur vom Hörensagen bekannt ist. Sie bringen gegen Ende Ihres Briefes ein .wörtliches' Ciiat, das sich in keinem meiner Bücher findet, und lassen mich in Anführungsirichen die Armenier ,Engel' nennen. Das wüide ich für eben so verrucht halten, als wenn ich die Türken ,Teufel' nennen würde. Da Sie nach Ihrem eigenen Zeugniß die Menschlichkeit als höchstes Gebot, auch in der Politik, betrachten, werden Sie mir beipflichten, daß es keinen betrübenderen Beweis für den Niedergang der sittlichen Urtheilskraft unseres Zeitakers giebt als die Kennzeichnung ganzer Nationen mit Schimpfwörtern wie ,Gauner',,Hammeldiebe', .Krämer, Affen', .Boches1. ,Hunnen', .Barbaren' und so weiter. Eine andere Bezugnahme .auf mein Buch finde ich in Ihrem Schreiben nicht. Ja, ich ziehe sogar aus Ihren Einwürfen die Folgerung, daß Ihr Brief wohl ungeschrieben geblieben wäre, wenn Sie auch nur eins meiner Bücher gekannt hätten. Nach Ihrer Behauptung habe ich mir bei den Schilderungen der armenischen Massacres Uebertreibungen zu Schulden kommen lassen, die alle Beweisstücke, von denen Sie sprechen,- seien es nun vierhundert oder .gar viertausend, nicht bekräftigen können'. Aber, mein lieber Emir, ich habe ja von Beweisstücken nicht gesprochen'; ich habe sie in extenso abgedrückt. Auch die Einleitung der Aktensammlung setzt sich nur zusammen aus Citaten der Akten, die von den glaubwürdigsten Augenzeugen und offiziellen Persönlichkeiten, Botschaftern und Konsuln, verfaßt sind. Die Zahl der Aktenstücke brauchten Sie nicht zu errathen; es sind genau 444
Ich theile die Empfindung des Grauens, das Sie vom Hörenrsagen schon befallen hat, und ich zweifle nicht, daß auert

unseren Botschaftern und Konsuln die Haare vor Entsetzen zu
Berge standen, als sie ihre Berichte ain den Reichskanzler sandten'.
Zu dem selben Schluß, daß Ihnen meine Veröffentlichungen
unbekannt geblieben sind, führt eine Bemerkung über Das,
was Sie in meinem ‚Buch' zu vermissen scheinen. Sie nehmen
an, ich habe ‚die von den Armeniern verübten Schändlichkeiten
mit keinem Wort erwähnt'. Sie kennen meine Bücher nicht. Ich
habe in meinem ersten Buch (‚Der Todesgang') die Schuldfrage
auf achtzig Seiten eingehend erörtert und alle türkischen offi-
ziellen Communiques sammt ihrem1 Echo in der deutschen Presse
einer sorgsamen Analyse unterzogen. Das selbe Thema habe
ich in dem fünften Kapitel meiner Einleitung zum zweiten Buch
(.Deutschland und Armenien') unter Benutzung des Aktenmate-
rials erörtert. In zahlreichen Dokumenten wird, insbesondere
von deutschen Konsuln und von vielen Augenzeugen, die Frage
erörtert, ob die Armenier durch verübte Schändlichkeiten, durch
Verschwörungen oder durch den Plan einer allgemeinen Er-
hebung, wie in offiziellen türkischen Rechtfertigungversuchen
gefabelt wurde, Anlaß gegeben haben, die ganze Nation, sogar
Frauen und Kinder, als Sündenbock in die Wüste zu schicken.
Alle deutschen autoritativen Urtheile über Ursache und Cha-
rakter der mit unerhörter Grausamkeit durchgeführten Vernich-
tungbefehle verneinen die Schuld der Armenier und nennen die
Bezichtigungen der türkischen Regirung Vorwände. Die mili-
tärischen Notwendigkeiten' werden bestritten. Selbstschutz-
versuche der mit Ausrodung Bedrohten werden an vereinzelten,
vier- bis fünfhundert Kilometer von einander entfernten Plätzen
festgestellt. Ihr Nothwehrcharakter ist erwiesen. Racheakte, die
nach der Vernichtung von Hunderttausenden wehrloser Männer,
Frauen und Kinder menschlich allzu begreiflich wären, mögen
vorgekommen sein; authentische Berichte darüber fehlen. Zu
solchen Racheakten müßten die Vorgänge gehören, die , nach
Ihrer Meinung in Berichten Russischer Generale' enthalten sein
sollen, Berichten, die in Europa unbekannt geblieben sind. Soll-
ten Sie im Besitz der russischen Berichte sein, die Sie erwäh-
nen: warum zögern Sie mit der Veröffentlichung? Sie haben
seit Ihrem Hinweis darauf'ein Jahr lang Zeit gehabt (falls Sie
noch leben). Oder sind etwa diese Berichte Ihnen auf der Reise
in den Hauran entwendet worden? Eine Bibliothek von Doku-
menten, die die jungtürkische Regirung und die Mitglieder des
Ausschusses für Einheit und Fortschritt aufs Schwerste belasten,
sind in allen Sprachen publizirt worden. Warum kommt nichts

Authentisches, das die Armenier bloßstellt, ans Licht? Alles,
was von türkischnoffizieller Seite während des Krieges durch
Communiques und Preßagenten veröffentlicht wurde, ist längst
als unglaubwürdig erwiesen worden.
Hier einige Urtheile der Deutschen Botschafter, die zur Zeit
unseres Bündnisses keinerlei Interesse hatten, die türkische Re-
girung zu belasten.
Freiherr von Wangenheim (fünfzehnter April 1915): ‚Nur
in einem Punkt dürfte (zwischen der türkischen und armeni-
schen Seite) Uebereinstimmung herrschen: daß die Armenier seit
Einführung der Konstitution den Gedanken an eine Revolution
aufgegeben haben und daß keine Organisation, für eine solche
besteht'. Der Selbe (siebenzehnter Juni 1915): ‚Daß die Ver-
bannung der Armenier nicht allein durch militärische Rück-
sicht motivirt ist, liegt zu Tage. Der Minister des Innern, Ta-
laat Bey, hat sich hierüber kürzlich dem zur Zeit bei der Kai-
serlichen Botschaft beschäftigten Dr. Mordtmann ohne Rück-
halt dahin ausgesprochen, daß die Pforte den Weltkrieg dazu
benutzen wolle, um mit ihren inneren Feinden (den einheimi-
schen Christen) gründlich aufzuräumen, ohne dabei durch die
diplomatische Intervention des Auslandes gestört zu werden.1
Der Selbe (siebenter Juli 1915): ‚Dieser Umstand (die Ausdeh-
nung der Maßregel) und die Art, wie die Umsiedelung durch-
geführt wird, zeigen, daß die Regirung thatsächlich den Zweck
verfolgt, die armenische Rasse im türkischen Reich zu ver-
nichten'. Graf Metternich (zehnter Juli 1916): ‚Die türkische
Regirung hat sich in der Durchführung ihres Programmes: Er-
ledigung der armenischen Frage durch die Vernichtung der ar-
menischen Rasse, weder durch unsere Vorstellungen noch durch
die Vorstellungen der Amerikanischen Botschaft und des Päpst-
lichen Delegaten noch auch durch Drohungen der Entente-
mächte, am Allerwenigsten aber durch die Rücksicht auf die
Oeffentliche Meinung des Abendlandes beirren lassen; sie steht
jetzt im Begriff, die letzten Ansammlungen von Armeniern, die
die erste Deportation überstanden haben, aufzulösen und zu
zerstreuen'. Herr vo:n Kühlmann (siebenzehnter November
1916): ‚Die gegen die Armenier gerichteten Maßnahmen sind auf
Anordnung von Konstantinopel getroffen worden. Der Vorwand
für die Verschickungen (das angebliche Auffinden von Bomben
und Waffen auf einem armenischen Friedhof) gehört zu dem
schon bekannten Inventar der türkischen Behörden an solchen
Vorwänden'.

Irgendwelche Dokumente, hochgeehrter Emir, haben Sie schwerlich im Besitz, sonst würden Sie davon Gebrauch gemacht haben. Ihnen auf andere Gebiete zu folgen, auf denen Sie noch weniger unterrichtet sind, habe ich keine Veranlassung, ehe ich nicht weiß, ob ich1 es mit Ihnen selbst oder mit einem Doppelgänger von Ihnen zu thun habe.

Ich würde gern schließen; nur eine Frage, die Sie unwillig an mich richten, muß ich noch beantworten. Ihre Frage lautet: ‚Wie kommen Sie auf die Idee, zu behaupten, daß die Abschlachtung der Christen eine dem Propheten wohlgefällige That sei? Denn so steht es wörtlich in Ihrem Buch.' Wie ich auf die Idee komme? Ich möchte eine Gegenfrage an Sie richten. Wie kommt es, daß Sie wörtliche Citate aus meinem ‚Buch' anführen, die nicht darin zu finden sind?

Wenn ich von den Dokumenten über die massenhaften Zwangsbekehrungen absehe, habe ich den Islam nur zweimal gestreift. Im Anschluß an kluge Worte des Grafen Metternich sage ich am Schluß der Einleitung: ‚Man darf nicht vergessen, daß es Religionverfolgungen in Reinkultur niemals gegeben hat. Die Christenverfolgungen im Römischen Reich waren durch Gründe der Staatsraison diktirt, die Judenverfolgungen im Mittelalter und im Rußland der Neuzeit durch Habgier verursacht. Die Pogrome, die Mohammed selbst veranstaltete, hatten es auf Beute abgesehen. Die jungtürkische Christenverfolgung, vielleicht die größte aller Zeiten, hatte die selben Motive: Staatsraison und Habgier'. Das selbe Thema berühre ich im ‚Todesgang' noch einmal, um begreiflich zu machen, wie es möglich war, an fünfzehnhunderttausend Staatsbürgern einen Massenraub zu begehen, der niemals eine gerichtliche Ahndung finden wird, und sage: ‚Das mohammedanische Recht und das Vorbild Mohammeds erlauben solche Dinge'. Die Raubzüge Mohammeds in den ersten Jahren nach der Flucht, auf denen er die Karawanen der Mekkaner überfiel und plünderte, sind Ihnen so gut wie mir bekannt; eben so auch der Pogrom, den der Prophet nach der Grabenschlacht in der Vorstadt von Medina veranstaltete. Die Juden vom Stamm der Banu Korayza waren dem Propheten durch Schutz- und Trutzbündniß verbündet und auch in der Stunde der Gefahr nicht von ihm abgefallen. Als er aber nach dem Abzug seiner Feinde in die Wohnung der Ai'scha kam1 (so erzählen die Biographen) und, die Waffen ablegend, sich wusch und räucherte, kam der Engel Gabriel auf einem Maulthier mit einer atlassenen Schabracke

angeritten und sagte: ,Wie, Du legst die Waffen nieder? Wir
Engel haben sie noch1 nicht abgelegt; unternimm einen Kriegs-
zug nach jener Richtung!' Mohammed fragte, wen er meine.
Und der Engel antwortete: , Gegen die Banu Korayza'. Sofort
ließ Mohammed die Juden in ihrer Vorstadt einschließen. Nach
etwa zwanzigtägiger Belagerung, während der nur ein Moslem
fiel, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade. Am nächsten
Morgen kam der Prophet auf den Marktplatz und befahl, tiefe
Gruben auszuwerfen. Dann ließ er einen Haufen von gefange-
nen Männern nach dem1 anderen vorführen und sie in den Gru-
ben enthaupten. Die Schlächterei dauerte den ganzen Tag und
wurde nachts bei Fackelschein fortgesetzt; sechshundert Juden
wurden abgeschlachtet. Die Frauen, Mädchen und Kinder wur-
den unter die Sieger vertheilt oder als Sklaven verkauft. Die
reiche Beute, Waffen, Kleider, Teppiche, Hausthiere, Kamele,
Häuser und fruchtbare Ländereien fielen dem Propheten und
den Fluchtgenossen zu. Die selbe Szene hat sich hundertfach
bei der Vernichtung der Armenier wiederholt, nur mit dem Un-
terschiede, daß auch die Frauen und die Kinder getötet oder
dem Hungertod ausgesetzt wurden; eine Ueberbietung seines
Vorbilds, die der Prophet streng verurtheilt hätte.
Die Bekämpfung der Kafirs, einschließlich der Schriftbesitzer
(Juden und Christen), hat Mohammed in der neunten und in
der siebenundvierzigsten Sure durch Offenbarungen gefordert.
Sure 9, Vers 124 heißt es: ,O Ihr Gläubigen, bekämpfet die Ka-
firs, die in Eurer Nachbarschaft sind, lasset sie Härte in Euch
spüren und wisset, daß Gott mit Denen ist, die ihn fürchten'.
Sie hielten es, lieber Emir, für angebracht, das mir unter-
geschobene ,wörtliche' Citat mit einem Hadith zu widerlegen,
das Mohammed kurz vor seinem1 Tod zu seinen Schülern ge-
sprochen haben soll. Solche Hadithe giebt es mehr als vierzig-
tausend. Sie sind in den Generationen nach Mohammed gesam-
melt worden und haben kaum irgendwelchen historischen Werth.
Doch ich will Ihnen auch einen Hadith anführen. Als in der
Zeit der Armeniermassacres ein türkischer Off izier gefragt wurde,
weshalb man mit einzelnen Schuldigen eine ungeheure Masse
Unschuldiger bestrafe und umbringe, gab er zur Antwort: ,Die
selbe Frage richtete Jemand an unseren Propheten Mohammed,
der (Gottes Friede über ihm!) erwiderte: ,Wenn Du von einem
Floh gebissen wirst, tötest Du nicht alle?' Sicherlich wäre es
noch verkehrter, wenn ich dieses böse Wort gegen Mohammed
verwerthen wollte, als wenn Sie irgendein humanes Wort der
legendären Hadithsammlungen für Mohammed geltend machen.

Gestatten Sie mir, geehrter Emir, mit einer Beobachtung
zu schließen, die ich oft gemacht habe. Politische und religiöse
Kontroversen zwischen Moslems und Christen werden, so lange
unfruchtbar bleiben, bis auch die mohammedanische Bildung
sich diejenigen Grundsätze historischer Kritik zu ei^en macht,
die wir nicht nur bei der Ermittelung historischer Thatsachen
üben, sondern auch auf die Urkunden unserer Religion anzu-
wenden gewohnt sind.
Potsdam. Johannes Lepsius."
Prozeß Talaat
„Der Prozeß Talaat Pascha; Stenographischer Bericht
über die Verhandlung gegen den des Mordes angeklagten
armenischen Studenten Salomon Teilirian vor dem Schwur»
gericht des Landgerichtes III Berlin": so heißt das Buch, das
in den nächsten Tagen in der Deutschen Verlagsgesellschaft
für Politik und Geschichte erscheinen wird. Eine weltge»
schichtlich wichtige Urkunde; und ein Bericht, der jede
Menschenseele erschüttern muß. Nur vier Aussagen, die in
den Zeitungberichten nicht Raum fanden, kann ich heute,
in ihren Haupttheilen, hier anführen.
Zeugin Frau Christine Tersibaschian: Erserum ist meine
Heimath. Im Juli 1915 sind dort die Bewohner zusammen-
gekommen und man hat gesagt, daß die Stadt verlassen wer-
den müsse. Zuerst hat man die Reichen der Stadt benachrich-
tigt durch Gendarme und Beamte; dann hat man gesagt, wir
müßten die Stadt verlassen, weil sie zur Kriegszone gehört und
die Civilbevölkerung entfernt werden müsse. Die Reichen der
Stadt wurden acht Tage vorher benachrichtigt, die Anderen eine
Stunde vor der Deportation. Nachher erfuhren wir, daß es ein
Betrug war und daß nur die armenische Bevölkerung aus-
geschieden werden sollte.
Vorsitzender: Ist denn die ganze Bevölkerung mit einem
Mal aus der Stadt getrieben worden?
Zeugin: In vier Malen.
Vorsitzender: In vier Trupps?
Zeugin: Vier Trupps im Laufe von acht Tagen.
Vorsitzender: Erfuhren die Zurückgebliebenen, was aus den
früheren Kolonnen wurde?
Zeugin: Nein.
Vorsitzender: Wurde ein bestimmtes Ziel angegeben?

Zeugin: Wir sollten zunächst nach Ersindschän. Unsere
Familie bestand aus 21 Personen. Davon sind nur 3 übrig
.geblieben.
Vorsitzender: Wie groß war der ganze Trupp?
Zeugin: 500 Familien.
Vorsitzender: Wie sind Ihre Angehörigen umgekommen?
Zeugin: Unsere Familie bestand aus 21 Köpfen. Wir hat-
ten drei Ochsenkarren gemiethet und nahmen mit, was wir
unterbringen konnten, Essen und Geld. Wir dachten, daß wir
.nach Ersindschan kommen würden. Mein Vater und meine
Mutter waren mit, drei Brüder, der älteste 30 Jahre alt, drei<
Knaben und das Kleine im1 Alter von 6 Monaten, die verhei-
ratete Schwester mit dem1 Gatten, sechs Kinder, das älteste
22 Jahre alt. Mit eigenen Augen habe ich den Tod Aller ge-
sehen; nur drei sind übrig geblieben und gerettet worden. Ich
schwöre darauf, daß sie auf den Befehl Konstantinopels getötet
worden sind.
Vorsitzender: In welcher Weise?
Zeugin: Als wir die Stadt verlassen hatten und vor den
Thoren der Festung Erserum waren, kamen die Gendarmen und
suchten nach Waffen. Messer, Schirme usw. wurden uns weg-
genommen. Von Erserum kamen wir nach Beiburt. Als wir bei
dieser Stadt vorbeigingen, haben wir Haufen von Leichen ge-
sehen und ich habe mit den Füßen über Leichen gehen müssen,
so daß meine Füße mit Blut befleckt wurden.
Vorsitzender: Waren Das Leichen von früheren Trupps, die
aus Erserum gekommen waren?
'Zeugin: Nein; diese waren aus Beiburt. Dann kamen wir
nach Ersindschan. Man hatte versprochen, uns Quartier zu
geben, aber wir durften nicht wohnen, man erlaubte uns auch
nicht, Wasser zu trinken. Wir haben sogar die Ochsen her-
geben müssen; sie sind in die Berge (getrieben worden. Als
wir weitergingen, wurden von den Trupps 500 junge Leute her-
ausgesucht. Auch einer meiner Brüder. Es gelang ihm aber,
x\x entfliehen und zu mir zu, kommen. Ich habe ihn als Mäd-
chen verkleidet, so daß er bei mir bleiben konnte. Die übrigen
jungen Leute wurden zusammengetrieben.
Vorsitzender: Was geschah mit den Ausgesuchten?
Zeugin: Man hat alle durcheinander gebunden und ins
Wasser geworfen.
Vorsitzender: Woher wissen Sie Das?
Zeugin: Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Sie sind

in den Fluß geworfen worden und die Strömung war so reißend, daß von ihr alle, die ins Wasser geworfen waren, weggerissen, wurden.
Vorsitzender: Was geschah mit den Zurückbleibenden?
Zeugin: Wir haben geschrien und geweint und haben nicht gewußt, was wir anfangen sollten. Man hat uns aber nicht einmal das Weinen erlaubt, sondern uns mit Stichen weitergetrieben.
Vorsitzender: Wer war Das?
Zeugin: 30 Gendarme und eine Abtheilung Soldaten.
Vorsitzender: Haben Die dazwischen geschlagen?
Zeugin: Ja.
Vorsitzender: Was ist weiter geschehen?
Zeugin: Wir sind mit Dem, was wir auf dem Rücken tragen konnten, nach Malatia gekommen; dort hat. man uns auf den Berg geführt und hat die Männer von den Frauen getrennt. Die Frauen sind ungefähr zehn Meter weit von den Männern entfernt gewesen und konnten mit eigenen Augen sehen, was mit den Männern geschah.
Vorsitzender: Was geschah mit den Männern?
Zeugin: Man hat sie mit Beilen totgeschlagen und man hat sie vom Land ins Wasser gestoßen.
Vorsitzender: Sind die Frauen und Männer wirklich auf diese Weise massakrirt worden?
Zeugin: Nur die Männer sind auf diese Weise ums Leben gekommen. Als es ein Wenig dunkel war, kamen die Gendarme und suchten sich die schönsten Frauen und Mädchen, heraus und nahmen sie als Frauen zu sich. Es kam1 auch ein Gendarm zu mir und wollte mich zu seiner Frau machen. Diejenigen, die nicht gehorchen wollten, die nicht nachgeben wollten, wurden alle mit Bayonnettes durchstochen und ihnen die Beine auseinandergerissen. Sogar schwangeren Frauen wurden die Rippen durchschnitten und die Kinder herausgenommen und weggeworfen. (Große Bewegung im Saal. Die Zeugin erhebt die Hand:) Ich beschwöre Das.
Vorsitzender: Wie sind Sie gerettet worden?
Zeugin: Auch meinem Bruder wurde der Kopf abgeschlagen. Als Das meine Mutter sah, fiel sie um und war auf der Stelle tot. Nachher kam auch ein Türke zu mir und wollte mich zu seiner Frau machen, und da ich nicht darauf einging, nahm er mein Kind und warf es weg.
Vorsitzender: Wie sind Sie dann herausgekommen?

Zeugin: Ich sah von Weitem Rauch aufsteigen und bin diesem Rauch nachgegangen; und da habe ich meinen Bruder und die Frau meines Bruders gefunden, die schwanger war und entbunden werden sollte. Da wurde gesagt, daß wir noch an dem selben Abend den Ort verlassen mußten, und wir waren gezwungen, die Frau meines Bruders, weil sie schwanger war, zurückzulassen.
Vorsitzender: Sie1 sind dann in Samseck angekommen? Wie viele waren Sie denn?
Zeugin: Rund 600.
Vorsitzender: Und von Ihrer Familie?
Zeugin: Der Vater, zwei Brüder und ich selbst.
Vorsitzender: Sie sind also selbst bis Samseck gekommen?
Zeugin: Ja. Da ist der Vater krank geworden und: da kam ein Befehl," daß die Kranken nicht mitgenommen werden dürften, sondern ins Wasser geworfen werden mußten. Da hat man den Vater aus dem Zelt geholt. Nachher hat der Bruder ihn wieder zurückgebracht; er ist aber an dem selben Abend gestorben.
Vorsitzender: Und die zwei Brüder?
Zeugin: Sie blieben am Leben.
Vorsitzender: Und ist das Alles wirklich wahr? Ist Das nicht Phantasie?
Zeugin: Was ich erzählt habe, ist noch viel weniger als die Wirklichkeit. Es war viel schlimmer.
Vorsitzender: Sind Sie nun in Samseck geblieben?
Zeugin: Ich konnte nicht in Samseck bleiben. Wir mußten nach Suritsch gehen. Zuletzt hat man uns Alle auf einen Berg getrieben und hat uns noch das Allerletzte, was wir hatten, weggenommen.
Vorsitzender: Wen hielt man damals für diese Furchtbarkeiten für verantwortlich?
Zeugin: Es geschah auf Befehl Enver Paschas. Die Soldaten zwangen die Vertriebenen auf die Knie und sie mußten rufen: ,,Es lebe der Pascha!", weil der Pascha ihnen erlaubt hatte, am Leben zu bleiben.
Sachverständiger Dr. Johannes Lepsius: In einem von Talaat unterzeichneten Erlaß kommt das Wort vor: „Das Verschickungziel ist das Nichts." Im Sinn dieses Befehles wurde dafür gesorgt, daß von der gesamm1ten Bevölkerung, die aus den ostanatolischen Provinzen nach Süden transportirt wurde, etwa nur 10 Prozent am Verschickungziel ankam; die übrigen

90 Prozent sind unterwegs ermordet worden oder, so weit nicht Frauen oder Mädchen von den Gendarmen verkauft und von Türken und Kurden verschleppt wurden, durch Hunger und Erschöpfung umgekommen. Was ich Ihnen sage, ergiebt sich auch aus den Dokumenten, die ich aus den Akten der Kaiserlichen Botschaft und des Auswärtigen Amtes herausgegeben habe. Sie haben hier zwei Berichte gehört von Teüirian und von Frau Tersibaschian über ihre Erlebnisse bei der Deportation. Solche Berichte mit realistischen Details, die alle Merkmale des Selbsterlebten tragen, liegen zu Hunderten gedruckt vor, zum großen Theil in deutschen, zum Theil auch in amerikanischen und englischen Publikationen. Die Thatsachen selbst sind nicht zu bezweifeln. Die Methoden der Ausführung gleichen überall denen, die uns hier von Teilirian und Frau Tersibaschian beschrieben worden sind. Anderen Falls würde man sich fragen müssen: Wie war es möglich, in einer so kurzen Zeit eine Million Menschen umzubringen? Das war nur denkbar mit den allerbrutalsten Methoden, wie auch durch die Verhandlungen des Prozesses, der gegen Talaat Pascha und Genossen in Konstantinopel vor dem Kriegsgericht geführt wurde, erwiesen ist. Der Gerichtshof setzte sich zusammen aus einem DivLsiongeneral als Vorsitzenden, drei Brigadegeneralen, darunter bekannte Heerführer aus dem Kriege, und einem Hauptmann. Der erste von den. fünf Punkten der Anklage betraf die Armenierabschlachtungen. Durch Urtheil des Kriegsgerichtes vom fünften Juli 1919 wurden zum Tode verurtheilt als Haupturheber: Talaat, Enver, Dschemal und Dr. Nasim.

Die Krankenschwestern Thora von Wedel-Jarlsberg und Eva Elvers haben die von Teilirian geschilderten Deportationen der Armenier als Pflegerinnen in Ersindschan miterlebt. Sie haben ihre Beobachtungen in einem Bericht niedergelegt und waren bereit, den Inhalt zeugeneidlich zu erhärten. Aus diesemi Bericht seien hier nur einzelne Thatsachen angeführt. „Aus dem1 Munde türkischer Soldaten, die selber dabei waren, haben wir hören müssen, wie die Frauen auf den Knien um Erbarmen gefleht und wie manche ihre Kinder selber in den Fluß geworfen haben. Auf unser entsetztes: ‚Und Ihr schießt auf Frauen und Kinder?' kam die Antwort: ‚Was sollen wir machen? Es ist ja Befehl.' Einer fügte hinzu: ‚Es war ein Jammer, mitanzusehen; ich habe auch nicht geschossen, ich that nur so.' Uns erfaßte ein tiefes Mitleid mit den armen Jungen, die jetzt systematisch zu Teufeln gemacht werden. Die Soldaten erzählten, sie hätten

• vier- Stunden gebraucht, um Alles zu töten. Dann hätten Ochsen-
wagen bereit gestanden, um die Leichen in den Fluß zu schaf-
fen. Am Abend konnte man die ‚Krieger' mit Raub beladen
nach Hause kehren sehen. ‚Haben wir unsere Sache nicht gut
gemacht?' fragten einige von ihnen den deutschen Apotheker,
Herrn Gehisen, der auch Türkisch verstand und eben so ent-
rüstet war wie wir. Sowohl Armenier wie Türken waren leider
der Ansicht, daß die Deutschen dieses Vorgehen billigten ...
Am Abend des Achtzehnten gingen wir mit Herrn Gehisen vor
. unserem Hause auf und ab. Da begegnete uns ein Gendarm,
der erzählte, daß kaum zehn Minuten oberhalb des Hospitals
Frauen und Kinder aus der Beiburtgegend übernachten. Er hatte
sie selber treiben helfen und erzählte nun in erschütternder
Weise, wie es ihnen auf dem weiten Wege ergangen sei. ‚Schlachr
tend, schlachtend bringen wir sie daher. Jeden Tag 10 bis 12
Männer getötet und in die Schluchten geworfen, den Kindern,
die nicht mitkommen können, die Schädel eingeschlagen, die
Frauen bei jedem neuen Dorfe beraubt und geschändet!' Am
folgenden Morgen in aller Frühe hörten wir, wie die Tod-
geweihten vorüberzogen. Wir schlössen uns ihnen an und gingen
mit ihnen nach der Stadt. Der Jammer war unbeschreiblich.
Es waren nur zwei Männer übrig geblieben, von den Frauen
waren einige geisteskrank geworden; eine rief: ‚Wir wollen Mos-
lem werden, wir wollen Deutsche werden, was Ihr wollt, nur
rettet uns, jetzt bringen sie uns nach Kemagh und schneiden
uns die Hälse ab!' ... Als wir uns der Stadt näherten, kamen
viele Türken geritten und holten sich Kinder oder junge Mäd-
chen. Am Eingang der Stadt, wo auch die deutschen Aerzte ihr
Haus haben, machte die Schaar einen Augenblick Halt, ehe sie
den Weg nach Kemagh einschlug. Hier war es der reine Skla-
venmarkt, nur daß nichts gezahlt wurde. Auf dem Weg be^
gegnete uns ein großer Zug von Ausgewiesenen, die erst kürz-
lich ihre Dörfer verlassen hatten und noch in gutem Zustande
waren. Wir mußten lange halten, um sie vorüber zu lassen;
und nie werden wir den Anblick vergessen. Wenige Männer,
sonst Frauen und eine Menge Kinder, viele davon mit hellem1
Haar und großen blauen Augen, die uns so todernst und mit
solch unbewußter Hoheit anblickten, als wären sie schon Engel
des Gerichtes. In lautloser Stille zogen sie dahin, die Kleinen
und die Großen, bis auf die uralte Frau, die, man [nur mit Mühe
auf dem Esel halten konnte, Alle, Alle, um, zusammengebunden
vom höhen Fels in die Fluthen des Euphrat gestürzt zu werden."
23«

Schriftsteller Aram Andonian aus Paris hat ein Werk herausgegeben: „Documents officiels concernant les massacres armeniens", Paris 1920. Darin sind Depeschen, die die Armenierverfolgungen anordnen, abgedruckt, vielfach unter Beifügung von Faksimiles der Originale. Fünf von diesen Telegrammen hatte Andonian der Vertheidigung im Original zur Verfügung gestellt. Auf den Antrag der Vertheidigung, sie zur Verhandlung zu stellen, wurde dann verzichtet, nachdem der Vorsitzende auf Grund einer Aeußerung der Geschworenen dem Angeklagten erklärt hatte: „Die Geschworenen glauben Ihnen,' daß Sie bei Begehung der That die Ueberzeugung gehabt haben, daß Talaat Pascha Derjenige ist, der- für die Massacres einzustehen hat." Aus dem selben Grunde wurde dann auch auf die Vernehmung des Zeugen Andonian verzichtet, der aussagen wollte, wie er in den Besitz der Telegramme gekommen sei.
„Nach dem Zusammenbruch der türkischen Herrschaft in Alepo hatte der zilizische Katholikos eine Deputation von Armeniern berufen, um sich1 bei den türkischen Behörden in Alepo Einsicht in die betreffenden Aktenstücke zu verschaffen. Die Deputation stieß auf keinen Widerstand; der Chefsekretär der Verschickungsbehörde in Alepo, Naim Bey, zögerte angesichts der neuen Verhältnisse nicht, den Herren bei der Durchsicht der Akten behilflich zu sein, wohl um sich selbst von der Verantwortlichkeit der türkischen Regirung zu entlasten. Aram Andonian nahm an der Akteneinsicht Theil und suchte sich die wichtigsten Dokumente heraus, um sie in einem größeren Werk, wie auch geschehen, zu veröffentlichen. Es waren überall die Originaldepeschen mit den daraufstehenden amtlichen Bemerkungen und Verfügungen. Diese Originaldepeschen wurden noch1 ergänzt durch Abschriften anderer Depeschen, die Naim Bey gefertigt hatte und zur Einsicht zur Verfügung stellte. Andonian ließ diese Telegramme in London übersetzen."
Die Depeschen, deren wichtigste ich schon, aus Ando» nians Buch, für das Heft vom vierten Juni übersetzt habe und die nun sämmtlich (einundzwanzig) dem Prozeßbericht angefügt worden sind, erweisen dem störrigsten Zweifler, daß Talaat die Ausrodung des Armenierstammes gewollt und selbst, bis ins Kleinste, die unsäglichen Gräuel angeordnet hat. Leset das Buch. Keiner wird den Kauf bereuen. Hier ist das Bild eines Strafprozesses, wie er immer sein müßte. Leitung, Vertheidigung, Sachverständige sind höchsten Lobes

würdig. Daß der Jüngling, vor dessen Auge, auf Befehl des Massenmorders Talaat, Vater, Mutter und zwei Brüder ge» metzelt, zwei junge Schwestern von einer ganzen Horde geiler Buben geschändet worden waren und den Erlebnißgraus in psychasthenische Epilepsie riß, freigesprochen werden mußte, konnten nur die des Prozeßstoffes Unkundigen verkennen. In Scham werden sie, wenn ihr Herz nicht völlig erblindet ist, nun empfinden, wie thöricht, wie nah unsühnbarem Frevel ihr Urtheil war. Der schurkische Pascha, der auf Berlins Straße von Knechtskreatur sich die Hand küssen ließ, wollte nach Anatolien zurück, wollte den seit bald drei Jahren un» gesättigten Blutdurst wieder stillen, hatte den zur Heimfahrt nöthigen Paß schon in der Tasche. Nicht ein Land nur, nein: die Menschenerde hat Teilirian von dem Scheusal be» freit. Als ein siecher Held. Denn Held ist, wer in der einen Stunde erhabensten Pflichtgebotes nicht von Hemmung, auch von der Bremse schaudernder Todesfurcht niemals, von Er» löserthat abzuhalten war. Deutschland, dessen kaiserische Regirer dem konstantinopler Klüngel außer dem Gold (das noch immer den Kurs der Türkenpfunde hochhält) auch von der Ehre des Reiches ein breites Stück geopfert hatten, darf stolz darauf sein, daß es diesem Verfahren das Forum bot. Lasset, endlich, nun auch die erbärmliche Schmährede gegen die Armenier verstummen. Dieses Volk tragischen Erleb» nisses ist erst durch die Effendipest in die leidige Pflicht eingepfercht worden, stets als eine wimmernde, um Mitleid werbende Schaar vor das Antlitz der Welt hinzutreten. Zu deren nie vollendetem Werk hat es thätig einst mitgewirkt; ihr schöpferische Forscher und Künstler, weise Aerzte, bau» meisterliche Menschen jeden Schlages geschenkt. Ein Volk des Geistes; fest in altem Orientchristglauben, rein im Wollen, redlich im Handeln. Schaffet ihm, Häupter des Völkerbundes, Ruhe nach Aeonen der Qual: und schnell könnt Ihrs, als eine von herber Süße duftende Blume, wieder in den Kranz der Menschheit einwinden. Auf dem von Talaats Nieder» tracht gedüngten Totenfeld kost eine irre Mutter, der die Schergen des Paschas das Kindchen entrissen und zerstückt haben, ein kleines Gerippe; blößt, es zu tränken, die Brüste

und singt, zwischen verwesendenLeichen, demKnochenbündel
ein Schlummerlied. (Furchtbare Wahrheit höret Ihr; nicht er»
fundeneMär.) Irr dünkt die Frau Euch? In wacher Helle leuch»
tet das Muttergefühl. Fremd oder eigen: ein Kind. So glühen»
den Christusglauben wagte nie, auf schleimigen Schnecken»
tastern, Zweifel an der Auferstehung in Fleisch zu bekriechen.
Mit der selben Inbrunst, doch ohne den Wahn des gemeiner
Wirklichkeit Entrückten, drückt, über dem Schoß der Ver»
wesung, die Mutter Armenia das traurig geschrumpfte Häuf»
lein ihrer Kinder ans Herz. Ihr Athem wärmt, ihre Milch
nährt, was schon entlebt schien. Und das Lied, das ihre Lippe
summt, ruft in neuen Tag... Zu rauherem Himmel aber flattert,
noch jetzt, das Geheul auf: „Ist die Ermordung Erzbergers
denn etwa schlimmer als die unseres treuen Freundes Talaat?"
Nie wirds verziehen. Der Heulchor weiß, was er thut.

Eros in der Schule

Von einem anderen Prozeß ist zu reden; einem, auf den
Deutschland nicht stolz sein kann. Die rudolstadter Straf»
kammer hat den Gründer der Freien Schulgemeinden zu Ge»
fängniß verurtheilt, weil sie, in dieser Zeit sexualer Allver.
schmutzung, ihn unzüchtigen Handelns überführt fand. Der
Verdammte, Herr Dr. Gustav Wyneken, schrieb mir:
„Man hat gegen mich den § 174 StGB in Bewegung
gesetzt, indem man als ‚unzüchtige Handlungen' Etwas aus»
deutete, über dessen Thatbestand und Sinn ich in meiner
Schrift ‚Eros' (Adolf Saals Verlag in Lauenburg) mich äußere.
Der Prozeß ist ein vollständiges und bösartiges Analogon
zu den aus letzter Zeit unzähligen staatsanwaltlichen Vor»
stoßen gegen Literatur» und Kunstwerke wegen angeblicher
Unsittlichkeit. Denn es giebt, neben der wissenschaftlich be»
gründbaren, methodisch regulirbaren, lehr» und lernbaren Er»
ziehungtechnik auch eine überrationale Erziehungskunst, eine
wahrhaft schöpferische Menschenbildung, der die Autonomie
jedes künstlerischen Schaffens gewährt werden muß. Ihr Me»
dium war von je der Eros; ihr erster großer Verkünder ist
Piaton. Doch zieht sich ein Wissen um diesen erziehenden
Eros durch die ganze europäische Geistesgeschichte hin. In»
dem ich, nicht freiwillig, sondern durch Angriffe gezwungen,

mit rückhaltloser Offenheit für diesen Eros eintrete, glaube
ich, eine verschüttete Bahn des Lebens neu zu öffnen, alte
Schönheit neu zu entzünden und der Menschheit ein kost«
barstes geistiges Gut zu vertheidigen. Was ich hier für Markt
und Straße aussprechen muß, wäre, wenns nach mir ginge,
das wohlbehütete Wissen der Berufenen geblieben. Nun ist
es Kampf objekt geworden. Nicht eines Kampfes um das Recht
gewisser seltener sexueller Veranlagungen (damit hat es kaum
Etwas zu thun), sondern eines Kampfes um das Recht schöpfe«
rischen Wagnisses und geistiger That. ,Der Staat darf nicht
fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe
giebt und der Geist, Das läßt sich nicht erzwingen. Das laß er
unangetastet; oder man nehme sein Gesetz und schlag es an
den Pranger.' (So spricht Hölderlin.) Gustav Wyneken."
Ein Bruchstückchen aus dem Erosbuch soll folgen.
Zwei Knaben, die zu meinem engeren Kreise gehörten,
harten ausgeplaudert, daß sie einmal nackt von mir umarmt
worden waren. Ein Student, den ich auf seine dringende
Bitte zu Aushilfe als Lehrer angestellt hatte, bemächtigte sich
dieses Geredes. Mit noch einigen Unzufriedenen (deren Min-
derwerthigkeit in der ganzen) Schulgemeinde anerkannt war)
bildete er eine Art Verschwörung, einen muffigen Winkel in
unserem Heim, dem wir nicht genügend Beachtung schenkten,
forschte die Jungen aus, verabredete mit ihnen, daß er die
Sache beim Gericht denunziren werde, ließ sich schließlich
von ihnen eine Art Protokol ihrer angeblichen Aussagen unter-
schreiben, das er ihnen fertig vorlegte, das sie kaum ansahen
und später, als es ihnen vorgehalten wurde, in seinen wich-
tigsten Teilen nicht kannten oder bestritten. Als die Sache
in aller Heimlichkeit so weit gediehen war, gab dieser junge
Mensch' unter irgendeinem Vorwand seine Stelle auf und machte
sich daran, seinen Plan auszuführen. Die Jungen fühlten sich
nun festgelegt, ein Zurück gab es für sie nicht mehr: und
so wiederholte der eine von ihnen seine Aussage seinem er-
wachsenen Bruder gegenüber, der ihn besuchte, wie denn über-
haupt allmählich zahlreiche Personen von der Sache erfahren
hatten, nur ich nicht; wenigstens bin ich allerlei Gerüchten,
die zu mir drangen, nicht nachgegangen. Jener Bruder des
einen Schülers kam nun, bewaffnet mit der ganzen populär-
wissenschaftlichen Entrüstung des Bürgerthums solch einem
Fall gegenüber, zu mir und drohte mir mit öffentlichem Skan-

dal. Ich übersah die Lage sofort; obwohl ich nichts gesetzlich Strafbares an meiner ,Handlungweise fand, glaubte ich, daß bei der herrschenden Einstellung des Bürgerthums in dieser Frage und bei der Gehässigkeit politischer und anderer Feinde, die mich umlauerte, auf irgendein Verständniß in dieser Sache nicht zu rechnen sei und daß ein öffentlicher Kampf ausbrechen könne, in dem die Freie Schulgemeinde wahrscheinlich zu Grunde gehen würde. Ich hielt darum für richtig, als der Verursacher dieser Krisis auch persönlich das Opfer zu bringen, das Wickersdorf den Skandal ersparen konnte, nämlich die Leitung niederzulegen. Ich1 wollte dadurch für die Oeffentkeit eine deutliche Scheidelinie ziehen zwischen der Schule und Dem, was ich1 persönlich verantworte. Ich verließ Wickersdorf. Die Schulgemeinde nahm dies Opfer nicht an. Nachdem schon der Schülerausschuß, nach Kenntnißnahme vom ganzen Sachverhalt, mir einstimmig erklärt hatte, daß er sich nach wie wie vor in Allem meiner Führung anvertraue, und fast die ganze Schülerschaft sich in einer schriftlichen Kundgebung Dem angeschlossen hatte, nachdem ein einberufener Elterntag mit Mehrheit den Wunsch vertreten hatte, ich möge die Leitung sofort wieder übernehmen, sprach, etwa drei Wochen nach dem ersten Bekanntwerden der Sache, die ganze Schulgemeinde (also alle Lehrer und Schüler, gegen zwei Schülerinnen) die selbe Forderung aus. Der Elternschaft wurde der Stand der Sache mitgetheilt, und da sich aus ihrem Kreis kein Widerspruch erhob, kehrte ich, sieben Wochen nach meinem Ausscheiden, zurück und übernahm die Leitung wieder. Ich traf mit einem Nachtzug in Saalfeld ein. Einige der mir am Nächsten stehenden von meinen jungen Freunden geleiteten mich hinauf nach Wickersdorf. Stiller, kalter, winterlicher Frühmorgen; der Mond noch am Himmel. Auf unserm Spielplatz loderte ein mächtiges Feuer, von Fackeln umschwärmt. Ich wurde dorthin geleitet: da hatte sich mitten in der Nacht fast die ganze Jugend der Schulgemeinde versammelt, um mich wieder willkommen zu heißen. Das war das Urtheil der Schulgemeinde in dieser Sache; und sie ist bei diesem Urtheil geblieben. Wir haben nicht auf Bestätigung der Schulaufsichtbehörde gewartet, sondern deutlich kundgegeben, daß es in dieser Angelegenheit keinen anderen zuständigen Beurtheiler und Richter geben kann als unsere autonome Gemeinschaft.

Ich hatte bei meinem Ausscheiden gegen jenen jungen Studenten bei der Staatsanwaltschaft Strafantrag wegen Verleumdung gestellt und dabei dem Staatsanwalt den ganzen Thät-

bestand unterbreitet. Hieraus und angeblich aus einer Anzeige
des zuständigen Gendarms (auf Gerüchte hin?) entwickelte
sich dann ein Ermittelungverfahren gegen mich. Ich habe die
Thatsachen nie in Abrede gestellt, habe auch nie den betei-
ligfen Jungen ein Schweigeverbot auferlegt; wenn es auch natür-
lich eine Selbstverständlichkeit war, daß Umarmung und Kuß-
einer stillen und schönen Stunde nicht unsauberer Neugier
geschwätzig verrathen werden durften. Wie die Thatsachen wirk-
lich1 beschaffen waren, ist am vierten Tage nach ihrem Bekannt-
werden durch einen Untersuchungausschuß der Lehrerschaft
(in dem ausgesprochene Freunde von mir nicht vertreten waren)
durch eingehendes Verhör der Jungen (mit denen ich selbst-
verständlich kein Wort mehr gesprochen hatte) protokolarisch
festgestellt worden. Ich habe gegen die Richtigkeit der damals-
von den Jungen gemachten Aussagen nicht viel einzuwenden
und der eine der beiden ist wohl auch im Wesentlichen bei
seinen damals gemachten Angaben geblieben. Der andere, jün-
gere jedoch^hat, nach Tage langer, von ihm selbst schließlich
als unerträglich empfundener Ausfragerei durch jenen Stu-
denten (während Dieser Gast im elterlichen Haus des Jungem
war) schließlich bei seiner gerichtlichen Vernehmung alle mög-
lichen |Dinge zu berichten gewußt, von denen er vor dem Lehrer-
ausschuß (obgleich immer wieder gemahnt, Alles zu sagen, und
geradezu auf entscheidende Punkte hingewiesen) noch nichts-
wußte. Es widerstrebt mir, den Anschein zu erwecken, als wolle
ich1 die Dinge „abschwächen". Ich will also nur mitteilen, daß-
dieser jüngere Knabe später eine stark sexuell betonte Um-
armung behauptete, die nicht gewesen war und .scheinbar nach
und nach in ihn hineingefragt worden ist.
Beide Jungen haben ausgesagt, daß ich sie sehr geliebt habe
und daß auch sie mich sehr geliebt haben. So war es. Beide
galten, als ich 1919 die Leitung Wickersdorfs übernahm, für
ziemlich minderwerthig; mir wurde von manchen Seiten nahe-
gelegt, sie zu entfernen. Ich habe mich daraufhin ihrer be-
sonders angenommen und konnte jenem Urtheil nicht bei-
pflichten. Ich nahm sie in meine „Kameradschaft" auf und
unter meinem persönlichen Einfluß trat nach allgemeinem Ur-
theil eine sehr auffallende günstige Wendung in ihrer Entwicke-
lung ein. Besonders der Jüngere, früher verschrien als roh
und ordinär, gewann nun Aller Herzen. Er bekam ein ganz
anderes Gesicht, aus seinen Augen brach wirklich Etwas wie
ein edles Feuer. Er schloß sich zwei Altersgenossen in meiner
Kameradschaft an, lieben, feinen und treuen Jungen, die mei-

nem Herzen besonders nahstanden und die sich als meine Pagen
bezeichneten, weil sie das 'Aufräumen meines Zimmers und
ähnliche kleine Dienste übernommen, zugleich aber auch den
ernsten Entschluß gefaßt hatten, ihr nahes Verhältniß zu mir
nicht als eine Bevorzugung zu genießen, sondern durch vor-
bildliche Haltung, 'durch Zuverlässigkeit, Selbstlosigkeit und
Treue zu verdienen oder zu vergelten. Der später gegen mich'
auftrat, hat damals und noch lange nach jenem Erlebniß volr
Glück und Begeisterung seinem Vater von mir und seinem Ver-
hältniß zu mir gesprochen; und auch nach Bekanntwerden des
Vorfalls hatte sein Vater nur den dringenden Wunsch, daß Alles
in Ruhe beigelegt werde und der Junge in meiner Obhut bleibe.
Mir ist leid, daß ich in dieser ernsten Sache nichts Rechtes
?u wirken vermag. Der seltsame Eros, dem auf jedem Felde
der „Jugendbewegung" heute Altäre ragen und ohne dessen
Segen (so sprechen die Jungen) keine Erzieherssaat in Frucht
gedeihen kann, hat sich mir niemals offenbart. UnPJ ich scheue
nicht das Geständniß, daß ich in „Liebesbünde" (Dr. Wyne»
kens Ausdruck) solcher Art mich nicht einfühlen noch die
Furcht bannen kann, Geküß von so wunderlichem Wesen
und Umstand müsse manchem (nicht: jedem) Halbwüchsigen
Gefahr werden. Unter diesem Mißgefühle lebt aber, vom
Saft starker Wurzeln, die Ueberzeugung, daß der Mann, dem
die Erziehungskunst Beträchtliches verdankt und dem, aller
Anfeindung und Verdächtigung zu Trotz, Zöglinge, Eltern,
Berufsgenossen in treuen Schwärmen anhangen, sich weder in
Schmutzerei erniedert noch je an die selbstsüchtige Ausnutz*
ung eines „Autoritätverhältnisses" gedacht hat (das seine Freie
Schulgemeinde ja eben durch ein zwangloses Freundschaft»
verhältniß ersetzen will). Ein Jahr Gefängniß wegen un«
züchtiger Handlung: Das ist keine Replik auf Wollen und
Leistung eines Mannes von Eigengewicht. Urtheil über den
„Fall Wyneken" kann innere Rechtskraft nur erlangen, wenn
es von einem Tribunal un verstaubter Lehrer und sauber reifen»
der Schüler nach gütig'gründlicher Prüfung des wickersdorfer
Schulwerkes gefällt worden ist. Das in Rudolstadt verkündete
muß nicht nur deshalb aufgehoben werden, weil ohne „Ver*
handlung mit den Prozeßbetheiligten" auch für die Zeit der
Urtheilsbegründung die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, also
§ 1742 GVG und dessen reichsgerichtliche Auslegung miß»

.achtet worden ist. Dieses Urtheil ruht auf der schwanken Aussage eines Zwölfjährigen, den der eigene Vater, nach Prüfung desThatbestandes, gern in der Hut des „Unzüchtigen" lassen wollte; und kam aus dem Hirn naturfeindlich grauer Aktenmenschen, die in jeder nicht eng isolirten noch ehelich beglaubigten Nacktheit Schweinerei wittern und nie ein Ge» sprach aus der Schule, selbst kleinstädtisch zünftiger, heimkeh« render Knaben erlauschten. Der Weg des Wickersdorfers mag Irrpfad sein; scheint aber dichten Schaaren Reinlicher weitab von dem Gelände, wo Rüsselnasen nach Trüffeln birschen.

Anekdota

In der Kommunistischen Arbeiterzeitung fand ich den folgenden Brief, den der Kommunist Max Hölz aus dem Zuchthaus geschmuggelt haben soll.

„Liebe Genossen! Mir geht es hier traurig. Ich werde in .gemeinster Weise mißhandelt. Briefe, in denen ich über Miß- handlungen schreibe, schickt man nicht ab. Ich bin vollkom- men hilflos und verzweifelt. Seelisch fällt mir die Haft nicht schwer, aber man mißhandelt mich, indem man mir den Kopf •mit Schlüsseln und Seitengewehren bearbeitet. Den Mund hält man mir zu, damit ich nicht schreien kann. Ich weiß nicht, was ich thun soll, wenn sich Niemand um mich kümmert. Man hat ▪mich vollkommen nackend in einen Raum gesperrt, in dem ich vier Tage bleiben mußte. Meine Nothdurft mußte ich auf dem Boden verrichten. Kein Tisch, kein Stuhl, gar nichts! Und das Alles, weil ich gerufen habe: ‚Es lebe die Weltrevolution.' Ich kann doch wohl verlangen, daß Ihr Alles thut, damit ich nicht so mißhandelt werde, wenn Ihr noch einen Funken Mitleid für mich habt. Die Rechtsanwälte rühren sich nicht. Von der VKPD. war der Landtagsabgeordnete Menzel aus Halle hier. Der scheint sich mit dem Direktor verbrüdert zu haben. Eben so gut hätte mich Ludendorff besuchen können. Diese Parla- mentarier freuen sich noch, daß es mir so schlecht geht! Thut bitte Alles, was Ihr könnt, damit ich hier nicht mehr mißhandelt werde. Schickt mir Etwas zu essen und Bücher. Euer Max."

Fälscherwerk, Aufwieglerzweck, Zuchthauspsychose? MeinemOhr klingts nicht hölzisch. Doch die Angaben müssen, öffentlich und unzweideutig, als falsch erwiesen werden. Sonst heißts draußen: „So sieht in der Deutschen Republik der Straf* Vollzug aus." Und übermorgen funken die milden Männer von Moskau Vehmspruch und Repressaliendrohung „an Alle".

Vor bald zwei Jahren zwang Pflicht in Erorterung von
Gerüchten, die an dem Familiennamen Sklarz hingen. Im
letzten Novemberheft der „Zukunft" von 1919 standen die
Sätze: „Haben regirende Sozialdemokraten ihre Amtsmacht
zu Begünstigung von Geschäftsleuten genutzt, denen sie be»
freundet sind und von denen sie sich Vortheil, klein oder
groß, gewähren ließen? So lautet die allein wichtige Frage.
Zu Urtheil über das Wesen all der höchst einträglichen Ge»
schäfte (von denen gemunkelt wurde) fehlt mir das Sach»
verständniß. Sauber oder unsauber, achtbare Kaufmanns»
arbeit oder Schiebung: Das mögen, Das müssen Andere prü»
fen. Ich will keinem der Sozietät Zugehörigen einen Ver»
rufszettel ans Zeug flicken." Und begriff niemals, warum
drei Brüder Sklarz mich mit Privatklagen bedrohen. Keine
Verrufszettel: damit war doch wohl deutlich gesagt, daß ich
keinen Grund habe, den Herren ehrwidriges Handeln zu»
zutrauen. Auch nicht dem damals in der Nachrichtenab»
theilung des Auswärtigen Amtes thätigen,dem der Geschicht»
professor Oncken gute Leistung bezeugt haben soll und über
dessen Kleinarbeit im Amt ich nie irgendwo Bemakelndes
hörte. Wozu stets den Kadi bemühen, dessen Spruch doch
erst („wies trefft") verkündet wird, wenn Kläger, Beklagter
und Publikum den ganzen Kram längst nicht mehr einer
Gedächtnißregung werth finden? Das Haupt der Familie,
Herr Georg Sklarz, war klug genug, ruhige Aussprache zu
erstreben und mir die Akten vorzulegen, die bekunden, was
aus all dem gegen ihn aufgewirbelten Verdacht geworden
ist. Nach langwieriger, manchmal mit Eiferswuth geführter
Untersuchung hat, in allen Fällen, der Generalstaatsanwalt
am Kammergericht das Verfahren eingestellt, weil nirgends
ein Anlaß zu Strafverfolgung erkennbar sei. Mein November»
wünsch ist also erfüllt: Andere haben sachverständig geprüft;
und nichts verpflichtet mich, an der Richtigkeit des Ergeb»
nisses zu zweifeln. Das allein Wichtige? Verjährt.
In der „Tribuna" erzählt ein Prager, wie er mit einem Freund,
Beide mit Familie, einen Ausflug nach der westfriesischen Insel
Borkum unternehmen wollte. „Wir miethete̲n eine kleine Segel-
bark und landeten an dem Molo für die kleinen Segelschiffe am

borkumer Strand. Es war am Sonntag, wo sich an diesem Molo
viele Kurgäste ergingen. Wir stiegen aus und ich mit meinem
Söhnchen und meinem Freund ging in die Stadt, während unsere
Frauen und das kleine Mädchen meines Freundes beim Gepäck
an der Landungbrücke zurückblieben. Nachdem wir eine Woh-
nung besorgt hatten, kehrten wir mit einem Träger nach dem Strand
zurück. Um die Brücke sahen wir einen Auflauf von etwa zweihundert
Personen. Neugierig nach der Ursache dieser Zusammenrottung
-drangen wir unter die Menge, die sich um unsere Frauen und
Kinder schaarte und aus deren Mitte empörte Rufe zu hören waren.
fDas ist eine Frechheit! Was sich die protzigen Juden erlauben!
Sie dürfen hier keine Stunde bleiben und müssen sofort nach Nor-
derney zurück! Das lassen wir uns nicht gefallen!' Ich füge hin-
zu, daß ich ein reinblütiger Arier bin, aber, trotzdem es in meiner
Familie nie eine Blutmischung gab, etwas Semitisches in meinem
Aussehen habe. Eben so meine Frau. Dagegen ist mein Freund,
ein böhmischer Jude, ganz frei vom semitischen Typus. Aber unsere
Damen sprachen Czechisch und die Menge glaubte offenbar, daß
Dies Polnisch sei." Der Reisende erzählt nun weiter, wie die Menge
rasch anwuchs und eine drohende Haltung annahm. Ein Wacht-
mann oder Gendarm war weit und breit nicht zu sehen. Auf
Fragen erhielten die Herren nur die stereotype Antwort: »Dreckiger
Jud!" Schließlich fanden sie doch die Polizeiwachstube. Dort
wurde ein Protokol aufgenommen, und als der Wachtmeister den
wahren Stand der Dinge erfuhr, begann er, sich zu entschuldigen,
und führte an, daß solche Demonstrationen von den Badegästen,
die sich meist aus rheinländischen Kriegsgewinnlern zusammen-
setzen, sehr oft veranstaltet werden. Die heimische Bevölkerung
leide selbst unter diesem Vorgehen, aber die Aemter seien dagegen
machtlos. Er versammelte alle borkumer Polizisten, um die Menge
im Zaum zu halten. Später kam auch der andere prager Herr mit
<Frau und Kindern auf die Wachstube, da die Menge seine Woh-
nung ausgeforscht hatte und davor lärmte. Da der Restaurateur
sich weigerte, Speisen zu liefern, weil sonst sein Lokal bedroht
würde, mußten die Gäste sich mit einer Tasse Kaffee begnügen,
den die Frau des Wachtmeisters gekocht hatte. Die »Prager Presse",
die den Bericht wiedergiebt, hängt ihm ein paar Glossen an, die
Deutschen bitter schmecken. »Die Herren wären dem Abenteuer
sicher entgangen, wenn sie in .Griebens Reiseführer' nachgesehen
hätten, wo schon in einer Vorkriegsausgabe bei der Insel Borkum
-die folgende fettgedruckte Anzeige steht: Israeliten werden vor dem
Besuch dieser Insel dringend gewarnt, da sie dort vor Belästigungen,

ja, vor thätlichen Beleidigungen auf offener Straße nicht sicher sind."
Die Boxer, die man der chinesischen Kulturnation immer vorwirft
und deren wegen einmal ein chinesischer Prinz vor Wilhelm dem
Unvergeßlichen Kotau machen mußte, sind die reinen Waisenknaben
gegen diese borkumer Badegäste. Es wäre eine dankbare Auf«
gäbe für die deutsche Regirung, auch auf diesem glücklichen-
Eiland einmal der demokratischen Gleichheit zum Durchbruch zu
verhelfen; denn in Europa wohnen noch andere neugierige Arier,
die ein semitisches Aussehen haben und solche Bemerkungen in
einem Reiseführer durch Deutschland gar nicht vermuthen."
Unter jeder Mittagssonne schmettern auf der Frieseninsel
Kurkapelle und deutschvölkisch geschulte Kehlen das Bor*
kum>Lied wider Israels Söhne und Töchter. „Ein lauschiges-
Nest; ein Häkchenkreuznestelein": spräche der den Pragern
stammverwandte Vormund der Familie Schimeck. Und die
selben Leute, deren Lachlust, wenn Maximus Pallenberg auf
dem Theaterzettel steht, die Kasse stürmt, schwören mit treu«
blauem Auge, in Judennähe nicht athmen zu können. Nur
an der Nordsee? Von der Pommernküste schrieb mir die
Frau eines jüdischen Arztes, ihren kleinen Kindern sei die
Ferienfreude dadurch zu Leid geworden, daß sie auf Schritt
und Tritt das neckisch mahnende Lied hören mußten: „Raus-
mit Euch Itz aus Zinnowitz! In Heringsdorf ist Euer Sitz."
Mancher erinnert sich wohl noch des Lärmes, den die
„Protokole der Weisen von Zion" machten. Der Fund dieses
geheimnißvollen Buches sollte erweisen, daß die im Dunkel
als ein Internationalstaat straff gegliederte Judenheit, um ihr
altes, grimmig pfauchendes Haßgefühl gegen Christen, Bud«
dhisten, Mohammedaner zu kühlen, die Erde in Chaos zu*-
rückstoßen und daraus den Tempel und Palast ihrer Welt»'
herrschaft gestalten wolle. Götterspeise für alle Antisemiten.
„Das Rußland der Sowjets ist nur ein Anfang; überall solls
so werden." In Rußland sind ein paar ungemein kräftig be-
gabte Juden vornan. Die Herren Lenin, Tschitscherin, Luna«
tscharskij, Krassin, Rykow, Bucharin und viele andere Führer
sind Urrussen ohne ein Tröpfchen Judenblutes. Die Zahl der
in der Regirung mitwirkenden Juden schwankt von zwei bis-
zu elf Prozent; in keinem Kommissariat ist sie höher; in»

keinem militärischen oder polizeilichen über drei. Die tief
überwiegende Mehrheit jüdischer Groß» und Kleinbesitzer
ist den Bolschewiken erzfeindlich, die ihnen den Besitz nah»
men, und füllt eifernd die Lager der Demokraten (Kadeten)
und Sozialreformer. Nirgends hat ein Bolschewikensowjet die
Juden geschont; niemals einer versucht, die gräßliche Juden»
schlächterei inderUkraina zu hindern, zu enden. Thut nichts:
der Jude wird verbrannt. Denn die „Weisen von Zion" haben
ja selbst bekannt, daß sie die Christen ausroden und ihrem
Stamm den Thron der Erde erobern wollen. Noch die Denk»
schrift, die dem Minister Winston Churchill in Palästina von
Abgeordneten des Araberkongresses überbracht wurde, be»
rief sich, zu Abwehr der Zionisteneinwanderung, auf das
Buch, das Israels böses Trachten verrathe. Nun ists in Plunder»
fetzen zerfallen. Nüchterne zweifelten nie, daß es sich nur um
Fälschung handeln könne; und in der „Tribüne Juive", einer
in Paris seit zwei Jahren erscheinenden Wochenschrift „für
die Interessen der russischen Juden", war längst schon der fast
lückenlose Beweis dafür erbracht worden, daß zarische Spitzel
das Buch zusammengestoppelt hatten. Zufallsgelegenheit
führte einen Mitarbeiter der „Times" in der Türkei auf die
richtige Spur; und das Ermittelungverfahren der großen Zei»
tung (die selbst zuvor an die Echtheit der Protokole geglaubt
hatte) entschleierte den ergötzlichsten Thatbestand. Die Pro»
tokole sind aus einem Buch abgeschrieben (oder „zurecht»
gemacht"), das der pariser Advokat Maurice Joly vor unge»
fähr sechzig Jahren unter dem Titel „Dialogues aux enfers
entreMacchiavel et Montesquieu" erscheinen ließ. Aus einem
Pamphlet gegen den dritten Napoleon, das dem Verfasser
achtzehn Monate Gefängniß eintrug. Macchiavellis (schon
damals mißverstandene) Gedanken sind auf die Lippen der
„Weisen von Zion" gelegt und das Ganze ist mit allerlei „zeit»
gemäßem" Beiwerk aufgeputzt worden. Als Ergebniß der
Untersuchung wird in den „Times" verkündet: „Die ‚Proto»
kole' sind den 1860 in Genf veröffentlichten‚Dialogues' nach*
geahmt. Die Finsterlinge des russischen Hofes ließen sie an»
fertigen, um den Zar zu Unterdrückung des liberalen Geistes
zu bestimmen. Das schamlose Plagiat ist hastig, ohne Sorg»
falt, hergestellt worden. Einzelne Kapitel stammen nicht aus

den .Dialogues' (die mit dem Wesen der Judenheit nichts
zu thun haben) und sind wahrscheinlich von der russischen
Geheimpolizei nachgeliefert worden." Eine Lüge starb. Was
Anderes suche zu beginnen, des Chaos wunderlicher Sohn...
In „Brunos Review of two worlds" erzählt Fürst Wladi»
mir Ghika, er sei, als Begleiter des in die potsdamer Garde
eingereihten Prinzen Carol von Rumänien, an einem der ersten
Juliabende des Jahres 1914 Gast des Deutschen Kaisers ge<
wesen, den die Kunde von der Ermordung Franz Ferdinands
aus dem Yachtvergnügen der Kieler Woche nach Potsdam
zurückgerufen hatte. „Na, wie denkt Ihr denn über diesen
Streich? Grauenhaft! Mit solchen Bestien kann man doch
nicht leben. Ich meine die Serben, die den Erzherzog und
seine Frau gemordet haben. Diese Schweine konnten sich
doch mit der Abschlachtung ihres eigenen Königpaares be»
gnügen. Nein: sie morden auch fremde Fürsten. So darfs
nicht weiter gehen. Europa muß handeln. Sofort; ehe dieses
stinkige Viehvolk noch mehr Unheil anrichtet. Wenn wir
uns nicht beeilen, gehts uns Allen an den Kragen. Morgen
will ich nach Norwegen, freute mich auf meine Ferien: und
nun ist Alles verdorben. Aber diese Serben sollen mirs büßen!
Ich werde dafür sorgen, daß sie ihre gemeine Bestialität theuer
bezahlen müssen." So hat, nach dem Zeugniß des Fürsten
Ghika, Wilhelm vor zwei Rumänen gesprochen. „In seinen
Worten war so wilder Haß, in seinem Auge so gefährliche
Drohung, daß dieser letzte Eindruck, den ich von dem Kaiser
empfing, unverwischbar ist." Daß Serbiens Volk und Regi»
rung den Mord weder angezettelt noch gewünscht hatte, wäre
von zuverlässigen Diplomaten am ersten Tag zu erweisen ge»
wesen. Wilhelms Wort und Geberde wurde sicher sofort
in Bukarest bekannt und drang (auf der Via Maria) schnell
gewiß auch nach Petersburg und in die Kanzleien der West»
mächte. Wie danach dort Deutschlands Widetstand gegen
alle Mittlerversuche Greys und Sasonows gedeutet werden
mußte, kann ein Dutzendquartaner begreifen.
Abbe Wetterle, einst Mitglied des Deutschen Reichs*
tages, jetzt der Französischen Abgeordnetenkammer, berichtet

in der Monatschrift „La Marche de France" über ein Ge*
sprach, das er in Paris neulich mit dem oberschlesischen Berg»
mannssohn Korfanty. hatte. Der hat sich, wenn der Bericht
wahrhaftig ist, aus einem vernünftig Wägenden in den tollsten
Deutschenfresser verwandelt. „Direktoren, Techniker, Beleg»
schaft der oberschlesischen Bergwerke wollen nicht unter Polen
arbeiten? Dummer Schwindel. In der Aufruhrszeit haben
Alle sich mir zu Verfügung gestellt. Sie wollen arbeiten, einerlei,
unter welcher Fahne. Die Abstimmung war eine wüste Posse-
Wenn die Deutschen zwei Jahre lang in Elsaß» Lothringen
die Oeffentliche Meinung bearbeitet hätten, wäre am Ende
auch Euch so eklige Erfahrung, wie wir sie machten, nicht
erspart worden. In Posen steht Alles gut. Die posener Di»
vision, in der Deutsche fochten, hat Warschau vor dem Bol»
schewikeneinbruch bewahrt. In Oberschlesien hatten wir
fünfzigtausend Mann, zweihundert Maschinengewehre und
drei Batterien, darunter eine japanische. Unsere Waffen hatten
wir (Sie werden lachen) von der deutschen Orgesch, deren
Leute froh waren, durch den Waffenverkauf zu Geld zu kom»
men. Gräuel? Auf der anderen Seite gabs genug. Die Kom»
mission der Verbündeten weiß darüber ein langes Lied. Un»
. sere Mannschaft hielt strenge Zucht. Einzelausschreitungen
sind, natürlich, vorgekommen. Die Pauschalanklagen aber sind
niederträchtige Lügen. Der Oberste Rath muß uns, früh oder
spät, den Industriebezirk zusprechen. Weigert er ihn uns,
dann knallen, vielleicht, die Gewehre von selbst los. Die
Bergarbeiter wollen um keinen Preis wieder unter Deutschen»
herr schaft; und jede Sabotage würde den Gruben zuLebensge»
fahr. NeutralisirungOberschlesiens? Deutschland würde einen
Schritt zurückthun, um besser springen zu können. Nie wird
Polen diese Lösung annehmen. Der Werth unseres Geldes
wird steigen, wenn wir das polnische Oberschlesien end»
giltig haben. Unser Land ist reich, unser Volk arbeitsam und
unsere Außenschuld ist nicht der Rede werth. Galizien, Posen
und Russisch» Polen sind noch nicht in rechter Eintracht. Da
ist der dunkle Punkt. Die drei Volkstheile haben unter grund»
verschiedenen Regirsystemen verschiedene Gewohnheiten an»
genommen. Und unser Bauer steht sehr weit links. Wollen
Sie glauben, daß ich, den Sie doch kennen, als haariger Re*

aktionär verschrien bin? Von Rußland furchten wir nichts. Eher von der litauischen Seite und, ein Bischen, noch von der Czechoslowakei. Aber da läßt sich eine Brücke schlagen. Frankreichs Regirung hat im Obersten Rath alles ihr Mög» liche für uns gethan und unser Volk wird diese Hilfeleistung nie vergessen. Wir hoffen, daß auch fortan Frankreich für den Friedensvertrag und für das Recht eintreten wird, das er den polnischen Bauern und Arbeitern verbürgt."
Wichtiger als jeder Versuch einer Mohrenwäsche und Geldwerthreklame (ein Dollar kauft heute ungefähr vierzig» tausend polnische Papiermarkzettel) dünkt mich die barsche Abwehr des Gedankens an ein selbständig wirthschaftendes Oberschlesien. Das dürfte, natürlich, nicht, unter dem Schein vollkommener Autonomie, ein zweites Saarabien werden, -dems gut geht, das sich aber dem Wollen Frankreichs an» schmiegen muß. Doch da Deutschland fürs Erste mindestens Rybnik und Pleß, vielleicht noch ein anderes Saftstück ver» löre, bleibt, was man so „Neutralisirung" nennt, die ertrag» lichste Lösung. 'Die dem Gemeinschaftbedürfniß und der Wirthschaft Oberschlesiens nützlichste. Und nur darauf kommts heute an. Hebt der Völkerbundesrath sich in die Klarheit dieser Erkenntniß, dann liefert er die Feinmechanik der jungen Ostindustrie nicht der gefährlichen Polenprobe aus. Warum aber, voll und ganz Kernige, zetert Ihr gegen den Pan Korfanty? Der ist, mit Speckhaut und Blondhaar, nun doch genau so, wie Ihr den Patrioten wollt. Bisse sich die Zunge ab, die in das Bekenntniß traben möchte, daß in <ier Heimath irgendwas nicht erlauchtester Hoheit würdig sei. Sie trabt nicht; hat ja schon in Racheguerilla Blut geleckt. Blicket in den Spiegel. Ist das Bildniß bezaubernd schön?

Um die Fahne

Welcher Pedant erlag wohl in Weimars pharaonisch fetten Wochen dem Einfall, die Fahne des Deutschen Reiches zu ändern? Wahrscheinlich ein breit in Bildungdünkel hinge» räkelter Herr. Konstantin hat Aurelians Drachenfahne durch das purpurne Labarum mit dem Griechenkreuz oder dem Mo» nogramm des Christus ersetzt. Ludwig der Bayer, Ruprechts Ahn und schon Deutscher Kaiser, nahm den gemalten Adler

Ottos des Vierten von der Stange und ließ ihn, schwarz unter rothem Band, auf gelbem Fahnentuch schweben, das an eine rothe Lanze genagelt war. Dieses alten Reiches Sturmfahne war also schwarz»rofh»gelb; und die kahrischen Bayern konnten die Rückkehr der drei Farben als einen Siegüber die „Saupreußen" feiern. Aus der Abtei von Saint Denis kam Frankreichs Ori» flamme: rothe Seide mit fünf Zipfeln und grünen Quasten an einem mit vergoldetem Kupfer beschlagenen Schaft. Nach der Niederlage bei Azincourt weht sie nicht mehr. Von der Zeit des neunten Charles bis in den letzten Königstag des sechzehnten Louis bauscht in der douce France der Wind wieder die alte weiße Fahne mit goldenen Lilien. Nach der Restauration des Königshauses taucht sie noch einmal auf; muß aber bald der von den Männern der Großen Revolution gehißten Trikolore weichen, über deren Tuch Bonaparte seinen Adler die Schwingen spreiten, der Juli>Orleans einen Kampf» hahn das Gefieder sträuben läßt. Sogar im Orient hat mit der Herrschgewalt fast immer auch die Fahne gewechselt. Ahden, Omajjaden, Abassiden: jedes Geschlecht entthronte die Farbe des Vorgängers. Wir, denkt der Pedant, dürfen nicht weniger „zeitgemäß", zeitgeistvoll sein. Also Schwarz» Rofh»Gold. Achtundvierzig, vastehste? Oesterreichs Fahne sollte, Preußens durfte es damals nicht sein. Und das neue Symbolon bot Stoff zu schönen Reden. Ganz anders als in Frankfurt wars in Weimar. Hier konnte die National versamm» lung künden: „Das alte Zeichen, doch neuer Geist. Millionen unserer Söhne blickten fallend zu der Fahne auf; Millionen und Abermillionen weist sie den Weg ins friedliche Glück mündiger Freiheit." Und so weiter. Nein. Siehe, sprach die Mehrheit, ich mache Alles neu. Heilandsworte. Der Bürger regte sich nicht; athmete auf, weils, immerhin, nicht die rothe Fahne war, die sein entsetztes Auge über dem Alten Schloß und den Ministerien erblickt hatte. (Long, long ago !) Wir glaubten, der Beschluß sei das Frgebniß stiller Vereinbarung mit den Nationalisten, die anno 19 ja noch ziemlich zag wa» ren. Jetzt haben wir die Bescherung. Ueberall heißer Streit um die Fahne. Goldfarbe giebts nicht; also Schwarz»Rofh»Gelb. Fast so häßlich wie Schwarz» Weiß»Roth (an die man aber gewöhnt war). Einst hieß es: „Die Preußen haben nicht

geruht, bis ihrem Lappen die Blutsfarbe angeflickt wurde;
Großpreußen ist aber nicht das Deutschland unseres Trau»
mes." Heute heißts: „Der Jude hat den gelben Fleck, der
ihn in guter alter Zeit von kerndeutschen Christenmenschen
unterschied, in die Reichsfahne verschoben und das Weiß,
die Farbe der Reinheit, weggelistet; kein Treudeutscher hißt
oder grüßt SchieberiensJudenbannerI"Vierzig Millionen sahen
seit dem August 14 ihre Väter, Ehemänner, Söhne, Brüder
unter der alten Fahne ins Feld ziehen. Die hat, für ein paar
Groschen, in den Kriegsjahren fast Jeder gekauft. Groß oder
klein: warum, da sie, trotz mancher schlimmen That, als Feld»
zeichen des bis zum letzten Wank tapferen Heeres nicht ge»
schändet ward, nun ins Feuer oder Gerümpel? Die neue hat
Niemand. Kauf würde, bei hemmungloser Steigerung aller
Gewebepreise, theuer. Die Kriegerischen, die Umsteller, die
für jedes Ding der Erde (und des Himmels: siehe „unseren
alten deutschen Gott", der auch Mohammedaner und ost»
römisch getaufte Tataren segnete) flink „Ersatz" fanden, hätten
ein paar Millionen genommen, den Färbereien zu Fahnenrepa»
ratur (Weiß in Gelb gefärbt und hinters Roth genäht) von
Reiches wegen Zuschuß gezahltund an jeder Ecke dasNational»
banner, „in jeder Größe und zu Spottpreisen" angeboten,
Die Republikanerfirma ist nicht so findig. Sie that nichts;
hoffte auf ihres Liebreizes Zauberkraft. Und nun ist übler
Kram geworden, der (im Ernst) ohne Subvention und „Reichs»
Fahnen»Umtausch»Stelle" kaum zu erledigen sein wird. Und
selbst mit solcher staatlichen Hilfe wird die „Abwickelung"
von Schwarz» Weiß »Roth nicht leicht werden. Denn die
Mannschaft, die sich von dem Luft» Schiffer Hergt anführen
läßt, scheint den Farbenstreit als Kraftprobe nutzen zu wollen.
Wunderlicher Wunsch von Leuten, deren Mund dem Vater»
land alltäglich jedes Opfer anbietet. Der weimarer Beschluß
war unnöthig. Da er aber gefaßt wurde und auf die Zwei»
drittelmehrheit, die ihn umstieße, in absehbarer Zeit nicht
zu rechnen ist, müßte jeder in Vernunft Strebende sich ihm
fügen. Die Rückkehr zur alten Fahne würde Deutschland
lächerlich machen. Und es braucht das Vertrauen der Welt
in die Stetheit seines Willens zu friedlicher Republik.
Nach diesem Vertrauen langt und bangt die Regirung
\

von heute (und, weil kein Fraktionengeklüngel Lust hat, sie
jetzt schon abzulösen, auch wohl noch von morgen). Nicht
ohne Erfolg. Dessen Werth und Gewicht wird von ihrer
unerfahrenen Amtsjugend überschätzt. Ihr Haupt ist auf tau*
send Auslandsblättern „ehrlich", auf tausend „sympathisch"
genannt worden. Solches Lob kann als Sprungbrett dienen.
Statt aber zu springen, sprach Herr Wirth. Manchmal sehr
hübsch, im Ton eines frisch liberalen Turnlehrers, in dem
kein Unbelehrter den frommen Zögling des römischen Ka«
tholizismus wittern würde; doch zu viel und, als Kanzler eines
Reiches, zu oft Unnützliches. Erzbergers „gigantischeLeistung"
rühmen, ihn, im selben Athem mit Bismarck, als . großen
Staatsmann" feiern: noch an der Bahre des von feiger Tücke Ge«
mordeten durfte ein Verantwortlicher nicht so tief insGiesber*
tische gleiten. (Nekrologikerl Hätten von Hundert, die den
toten Matthias in Apostelsglorie hoben, für den lebenden
in seiner Noth auch nur Zehn gezeugt: er wäre nicht ge»
stürzt; aber die Fraktion ließ ihn fallen, und als ihr Senior,
Herr Peter Spahn, ihn mit dem Fuß eines Königlich Preußi»
sehen Justizministers weggestoßen hatte, galt er dem Gerichts»
hof nicht höher als irgendein Kadaver.) Eben so unhold klang
das Freislied auf die mannichfachen Verdienste des Herrn
Rathenau, der dem Vaterlande das Opfer gebracht habe, „unter
Verzicht auf ungeheures Einkommen und viele Aufsichtraths»
sitze Minister zu werden".Zu tragen peinlich. Die Verstandes»
flinkheit und Verhändlergabe des Kollegen, sein polyglottes
Wissen durfte der Kanzler loben, ihm auch albern rohen Antise»
mitenschimpf abwehren (nur nicht den Verfasser von „Höre,
Israeli" als treugläubigen Altjuden unter das Davidsauge der
Synagoge hissen). Daß aber ein reicher, von Ehrgeiz ruh»
loser Hagestolz ein Opfer bringt, wenn er für ein Weilchen
der Rieseneinkunft entsagt, Hauptamt und Nebenpfründen
sich offen hält, Reichsregirer wird und für den Lebensrest die
Excellenz einhandelt: auf das Geklimper so herziger Mär ant»
wortet nur Deutschland nicht mit Boslachen. Dritte Redners»
Entgleisung: „Käme es zu einer Scheidung zwischen Bürger«
thum und Proletariat, so würde ich auf der Seite der Arbeiter«
schaft stehen." Mit den Christlichen Gewerkschaften, die der
behutsamere Wettbewerber Stegerwald nicht rechtwärts zieht;

doch ohne die sehr lebendigen Kräfte, die der Centrums» partei bisher stets Waffen und Proviant geliefert haben. Wagt sich ein Ungeweihter auf den steinigen Weg, vor dessen Boschungwinkel Bischof Ketteier und Papst Leo zauderten, dann gebührt schon seinem Muth ein Denkmal. Ankündung aus dem Mund Eines, der mit der Bourgeoisie regiren und ihr, dennoch, zwei Drittel des Einkommens und ein großes Vermögensstück mit streichelnder Hand nehmen will, mußte arg verstimmen. Herr Wirth hat noch nicht gelernt, dem Wort, ehe ers auf die Lippe läßt, bis in jede Folgemöglichkeit vor» zudenken. Die unbedachte Hast seiner Augustverordnungen, die das Versammlung» und Preßrecht enger, als je ein Kaiser» liches Generalkommando versucht hat, in Diktatorswillkür einjochen, trug ihm nur bittere Enttäuschung ein. Er mußte die Verbote zurücknehmen, weil er selbst sie als Fehlgriffe er» kannte oder vom Reichsrath dazu gezwungen wurde. Solche Ansehensschmälerung könnte er nicht zum zweiten Mal im Amt überdauern. Um von öffentlicherAufforderungzuGewalt» that und Mord abzuschrecken, braucht die Regirung nicht neues Gesetz und Verbot; braucht sie nur Staatsanwälte und Richter, die das Gedeihen der Republik aufrichtig wünschen. Diesen Wunsch (der sich auch im Reichsrath nicht inbrünstig ausdrückt) kann keinUkas, der rauhborstigste nicht,ersetzen. Und wem frommte, innen und außen, die langwierige Aus» spreitung des kleinkarrirten Streitstoffes, der zwischen Bayern und der Reichsmacht liegt? Kompromiß (der, während ich schreibe, noch gesucht wird) umnebelt ihn; räumte ihn aber nicht weg. Eine Vendee wird heute weder von den Waffen der Turreau und Hoche noch von hurtigen Zungen besiegt. Den Bayern, die sich täglich in die nicht unbedingt rühm» liche Behauptung brüsten, in ihren Bergwäldern habe die Republik keine Wurzel und Volksabstimmung würde dem Königthum eine breite Mehrheit bringen, muß höflichsteOff en» heit erwidern, daß Rückkehr in Monarchie nur, auch für einen Theilstaat, von der Mehrheit aller Deutschen mit Rechts» kraft zu beschließen sei. Vom Reich sich zu trennen und draußen den drin noch nicht möglichen Bund mit Oesterreich zu knüpfen: in diesen Entschluß wird eine beträchtliche Bayernschaar sich nicht leicht verlaufen. Sie käme in gefähr»

liche Nähe der Kronewährung und müßte, um Kohle zu er»
langen, sich in Frankreichs Gunst nisten, also die Politik der
unseligen Rheinbündler treiben. Was jetzt in Berlin erklü»
gelt ward, schürt glimmende Funken in Hochgluth. Die selbe
Stunde, die den Bayern schleunige Abkehr von dem Rechts»
zustand der Belagerungzeit gebietet, zwingt ihn, durch Ver»
Ordnungen, in die Wilhelm sich nicht erdreistet hätte, die aber
der allbeliebte Sozialdemokrat Ebert schlank unterzeichnet,
der Deutschen Republik wieder auf. In das Hohe Lied von der
pünktlich abgezahlten Goldmilliarde bricht mißtönig die Kun»
de, daß beinah ein Drittel unter harten Bedingen aus Holland
und dem Goldreservebrünnlein der Reichsbank gepumpt wor»
den ist. Wärs nicht würdiger und klüger gewesen, den Kom»
missaren der Westmächte den Bilanzstand zu erweisen und
sie zu fragen, ob sie ernstlich wünschen dürfen, dem deutschen
Schuldner neue Zinslast, ein ganzes Gebirg von Papiermil»
lionen,zuNutz der Guldenkönige aufzubürden? Der von den
IndustrialministernLoucheur und Rathenau in Wiesbaden ge»
schlossene Vertrag wird empfohlen, weiler „Bar» durch Sach»
leistungen ablöse". Verpflichtet er aber Deutschland,in jedem
Jahr den Franzosen Geräth und Waaren im Werth von ungefähr
hundertdreißig Papiermilliarden zu liefern, dann nöthigt er
unsere Geldnotenpresse in noch schnelleren Lauf, ärgert Eng»
land und Amerika, die Frankreich mit dem Produkt billiger
Deutschenarbeit unterbieten kann, und erwirkt uns den Welt»
groll über ein Dumping, von dem unsere Wirthschaft nicht
einmal Vortheil hat. Ehrlich ist solche Politik, Einem, dem
sie rentirt, auch sicher „sympathisch". Aber die Westvaluta
thront auf steilerer Höhe als je zuvor. Und alle Sympathie
hat den von ihr Gekränzten noch nicht ermuthigt, die ein»
zige Prämie zu fordern, die von mancherlei Verlust entschä»
digen kann: Aufnahme in den Völkerbund. Ablehnung des
Antrages ist unwahrscheinlich und würde den Genfern mehr
als den Berlinern schaden. Aus der Annahme würde der
Republik und ihrer Fahne stärkerer Schutz als aus untaug»
licher Zufallsverordnung. Ein „Kabinet der Erfüllung" darf
nicht immer nur die Wühsche fremder Völker erfüllen.

Das Problem der Mütterlichkeit

an spricht heute von Feminismus als von einer Begleiterscheinung in der Entwickelung der Frau zu materieller wie geistiger Selbständigkeit. Wo man den Oedanken an die Revolution der Frau auszudenken wagt, betrachtet man sie schon als eine Folgeerscheinung des Feminismus. Die Frau ist in den Rang des Mannes vorgedrungen und trachtet nun, ihn allein auszunutzen. Mutterschaft, zuvor eine schwache Stellung, wird Ueberlegenheit und zwar eine den Mann zum Beihelfer degradirende. Ist die Vormacht der Mutterschaft, die sich1 organisch festigen sojl, gesichert, so ist zugleich auch der Weg ins Mutterrecht frei. Damit schließt sich ein Kreis soziologischer Untersuchungen über Frauenfrage, Mutterrecht und Feminismus. Diese Auffassung, die noch mancher deutsche Hochschullehrer hegt, ist roh und dumm.

Inhaltlose Wortverknüpfung, nichts Anderes, ist der Satz von der Revolution der Frau. Vorbedingung der Revolution und zugleich klassenbildend ist das Bewußtsein, unterdrückt zu sein. Wie die proletarische Arbeiterschaft zur Klasse zusammengeschweißt worden ist, die um ihre Lebensrechte kämpft, so kann man sich die um diese Rechte kämpfende Frau vorstellen; aber nur die Frau, die ihr organisches Sein, ihr Erleben gefesselt fühlt. Auch das Proletariat kämpft nicht nur um die materiellen Bedingungen, sondern auch und im tiefsten Grund ausschließlich um die geistigen. Die wirthschaftlichen Bedingungen dringen nur deshalb so weithin sichtbar hervor, weil sie in der Klassenbildung die breiteste Plattform geworden sind und, so zu sagen, die erste Stufe zur Vermenschlichung der Gesellschaft zimmern. Erst hinter dieser Gemeinsamkeit der Lebensbedingungen bilden sich1 die neuen Gemeinsamkeiten der Erlebensbedingungen: und hier erst schneidet die Revolution der Frau die proletarische und geht in ihr auf.

Begreiflich ist deshalb, daß dieser Kampf, der seit Jahrzehnten heftig entbrannt ist, als eine Nebenbewegung gering geschätzt und weggeschoben wird. In einer Zeit, der die Macht das einzig lohnende Kampfziel scheint, verachtet man eine Bewegung, deren Front das Glück ist. Blinder Aberglaube behauptet noch heute, die Frau kämpfe um die Mutter-

schaft. Nein: sie ringt, für sich, als weiblicher Einzelmensch, um das lebendige Erleben in Mutterschaft, und als Gliad der Gemeinschaft um Mütterlichkeit. In unserem Krisenzeitalter, in den Einzelkämpfen der mit Konfliktstoff Beladenen gegen einander wird die Mütterlichkeit der Frau gewaltsam gefesselt und eingeengt in die organische Mutterschaft. Nur dagegen wehrt sich die Frau; um die Freientfaltung der Mütterlichkeit geht der Kampf. Die Frau, der diese Unterdrückung bewußt lebendig ist, wird sich nicht nur gegen den Staat, sondern vor Allem gegen die Familie wehren, gegen den Mann, als deren Träger und Nutznießer, und gegen die so verknüpfte Mutterschaft. Dieser Kampf wirkt sich zwar einzeln, aber nicht weniger intensiv als der proletarische Klassenkampf aus und bereitet eine neue gemeinschaftliche Plattform, die nicht etwa eine gemeinsame Klassenbildung von Frauen voraussetzen, sondern zunächst vom Manne besetzt sein wird. In meinem Buch über die „Technik des Glücks" wird dieser Gegenstand breiter behandelt werden, als Das hier möglich ist.
Mütterlichkeit ist das Bewußtsein, nicht einzeln, von der All-Gemeinschaft abgesondert zu sein; ist eine Form des Gemeinschäftbewußtseins. Diese Mütterlichkeit, die Organisation mütterlichen Erlebens, kann erst frei werden, wenn im Erleben des Mannes die Mütterlichkeit frei geworden ist. Sonst wird nur Verkennung, Scharmützel, Zwist. Ja: auch der Mann ist mütterlich; mütterlicher, möchte man sagen, als die Frau, so lange das Mütterliche in der Mutterschaft gebunden und geknechtet bleibt. Die Mütterlichkeit des Mannes, der heute der Träger von Staat und Familie ist, wird freigelegt durch die Revolution. Das gehört zu deren wichtigsten Aufgaben. Das Gemeinschäfterlebniß erzwingt, als Mütterlichkeit, im männlichen Erleben, heute also im staatlichen, das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Revolution gegen diesen Staat, der die Mütterlichkeit der Frau noch an die staatliche, heute also . männliche Organisation unserer Umwelt bindet. Deshalb treibt dieses Gemeinschäftbewußtsein gerade den Mann, als Masse der revolutionären Kämpfer, vor die Front. Gewiß: weil er Arbeiter ist; doch eben Arbeiter für die Erhaltung des Staates, der Familie und der an Mütterlichkeit gebundenen Mutterschaft. Das begreifen die bürgerlichen Kritiker der sozialen Revolution nicht; weil sie das motorische Grundelement der Revolution nicht mehr erfassen: den Schrei nach Leben, den Schrei nach Glück. Mutterrecht ist nicht Mutterschaftrecht, sondern die

Organisation der Mütterlichkeit. Und zu einem neuen Inhalt dehnt sich das Wort: Revolutionär sein heißt ritterlich sein.
Marx erweist die Massenbildung-, die Entstehung der proletarischen Masse, als nicht mehr zufällige, sondern unvermeidliche Entwickelungstufe einer Oesellschaft, die, auf Besitz und Eigenthum fußend, unbeweglich, starr, dem Leben und der Gemeinschaft feindlich ist. Lenin hat diese Masse dadurch in Bewegung zu setzen und zu halten vermocht, daß er ihren Erlebensinhält, über äußerlich gegebene Gemeinschaft ökonomisch Unterdrückter hinaus, als in Gemeinschaft des Lebensrhythmus geschmiedet zeigte. Das Problem der Mütterlichkeit ist zugleich das Problem der bolschewistischen Revolution.
Die Durchbrechung der mit Lohnarbeit verknüpften Vereinzelungideen, die Konzentrirung der aus der alten Gesellschäftform übernommenen Machtmittel auf die Gemeinschaftarbeit, auf Arbeit als Lebensrhythmus: Dies muß im All-Erleben wie im Ichbewußtsein Raum frei lassen, auf dem die in dieser Umwelt noch1 überzarte Pflanze der Mütterlichkeit sich entfalten und mit Tastern in das Gemeinschäfterleben eingreifen kann. Das ist die unüberwindliche Macht des Leninismus und zugleich1 die Ursache der brutalen Straffheit seiner Taktik. Der Grundgedanke wird sich1 durchsetzen, weil in ihm Gemeinschaftbewußtsein und Mütterlichkeit ist. Der Versuch, dagegen anzurennen, ist das Zucken des der Gemeinschäft Feindlichen, Schwachen, der nicht mehr den Muth hat, Arbeit als Rhythmus zu leben. Sein Untergang ist nicht aufzuhalten; denn Niemand wird morgen noch arbeiten, um Schwache, Unglücklich-Mürrische, denen es an Lebenstempo fehlt, zu erhalten.
Mit Recht rühmt sich der Bolschewismus, für die noch Ungeborenen zu kämpfen. Wie die Mütterlichkeit in ihrer Intensivirung der Gemeinschaft das Einzelerleben auflöst und seinen Werth1 in Intensitätgrade umschafft, so greift Lenins Taktik vom lebendigen Inhält des Ganzen her zu den Mitteln, eine Organisation aufzurichten, in der alle sich unterdrückt Fühlenden, von Arbeit Kranken, vom Glück Gemiedenen sich erleben und zu neuer Gemeinschäft gesunden können. Er schafft den Umriß, in dessen Mitte die lebendige Mütterlichkeit lebt und wirkt. In dieser Phase wird die Revolution der Frau als Gemeinschäftbewegung Allen sichtbar werden.
Franz Jung.

Ein Buch über Ungarn
"p in Buch, das ich1 nur kritisiren sollte; es war aber so amusant, daß ichs durchgelesen habe. Dr. Ludwig Hatvany hat es geschrieben, ihm1 den' Titel „Das verwundete Land" gegeben und der rührige junge Verlag von E. P. Tal in Wien hats verlegt. Preis? Weiß ich1 nicht. Aber es dürfte ruhig so viel kosten wie eine Flasche Tokayer, denn es giebt dem Europäer Geschmack und Geruch dieses balkanischen Gebildes, das wir nur in dem1 schönen Irrlicht seiner Hauptstadt kennen lernten, also nicht erkannten. Denn „Budapest ist das Ergebniß eines Kampfes zwischen dem gemeinsten Geschmack seiner Bewohner und der berückenden Pracht seiner landschaftlichen Reize". Wie dort Alles verbaut ist und schlecht überbaut: Das wird diesem Ungar zum1 Symbol seines Landes, das er mit ritterlicher Skepsis liebt und dessen1 er sich mit sentimentaler Weltläufigkeit gelegentlich schämt. Doch ist hier mehr als bei den Polen, die bis 1918 bei Maxim in Paris über ihr verwundetes Land weinten, wie sie jetzt in Warschlau bei... inski über das verwunderte Paris lachen. Es ist mehr, denn es ist der Kampf in der Seele eines guten Europäers, der sich nicht entschließen mag, vaterlandlos zu sein. Diese kleinen Nationen haben es ja wirklich schwerer, Grenzpfähle zu errichten, weil ihnen die ihrer Länder immer gleich1 in die Augen stechen; der Besitzer eines kleinen Gartens hütet ja auch1 viel stober und eifersüchtiger „seinen" Garten als der Grundherr seine weiten Meilenfelder. Hatvany ist auch! manchmal ein Schwärmer, doch, Gott sei Dank, nur im Vorwort, das, doch1 wohl allzu schwer überladen, irritirt wie die Heilige Theresa des Bernini. Enfin, als ich neulich in Wien den Klagen einer verbannten Ungarin zuhören und ihre Zeichnung anschauen mußte, worin das neue im alten Ungarn schwarz und trauernd, als ein armer Rumpf, lag, bat ich sie, nun auch die Linie einzuzeichnen, die das alte Ungarn ohne unterdrückte Nichtmagyaren bezeichnen würde. Sie lachte und sagte: „Boche!"

Hatvany nennt seine Heimath das „Land der Illusionen" und beweist die Wahrheit des Wortes Wunderschön an der Geschichte von hundert Jahren. Aber Alles so locker, so warm, so überredend, so Sectio, wie deutsche Bücher selten geschrieben werden. Denn dieser junge Ungar spricht von Ungarn wie ein Großvater, der lächelnd zürnt und immer endet: Nicht wahr, trotzdem ist es doch ein entzückendes Kind!

Prachtvoll ist das Portrait des alten Szechenyi; oder Franz Deak,

der Bauer, den der Kaiser nachts in die Hofburg ruft: „Kann ich mich .auf meine Ungarn verlassen?" „Majestät haben Oesterreich mit allem Guten überhäuft und sind dennoch in ihm enttäuscht worden." Die naiv-abstruse Rechthaberei des ungarischen „Staatsrechtes", in das dort jeder Quintaner hineinredet, sammt dem burlesken Streit über „K. K." oder „K. u. K", und der Jahre lange Kampf um diesen Buchstaben, als wären wir auf dem Konzil von Nicaea. (Wissen Sie auch, daß wir diesem Kampf um das „und"„ neben anderen Ursachen, den Weltkrieg als Folge des ungarischen Vetos gegen einen vernünftigen Völkerstaat verdanken?) Oder wie sie Jahre lang um Rakoczys Leiche kämpften, bis daß er, nach zweihundert Jahren, „kraft Gesetzesänderung" nicht mehr als Rebell zu gelten habe und heimgeführt werde. Und der schöne Schein dieser eitlen, gerissenen, aber naiven Menschen, um1 Titel, um Orden,, auch um allerhöchst gnädig bezahlte Wechsel: „Wir- sind das ewig liebenwerthe Land der kindlichsten, reinsten Illusionen."
Dann sieht man die Gardehusaren in Wien zugleich nach West und Ost sich sehnen, daneben aber hört man Ady stöhnen und Petöfy lächeln, leise rauschen alle Jahreszeiten über diese weite, sdhwermüthig wilde Landschaft dahin; und gleich darauf taucht Szechenyis herrlicher Greisenkopf auf und sein Ka!mpfi gegen Kossuth wird zum1 Gleichniß des Kampfes zwischen Karolyi und BelaKhun. Denn der Autor, Politiker wie jeder ordentliche Ecrivain aus Budapest, war ein paar Minuten lang Staatssekretär unter Karolyi und hat die herrliche Szene geschildert, wie General Franchet d'Esperay in Belgrad die Friedensdeputirten Ungarns stehen ließ. In diesem zweiten Theil seines Buches fommt nun die sogenannte Revolution zur bildmäßigen, gobelinhaften Darstellung, mit" Tisza und Karolyi als Gegenspielern.
Wieder steigt Tiszas eulenäugiger Kopf auf, wie wir ihn um die Wende des Krieges sahen, diesen stärksten Mann der Monarchie, der sie einige Augenblicke lang retten wollte, Juli 14. um sie dann vollends zu zerstören. Aber bei Hatvany gleicht er dem modernen Helden eines Ritterromans von Scott: „Tiszas männliche Größe wird ganz und gar nicht durch die Größe seines Programmes erklärt, beinah umgekehrt. Der Wille ist größer, als es das Ziel verdient, er vergeudet ungeheure Energie auf die Rettung eines Unrettbaren." Daneben Karolyi, „ein Gemisch von politischem und Sport-Grafen". Seine Zögerungen wurden auf seinen verwachsenen Mund mit Hasenscharte und künstlichem Platingaumen zurückgeführt, da er nicht öffentlich reden kann. „Inmitten von schlecht gesinnten Nullen war er doch wenigstens eine gut gesinnte Halbheit. Tisza wollte der

Zeit Halt gebieten und das Gestern nicht zum Heute reifen
lassen. Karolyi zwängte mit schwacher Hand das Morgen auf
das Heute. Tisza war der Mann einer einzigen fanatischen
Einsicht, Karolyi der Spieler mit vielen oberflächlich erfaßten
und verfolgten Einsichten." Alles in Bilder aufgelöst.
Ascona., Emil Ludwi g.

Logokratie

„Logokratie oder Ein Weitbund des Geistes", Leipzig 1921,
■ Verlag Der Neue Geist; 4 Mark.

Ich versuche in dieser Schrift, ein knappes, doch klares, ein
bei aller, wenn man ehrlich ist, Verwickeltheit des Problems
doch eindeutiges Programm aktivistischer Politik zu geben. Ich
entwerfe eine Synthese aus Pazifismus (radikalem1, Das heißt:
wurzelhaftem, gründlichem, grundsatzscharfem), Sozialismus (ra-
dikalem) und Aristokratismus (radikalem), greife also die herr-
schende „Demokratie" von drei Punkten her an, und zwar
energisch; vielleicht nicht so energisch, wie sies verdient, aber
energisch genug, um1 ihr Schweigen zu erzielen; Totschweigen
ist bekanntlich die infamste Waffe der Demokratie; sie wird nur
gegen Gefährliche verwendet. Uebrigens kehre ich mich auch
wider gewisse marxistische Irrlehren und setze mich besonders
mit dem Bolschewismus auseinander, den ich als eine eben so
barbarische wie im Grunde irrevolutionäre Abart des Demo-
kratismus erweise. Ich denke, daß die Schrift bei Alledem we-
sentlich nicht polemisch, sondern positiv wirkt; daß sie den
Grundriß zum Bau einer neuen Gesellschaft liefert. Synthese ist
nicht Kompromiß noch Eklektizismus; die Differentialdiagnose
dieser drei Begriffe bildet übrigens einen besonderen Abschnitt
des Büchleins. Es ist nicht für Gebildete, sondern für Köpfe
geschrieben; und da sich unter Gebildeten Köpfe nur selten,
recht oft dagegen unter Solchen, die das Bildungmonopol der
besitzenden Klassen grundlos von der Bildung ausschloß, be-
finden, so entschloß ich mich, dem Text eine Wörtertafel
anzuhängen (ich glaube, das deutsche Schrifttum kennt keinen
Präzedenzfall), in der ich einige hundertundfünfzig Fremd- und
Fachausdrücke (die sachlich unvermeidbar waren) epigrammai-
tisch erläutere. Denn mich wurmte (um aus der Vorrede zu
citieren), „daß, wer den Gedanken niemals begreifen wird, die
Formel verstehen darf, während an der Formel soll scheitern
müssen, wen der Gedanke vielleicht erlösen würde".
Friedenau. Dr. Kurt Hiller.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß 6. Garleb G. m. b H. in Berlin.

£)ujav6itt

1 » I
i •
r
.. F
1
* *
Flein deutsches Unternehmen.!
vormals Oebr. Melcher- Uerdingen a. Rh.
gegründet 1810

Berlin, den 24. September 1921
Die nächste Pflicht
A m Todestag Dantes, dessen Genius eine über den Völkern
*- thronende, die Völker einende Weltmonarchie ersehnte,
ist in Genf der Internationale Gerichtshof des Völkerbundes
geschaffen worden. Noch blieb er unvollendet: kann nicht
alle Staaten des Bundes (dem Amerika, Deutschland, Ruß»
land fehlen) zu Anruf zwingen, also nicht das vom zwölften
Artikel der Völkerbundesverfassung gewollte Ziel erreichen,
„daß in keinem Streitfall vor Ablauf von drei Monaten nach
dem Gerichtsspruch eine der Parteien Krieg beginne." Lang»
sam, seufzte Plutarch, mahlen die Mühlen der Götter; ge»
trost aber dürfen wir nun auf die Spendung feinen Mehles
hoffen. Hier ist ein Anfang; wird die Aussicht frei. Dieser
Gerichtshof ist ein ständiges, nicht erst, wie der haager, in
der Bedürfnißstunde zu bildendes Institut, hat die zu Ur»
theilsvollstreckung nothwendige Gewalt, ermöglicht allen dem
Bund zugehörigen Staaten, wegen angedrohter oder erlittener
Unbill Klage zu erheben, und die Richter sind in reinliche
Wahrung des Rechtsgedankens verpflichtet, dessen Spruch
niemals durch nationale Wünsche und Vorurtheile getrübt
werden darf. Jahrtausende gingen, bis der Einzelne sich ent»
schloß, aus Streitsgefahr mit dem Werkzeug allgemein gil-
tigen Rechtes, nicht mehr mit dem roher Kraft oder schlauer
List, nun sich zu lösen; bis dann auch Gruppen und Gilden,
Dörfer, Städte, Volkheitstämme uraltem Fehdebrauch ent»
sagten und sich unter Gerichtshoheit beugten. Den Staaten
selbst, kleinen und großen Reichen, tagt, endlich, jetzt die

Erkenntniß, daß sie auf diesen Weg folgen müssen. Was
am vierzehnten September 1921 wurde, war nie zuvor. Wägets
ohne grämliche Spottlust, athmet tief auf und lasset muthi»
gen Willen zu Neuem in Eure Seele strömen. Hätte das zer»
stückte, von Meer und Markt abgesperrte Serbien die austro»
ungarische Anklage und seine Vertheidigung dem Volker»
gericht zu unterbreiten vermocht, unsere Erde wäre nicht ein
Siechen» und Tollhaus geworden. Würde Deutschland in
den Bund eingeknüpft, dann könnte es von dessen Gericht
rasche Erlösung aus seiner Noth fordern. Artikel 19 im „Co»
venant" des Völkerbundes berechtigt zu „Nachprüfung un»
anwendbar gewordener Verträge, deren Dauergeltung den
Weltfrieden gefährden könnte". Dieser Artikel kann der
Schlüssel werden, der unseren Kerker öffnet. Der Antrag,
die versailler Friedensurkunde zu revidiren, verhallt noch;
und jeder Versuch, seine Tonmacht durch eingekurbelte Un»
schuldbetheuerung zu stärken, wird schädlich.

Das von den Nebeln des Nationalismus umfangene
Deutschland ist anderer Meinung. Im Lauf der letzten Wochen
gingen mir (den Krankheit undAerzteverbot in der letztenMi»
nute zu Aufschub der Fahrt über den Atlantic zwangen, der aber
in gewichtiger Stunde nicht ganz verstummen möchte) allerlei
Aufrufe zu, die einen neuen Feldzug ankünden und um schnelle
Häufung des Kriegsschatzes mit Mund und Trommel werben.

1. ,,Aufruf! An alle deutschen Stämme! Der unterzeichnete
Verband will ami ersten Januar 1922 einige Mitarbeiter in das
Ausland einschließlich von Deutschland abgetretene Gebiete
und lAbstimmungsgebieie zum1 Zweck der Erlangung von Beweis-
material gegen die Ententelüge von der Schuld Deutschlands
am Weltkriege, die unverschämten Forderungen des Feindbundes
jeder Art, die Entwürdigungen des Deutschthums: in der Welt,
entsenden. Zur Ausführung dieses großen vaterländische Unter-
nehmens sind größere Geldmittel nöthig, wenn ganze Arbeit zum1
Wohle. des deutschen Volkes geleistet werden soll. "Es ergehjt
daher dieser Aufruf mit der Bitte an alle deutschen Stammes-
genossen im In- und Ausland, das am1 ersten Januar 1kommenden
Jahres beginnende Unternehmen des unterzeichneten Verbandes
durch' Geldmittel, je nach eigenem Ermessen, zu unterstützen
und dadurch fördern zu helfen. Indem wir im Voraus für Ihre
freundliche Unterstützung bestens danken, verbleiben wir, um)
Weitergabe dieses Rundschreibens an Verwandte und Bekannte

bittend, mit treudeutschem üruß, Deutsche Einheitfront, Verband zur Wahrung deutsehvaterländischer Interessen."

2. „Ew. Hochwürden wollen aus der Anlage ersehen, was die Arbeitgemeinschaft für vaterländische Aufklärung ist und welche Zwecke und Ziele sie verfolgt. Qhne Frage gehören auch Sie einem der in der Anlage namhaft gemachten und zu der Arbeitgemeinschaft zusammengeschlossenen Vereine oder Verbände an. Wir richten nunmehr die Bitte au Sie, fortan alü Mitarbeiter in unsere Reihen zu treten. Ueber die Bedeutung, die eine planmäßige Aufklärung über die Kriegsschuldfrage für die Rettung unseres Vaterlandes hat, brauchen wir den Herren Geistlichen wohl kein Wort weiter zu, sagen, auch1 nicht davon, daß es einfache Pflicht jedes Deutschen ist, an der Rettung des Vaterlandes mitzuarbeiten. Lediglich über den Arbeitplan seien einige kurze Worte gestattet. 1. Wir müssen' dem Volk endlich und mit allem Nachdruck zu Gemütlr führen, welchen entsetzlichen, ja, schrecklichen Zeiten wir durch die Annahme des versailler Schandvertrages und des londoner Ultimatums entgegen gehen. Neunundneunzig vom Hundert kennen den versailler Schandvertrag überhaupt nicht! Wir taumeln seit 1918 an einem Abgrund entlang. Raffen w:ir uns nicht bald zur Selbstbesinnung auf, dann sind wir rettungslos verloren! Darum; die Augen auf und zunächst einmal In-den versailler Schandvertrag hineingeschaut, damit dem Volk die Größe der Gefahr zum Bewußtsein kommt. 2. Wir müssen' dem1 Volk die Erkenntniß schaffen, daß unsere Rettung nichit mehr durch Waffengewalt möglich ist, daß sie auch niemals von einer Einsicht oder Umkehr unserer Feinde erhofft werden darf, sondern lediglich durch die restlose Beseitigung der Kriegs1-schuldlüge möglich, ja, gewiß ist, denn einzig und allein auf der Lüge von Deutschlands Kriegsschuld baut sich1 das ganze Gebäude des Schandvertrages und des Ultimatums auf. Gelingt es uns, sowohl unser eigenes Volk wie die neutralen Staaten von dem verderblichen Wahn der deutschen Schuld am Kriege zu heilen und die Einsetzung eines neutralen Schiedsgerichts zu erzwingen, dann stürzt die Macht unserer Feinde kläglich] zusammen, dann wird Deutschland wieder gesund und frei! Und wir können dieses Ziel erreichen; denn die Wahrheit ist auf unserer Seite. Und wir werden dieses Ziel erreichen, wenn wir uns restlos schaaren zum geistigen Kampfe um das Banner: Weg mit der Kriegsschuldlüge!.. . Was verlangen wir denn nun von unseren Mitarbeitern? a) Sie sollen sich zur Auf klärungarbeit ausdrücklich bereit erklären und es uns kurz mittheilen, damit wir wissen, wer die Mitarbeiter sind, wo sie wohnen, welchen

Kreis (Wirkungskreis) sie bearbeiten und zu welcher größeren Arbeitgemeinschaft wir sie zusammenschließen können, b) Sie sollen durch Vorträge in Vereinsabenden, Elternabenden, bei Festen und allen sich sonst darbietenden Gelegenheiten die Kriegsschuldfrage beleughten und klären, wie auch1 die lokale Presse beeinflussen und mit Stoff versehen, c) Sie sollen namv hafte Persönlichkeiten aus ihrem Wirkungskreis zur Mitarbeit heranziehen oder sie zur Gewährung von Geldmitteln zwecks Verbreitung von Aufklärungschriften veranlassen. Für Mittheilung der Anschriften solcher Persönlichkeiten wären wir; besonders dankbar, d) Sie sollen sich verpflichten, nur mit dem allein durch uns erhältlichen einwandfreien Material zu arbeiten. Als solches Material ist als erstes Heft soeben erschienen die vom ‚Arbeitausschuß deutscher Verbände' herausgegebene Schrift‚Unser gutes Recht'... Durch Einsendung von 6,90 M. (durch beiliegende Zahlkarte) kann diese Schrift mit fünf anderen bezogen werden. Gratisabgabe ist unmöglich, da| wir keine Gelder für Schriftenpropaganda besitzen, ist übrigens von vorn herein auch, nicht in Aussicht genommen gewesen, da mit dem Gratisverschleudern von Schriften nur Unfug getrieben wird. Wer ernstlich mitarbeiten will, Der hat auch noch 6,90 M. aus eigener Tasche übrig oder findet Kassen, die diese Bücheranschaffung tragen. Wenn Sie den Betrag nach oben abrunden und uns eine Spende zur Schaffung eines Grundstockes für die im nächsten Jahr einzurichtende Auslandpropaganda übermitteln wollten, so wären wir Ihnen ganz besonders dankbar. Denn die Auslandpropaganda wird unbedingt nöthig sein und wird sehr viel Geld erfordern schon wegen der niedrigen Valuta. Die Fäden sind bereits zahlreich angeknüpft. Die Stimmung, nicht nur im neutralen, sondern sdgar im feindlichen Ausland wird- dank unserer Aufklärungarbeit für uns immer günstiger. Man wartet förmlich darauf, daß wir Deutsche uns endlich aufrütteln; und das Schuldjoch vom Halse werfen. Denn dadurch allein/ kann der Welt und uns geholfen werden. Mit deutschem Gruft Arbeitgemeinschaft für vaterländische Aufklärung."

3. „Auf dem Artikel 231 des versailler Schmachfriedens, wonach Deutschland und seine Verbündeten als die alleinigen Urheber des Weltkrieges hingestellt werden, beruht unser Unglück^ Auch alle weiteren Zwangsmaßnahmen unserer Feinde bauen sich auf diesem Artikel auf. Soll und kann es mit Deutschland überhaupt noch besser werden, so muß vor allen Dingen die große Lüge von unserer alleinigen Schuld am1 Kriege beseitigt werden. Vaterländische Vereine, Verbände und Einzelpersonen arbeiten seit einiger Zeit an diesem Werk; doch; wurde!

die Gefahr der Zersplitterung der Kräfte tagtäglich: größ|er.
Darum haben sich die nachstehenden Vereine bzw. Verbände,
nämlich: Heimathbund Ostpreußen, Deutscher Arbeiterbund,
Deutscher Frauenbund, Deutscher Herold, OstmarkenVerein;
Deutsch nationaler Jugendbund, Deutscher Treubund, Deutscher
Volksbund für Gerechtigkeit, Bund deutscher Schriftstellerinnen,
Bund deutscher Volkserzieher, Deutsche Vereinigung, Evangeli-
scher Bund, Verband nationalgesinnter Soldaten, Nationalver;-
band deutscher Offiziere, Deutscher Wehrverein, Deutscher
Hochschulring, Reichs-Landbund, Allgem. Studenten-Ausschuß
München, Allgem. Studenten-Ausschuß Würzburg, Deutsche
Ko'.onialgesellschaft, Deutschnationaler Kolonialverein, Verein
Hindenburgj-Ehrung, Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund,
Reichsverband deutscher Bureau- und Behörden-Angestellter,
Ostbund, zu einer Arbeitgemeinschaft für vaterländische Auffn
klärung zusammengeschlossen. Der Arbeitgemeinschaft gehört
ferner an: der Vorsitzende der Centralstelle vaterländischer Veit-
bände. Mit ihr in Verbindung steht auch der Volksbund ,Rettet
die Ehre'. Die Arbeitgemeinschaft für vaterländische Aufklärung
vertritt mit an führender Stelle im ,Arbeitausschuß deutschen
Verbände' die vaterländischen Interessen der ihr angeschlossenen
Verbände und bearbeitet in engster Fühlung mit einer Reihe.1
anderer Organisationen die Schuldfrage mit dem in der Central-
stelle zur Untersuchung der Kriegs Ursachen wissen schaftlicfr
geprüften Material. Insgesammt stehen hinter der Arbeitgemein-
schaft und deren Arbeitausschuß schon jetzt über zwei Mil-
lionen (Mitglieder; fast täglich gehen Neuanmeldungen ein. Unser
Sammelruf lautet: Alle vaterländischen Verbände, Bünde, Vereine,
schließt Euch der Arbeitgemeinschaff an! Werbt für unser
Arbeitziel! Bildet Redner aus! Beeinflußt die nationale Presse!
Kämpft mit in unserer geschlossenen Angriffsfront die große
Offensive gegen die Schuldlüge! Schließt Euch in Euren Orten1
mit den anderen nationalen Kreisen zusammen zu örtlichen
Arbeitgemeinschaften. Das giebt Geschlossenheit der Propa-
ganda-Aktionen, Das verhütet Einzelmißerfolge, Das stärkt Eure
Ortsgruppen gegen die internationalen Wahrheitfeinde, Das
führt zum Siege der Wahrheit über die Schuldlüge, zur Erlösung
von den Ketten- der Schande und des Elends von Versailles!"
All dieser Aufwand würde nutzlos verthan (könnte nur
die Beamtenschaft so vieler Verbände ein Weilchen noch über
Wasser halten). Artikel 231 sagt nur, von Deutschlands
Kaiserlicher Regirung und den ihr Verbündeten sei der Krieg
entfesselt, den anderen Mächten aufgezwungen („caused" und
i

„imposed") worden. Zu Beweis genügen die Kriegserklärung
gen; ein dickes Bündel. Je heftiger Deutschlands Volk, auch
nur dessen lautester Theil, sich gegen die Hinnahme dieser
mindestens sieben Zehnteln der Menschheit als erwiesen
geltenden Thatsache sträubt, desto starrer wird draußen der
Wille, es im verriegelten Käfig zu halten. Die offene Aus»
sprache dieser Ueberzeugung hat mir seit fast drei Jahren
Haß, Schimpf, Morddrohung eingetragen. „Murre nicht,
wenn Dich die Menschen verkennen; nur der ganz Unedle
bleibt davor bewahrt.'- Der weise Kong.Fu.Tse lehrts; und
heischt von dem Manne Erfüllung der Pflicht, auch in winzi-
ger Minderheit, auch ganz einsam, als ein Chun»Tsu, aufrecht
zu stehen. Nach ernstester Prüfung, tausendmal, ohne eitle
Verliebtheit ins eigene Urtheil, wiederholter, bin ich gewiß,
daß kein Mühen um Unschulderweis, kein Zetern wider Un»
recht und Bosheit uns auch nur um Fußesbreite vorwärts»
helfen kann. Von allen Lebenden sieht nicht einer den Tag,
in dessen Sonne aus zwei Dutzend Nationen das Bekenntniß
schallt: „Das Kaiserliche Deutschland war ohne Schuld am
Ausbruch des Krieges und unsere Söhne sind, Millionen, als
Opfer unseres leichtfertigen Irrens gefallen." Die Vertrags»
bande werden erst gelockert oder durchschnitten, wenn die
Sieger erkennen, daß nur dadurch ihr Leben zu sichern, ihre
Rückkehr in Wohlstand zu verbürgen ist.
Merken die Lärmer nicht, daß Felsenthore schon rasselnd
knarren und das Licht der Erkenntniß herantost? Jeder Brite,
nicht nur der Kaufmann, und von je drei Amerikanern wenig»
stens einer sagt, wo er sich nicht in Patriotenheuchelei ver»
pflichtet wähnt: „Das uns Nützlichste, also Vernünftigste
wäre, unter den ganzen Kriegskram einen dicken Schlußstrich
zu ziehen; je schneller sich Deutschland erholt und wieder zu
kaufkräftigem Geld kommt, desto besser für uns." Spricht
aber der Deutsche von seinem Recht, von Tücke und Nieder»
tracht der Sieger, dann frißt Zorn die Frucht der Erkenntniß.
Amerika und Britanien können in Europa, dessen Osten ge«
lähmt, dessen Mitte ohne international giltiges Zahlmittel
ist, nichts verkaufen. Ueberfülle von Rohstoff und Waaren,
Millionenheere Arbeitloser: so siehts heute in den beneideten
Weltreichen aus, die (auch die Vereinigten Staaten schon)
auf den Ertrag ihres Exportes zu Nährung eines bettächr.

lichen Volkstheiles angewiesen sind. Wie Deutschland. Frank»
reich ist in anderer Lage; kann, als Kleinbauerland, sich selbst
ernähren, beinah autarkisch wirthschaften: und dürfte drum
nicht darüber staunen noch zürnen, daß die Gefährten von
gestern ihm heute ein mürrisches Antlitz zeigen. Für fremde
Besatzungtruppen, die nur Haß säen und auf die Länge, in
Müßiggang und Herrenrecht, verlüdern, mußte Deutschland
bisher hundertzwanzig Milliarden zahlen; aus Ländern mit
kräftiger Valuta kann es nichts kaufen und neben den dort
gezahlten Löhnen sind seine höchsten (achtzig bis hundert
Mark für den Tag, noch nicht ein Dollar, kaum mehr als
ein Viertel des Sterlingpfundes) so niedrig, daß es auf je»
dem Markte die Konkurrenten unterbietet (englische Schienen,
in England selbst, um fast zwei Drittel des Preises). Dieser
Zustand wird nicht erträglicher, wenn die deutsche Privat»
wirthschaft, Landbau, Industrie, Handel, sich in Sozietät und
Ertragstheilung mit dem Staat bequemen oder ihm zu De»
visenkauf ihren Kredit leihen muß und wenn Frankreich die
ihm zum Zweck der „reparation" gelieferte Kohle und Waare
zu Spottpreis auf die Märkte wirft. Noth zwingt die Welt»
mächte in Umordnung ihrer europäischen Wirthschaftpolitik
und in Lockerung der den Besiegten umschnürenden Stricke.
Frankreich brauchtGeld (den Westriesen undmanchem Kriegs»
pfründnerstaat, der jetzt in Fett erstickt, würde die größte An»
leihe nicht so lästig wie Wechseldauer von Reparation undSank»
tion), braucht Abrüstung (für die der Gläubiger in Washing»
ton eine Prämie gewähren kann) und Sicherung seines Be»
sitzstandes. Die wird fester als durch anglo.amerikanische
Beistandszusage selbst durch Verständigung und Interessen»
versträhnung mit Deutschland verbürgt. Das braucht Ge»
duld und Selbsterkenntniß. Nicht aus dem Grab der Kaiserei
sprießt ihm Heil. Nicht durch Greinen und Wüthen schützt
es die Republik, sondern durch den Entschluß, die breite
Menschenschicht, die jähe Deklassirung und dräuende Elends»
gefahr zu Bakterienträgern des Militarismus, Vibrionen des
Monarchismus gemacht hat, mit der Kette des Vortheils an
die neue Staatsform zu binden. Tapferen Willen zu Morgen
und Menschheit, nicht Aufschürung böser Rachsucht, ge>
bietet in weckender Helle dem Deutschen die Pflicht.

Czechen und Deutsche

1. Die deutsche Frage in der Czechoslowakei

A m achtundzwanzigsten Oktober 1Q18 begann in Prag die
**' große mitteleüropäische Revolution mit der czechischen
Unabhängigkeiterklärung. In unblutiger Revolution hatte dieses
Volk nach fast dreihundert Jahren seine Freiheit wiedererlangt
Deutschböhmen (hier, wie im Folgenden, soll dieses Wort auch
die Deutsch sprechenden Theile Mährens und Schlesiens um1
fassen) erkannte seine Zugehörigkeit zu der neuen Republik
nicht an und wurde deshalb von czechischen Truppen besetzt,
eben so die slowakischen Gebiete Ungarns. In der National-
versammlung, die dem czechoslowakischen Staate die Verfas-
sung gab, waren die Deutschen nicht vertreten. Nach den Frie-
densschlüssen mußte sich Deutschböhmen in seine neue Staat-
zugehörigkeit fügen, erhielt von der prager Regirung weit-
gehende Amnestie und wurde zur Mitarbeit am Staat eingeladen.
Die Führer Deutschböhmens machen jedoch diese Mitarbeit von
der Gewährung einer nationalen Autonomie abhängig, die ihnen
Prag weigert, aus Furcht, sie könne die Vorstufe zum Abfall
an Deutschland bilden.

So stehen Deutsche und Czechen in der jungen Republik
einander als Feinde gegenüber: die Deutschen sind Föderalisten
(wie die Slowaken), die Czechen Centralisten; den Deutschen
fällt es schwer, sich in die Rolle der Minorität zu fügen, den
Czechen, ihre Macht mit einer zweiten Nation zu theilen. Die
Deutschen können nicht vergessen, daß sie einst das Herren -
volk in diesem Land waren, die Czechen nicht die erlittenen-
Verfolgungen und Bedrückungen. Die Deutschen treiben eine
Politik der Starrköpfigkeit, die Czechen eine des Ressentiment;
den Deutschen fehlt Einsicht, den Czechen Großmuth, Beiden
Takt und Versöhnlichkeit. Beide Völker leiden an kleinlicher
Gehässigkeit und an dem engen Horizont ehemaliger österreichi-
schen Provinzler. Dennoch ist zu hoffen, daß sich1 die Zukunft
stärker erweist als die Vergangenheit, daß Weltpolitrk Lokal-
politik überwindet und diese beiden hochentwickelten und be-
gabten Völker der Czechoslowakei zu einträchtiger Kultur-
arbeit zwingt.

Die deutsche Frage ist die eigentliche Existenzfrage der
Republik; gelingt ihr die Versöhnung der 31/2 Millionen Detit-
schen mit den 9 Millionen Czechoslowaken, so wird sie reich,
angesehen und vorbildlich für künftige übernationale Staaten-
bildung werden. Gelingt diese Versöhnung nicht, so muß der

Staat aus einer Krise in die andere taumeln, bis Deuttsch1-böhmen sich bei günstiger weltpolitischer Gelegenheit losreißt und der Rest in zwei Zwergstaaten, den czechischen und den slowakischen, zerfällt, die, ohne eigene Lebensfähigkeit, bald zu Vasallen Deutschlands oder Ungarns herabsinken müßten. Czechoslowakien steht am Scheidewege: wählt es den Weg der Schweiz, so steht ihm ein schweizer Schicksal bevor; wählt es den Weg Oesterreich-Ungarns, so erwartet es auch das Schicksal der Donaumonarchie.

Wer trägt die Schuld an dieser nationalen Feindschaft,, die Beiden nur Schaden, Keinem Nutzen bringt? Auch hier wird der Satz bestätigt, daß, wo Zwei gegen einander streiten, Beide im Unrecht sind.

Der Unbefangene kann nicht leugnen, daß heute die Czedhen mehr zur Vergiftung der politischen Atmosphäre beitragen als die Deutschen; daß ihr Verhalten gegen deutsche Schulen, Aufschriften, Denkmale auch die geduldigste Bevölkerung erbittern muß. Vor Allem schüren die czechischen Legionäre, die Deutschböhmen besetzt halten, den nationalen Haß. In ihnen erblicken die Czechen Nationalhelden, die freiwillig in den Befreiungskampf zogen, während die Deutschen sie als Deserteure und Hochveträther betrachten, die ihren Fahneneid gebrochen haben. Von den Czechen verehrt und: gefeiert, von den Deutschen verachtet und gehaßt, sind diese Legionäre, so weit sie nicht Bolschewiken sind, Hauptexponenten des czechischen Chauvinismus. Ihr Deutschenhaß ist Jedem begreiflich, der sich der Massenhinrichtungen ihrer gefangenen Kameraden durch die Armeen der Mittelmächte erinnert. Nun rächen sie sich durch Chicane aller Art an der deutschen Bevölkerung. So lange, wie diese Legionäre in Deutschböhmen weilen, kann dort keine Atmosphäre des Ver-' trauens zum Staat entstehen.

Der Haß der Czechen gegen die Deutschen ist Reaktion; denn in der Vergangenheit haben die Czechen unter den Deutschen furchtbar gelitten. Durch nahezu drei Jahrhunderte wurde das Czechenvolk von einem deutschen Herrscherhaus, einer deutschen Regirung, einem deutschen Adel unterdrückt und geknechtet. In den letzten Friedensjahren geriethen die Deutschen in Böhmen und Mähren freilich schon in die nationale Defensive; an die Stelle der Unterdrückung trat aber der Spott, unter dem die Czechen, besonders von Wien her,, viel zu leiden hatten: und bekanntlich leidet ein stolzer Mensch, ein selbstbewußtes Volk tiefer unter Spott und Mißachtung als

unter Verfolgung und Unterdrückung. Mit dem Weltkrieg begann eine neue Leidenszeit für das Czechenvolk, dessen natürliche Sympathien auf der Seite ihrer russischen und serbischen Stammesbrüder lagen. Die Verfolgung seiner Führer, Massenhinrichrungen, Internirungen, Einkerkerungen vernichteten im czechischen Volk die letzte Spur einer Anhänglichkeit an Oesterreich. Ueberall herrschte die tiefste Erbitterung gegen Habsburg, Oesterreich, Wien und das deutsche Volk. Nun ernten die Deutschen Böhmens den Haß, den die deutschen Machthaber Oesterreichs gesät haben.

Im historischen Prozeß des Weltkrieges haben dieCzechen die, Partie gewonnen, die sie im Dreißigjährigen Kriege verloren hatten. Mit dieser Thatsache müssen sich die Deutschen abfinden. Als Sieger haben vom machtpolitischen Standpunkt die Czechen größere Berechtigung, von den Deutschen Entgegenkommen zu verlangen; gerade den Siegern müßte es aber leichter fallen, mit großmüthiger Geste nachzugeben, als den Deutschen. Der Nationalhaß wird auf beiden Seiten von einem Theil der Presse geschürt und von Politikern, die wissen, daß es kein wirksameres Agitationmittel giebt als Nationalismus. Bei manchen deutschen Führern mag die Erwägung hinzutreten, daß ihrer Laufbahn die deutsche Republik günstigeres Gelände bietet als die czechoslowakische. Außerdem gilt der Nationalismus als das erprobteste Gegenmittel gegen den Bolschewismus, der in der Czechoslowakei weit verbreitet ist: Völkerhaß wird gegen Klassenhaß, Militarismus gegen Bolschewismus, nationales gegen soziales Ideal ausgespielt, wie es ja auch in anderen Staaten üblich ist. Und auch hier versöhnen sich erst in der äußersten Linken die beiden Nationen.

Für Böhmen bedeutet der czechisch-deutsche Gegensatz das Selbe wie der französisch-deutsche für Europa. Hier wie dort historische Schuld, Rivalität, Rache, Haß, Verblendung, Eitelkeit, Ehrgeiz, Lüge auf beiden Seiten, wo Achtung, Liebe, Vergessen, Verständigung und Zusammenarbeit so dringend nöthig wären. Gelingt es, hier wie dort, Bürgern und Demokraten nicht, zu Verständigung und Dauerfrieden zu gelangen, so werden, ohne Frage, Proletarier und Bolschewiken, von nationalen Ueberlieferungen und Vorurtheilen unbelastet, mit mehr Erfolg dieses unaufschiebbare Versöhnungwerk durchführen.

2. Deutschland und die Czechoslowakei

Die deutsche Frage ist auch außenpolitisch die eigent-
he Lebensfrage der czechoslowakischen Republik; denn sie

beherrscht das Verhältniß Czechoslowakiens zu Deutschland, seinem wichtigsten Nachbar. Das Verhältniß der beiden Nationen innerhalb der Czechoslowakei bestimmt das Verhältniß der deutschen zur czechoslowakischen Republik.

Aus politischen wie aus militärischen Gründen muß die czechoslowakische Politik Deutschland gegenüber Friedenspolitik sein. In einem Krieg könnte: sie nichts gewinnen und Alles verlieren. Selbst im Fall eines Sieges müßte jede Annexion deutschen-Landes unterbleiben, weil sie die deutsche Minorität stärken würde; ein verlorener Krieg wäre das Ende des Czechenstaates. Militärisch wäre ein Krieg gegen Deutschland wegen der voraussichtlichen Haltung der deutschböhmischen, Truppentheile und der deutschen Qrenzbevölkerung fast aussichtlos. Von dieser Seite dro'ht keine Gefahr, so lange Deutschland se-lbst Friedenspolitik treibt. Ein Krieg zwischen diesen beiden Nachbarrepubliken könnte nur ausbrechen als deutscher Eroberungskrieg in der Maske des Befreiungskrieges. Denn die einzige Bedrohung des deutsch - czechoslbwakischen Friedens bildet die deutschböhmische Irredenta mit ihren beiden Verbündeten: dem alldeutschen und dem czechischen Nationalismus. Die deutscbböhmischen Irredentisten müssen, da einstweilen an friedliche Verwirklichung ihres Strebens nicht zu denken ist. einen neuen Krieg herbeisehnen, der sich' natürlich nicht auf den deutsch-czechischen Kriegsschauplatz beschränken ließe. Wer also an die Grenzen Böhmens rührt, rührt an den Frieden Europas.

Der einzige Weg, auf dem Deutschland seinen Stammesbrüdern nützen kann, ist der des völligen „desinteressement": wenn es den Irredentisten jede (wie immer geartete) Unterstützung weigert, schwächt es ihren Einfluß, reinigt Deutschböhmen vom Verdacht hochverrätherischer Umtriebe und verbessert so seine politische Lage. Zugleich schafft es nur dadurch die Möglichkeit zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Nachbarstaaten; je besser die Beziehungen der Czechoslowakei zu Deutschland, desto günstiger die Lage der Deutschen in Böhmen; und umgekehrt.

Die künftigen Beziehungen zur Czechoslowakei werden auch von der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands abhängen. Die czechoslCwakische Demokratie kann nur mit einer deutschen Republik, die von Nationalismus und Imperialismus frei ist, in Dauerfrieden und Freundschaft leben. Zum Schutz gegen ein monarchistisches, nationalistisches, imperialistisches, militaristisches Deutschland müßte die czechoslowa-

kische Republik sich bis an die Zähne bewaffnen und in der ganzen Welt um Bundesgenossen werben.

Die Czechen sind die demokratischste Nation Europas; ihnen fehlen die stärksten Stützen der Reaktion: sie haben keine nationale Dynastie, keinen nationalen Adel, keinen einflußreichen Klerus, keine militärische Tradition. Die geschichtliche Entwicklung hat dieses Volk zu Demokraten und Sozialisten erzogen. Seit der Niederlage am: Weißen Berg sind die-Czechen ein Volk von Kleinbauern und Proletariern, die einem deutschen Großgrundbesitz und Großkapital gegenüberstehen. Jeder Sieg des demokratisch-sozialen Gedankens kräftigt die Czechen gegen die Deutschen. Auch heute liegt die Bodenreform eben so sehr im sozialen wie im nationalen Interesse der Czechen. Die Habsburger haben den Czechen, wie einst den Schweizern, die Freude an der Monarchie gründlich verleidet; und wenn auch vereinzelte Monarchisten von der Wenzelskrone auf dem Haupt eines englischen Prinzen träumen, so giebt es in der Czechoslowakei doch1 keine Monarchistenpartei.

Im Gegensatz zu den Czechen ist das deutsche Volk Böhmens im Grunde nicht nationalistisch: der Deutschböhme liebt seine Heimath und gehorcht seinem Staat, während das nationale Ideal bei ih'mi in den Hintergrund tritt; es wäre falsch, sich' durch Studentendemonstrationen und Parlamentsreden hierüber täuschen zu lassen. Wenn sich heute ein großer Theil der Deutschböhmen vom Staat abkehrt, so tragen daran die czechischen Quälereien die Hauptschuld. Das gemeinsame Interesse von Deutschland, Czechoslowakien und Deutschböhmen fordert den gemeinsamen Kampf gegen reichsdeutschen, czechischen und deutschböhmischen Nationalismus.

Das Schicksal hat den Deutschböhmen das schwere Los zugewiesen, auf die Staatsgemeinschaft mit seinen Volksgenossen verzichten und die Rolle einer Minorität spielen zu müssen. Von diesem harten politischen Opfer wurde es durch die europäische Kulturmission entschädigt: Mittler zu sein zwischen, den beiden ersten Völkern Mitteleuropas,'Brücke zu sein zwischen der Germanen- und Slawenwelt, Durch ihre politische Situation sind heute die Deutschböhmen dazu berufen, Europäer zu sein, wie gestern die Czechen und Polens die jenseits ihrer Nation inniger am europäischen Kulturgedanken hängen konnten als jene Staatsvölker, die ihr höchstes Ideal im Vaterland verkörpert sahen.

Das zweischneidige Los: politische Thätigkeit mit kultureller zu vertauschen, theilen die Deutschen Böhmens mit denen

Südtirols, Westpolens und Qstfrankreic'h1s. Vom Deutschen
Reich geschieden, gehören sie dennoch zum Deutschland Goethes. Ihr gemeinsamer Beruf ist: Versöhnung Deutschlands
mit Europa. Sie - können Abgründe sein, die für immer dem
deutschen Volk den Rückweg in europäische Gemeinschaft
sperren, oder Brücken, die ein Land dem anderen, ein Volk
dem anderen verbinden und sie erkennen lehren, daß ds i'm
blutdurchmischten Europa heute nur Sprachen fragen, nicht
mehr nationale Fragen geben kann und daß im Grunde aller
Nationalismus auf Lüge beruht. Die Deutschen Böhrnens
können durch loyales Verhalten die Freundschaft und das Vertrauen ihres Staates zu Deutschland fördern und so ihrem1 Volk
und zugleich ihrem Staat einen unschätzbaren Dienst erweisen.
Böhmen ist nicht nur eine historische und geographische,
sondern auch eine wirtschaftliche Einheit. Das deutschböhmische Industrievolk ist auf die Verbindung mit dem1 czechischen Agrargebiet angewiesen. Eine Zerreißung des Landes
müßte beide Völker wirtschaftlich aufs SchWerste schädigen.
Trotz aller Pein, der die Deutschen Böhmens noch ausgesetzt
sind, wäre es übertrieben, von einer Unterdrückung Deutschböhmens zu sprechen. Denn es genießt das denkbar freiste
Wahlrecht, das auch in den national gemischten Orten den
Minoritäten Vertretung sichert. Auch die beklagenswerte
Chicane gegen die Deutschen wird aufhören, sobald bei den
Czechen an die Stelle des Siegerstolzes die Erkenntniß tritt,
daß ihr Staat ohne das Vertrauen ihrer deutschen Mitbürger
nicht zu halten ist.

Um der czechoslowakisehen Republik den inneren Frieden
zu geben, müssen die Deutschböhmen auf jede Irredenta verzichten, die Reichsdeutschen auf Alldeutschland, während die
Czechen einsehen müssen, daß ihr neues Vaterland kein Nationalstaat, sondern ein demokratischer Nationalitätenstaat ist,
in dem die Stellung eines Staatsbürgers von seiner Muttersprache unabhängig sein muß. Verläßt die Czechoslowakei den
Boden des Nationalismus, so kann sie vorbildlich werden für
ein neues Europa, das keine Sprachenkonflikte mehr kennen wird.

Ich glaube und hoffe, daß der Weltkrieg für den Nationalismus Das1 bedeutet, was der Dreißigjährige Krieg für den
religiösen Fanatismus war: Höhepunkt und Krisis zugleich;
daß, wie im neunzehnten Jahrhundert die Helden Nationalhelden, die Dichter Nationaldichter waren, im zwanzigsten Jahrhundert die Helden Internationalhelden, die Dichter Internationaldichter sein werden; daß heute schon die besten Elemente.

der Menschheit aller Rassen sich zum Internationalismus bekennen und es bald von der gleichen Geistesarmuth zeugen wird, Nationalist zu sein, wie in der Aufklärungepoche religiöser Fanatiker. Der Schwanengesang des Nationalismus, der heute Europa durchbraust, darf uns nicht täuschen.

Durch ihre nationale Zusammensetzung ist unter den Nationalstaaten der Gegenwart die czechoslowakische Republik ein unzeitgemäßes Staatsgebilde: vom Heute geschieden, kann sie wählen zwischen dem Gestern und dem Morgen, zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ihr steht die Wahl frei, Unternationalstaat zu werden oder Uebernationialstaat: ewige Wundfe am Herzen Europas oder Grundstein zu seiner Wiedergeburt; von ihr kann der Untergang Europas ausgehen oder das Heil.

3. Präsident Masaryk

Stärkstes Unterpfand für die Aufwärtsentwicklung der jungen Czechenrepublik und für die Versöhnung ihrer Nationen ist die Persönlichkeit ihres Präsidenten. Thomas G. Masaryk ist heute die bedeutendste Gestalt unter den Staatsmännern Mitteleuropas. Dem Czechenvolk ist hoch anzurechnen, daß es, als einzige Nation, seinem geistig stärksten Mann die höchste staatliche Würde übertragen hat. In Prag nähert sich der Traum Piatons der Erfüllung: hier ist ein Philosoph König. Präsident Masaryk ist Aristokrat des Geistes, Sozialist des Herzens; in ihm verbindet sich der Politiker mit dem Phikv sophen, der Realist1mit dem Idealisten. Er, der Gelehrte und Denker, wurde, als die Noth seines Volkes und seiner Zeit ihn rief, zum Mann der ThaL Was er dann für sein Volk gethan hat, ist nur vergleichbar mit der Leistung Wilhelms von Oranien und Washingtons. Er hat sein Reich aus dem Nichts geschaffen, nachdem er die Kulturwelt überzeugt hatte, daß die Habsburgermonarchie ein mittelalterlicher Anachronismus sei und neuzeitlichen Staatsgebilden Platz machen müsse. Trotz hohem Alter ist er, als Flüchtling, Diplomat, General, Agitator und Staatsmann, um die Welt gereist, nachdem er Familie, Heimath und Stellung auf die Gefahr des Nimmerwiedersehens verlassen hatte; und durfte schließlich, nach unnennbaren Mühen, nach einer modernen Anabasis durch Sibirien, im' Triumph in das Prag einziehen, das er befreit hatte. Seinem Volk ist er nicht nur politischer Führer, sondern lebendiges Vorbild, beinahe Prophet. Trotz allen hohen Geistesgaben, die ihn auszeichnen, liegt der Schwerpunkt seiner Persönlichkeit im Ethischen. Nie war er Fürstendiener, nie Demagoge: Die

Redlichkeit des Forschers, dem die Wahrheit über Alles geht, war stets der sichtbarste Zug seines Wesens. Vor vielen Jahren hat er den Haß aller czechischen Chauvinisten auf sich geladen durch den Nachweis, das angebliche Nationalepos der Czechen, die <Königinhofer Handschrift, sei eine Fälschung. Später zog er sich viel Feindschaft und Verfolgung zu durch sein mannhaftes Eintreten für den unschuldigen Hilsner, der des Ritualmordes angeklagt war. Nie in seinem Leben hat er der Oeffentlichen Meinung geschmeichelt, nie vor ihr gezittert. Dieser Mann ist berufen, nationaler Friedensstifter in der Czechoslpwakei zu werden. So sehr er sein Volk liebt: er steht über den Nationen und ist in wahrstem Sinn Europäer. Wie kein Zweiter vereinigt er in sich slawische, romanische und germanisch-angelsächsische Kultur. Seine Frau ist Amerikanerin. In seinen Adern fließt, von der Mucterseite her, auch1 deutsches Blut, er hat an deutschen Universitäten studirt, an der wiener Universität Philosophie gelehrt. Die deutsche Literatur kennt er, auch' in ihren jüngsten Erscheinungen, besser ah die meisten Deutschen. Immer war er ein Freund und Verehrer deutscher Kultur, ein Feind und Verächter deutscher Barbarei. Den czechischen Chauvinismus, unter dem er viel zu leiden hatte, verurtheilt er nicht weniger als den deutschen: sein Ziel ist gemeinsame, soziale Kulturpolitik. Er ist siebenzig Jahre alt; daß er physisch, psychisch und geistig ungleich) jünger wirkt, ist wohl auch darauf zurückzuführen, daß er, wie sein österreichischer Kollege Dr. Hainisch, seit Jahrzehnten keinen Alkohol zu sich nimmt.

Masaryk ist überzeugter Paneuropäer: sein höchster Flerzenswunsch ist der Aufbau eine's neuen, einigen Europa. Die Kleine Entente, die ihm' und Venizelos ihr Leben dankt, war von ihm gedacht als Keimzelle, aus der die Vereinigten Staaten von Europa hervorgehen sollten. Heute ist Europa Leidensgemeinschaft: morgen wird es, vielleicht, Arbeitgemeinsehaft sein. Will es mit den panbritischen, panamerikanischen, panrussischen, panmongolischen Wirthschaftimperien der Zukunft konkurriren, so muß es sich einigen; es hat nur die Wahl zwischen Untergang oder Zusammenschluß. Die einende Macht der Noth muß und wird sich in nicht ferner Zeit als stärker erweisen als die trennende des Hasses. I

Die czechisch-deutsche Frage wurzelt in der europäischen; die deutsch-böhmische Frage ist nicht nur eine czechische und deutsche, sondern vor Allem eine europäische. Wird Europa, so wird alle Staatzugehörigkeit in diesem einigen Erdthei! bald

belanglos sein; wird es nicht, so muß, die nationale Kohäsioin
schließlich sich gegen alle staatsrechtliche Adhäsion durchsetzen.
Gelingt es nicht, die Czechoslowakei fest in Europa zu be-
gründen, so muß sie, früh oder spät, izerfallen.
Geographisch ist Böhmen das Herz Europas: gebe Gott,
daß es dereinst auch politisch dessen Herz werde! Heute ist
es, leider, noch' weit von diesem Ziel. Dioch wfe einst vc<m:
Prag des Johannes Huß das erste Morgenroth einer neuen Zeit
aufdämmerte, so mag vielleicht vom Prag Masaryks aus das
erste Leuchen Europas neuen Tag ankünden.
Dr. Richard N. Coudenhove-Kalergi.

Schöpferische Indifferenz

Calomo Friedländers Buch ,,Schöpferische Indifferenz" scheint
s-' mir die wichtigste philosophische Begebenheit seit Nietzsche
und einer der kritischen Punkte in der deutschen Philosophie
überhaupt zu sein. Denn Friedländers Konzeption-bedeutet einen
logischen Endpunkt. 'Mit ihr ist in bestimmter Weise das Ende
zahlloser Bewegungen und Stationen einer Denkmethcde erlangt,
die (vielleicht selbst, als Ganzes, noch problematisch werden kann
(eine Problematik, deren Sich.barkeit davon abhängen dürfte, ob
man aus der gesammien abendländ'schen Geistesstruktur her-
austreten kann), innerhalb deren aber der Eixirung der Schöpfe-
rischen Indifferenz eine das Vorhergegangene mit Endgiltigkeit
ergreifende, abschließende Geltung zukommt. Alle großen Posi-
tionen, die in der Geschichte des europäischen Denkens zu
Blickpunkten gewählt wurden, scheinen uns hier in eine ein-
zige zusammengezogen.
Der Gedanke der schöpferischen Indifferenz hat zu allen
diesen Punkten eine Beziehung, die erlaubt, ihr Verhältniß zu
dem neuen Augenpunkt festzustellen, ohne das Typische all
dieser jeweiligen Standorte deshalb zu verändern, wie es nöthig
würde, wenn dieser neue Punkt nur ein Grundsatz der Klassifi-
kation und nicht wirklich eine beherrschende Stelle wäre. Eine
„relative Betrachtungweise" unterschlägt die Proportionen der
anderen, eine wirkliche läßt ihnen ihr Maß und behauptet ihnen
gegenüber dennoch den Charakter eines „ausgezeichneten",
eines realen, eines „Angel-Punkies". Das entscheidende Merk-
mal einer beherrschenden Lage ist: ein nicht willkürliches, son-
dern logisches Schema abzugeben, in das alle Elemente dieses

Schemas nicht nur sich einzeichnen lassen, sondern in dem
sie leben müssen.
Der Grundgedanke des Werkes (den irgendwie allseitig
sichtbar zu machen hier keineswegs unsere Aufgabe sein kann,
den wir, um in diesem beengten Zusammenhang überhaupt mit
ihm umzugehen, höchstens nennen können, da sein Urheber
einen Weg durch die geistige Weh macht, um ihn von jedem
Grunde sich abheben zu lassen und die Wendungen zu er-
schöpfen, die ihn ausdrücken) scheint am Ehesten greifbar durch
die Zusammenrückung der beiden nie zusammen gesehenen phi-
losophischen Anblicke: Nichts der Unterschiede und: lebendige
Person. Die Vorstellung des Nichts der Unterschiede, in ihrer
Form die erste typische Hervorbringung dieses Denkens, prä-
zisirt einen kaum jemals wahrgenommenen Zustand, der keiner-
lei „objekives" Merkmal mehr enthält und dennoch nicht
,,Nichts" ist. Hier ist jene besondere Kraft erfordernde, retar-
dirende Langsamkeit des philosophischen Sehvermögens erlangt,
die, nicht mitgerissen von der Affinität kaum unterschiedener
Attribute zu einander, zwischen einer Aufhebung allen irgendwie
existierenden Unterschiedes und der Aufhebung der Existenz
selbst zu unterscheiden vermag.
Aller Unterschied fällt, aber das Existirende wird damit
nicht zu „nichts" (obwohl „nichts" mehr „da ist"), sein Da-
sein wird dadurch' nicht einmal reduzirt, sondern durchaus po-
•tenzirt. Die Freiheit „von", aber damit „zu" allem Möglichen
besieht. Dieses Nichts ist lebendig. Damit ist ewig alle Unbe-
weglichst, Totenähnlichkeit, Starre, Sterilität, alles objektartige
Zum-Stillstand-Kommen von dieser Indifferenz ferngehalten, der
große Schrecken aller objektarcigen Indifferenz, aller dinghaften,
unlebendigen Aufhebung: die Ent-Kräftung, gebannt; gerade
dort, an unwahrnehmbarster Stelle, wo ke'n Unterschied mehr
einen „Anhalt" bietet, am Nullpunkt jeder Skala hält sich das
Unterscheidende auf, der Hort aller Lebendigkeit: Subjekt.
Und umgekehrt gilt' es jene stärkste Distanzirung: dieses
Subjekt ist frei von jeder Bestimmtheit, kein empirisches; kein
bestimmtes Ich darf sich mit diesem Subjekt im Anbeginn ver-
wechseln; denn die Identifizirung bezeichnet die ethische Auf'-
gabe in-dieser Weltauffassung, die einen logisch geraden Weg
enthält über die ungeheure Kluft zwischen der erbärmlichen
Geltung des bestimmten Ich vor den Gewalten des Objekts und
dem Herrschaftanspruch eben dieses Ichs über eben diese
Mächte/die ein Anzeichen ist, daß der Beherrschungpunkt der
Welt personal sei. Wie aber geht es dann zu, daß Personales,

statt das Getriebe des Differenten zu bändigen, ihm grenzenlos
unterliegt oder auch nur von ihm bedrängt wird? Weil es sich
an unrechter Stelle befindet, weil es sich selbst hineinrechnet
in das Heer der Differenzen und damit zu einer solchen wird1,
weil es im Strom der endlosen Bestimmtheiten sich als selber
eine sieht, statt jede Differenzirung: von sich fernzuhalten und
sich herauszustellen. Es kommt auf gleich und gleich zu stehen
mit aller Differenz, so lange es sich selbst no1ch als differenft
sieht, es kämpft mit ihr, siegt, unterliegt, siegt wieder und soi
weiter: es spielt die Rolle jeden Unterschiedes, nur nicht die
des Herrschers über Unterschiede. •
Dazu muß es deren ganze Gemeinschaft verlassen und den
Punkt des Freiseins von allem Unterschied als den Ort er-
kennen, in dem es sich1 lokalisiren, „illokalisiren" darf. Diese
Umstellung verwandelt das ohnmächtige, auf- und niederstei-
gende, empirische in das aller Differenz mächtige Subjekt.
Diese Umstellungjst ein selbsteigener Entschluß. Und die
Welt der Differenz muß das Gelingen dieses Entschlusses nicht
nur mit dem Aufgeben ihres Widerstandes gegen das Subjekt,
sondern mit dem Verschwinden ihrer internen Disharmonie be-
antworten, die nur daher rührt, daß Person in die Differenzen
gemengt war. , Der kreischende, widerwillige, disharmonische
Gang der Welt muß „spielend" werden, wenn in dieser Welt
wirksam geworden ist: daß alles Widereinander bösartig ist,
wenn es roh, platt, starr gegen einander anrennt, aber (als
Widereinander) harmonisch ausfallen kann, wenn nicht die mehr
oder weniger toten Gegentheile (jeder Gegensatz ist als Diffe-
renz ein Totes im Vergleich zur allein echt lebendigen In-
differenz) die selbständigen Darsteller des Streites sind, sondern
wenn der Ursprung aller Sinngebung, die Lebendigkeit des Sub-
jektes selbst, Veranstalter des Streites ist und bleibt, in welchem
Fall er um das Subjektes willen, nicht um der Gegensätze
willen geführt wird, in welchem Fall der Kampf, nicht von der
Perspektive des Siegers oder Besiegten, sondern von seinem
Regulativ aus besteht, in welchem Fall der Kampf von einem
Identischen (Das heißt: von einem als identisch Entzweiten),
nicht von einer absoluten gegensätzlichen Zweiheit geführt
wird, welche die Bedingung des pathologischen, des „schlim1-
men" Streites ist.
Während man nach jeder Art von „Anhalt" für ein Prin-
zip der Welt suchte, übersah man allzu sehr die absolute An-
hältlosigkeit als produzirende Möglichkeit: denn als Schranke

und Beschränktheit, als „Unfaßbarkeit" des Letzten war sie
schon genug bejammert und bekannt. Die Indifferenz als etwas
gleichsam zu Vermeidendes umkreisen alle Systeme der Philo-
sophie, das Nicht-Aussagbare als Hemmung empfindend der
Aufgabe: auszusagen, bis diese konzentrirte Nichtaussagbar-
keit, verselbständigt, entschlossen ins Auge gefaßt, sich selbst
als die Bedingung jeder Aussagbarkeit auswies und als schöp-
ferisch, wenn sie mit Dem zusammentraf, dessen Wesen von
allen Gegebenheiten am Meisten die Bedingung des Freiseins
von Differenz, von Objektivität erfüllte und zugleich Lebendig-
keit bedeutete: lebendige Person, bis jede Aeußerung als polare,
Plus und Minus bergende Aeußerung die Nichtaussagbarkeit,
Integrität, Indifferenz symbolisch zu wahren verpflichtet wurde.
Indifferenz war hier und da vielleicht schon aufgeleuchtet, aber
noch nicht als Maß des philosophischen Begreifens eingesetzt
yorden. Und alsbald sieht man jeden philosophischen Standort,
der nicht in dieser absoluten, logischen Mitte ist, mit einem ein-
seitigen Plus oder Minus behaftet als einer Verzeichnung, die
ihn in die Sphäre der polaren, positiven oder negativen Be-
stimmtheiten hineinzieht, mit einer Abweichung, die ihn zum
„Schwerpunkt" ungeeignet macht. Das Nichts, als die inner-
lichste Umschreibung der echten Lebendigkeit, entzog diese so
lange Aller Augen. Die echte Person ward übersehen, da sie
als reines Nichts (obzwar lebendiges) sich „darstellte". Und so
korrigirt das Schema der lebendigen, also unendlich-schöpfe-
rischen Indifferenz, wie zuvor angedeutet, die denkgeschicht-
lichen Einstellungen. Zwei, drei der wichtigsten Paradigmata.
Kant. Gerade an ihm wird die entscheidende Wichtigkeit
des Ausgangspunktes der philosophischen Besinnung offenbar.
Hier kann Friedländer darthun, daß er „zu spät" eingesetzt
habe. Kant meinte, mit der Sicherheit des Urtheils genug gej-
than zu haben, und vernachlässigte den Urtheilenden (oder
übersah, daß von ihm aus das Urtheil selbst wieder einmal
gefährdet werden könne), weil seine logische Unterbringung,
seiner Indifferentzirtheit wegen, ungleich schwieriger war als
selbst die Ider innerlichsten Differenzen: Objektitäten, auch'
wenn sie dem „Innen" angehörten. Formen, auch psychische,
gehören ins Objekt, in die „Erscheinung" des an sich nicht
erscheinenden indifferenten Subjektes; und im Schema der
Welt, bei dem Alles auf den ersten Schritt ankommt, geht es
nicht um den Gegensatz zwischen „Wesen" und „Erscheinung",
vielmehr ist Gegensatz, Unterschied einzig und allein eine An-

gelegenheit der polarisirten Erscheinung als solcher. „Der Unterschied ist Erscheinung des Wesens, der eigenen Weltidentität."
Die „Kritik" beruhigte sich in Hinsicht auf den Ausgangspunkt bei den ersten scheinbar feststehenden Differenzen: den apriorische Formen, sie betonte das objektive Trans, das hinter diesen Formen liegen mochte, das Ding an sich, sie unterschätzte das Subjektive, den schöpferisch^ndifferenten logischen Ausgangspunkt dieser differenten Formen. Denn „der Kritisirende ist entweder mit dem Schöpfer identisch oder selbst nur Gegenstand einer Kritik; die Beurtheilung von Grenzen und Umfang des Erkenntnißvermögens kann nur von dessen Schöpfer ausgehen, und weigert sich der Kritiker, gerade aus Mangel an Selbstkritik (aus furchtsamer Demuth vor der eigenen Schöpferkraft) unmittelbar Schöpfer zu sein, so rächt sich diese vorsichtige Voqbehaltlichkeit an der letzten Vollendetheit seines Geschöpfes. Weil Kant kein echter, vollwesentlicher Beginner ist, weil er zwar das phänomenal empirische Subjekt, den Menschen, durch das apriorische überwindet, dieses aber nur formal sein läßt; keinen ersten Beginner, kein aus sich rollendes Rad: so kann er auch' kein eigentliches, sondern nur ein Als-ob-Objekt erschaffen."
Viel drastischer als die bedachtsamen kantischen Formulationen lassen sich die Schiefheiten von Schopenhauers Alternativen am Präzision-Punkt der Indifferenz abmessen: weil diese Philosophie schon mit den Begriffen des Indifferentismus operirt, ohne seines Inhaltes ansichtig geworden zu sein. Schopenhauers „Nirwana" ist das typisch tote, unbeweglich, quietistisch-pessimistische Nichts, ist das eigentlichste und entscheidendste metaphysische Mißverständniß der lebendigen Indifferenz. Diesem vor Allem muß aus dem Wege gehen, wer begreifen will, wie Nichts der Unterschiede und echtes, unempirisches Subjekt zusammentreffen können. Schopenhauers willenloses Subjekt ist die Karikatur der Indifferenz; die ganze Alternative: Nichts, Welt des Sinnenscheins, Nirwana, Sansara, Wille, Vorstellung, ist schief und verzerrt. Hierzwischen herrscht nicht „Gegensatz". Gegensatz, Unterschied gehört einzig der einen Hälfte dieser scheinbaren Antipodien an, der Welt der Vorstellung, die in sich different ist, deren Centrum „Nichts", „Wille" differenzrein gedacht werden muß, sollen diese Grundbegriffe nicht, wie bei Schopenhauer, anthropomorphe, „empiromorphe" Steigerungen sein, statt originärer Eigenheiten.
Eine fast restlose Richtungsgleichheit dagegen verbindet

Friedländers1 Philosophie mit der Einstellung Nietzsches, mit dessen Jenseits von Out und Böse und seinem Ja zu Plus und Minus. Ihm ist zum ersten Mal in der Geschichte des europäischen Denkens jener „Doppelblick" aufgegangen, der der antinomischen Welt gewachsen ist, weil er dieses ihr polares Attribut in sich trägt und es vorwegnimmt, und ihm ist jene Begier nach Totalität schlechthin eigen, welche sich mit einer Einheit nur identifiziren kann, wenn kein Rest bleibt, und die so von Einzelheit zu Einzelheit, von Unterschied zu Unterschied genöthigt wird bis zum apriorischen „Auf-ein-Mal", ohne darüber die Erkenntniß zu verlieren, daß solche komplementäre Entfernung von Differenzen nicht die „Verpflichtung", sondern die „Sammlung" und äußerste Intensivirung war. •

Ich glaube mich nicht berechtigt, heute schon kritisch Grenlzen zu ziehen: denn aus der Vergangenheit scheint in diesem1 Fall das Recht zur Kritik nur gering oder gar nicht zu fließen.

Erich U n g e r.

Die Seele der Geige

T n Verolanuiova, wo ich zur Erholung auf dem Lande war, spielte der Prete sehr hübsch die Geige. Es war ein wohltönendes Instrument. Der alte Pfarrer meinte, es sei zwar keine Amati, sicher aber eine Guarneri. Wir kamen über Geigenbau ins Gespräch; und da Cremona in der Nähe lag, so beschlossen wir, dorthin zu fahren, um Genaueres von Sachverständigen an Ort und Stelle zu hören und uns die ehrwürdige Stadt anzusehen.

Der Herbstmorgen war wunderschön, als wir auf der Landstraße im Wägelchen, von zwei lustigen Pferden gezogen, mit Schellengeläut dahinrollteni Der liebenswürdige Prete zeigte mir die Ab- und Bewässerung der Felder, die von Leonardo stammen, der schon damals die Lombardei dadurch fruchtbarer zu machen suchte. Eine Art Drainage, nicht etwa englischen Ursprunges, sondern einzig und allein das Werk des genialen Da Vinci, des Meisters von so vielem erstaunlich Großen. Eben so sinds die Dämme des Oglio, den wir passirten. Selbst die Pflanzungen der Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht hatten den Großmeister interessirt. Im anregendsten Geplauder ging die Zeit und die Fahrt dahin. Da

tauchte aus dem silbernen Duft der hohe Glockenthurm ,von Cremona auf, il torrazzo, der alte Recke.
Je näher wir kamen, um so deutlicher wurde die Silhouette. Die Ringmauer mit ihrem gewaltigen Thor, der Dom und der Alles beherrschende Riese lagen vor uns. Von seiner Höhe herab verkündete er mit dumpfen Schlägen die Mittagsstunde. Bald war der behagliche Gasthof „Zum Hut" erreicht. Die Vermieelli dampften in der Schüssel, der Parmesano roch so verlockend und in den Gläsern funkelte der rubinrothe Chianti. Wie da der geistliche Herr schmunzelte und wie mir das Wasser im Muhde zusammenlief! Der Wirth ließ sich nicht nehmen, uns selbst zu bedienen. Mit eleganter Wichtigkeit zertheilte er das gebratene Hühnchen, setzte mit einem gewissen Schwung die saftigen Früchte auf den Tisch, scheuchte die Fliegen und brachte den heißen ,,nero". Die Virginier ließen ihr sanftes Blau zur Dedke steigen und uns durchrieselte ein Wohlbehagen.
Der Wirth, Signor Giuseppe, wußte die an ihn gerichteten Fragen schelmisch, aber gut zu beantworten; und rasch-wußten wir, wo wir etwa einen Nachkommen Amatis zu suchen hatten. Während mein Prete Siesta hielt, schlenderte ich durch die Stadt, an die alte Pobrücke, über die Amilcare Ponchielli, der Komponist der „Gioconda", so oft gewandert ist. Träg wälzte sich der Strom. Kräuselnd war noch die hellgrüne Mischung der Adda, die von Lodi kam, zu unterscheiden. Loidi! Die Brücke! Welche Erinnerung!
Beim Heimweg wählte ich absichtlich kleine Nebengassen und der Zufall führte mich ans Ziel meiner Wünsche. In einem Gäßchen sah ich die Geschäftsschilder von Geigenmachern, die ihr Fabrikat als Amati priesen. Zum1 „Capello" fand ich mich bald zurück. Freudig folgte mir mein Pfarrer zu dem berühmten Geigenbauer.
In einem Thorbogen saß, in einem vergilben Ledersessel, ein wundervoller Greis mit langem weißem Bart. Ein lila Sammetkäppchen auf dem schönen Kopf. In den schmalen, feinen Händen hielt er prüfend eine Geige. Die untergehende Sonne vergoldete ihn und ließ das Ganze mit dem dunklen Hintergrund bronzefarbig erscheinen. Tizian! Wahrhaftig! Herrlicher war kein Bild zu schauen. Wir standen wie gebannt. Vorsichtig näherten wir uns. Da blickte der Alte mit seinen tiefen Augen auf; ehrfurchtvoll begrüßte er den geistlichen, Herrn, der nun das Schweigen brach. Meister Baldini, wenn

ich nicht irre, hatte gerade sein Lieblinginstrument auf den
Lack hin geprüft. Schnell kamen wir ins Gespräch. In der
nur dem Italiener eigenen Art, gestikuürend, immer voll Grazie,
sich auszudrucken, begann der herrliche alte Mann, seinen
Liebling kosend, zu erzählen. ,,Gewiß ist das Hojlz die erste
Hauptbedingung. Wir haben aber nicht etwa den amerikani-
schen Geigenholzbaum, Citharexilon, nöthig; wohin kämen wir
da! Unsere Pinie bei Ferrara, bei Pisa, Livorno giebt uns Besj-
seres. Sie trocknet und läßt uns das Schönste hoffen, wenn wir
nicht geschäftlich schnell, sondern mit Liebe und Ausdauer,
langsam, geduldig verfahren. Ich habe immer den größten
Werth auf den Lack gelegt. Der ist das Geheimniß! Und ge-
rade eben prüfte ich1 mein Instrument darauf hin. Der Lack
ist, wenn ich so sagen darf, die Seele der Geige. Er schützt sie
vor Feuchtigkeit, dem gefährlichsten Feind. Bewahrt sie vor
Altersschwäche, ich meine: Gebrechlichkeit; und, summa sum-
marum, selbst der Ton hängt vom Lack ab. Meine großen Vor-
fahren, die alten Meister, bewahrten so fromm das Geheimniß
der Zubereitung, daß wohl nur der Auserwählte dahinter kom-
men konnte. Wenn ich nun auch nicht gerade ein Solcher bin,
so habe ich mir doch zur Lebensaufgabe gemacht, durch rast-
lose Prüfung das Geheimniß zu ergründen. Und Etwas will ich
Ihnen gern verrathen, wenn Sie, mich anzuhören, geneigt sind."
Freudig baten wir darum.
Die Sonne war untergegangen. Ein Violet zog duftige
Linien in den Raum, dem wir uns genähert hatten. Der Meister
erhob sich, ging eine kleine Stiege hinauf, sein ziemlich langes
Gewand mit den Händen fassend. „Con permesso!" flüsterteer.
Mit einem Windlicht kehrte er zurück und sprach: „Die
Pinie wird gefällt; sie muß ihr Leben lassen. In ihrem Schmerz
weint sie die letzte Thräne, ihre Thräne. Die ist das köstliche
Gut für den Lack. Sie muß vom Holz der Geige sein. Nur
diese Zusammengehörigkeit ist da1s Bindemittel zu guter Er-
haltung des ganzen Baues. Vom sglben Stamm1, die selbe
Thräne, Geige und Lack. Vereint geben sie dem Instrument
die Seele, den räihselhaft schönen Ton. Das singende Wieder-
sehen! Ich habe es ausprobirt."
Er nahm seinen Liebling, drückte ihn an die' Schulter
und ließ ein kleines Lied' von Pergolese erklingen:
„Tre giorni son che Nina..."
München. Paul Kalisch.

Jesus von Nazareth*)

ies ist das Dilemma, vor (das der gläubige Christ den Juden stellt und zwar jeden Juden, einerlei, ob er gläubig oder ungläubig sei:

Jesus hat sich den Sohn Gottes genannt. Nun ist Zweierlei möglich. Entweder Du, Jude, nimmst an, daß Jesus hierbei die Wahrheit gesprochen hat. Dann ist vollinhaltlich richtig,, was Clemens Ritter in Franz Bleis „Summa" (1917) geschrieben hat: „Christlich betrachtet, ist die zweideutige Stellung der Juden diese: Gottes Sohn ist unter ihnen erschienen, Gottes Sohn ist von ihnen getötet worden. Die beiden Seiten dieser Paradoxie bezeichnen ih«r% Größe und ihren Untergang." Dann ist die ganze Geschichte der Juden ein ungeheurer Irrthuni und ein Verbrechen. Alle Propheten hätten auf das Erscheinen des Gottessohnes hingezielt, auf dieses einzige, einmalige Ereigniß in der Geschichte der Menschheit, nach allen Vorbereitungen wäre schließlich das jüdische Volk als das „auserwählte" gewürdigt worden, daß die fleischgewordene Majestät Gottes gerade unter ihm, in seinemi Lande auftrete, von allen Sprachen der Welt gerade die hebräisch-aramäische spreche; und den!-nodh haben die Juden Gott mißkannt, Gott zurückgewiesen, Gott verrathen. Was kannst Du nun noch thun, Jude von, heute? Nichts Anderes als: eiligst diese verfluchte Gemeinschaff verlassen. Hat Jesus die Wahrheit gesprochen, so mußt Du Christ werden. Etwas Anderes ist ganz unmöglich. Oder Du nimmst an, Jesus habe, als er sich Gottes Sohn nannte, die Unwahrheit gesprochen. Dann war er, nun hast Du die Auswahl, entweder ein Wahnsinniger oder ein Betrüger. Ihn für einen immerhin honetten, sogar bedeutenden, sogar Verehrung-' würdigen Mann zu halten, geht nicht an, da er nun einmal gesagt und darauf bestanden hat, er sei Gottes Sohn. Das kann nichts Anderes sein als wahr (dann werde Christ) oder Lüge (dann wende Dich von Jesus völlig ab, drücke Dich nicht um dieses entschiedene Nein herum durch Bewunderung des „Urchristenthums" usw.).

Dem konsequenten Christen muß es also ein Gräuel sein, wenn ein Zionist äußert, Jesus sei für uns Juden zwar nicht als Objekt, wohl aber als Subjekt der Religiosität bedeutsam. Wie kann (so denkt der konsequente Christ) ein Lügner, der

*) Ein Bruchstück aus dem zweibändigen Werk „Heidenthum, Christenthum, Judenthum", das der Dichter des Tycho Brahe im Verlag von Kurt Wolff erscheinen läßt.

sich selbst fälschlicher Weise Attribute der Gottheit zulegt, als Subjekt der Religiosität gelten? Ist Das nicht blos eine! schöne Ausrede, eine Flucht vor der Entscheidung?
In meinem1 Bekenntnißbuch „Heidenthum, Christenthüm, Judenthum" (Kurt Wolff, Verlag in München) habe ich die Fragestellung des gläubigen Christen selbst in Frage gesteift. Das scheinbar so unausweichliche Dilemma des gläubigen Christen ist für uns Juden bedeutunglos. Für uns ergiebt sich1 faktisch ein. Drittes. Wir verstehen den Christusglauben des Apostels Paulus als dessen individuellen Weg zur Gnade, an dem natürlich weitere Kritik nicht erlaubt ist. Darüber hinausgehende objektive Ansprüche aber lehnen wir ab.
Das Verständniß und die Erklärung, von denen hier diu; Rede ist, ist kein psychologisches Verständniß, keine psychologische Erklärung. Es thut noth, sich dagegen zu verwahren, da man heute dazu neigt, jede nähere Beschreibung als „Auf-i klärung", als Psychologismus zu verdächtigen. Es wäre höchste Zeit, diesem Terminus ,,Psychologismus", der durch die Aeußerungen aller mittelmäßig-kritischen Geister spukt, einmal auf den Grund zu gehen. Was .kann man mit Recht „Psychologismus" nennen und als solchen ablehnen? Ein Herunter-Erklären seelischer Thatsachen, eine Reduktion des Rapports mit einen höheren Welt auf natürliche Denkvorgänge, auf anderweitig bekannte seelische Mechanismen, auf Bedürfnisse, Nerven, unbewußte Wünsche, ja, auf materielle Motivation. Also ein Zurückführen höherer Prozesse, die ins Unendliche weisen, auf die Arbeit niederer endlicher Organe der Seele. So, wenn man (grob gesprochen) die außerordentliche Begeisterung eines Menschen für eine Idee aus seinem Milieu, seiner Erziehung oder aus seiner Sexualität „erklärt". Das Lächerliche, Blamable eines solchen Psychologismus ist es, daß er zunächst Das, was er nicht erklären kann (nämlich die Idee), ausläßt, dann Das erklärt, was sehr erklärbar ist und was sich daher (verdächtiger Weise) meist sogar auf mehrere Arten erklären läßt (nämlich, welche Idee nun und unter welchen Umständen sie von einem; Menschen Besitz ergreift, die Empfänglichkeit dieses Menschen für eine Idee überhaupt und die überirdische Kraft der Idee vorausgesetzt), — und daß'der Psychologislmus zuguterletzt! behauptet, die ganze Erscheinung, auch den Thei'l, den er vorher ausgeschaltet hat und der der wesentlichste ist, erklärt zu haben. Psychologismus liegt also immer dann vor, wenn man eine Erscheinung auf Bekanntes zurückführt, wobei, leider, ihr Besonderes flöten geht.

Paulus hat geglaubt, daß Jesus der Sohn Gottes war, aus-
gesandt zur Tilgung der Sünden und zur Erlösung der Mensch-
heit. Hat auch Jesus selbst Dies geglaubt? Hat Jesus sich
für den Christus gehalten?
Zunächst ist sicher, daß wir Jesus durchaus nur durch
das Temperament des Paulus sehen. Die Paulusbriefe sind älter
als die Evangelien, jedenfalls älter als die auf uns gekommene
griechische Uebersetzung der Evangelien. Jesus aber hat ara-
mäisch gesprochen. Der Papiasbrief (um 150 nacfh Christus)
ist das erste Zeugniß für eine aramäische Niederschrift der
Evangelien, die nicht erhalten ist. Daß das Johannesevangelium1
'von alexandrinisdier Logosphilosophie durchtränkt ist, also
schon ein recht farbiges, unzuverlässiges Medium1 darstellt
wird kaum bestritten. Aber auch die Synoptiker (Verfasser der
drei anderen Evangelien) sind durch die Schule des Paul1uä
gegangen. Auch Das also1, was diese nächsten Zeugen berichten,
hat die Censur der paulinischen Konstruktion passirt.
Damit aber entfällt das Dilemma des konsequenten Chri-
sten : ob nämlich! Jesus die Wahrheit gesprochen hat oder nicht,
als er sich als Gottes Sohn bezeichnete. Wir brauchen diese
Frage nicht zu beantworten; denn es steht ja gar nicht fest,
ob Jesus sich wirklich als Gottes Sohn bezeichnet hat. Paulus
hat ihn als Solchen bezeichnet. Dagegen ist nichts zu sagen;
dieser Glaube war die dem Paulus zugesellte Gnade, seine
persönliche gottgesandte Rettung, die wener zu diskutirenjächer-
lich wäre, wie das Verstehenwöllen irgend einer allerindivi-
duellsten Angelegenheit lächerlich und demuthlos ist. Auch daß
nun Paulus diesen Glauben weiterpropagirte, gehört noch1 mit
in seine Gnade hinein. So weit also können wir Juden in der
Werthschätzung des Paulus gehen. Damit aber ist über den
Gnadenwerth der paulinischen Propaganda für Andere, für die
menschliche Allgemeinde nichts ausgesagt.
Es könnte scheinen, daß ich einer Darstellung der Jesus-
figur ausweiche. In einem gewissen Sinn ist Das richtig. Es
widerstrebt mir, den Gegenstand religiöser Verehrung für so
Viele, den wahrhaftigen Gnadenquell für Einige mit prüfendem
Blick auch nur anzusehen. So wird denn auch den wirklich
Gläubigen und wirklicher Christusgnade Theilhaftigen (deren
individuelle Möglichkeit hier immer wieder zugegeben, deren
Allgemeingiltigkeit nur, deren „Katholizität" bestritten 1wird) das
Nachfolgende kein Anstoß sein; denn der Jesus, von dem hier
die Rede ist, ist nicht der ih1re.
Meine Meinung nun geht dahin, daß der historische Jesus

sich nicht als Gottes Sohn in dem exklusiven Sinne bezeichnet
hat, den die Kirche predigt, im Sinne der einmaligen, einzigen
Menschwerdung Gottes. „Sohn Gottes" ist kein dem Neuen
Testament eingenthümlicher Ausdruck. In den Büchern des Alten
Bundes wird er mehrfach gebraucht, um ein inniges, kindliches
und dabei richtiges Verhältniß zur Gottheit zu bezeichnen. So
beim Propheten Hosea („Und statt daß man von ihnen sagt:
Ihr seid Nichtmeinvolk, soll man sie Söhne des lebendigen
Gottes nennen"). Iml Zweiten Psalm1 („Gott sprach zu mir: Du
bist mein Sohn, ich habe Dich heute gezeugt"). Im Psalm 82;
im Zweiten Buch Samuel VII usw. Es ist ferner auffallend,
daß der Ausdruck „Sohn Gottes" im prägnant-christlichen
Sinne nur im Johannesevangelium häufiger1 zu finden ist; bei
den Synoptikern giebt es nur einige „johanneische" Stellen, die
leicht spätere Interpolationen sein können, au1s der Johannes-
evangelium-Zeit stammend, in der die paulinisChe Heilskonstruk-
tion bereits vollständig durchgearbeitet war. Dagegen finden
sich auch „anti-johanneische" Stellen in den früheren Quellen.
So heißt Jesus in der Apostelgeschichte (22, 14) einfach „der
Gerechte", im ersten Timotheusbrief „der Mensch", bei den
Synoptikern öfters „der Prophet"; und bei Lukas (XVIII, 19)1
finden wir gar einen Ausspruch, den man sehr beachten sollte,
da sich Jesus1 hier ausdrücklich von Gott distanzirt. („Und es
befragte ihn ein Oberer also: Guter Meister, was soll ich thun,
um ewiges Leben zu ererben? Jesus aber sagte zu ihm: Was
nennst Du mich gut? Niemand ist gut außer dem einigen
Gott."). Also: Widersprüche in den Quellen! Auch sonst nah-
men ja die Evangelisten das wörtliche Citiren nicht so genau.
Tendenz hatte bei der Ueberlieferung mitzureden. So spricht
Jesus bei Matthäus (XXIV, 20): „Betet aber, daß Eure Flucht
nicht falle in den Winter oder auf den Sabbath." Bei Markus
aber, der das Jüdische an (Jesus schon censirt, lautet die analoge
Stelle (XIII, 19): „Betet aber, daß es nicht im Winter ge-
schehe." Der Sabbath, gegen den Markus auch sonst (II, 27)
polemisirt, ist ihm in der Feder geblieben.
Die Gottessohnschaft im Sinn der Kirche bleibt also in
Schwebe. Als Messias aber dürfte sich Jesus wohl bezeichnet
haben. Das ist an sich nichts Unjüdisches. Auch dann nicht,
wenn die Hoffnung sich als trügerisch erweist. Hat doch etwas
später Rabbi Akiba sich nicht gescheut, den Kriegshelden Bar
Kochba als Messias zu begrüßen. Und der unglückliche Aus-
gang des hadrianischen, Krieges hat den Ruf des großen Lehrers
nicht beeinträchtigt. Damals stand eben Alles so, daß Er-

lösung gefordert, Erlösung erwartet wurde. Die Romerherrschaft
machte das Leben unerträglich. Die Noth, das Leid waren
nicht mehr zu überbieten. Ueberall klang der Rjuf: Die Zeit
ist erfüllt und das Reich Gottes herbeigekommen. Einer vorv
Jenen, die sich stark genug glaubten, dieses Reich herauszu-
führen, war Jesus. Unbegreiflich, daß er Dies ganz fest zu
glauben vermochte, — unbegreiflich wie jede individuelle Gnade.
(Das möge man nicht vergessen: wie jede individuelle Gnade
heute und je!) Wie fest sein Glaube an sieh und ,<eine
Messiassendung war, wie überzeugt er in diesem Sinn sich'
als Sohn Gottes bezeichnen koninte, Das sieht man aus nichts
Anderem besser als aus der geradezu bestürzenden Gerad-
linigkeit, ja, auf den ersten Anschein fast konfliktlosen Sicher-
heit seines kurzen Lebens. Diese innerliche Ruhe und Kon-
fliktlosigkeit ist es, was den stillien Leser der Evangelien als
ein Besonderes hinnimmt, eine ganz persönliche Färbung der
erzählten Begebenheiten, etwas Unvergleichbares, was in der
Biographie keines andern großen Mannes wiederkehrt. Welch
ein Idyll am See Genezareth, wie ist da das Bedeutsamste,
das Blitzendste in unendlicher Sanftheit vor sich gegangen!
Obwohl dieses ganze Leben notwendiger Weise seiner Kata-
strophe zustürzt; da ist nichts von der Schwäche und Abrupt-
heit des Paulus, kein Abbrechen, keine Gewaltsamkeit. Nein,
nie war Etwas so hell, so selbstverständlich, nie bei aller Ba-
stimmtheit so zart wie dieses Dasein, das doch durchaus nur
auf das Größte ging, nie mehr seitdem ist das Milde mit dem!
Tragischen, das Süße mit dem Ungeheuerlichen einen so ver-
trauten Bund eingegangen. Welche Leichtigkeit in der strengen
Idee der Führerschaft, die ihm völlig natürlich zufällt. Wie
Paulus von Jerusalem wegtendirt, in sektirerische Spaltungen,
so tendirt Jesus hin zu Jerusalem, zur Allgemeinheit seines
Volkes, zum Mittelpunkt der Menschheit. Nie ergiebt sich ein
Aufklaffen zwischen seiner Mission und seinem Wollen, zwischen
Trieb und Pflicht. Der Versucher in der Wüste, Gethsemane:
Das geht so leicht vorbei, daß man an einen ernstlichen Kampf
gar nicht denken mag. Der Konflikt ist gleichsam1 in dem selben
Augenblick, in dem er ausbricht, schon geschlichtet. Die Gnade
(so ist man versucht zu sagen, obwohl man fühlt, daß solche
Komparationen thöricht sind), die Gnade hat hier die denkbar
höchste Intensität erreicht.

Leid ist da, an Leid fehlt es nicht, an dem gewaltigsten
Leid, das nur gelitten werden kann, und dennoch umfließt
Glück die Gestalt, deren Irdisches so gleichgerichtet mit ihrem

Himmlischen war.- Dabei fehlt das Irdische durchaus nicht, die Gleichnisse zeigen einen Mann, der die Menischen und ihr Treiben, ihre Berufq kennt. Was er aber nicht kennt, ist Alltag", ist Verdruß der Banalität. Dennvdas Alltäglichste ist ihm mit dem Höchsten verknüpft; Thiere, Bäume, Landschaften, die Feige und die Distel, Regen, Sand, der Sämann, das Senfkorn, der Sauerteig, der Perlenverkäufer, der Geldverleiher, der verlorene Sohn und1der reiche Verwalter, Od und Korn, Purpur und Byssus: alle Elemente des täglichen Lebens spielen mit in sein Wissen um die göttlichen Dinge. Aus seinen Reden mag man lernen, was „Diesseitswunder" ist. Nicht asketisch grollt er; er nimmt das Salböl der frommen Frau an und seine Schüler, so wünscht er, mögen sich freuen, so lange der Bräutigam: unter ihnen weilt.
Da ich von den Gleichnissen rede, will ich anfügen, daß ich eines Tages sehr überrascht war, in den Gleichnissen des Talmud nicht nur die selbe Anschaulichkeit wie bei Jesus, sondern auch eine tiefgehende nationale Gemeinschaft der Ausdrucksweise zu finden. Ja, im Talmud, im vielverlästerten Talmud, den Ihr nicht kennt, marschirt genau die selbe Staffage; der Gleichnisse auf wie bei Jesus: der König, der treue und der untreue Knecht, der Verwalter, der Fuchs und der Fisch, die ökonomische Lebenstüchtigkeit mit Zinsen und Rückerstattung einer Schuld, Saat und Ernte, Handel und Arbeit der Hände. Es ist das selbe Material, es ist der mit den lebhaftesten, fast abstrusen Einfällen zupackende Seil. Man vergleiche etwa mit den Jesusgleichnissen vom; Kamel und Nadelöhr, vom Splitter und Balken im Auge, die durch ihre Ungewöhnlichkeit, treffende Seltsamkeit so unvergeßlich ins Gedächtniß springen, jene Talmudstelle, wo der leichteste Tod, das gelindeste Aushauchen der Seele, der „Tod im Kusse Gottes" so erscheint, ,,als ziehe man ein Haar aus der Milch", während der schmerzlichste Tod der ist, bei dem die Seele den Körper verläßt, „als reiße man einem Dorn aus einem Wollfell". Ich habe absichtlich keine sogenannte „Parallelstelle" gewählt. Wörtliche Anklänge ließen sich zu Dutzenden auftreiben. Aber gerade bei offenbar von einander unabhängigen Einfällen tritt die gleichgerichtete Originalität, der gemeinsame! Impuls um1 so deutlicher vor.
So wendet sich, vom Sprachstil ausgehend, die Aufmerksamkeit dem Gemeinsame» zu, das Jesus an die andern großen Söhne unseres Volkes bindet. Des Besonderen seiner Persönlichkeit wurde vorhin gedacht: es ist heitere Sicherheit über allen furchtbaren Ernst und die Schrecknisse seines Lebens wie

Hauch der Jugend hinglänzend. Diese persönliche Atmosphäre
eines Menschen, die er seiner individuellen Gnade verdankt,
durchdringt mian nicht. Sie durchdringen wollen, hieße: un-
religiös sein; nicht nur in diesem Falle, vreil es sich gerade
um Jesus handelt!, sondern in jedem Falle der Welt. An der
Kraft göttlichen Gnadenbeistandes ist eben nichts dem Verstand
begreiflich, und daß solche Gnadenkraft einmal oder mehrmals
auch Wunder wirken konnte, sichtbare Wunder im striktesten
Sinne des Wortes, Umkehrungen des Naturlaufs1 der Kausalität,
nichts scheint mir unwahrscheinlich daran. Doch neben dem
Besonderen, Persönlich-Auszeichnenden, darf das Volklich-All-
gemeine nicht verdunkelt werden. Eine kühne Stirn gehört
schon dazu, eine Chamberlainstirn, eine rassenantisemitische1
Stirn, in Jesus nicht den (durchaus jüdischen Menschen erkennen
zu wollen. Als Messias tritt er auf. Das heißt: um das Juden-
thum zu retten. Nun wird, vor Allem von christlich-theologischer
Seite, gern eingewendet,, das jüdische Messiasideal sei politisch
gewesen, die Vorstellung von einem 1siegreichen Judenkönig,
der die Unabhängigkeit der Juden wiederherstellt, die Römer
verjagt. Natürlich gab es dieses Ideal. Doch daneben regte
sich (und durchaus nicht bei Jesus allein) die Stimmung, daß
aller politische Widerstand nutzlos sei dieser furchtbaren römi-
schen Uebermaeht gegenüber, wie sie die Agripparede bei Jose-
phus Flavius mit geradezu geilem Masochismus, mit wollüstigem
Schwächegefühl vor solcher Gliederfülle von Welthilfkräften,
mit gewissermaßen monotheistischer Anbetung des einig-ein-
zigen Welt-Imperiums und unübertrefflichen Präzision-Militaris-
mus darstellt. Nur im Geiste (so glaubte nicht Jesus allein)1
sei noch das Judenthüm zu retten. Ein Gedanke, den Jahr-
zehnte später Jochanan ben Sakai That werden ließ, indem er
sich nach dem Fall Jerusalems von den Eroberern nur Eins aus-
bat: im Lehrhaus Jabne ungestört das Gesetz lehren zu dürfen.
Und dieses Lehrhaus von Jabne hat ja wirklich den römischen
Thron um alle die Jahrhunderte überlebt; 1es lebt noch heute,
wir Juden leben aus seiner Kraft... (Nebenbei: Jochanan ben
Sakai ließ sich in einem, Sarg aus dem totgeweihten Jerusalem'
ins römische Belagerungheer tragen. Dann trat er vor den
Imperator.» Dieses „Lebendigwerden" und das darauffolgende1
schaffende Leben von Jabne könnte wohl ein Anstoß für den
Mythos von der „Auferstehung Christi" geworden sein.)
Jesus wählte einen sehr ähnlichen Weg. Rettung durch
innere Reinheit, durch1 Einkehr und Verschärfung, durch Zäune
um das Gesetz. Die Bergpredigt wiederholt immer wieder: Dies

und jenes befiehlt das Oesetz, ich aber gebe Euch eine noch'
strengere Regel an. Ein „Erschwerer" also ist Jesus gewesen.
Er hebt das Oesetz nicht auf, er erschwert es, der kritischen
Situation des Judenthums entsprechend, das nur durch inner-
lichstes Zusammenraffen jedes Einzelnen noch1 zu retten war.
Ein Erschwerer, ein Verfeinerer des moralischen Gefühles.
Solche Erschwerer und Verfeinerer aber sind wiederum eine
vertraute Erscheinung in unserer Geistesgeschichte. Ich citire
nur etwa, was Bacher („Die Agada der Tanaiten" I 278) von
Akiba berichtet. „Als besonders hassenswerthe Sünde gei1ßelte
er den Wucher, der so sehr zu meiden ist, daß selbst, ein Gruß
als verbotener Zins zu betrachten' sei, wenn der Schuldner den
Gläubiger vorher nicht zu grüßen pflegte. Als besonders wich-
tige Pflicht der Nächstenliebe empfahl Akiba den Besuch der
Kranken; wer diesen verabsäumt, hat gleichsam Blut vergossen.
Wer Blut vergießt, Dem wird es so angerechnet, als ob er
Gott selbst (das Urbild des Menschen) verringert hätte." Ist
Das nicht bis in den Tonfall hinein der Geist der Bergpredigt:
„Es ist den Alten gesagt:1Du sollst nicht töten; wer aber tötet,
soll dem Gerichte verfallen sein. Ich aber sage Euch: Jeder,,
der seinem Bruder zürnt, soll dem Gericht verfallen sein."
Nicht ein Jota, nicht ein Häkchen wird vom Gesetz genoimmen
werden; so lehrt Jesus. Er giebt nur noch zu, er löst1nicht auf.
Von paulinischer Indifferenz äußeren Formen gegenüber ist
bei ihm wenig zu finden. Seine persönliche Gnade ist eben eine
andere als die des Paulus. Er lebt in gleichmäßiger Lichtheit,
während Paulus nur noch ein einziges, grell erleuchtetes Er-
eigniß (den Kreuzestod) sieht und alles Uebrige in Niebel, in
Dunkelheit, der Verdunkelung würdig. Wo aber Jesus die
Pharisäer tadelt (Lukas XI 42), daß sie „Münze und Raute
und jedes Kraut verzehnten", dagegen aber „vorbeigehen1 am
Recht und an der Liebe Gottes", da setzt er, der Ebenmäßige,
der Klare, den Kohelethsatz hinzu: „Dieses galt es zu thun
und Jenes nicht zu lassen." Dieses also (das Verzehnten) galt
es zu thun. So wichtig war ihm nach Form 1und Gesetz. Nein:
hier ist noch1 k^ne Spur von Diesseitsnegation, von Zerfließen,
von Auflösung der jüdischen Gemeinschaft. Im Gegentheil:
der Gedanke, daß durch Verschärfung der Gebote, durch Ver-
innerlichung das drohende Verhängniß abgewendet werden
könne, ist tief jüdisch, kehrt immer wieder und lag in jenen
Tagen besonders nah, da der Untergang dies Staates fühlbar
bevorstand. „Groß ist die Reue", sagt Rabbi Meir, ..denn umi
eines Einzigen willen, der Reue übt, wird der ganzen Welt ver-

ziehen." Der Traktat Gittin berichtet von einem Manne, der
sich vierzig Jahre lang nur vom Sa|ft der Feigen nährte, um'
den Fall Jerusalems abzuwenden. Und Jochanan ben Sakai
sagte zu Vespasian: „Wären nur tzwei Solche gewesen, die Stadt
wäre nicht gefallen". Auch der Gedanke der stellvertretenden
Genugthuung hat also seine jüdischen Analogien. (Siehe vor
Allem das herrliche Jesajakapitel 53.) Wie sehr überdies die
Gestalt Jesu von den seiner Generation Nahen als Glied der
jüdischen Geistesgeschichte empfunden wurde, geht aus einer
hübschen Stelle des Traktates Abodah Sarah hervor: Akiba er-
innert den Rabbi Elieser daran, daß er einmal eine Schrift-
deutung aus dem Munde eines Min (Sektirers, Christen) ge-
hört habe, der sie als von Jesus aus Nazareth (Jeschu Hanozri)'
empfangen vortrug, und daß ihm diese Schriftdeutung (bezüg-
lich Mkha 1 7) sehr große Freude bereitet hjabe. Allerdings
wird gleich darauf die Absonderung von den Minim streng ein-
geschärft. Aber gerade dieses Verbot deutet, im Zusammen-
hang mit der Anekdote, auf die sehr enge communicatio in
spiritualibus hin, die damals bestand.

Nirgends finde ich, daß Jesus die paulinisiche Idee in die
Mitte gestellt habe, alle Menschen könnten nur durch seinen
Opfertod und auf keine andere Weise selig werden. Erst im|
Johannesevangelium treten solche Stimmungen in den Vorder-
grund. Natürlich liegt in Jesu Gedankengang, daß Alles dem)
Ende sich nähere, viel Verlockung, die tägliche Arbeit, das
„unedle Unglück" zu vernachlässigen (die Geschichte von Maria
und Martha, „Sorget nicht für den morgigen Tag!"). Aber sa
völlig unpolitisch wie Paulus ist er noch1 nicht. Der jüdische
Tempel soll zerstört, doch auch1 wieder aufgebaut werden.
Aehnliches haben die Propheten Jesaja, Ezechiel und Andere
geweissagt. So einseitige Einstellung auf „edles Unglück" wie
bei Paulus war, wie es scheint, trotz allen späteren Einschiebseln
in die synoptischen Evangelien nicht hineinzubringen. Kein
desinteressement anr Diesseits, daher auch kein desinteresse-
ment an den natürlichen Unterschieden der Völker, am eigenen
Volk. Ein merkwürdiges und ergreifendes Beweisstück hierfür:
in der vom Censor unterdrückten Stelle des Traktates Gittin
wird Jesus allerdings als einer der drei ärgsten Verfolger des
Judenthums angeführt. Onkelos citirt seinen Geist neben dem
des Bileam und des Titus aus der Unterwelt. Dann fragt er
die Drei, was er thun solle, um Größe in der Welt zu gewinnen.
Bileam und Titus rathen ihm, die Juden zu hassen und1 aus-
zurotten. Jesus aber räth, die ijuden zu lieben und ihnen

Gutes zu thun. Der Talmud fügt, hinzu: „Komm und sieh, welch ein Unterschied zwischen einem Abtrünnigen Israels und den Propheten der Welt!" Und alle Deutelei kann der berühmten Matthäusstelle nichts anhaben, in der Jesus sich bezeichnet als „gesandt nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel". „Es geht nicht an, das Brot der Kinder zu nehmen und es den Hündlein vorzuwerfen." Und seinen Apofsteln trägt Jesus auf: „Ziehet auf keiner Heidenstraße und betretet keine Samariterstadt, gehet aber vielmehr zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel." In letzter Linie freilich zielt seine Lehre (wie jüdische Lehre überhaupt) auf alle Menschen. Doch kraft des Diesseitswunders ist ihre praktische Durchsetzung gebunden an irdische Differenzen, die niemals, nicht einmal vom erhabensten Blickpunkt aus bedeutunglos werden. „So1 seid denn klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben": befiehlt Jesus den Schülern. In diesem: Satz ist die fast unlösbare, nur durch ein Wunder lösbare Aufgabe des Menschseins ausgedrückt: dem edlen Unglück und zugleich dem unedlen zu leben.

Das christliche Dogma nimmt gönnerhaft das Jüdische an Jesus zur Kenntniß; es gehört eben mit zu dem1 Wunder der hypostatischen Union, daß Gott in Jesus „wahrhaft Mensch geworden ist". (Hier also gehen die Wege der christlichen Theologie und des Rassenantisemitismus, dem Jesus ein „Germane" sein muß, auseinander. Später treffen sie sich danni wieder.) Zweifellos finden sich einige Aussprüche bei Jesus, die „christlich" sind im paulinischen Sinn. Echt oder unecht: mir lag nur an dem Nachweis, daß wesentliche Züge der Jesusgestalt mit Dem, was paulinisehe Konstruktion erfordern würde, nicht übereinstimmen, daß sie jüdisch sind, im Sinn des alten antipaulinischen Weltgefühles. Es ist dann wohl Geschmackssache, daß auf mich gerade solche Züge, die mit der Theorie „nicht stimmen", die also einer entgegengebauten Theorie zum1 Trotz sich Ueberlieferung gleichsam erzwungen haben, viel lebendiger und wahrer wirken als Einzelheiten, die wie Beweisstücke eines Systems anmuthen. Gerade die irrationalen Elemente in der Jesusgeschichte sind es auch, die mir den Gedankengang eines Drews und Lublinski (Jesus habe nie gelebt, die Passion-Geschichte sei gleichsam nur eine Präzipitat aus asiatischen und griechischen Mythologien) völlig unwahrscheinlich, geradezu indiskutabel machen.

Prag. Max Brod.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Faß & Garleb G. m. b H. in Berlin.